Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. April 1915.

Osterspazirgang.

Der tote Cid.

In lückenlos dichter Schaar umlagert Feindschaft die Hauptstadt und aus den tapfersten Herzen sickert mählich die Hoffnung auf ganzen Sieg. Zuversicht glaubt, auf der Scholle der Väter sich noch zu halten; wie aber vermöchte, an welcher Stelle, das Schwert Aufrechter mit solcher Wucht das dunkle Geballzu schlitzen, daß dessen Saft unschädlich verrönne? Kann eines Armes Streich, des stärksten noch, einem Gewimmel das Schädeldach zerschmettern? Schwer aber müßte auf mühsam eingescheuertem Erbe ein dumpfer Nothfriede lasten. Wo führt aus Reichslebensgefahr der schmalste Pfad? Von den Thürmen dröhnt Mitternacht. In den Nachhall des letzten Tones knarren eiserne Riegel und Pfostenträger. Aechzend sperrt ein Thor, das lange verrammelt war, den schuppigen Rachen auf; und speit aus Finsterniß klirrenden Heertroß in Finsterniß. Vierhundert Gerüstete zählt das Auge, dessen Blick sich tastend ins Dunkel einfühlt; noch einmal hundert, die, in Haltung und Kleid, edler scheinen als der Vortrab. Alle umringenden Ritter überragt, auf greisem, doch stolz schreitendem Roß, ein alter Recke, der vom Scheitel bis an die Sohle in Stahl gepanzert ist und das Gewicht dieser Rüstung doch straff und leicht wie ein Fähnrich trägt. Hinter ihm, im Gewand tiefster Trauer, eine weinende Frau. Sechshundert Reisige als Nachhut. Fast lautlos bewegt

sich der Zug; als wäre Fuß und Huf in Filz gewickelt. Schon zwitscherts von den Wällen. Sauber geputzte Vogelkehlchen grüßen den erwachenden Lenztag. Auch den Feind weckt die Sonne, von deren glühendem Leib das graue Morgenhemd des Himmels nun purpurn schimmert. Auch er sieht den Reiterschwarm, sieht das weiße Haupt des ehrwürdig Ragenden. Den hat er oft erblickt. Ist nach manchem heißen Treffen vor ihm gewichen. Schwarz funkelt der Harnisch und scheint den Fernen mit goldenen Kreuzen bestickt. Dieser lebt? Längst, hofften Führer und Mannschaft, ruht er in der Gruft. Die Erkenntniß des Irrthums schreckt sie in wirre Flucht. Haufen Fliehender werden erschlagen. Von drei Dutzend dunkelhäutiger Dutzendkönige entkommt nur einer mit seinem Gefolge dem Graus. Nach der Schlacht heben die Sieger den Feldherrn behutsam vom Pferd. Einen Toten. Der schon tot in den Sattel gegürtet worden war. Was stählern blinkte, ist bemaltes Linnen; Schild und Helm aus gefirnißtem Pergament. Stramm aber, als stiege aus der Wurzel im Frühling ihm junger Lebenssaft noch bis in den Wipfel, saß er auf dem Streithengst, dessen Treue die Mannheit überdauert hat. Und Zehntausende flohen vor einem Leichnam. Der darf nicht in Sargesnacht gebettet werden. Auf einem Prunkstuhl, unter reich vergoldetem Tabernakel, thront zehn Jahre lang noch der Alte. Das weiße Lippengebüsch hat über dem Stahlschwarz die Zartheit der Schneeglockenfarbe und die Hand, die den Schwertgriff zärtlich einklammert, ist im Geglieder so kräftig fein wie des Meißlers, der aus parischem Marmor Menschheit schuf. Ehrfürchtig staunt alles Volk; in Andacht beugen sich Pilgerheere vor dem Helden, der als Entseelter das höchste Wunder wirkte und, ohne Verwesungmale, in schlichter Würde das Haupt reckt, „als ob er noch leibt' und lebte, die Tizona in der Hand." Von Rodrigo Diaz, dem Cid Campeador, geht diese Mär; von dem redlichen Lehnsmann, der im Hofgesinde, bei seidenen Buben und Bisamweibchen, nie heimisch, dessen muthiger Wille zu heilsamer Wahrheit vor gefurchten Fürstenstirnen nie heiser ward und von dem sein Herr dennoch sagen mußte: „Ich besitze nichts, was ich nicht ihm verdanke." Dem dankbaren König Fernando folgt einer, dem in niederem Krüppelholz behaglicher ist als zwischen hohen, breit schattenden Stämmen. Ihm, dem nur bepfründetes Geschmeiß schon Kränze wand, ist der vom Ruhm gekrönte Diener, aus dessen Mund Erfahrung ohne

Menschenfurcht redet, bald so unbequem, daß er den Mahner aus seinem Reich bannt; aus den Gebieten, die der Cid dem Herrscherhaus erwarb und erhielt. Spät erst, da diesem Reich Verräthers Tücke dräut, ruft der König den Dienstmann zurück; allzu spät. Ist das Vasallenleid nun ausgelitten? Nein. Noch einmal wird, von dem dritten Monarchen im jungen Kastilianerreich, Rodrigo Diaz rauh geächtet. Weil er dem von Schmeichlern Verhätschelten den bitteren Trank der Wahrheit eingezwungen hatte. „Ihr seid neu auf Eurem Throne, traget noch ein junges Szepter; nichts gefährlicher war öfters Fürsten als Abwesenheit.“ Wie Schwefelsäure brennts in dem an Süße gewöhnten Gaumen. Der Gevehmte schient sich in Schwarz; und legt die Trauerrüstung nicht ab, als neue Kronennoth seinen König zwingt, dem kundigsten Helfer noch einmal die Macht auszuliefern. Der Cid kann verzeihen; kann nicht vergessen, daß ihm gewehrt sein sollte, als ein männlich Freier nach seines Gewissens Rath, nicht nach dem Wink eines dem Staatsgeschäft noch fremden Glanzerben, dem Reich zu dienen. Im schwarzen Küraß stirbt er. Der Pergamentschild des Toten zermalmt den Feind. Vor allen Völkern wird der Retter zur Schau ausgestellt. Einst war er in Acht; der störrige Knecht, der sich niemals feig ducken wollte und dem alles Kriechgethier drum frechen Drang in ungehorsame Ueberhebung nachzischelte. Nun: der treuste Diener; der Hort seiner Landsmannschaft und der Wall ihrer Fürstenburg; entlebt noch gewaltiger als irgendein blühender Jüngling oder Frucht zeugender Mann; der Schrecken aller von Feindschaft verbündeten Widermächte. Die Neider, die Hasser schluchzen in frommer Sehnsucht. Haben sie je denn seine Größe, den Urwuchs seines Genius verkannt, nicht immer die reine Flamme des Wollens bewundert, in deren Gluth Wehr und Gurt des Vaterlandes geschmiedet wurden? Am Liebsten möchten sie ihm, wie Otto der Dritte im aachener Grabgewölb der Mumie des großen Kaisers Karl, eine güldene Nasenspitze auf den gelben Knochenstumpf künsteln: damit er schöner noch scheine, gewachsener Menschennatur weiter entrückt sei, dem Gnadenbild eines streitbaren Heiligen ähnlich werde. Und Alles plärrt: „Ehre seinem Angedenken!“

„Meine Ehre steht in Niemandes Hand als in meiner eigenen und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig und Niemand

ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigenthum; ich gebe mir selbst so viel, wie ich glaube, davon verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe. Mensch bin ich und nie war mir Menschliches fremd. Für Statuen und ähnliche Arten von Dank bin ich gar nicht empfänglich." So spricht Otto Bismarck. Ueber ihn sagt der österreichische Botschafter und Feldzeugmeister Prokesch von Osten, der Vertreter der von dem Märker überwundenen Macht: „Herr von Bismarck vertrat im frankfurter Bundestag das Bestreben, den Bund zu Grunde zu richten, um Raum für Preußens Herrschaft zu schaffen; ich das Bestreben, den Bund zu halten. Für ihn, der durch und durch nur Preuße ist, gab es keinen anderen Standpunkt als den des preußischen Interesses. Er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen, dem Satan selbst aber, freilich mit Verachtung, die Hand gereicht haben, wenn Der dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen; und man muß ihm zugestehen, daß ihm Ha bheit fern lag und daß er stets die ganze, wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen verstand. So betrieb er mit unermüdlichem Eifer die Lähmung und Herabwürdigung des Bundes. Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, der so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Sollens und Wollens war. Er war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form."

Spuk.

„Ich trete zagend heut in diese Mitte,
Denn Dir, o Kaiser, gilt mein schwaches Lied,
Dir, dem kein Sterblicher das Recht bestritte
Des größten Mannes, den die Erde sieht!"
Der eitele Franzos, der stolze Brite,
Sie neigen sich vor Dir, in Neid erglüht,
Und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen,
Dich, Herr und Kaiser, heute zu begrüßen.

Dieses Geschlecht erbärmlicher Pygmäen,
Den Mund voll Worten und von Furcht so bleich,

Die Krämerseelen, die nur Eins verstehen
Und Eins nur denken können: Arm und Reich,
Wie mußt ihr kleinlich Treiben Du verschmähen
Und stolz beseligt fühlen Dich zugleich,
Als einziger Mann in dieser Welt der Memmen,
Die Sinn nur hat für Weiber, Geld und Schlemmen!

Auf schaut zu Dir, zu ihrem Rettunghorte,
Die Christenheit in Todesangst und Pein.
Nicht hört der Feind auf Deine Friedensworte;
So soll denn Krieg die blutige Losung sein.
Bei Gottes Thron: die Osmanische Pforte
Wird eine Ehrenpforte, Herr, Dir sein,
Durch die Du glorreich ziehst auf Ruhmesschwingen,
Den frechen Feind in Demuth nun zu zwingen."

Ist dieses Reimgewedel von gestern? Einen Reussengossudar, einen Nikolai winselts an. Doch nicht den zweiten. Dessen Mannheit würde selbst von Schmeichlern nicht Memmen als Muster gezeigt. Der dürfte die Erwähnung französischer Eitelkeit und britischer Krämerseelen nicht dulden. Dem ersten Nikolai, Pauls hartem Sohn, ward das läppische Lied gesungen; von Deutschenenkeln im Baltenland. Der Zar hat den Vorschlag, die Türkei zu theilen, in London nicht durchgesetzt; hat dann die Schutzherrschaft über die Orientchristen gefordert, die Moldau und die Walachei als Pfand genommen, bei Sinope die Türkenflotte vernichtet. Die Westmächte heischen die Räumung der Donaufürstenthümer und erklären, da sie geweigert wird, dem Zaren den Krieg. Berlin ist für Rußland; hofft auf Revolutionen der Griechen, Spanier, Iren, auf Kommunistenputsche und die Zerstückung der Britenmacht. Manteuffel will lieber aus dem Ministerpräsidium zurücktreten als ein Bündniß mit Rußland verantworten; der Prinz von Preußen die Zeit solchen Krieges, in dem er nicht mitfechten mag, in England verleben. Aber Wrangel knurrt: „Wir müssen mit Rußland gehen." Und der König, den Schwester Charlotte, die Kaiserin von Rußland, mit zärtlich beschwörenden Briefen ins Feuer zu drängen sucht, schließt den Kronrath, der Entscheidung bringen sollte, mit dem Wort: „Wie Gott will!" Bismarck ist für artige Ablehnung des russischen Werbers; hat für den Gedanken an ein austro-preußisches Bündniß gegen Rußland aber nur Hohn. „Wir übernehmen keine leichte Aufgabe, wenn wir Arm in Arm mit Oesterreich unser Jahrhundert in die Schranken fordern. Ich

würde nie rathen, Gefahren zu scheuen, wenn sie Etwas einbringen; nur keine sentimentalen Bündnisse, bei denen das Bewußtsein der guten That den Lohn edler Aufopferung zu bilden hat. Ich fürchte mich vor Dem, was Feldzeugmeister Heß in Berlin kocht. Er scheint lange bleiben zu wollen; bringt die Frau mit; legt am Ende Spargelbeete an. Man glaubt hier (in Frankfurt), daß er bestimmt sei, uns westmächtlicher und kriegerischer anzustreichen, als es durch des Flügelteufels (Edwins von Manteuffel) Vermittlung thunlich war. Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht; daß wir unsere Kraft, wie ein gutmüthiger Narr, dem Egoismus Oesterreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das Wenigste; brechen wir aber wirklich, auf dem Weg dieser Bedientenpolitik, Fremden zu Liebe mit Rußland, so kostet es die Franzosen ein Wort der Annäherung an dieses Reich: und wir und Oesterreich sind die dupes in der Falle und England zuckt die Achseln. Prokesch muß ich die Gerchtigkeit widerfahren lassen, daß er die antirussische Kriegspartei in Wien für die Verderber Oesterreichs hält. Ich dachte, wir würden Oesterreich vor der Pression Frankreichs sichern, ihm Garantien von Rußland schaffen und es dadurch ruhig erhalten. Statt Dessen lassen wir uns selbst fortreißen. Ich hoffe, es ist nicht wahr; wäre es doch, so muß ich sagen, daß wir nicht im Stande sind, auf der mäßigsten Höhe zu stehen, ohne schwindelig zu werden und ohnmächtig in die Arme des nächsten nervenstärkeren Menschen zu sinken." Das Bündniß mit Oesterreich kommt; nicht Preußens Eintritt in den Krieg. Auch nicht, was Bismarck fürchtete, als er an Gerlach schrieb: „Die Stimmen, daß Oesterreich die Donaufürstenthümer und Serbien unter sein Protektorat nehmen müsse, werden in der Presse immer dreister. Länder für die Bachs und Hübners zu erobern: dazu kann uns doch das Bündniß nicht verpflichten?" Inzwischen wird in Rußland die Begeisterung für den Krieg erstrebt und in der „Gesellschaft" erlangt. Die schwelgt in Chomjakows Vision vom Westslawenland, sieht Prag schon als russische Stadt, die Donau, die Elbe sogar als dem Zarenreich zugehörige Ströme und schwört, daß Konstantinopel bald Zarigrad heißen werde. Nikolai Pawlowitsch und der alte Feldmarschall Paskiewitsch waren gegen den Krieg; wurden aber von den Slawophilen hineingezwungen. „Und wenn er zwanzig Jahre lang dauert: Rußland kanns aushalten, England

nicht.“ Zuversicht, die aus blinder Unterschätzung des Feindes kommt, kann niemals dauern. An der Alma, bei Balaklawa und Inkerman wird Rußland geschlagen. Im Novembersturm verlieren die Franzosen das Kriegsschiff „Henri IV“, die Briten dreißig Transportschiffe, tausend Mann und den neuen Dampfer „Prince“ mit einer Ladung im Werth von zehn Millionen Mark. Zum ersten Male liest Europa Artikel über den Schieß- und Laufgraben-Krieg (guerre des sapes et tranchées) und fängt zu ahnen an, was die Technik und Organisation für den Massenkampf neuer Zeit bedeutet. Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Adjutant des Oberbefehlshabers Lord Raglan, schreibt nach der Schlacht bei Inkerman an die Königin Victoria von England: „Die Russen hatten uns überrascht; das Erste, was wir von ihnen merkten, war das Einschlagen schwerer Geschosse. Die Erfahrung hat uns Vorsicht gelehrt und wir, Engländer und Franzosen, haben uns seitdem so stark verschanzt, daß ein Angriff dem Feind nicht Erfolg bringen kann. Bei der Schanzanlage haben die Türken mitgearbeitet; sie haben auch tote Russen begraben, sonst aber nichts gethan. Der Rundgang nach der Schlacht war furchtbar. Zwischen den Leichen lagen, in Haufen, amputirte Arme und Beine, die noch in Aermel, Hose, Stiefel steckten.“ Englands Sanitätwesen und Intendantur ist so unzulänglich, daß Miß Florence Nightingale, die eine Schaar geschulter Pflegerinnen auf den Kriegsschauplatz führt, als Retterin umjubelt wird. Lord Raglan stöhnt: „Trotz aller Mühe des Nachdenkens und Vorbereitens fehlt mir die Möglichkeit, unseren Leuten das Leben in den Laufgräben zu erleichtern. Die Wege sind schlecht, die Verkehrsmittel der Intendantur unzulänglich, Nahrungmittel und Geräth nur über See, nicht aus dem Inland, zu beziehen. Aus Konstantinopel kam Kaffee; die Intendantur hatte nicht den zum Brennen nöthigen Apparat und die Truppen erhielten ungebrannten Kaffee, bis Kapitän Heath vom ‚Sanspareil‘ von seinen Schiffsingenieuren Röstmaschinen machen ließ. Die konnten aber nicht so viel liefern, wie täglich gebraucht wurde; und der geröstete Kaffee, den wir vor drei Monaten vom londoner Schatzamt erbaten, ist noch heute nicht angelangt.“ So schlecht arbeitet Englands Kriegsmaschine. Diese Mängel wittert der Feind; und die Siegesgewißheit wurzelt sich fester ein.

Oesterreich schreckt die Russen nicht mehr. Das (heißts schon

damals) „stirbt in diesem Krieg noch früher als die Türkei; Ungarn, Italer, Kroaten würden die Gelegenheit zum Aufstand benutzen.“ Die Gefahr österreichischen Eingreifens scheint auch den Westhöfen überstanden; mit ihr war gerechnet worden, als der junge Kaiser Franz Joseph, nach einem heftigen Gespräch mit dem Russischen Botschafter, plötzlich den Ballsaal und das Haus des Fürsten Schwarzenberg verlassen hatte. Doch Preußens Zurückhaltung hat dem Herrn der Hofburg den Krieg verleidet. Der war in Berlin nur von einer kleinen Gruppe gewünscht worden, deren Haupt Herr von Bethmann-Hollweg war. Der Mann mit dem kleinen Herzen hatte seinem Schwiegersohn Pourtalès die Bearbeitung der Orientsachen im Ministerium des Auswärtigen und das Recht erlistet, dem König selbst darüber Vortrag zu halten. Ob Manteuffel sich auf die Pflicht des Ministerpräsidenten besann, ob der Russe Budberg durch Gerlach, den Generaladjutanten und Günstling, auf den König einwirkte: eines Tages wurde Pourtalès, als er sich wieder zum Vortrag meldete, schroff abgewiesen und zur Abgabe des Dezernates genöthigt. Meine Schwester, sagt Friedrich Wilhelm, schreibt mir, „bei der Vorstellung preußischen Krieges gegen Rußland breche ihr Herz.“ Dieser Schwarzalb ist gewichen; und Charlotte hört überall, daß ihr Nikolai siegen und bald in Konstantinopel den Frieden diktiren werde. Im Nebel solchen Wahnes leben nicht nur russische Hofpfründner (das Häuflein der Skeptiker wird in Berlin von dem Finanzattaché Rennenkampff ermuthigt), sondern auch die Urpreußen, denen der Zar der Hort des Monarchismus und der Wall gegen den Sturmlauf zuchtloser Rebellen ist. Extrablätter der Kreuzzeitung melden die in Petersburg erlogenen Siege wie preußisches Waffenglück. Ein Zedlitz verbietet seinen Söhnen, ins Heer einzutreten, so lange die winzigste Möglichkeit borussorussischen Krieges bleibe. Und der schlesische Adel harrt ungeduldig der Stunde, da Rußland die ganze Sippschaft seiner Feinde ins Meer werfen und die Hagia Sophia endlich mit dem Christenkreuz krönen werde. In diese Stimmung platzt die Kunde vom Tod Nikolais. Die Kreuzzeitung erscheint mit dickem Trauerrand. Im Staatsanzeiger wird erzählt, der letzte Satz des sterbenden Zaren habe gelautet: „Saget Fritz (dem König Friedrich Wilhelm), er solle für Rußland bleiben, was er war, und Papas letzte Worte

niemals vergessen.“ In der Kammer seufzt Gerlach, allen Preußen sei ein Vater gestorben. In Potsdam beginnt die Trauerpredigt des Pastors Krummacher mit dem Wort: „Der Kaiser ist tot!“ Als habe für Preußen nur dieser eine gelebt. Gardeoffiziere und andere Adelige tragen Trauermedaillen mit Nikolais Bild an der Uhr; Damen dieser Gesellschaftschicht haken sie an Armbänder. Mit inniger Zustimmung wird das Urtheil des sächsischen Grafen Beust wiederholt: „Jedes Mitglied der herrlichen russischen Dynastie ist mehr werth als das ganze Pack der Westmächte.“ In Brandenburg wird die Uniform des Zaren in feierlichem Aufzug in die Kirche gebracht und Preußens Ministerpräsident schreitet in der Prozession mit. Nikolai Pawlowitsch war, als Mann, sogar von den Feinden seines Reiches geschätzt worden. Queen Victoria schreibt an die Prinzessin von Preußen (Wilhelms Augusta): „Der Kaiser ist als unser Feind gestorben; aber ich habe die helleren Tage gemeinsamen Erlebens nicht vergessen und tiefer als irgendein Anderer bedauert, daß er diesen traurigen Krieg willkürlich begann. Mit der Bitte, der armen Kaiserin und den anderen Angehörigen das Mitgefühl meines Herzens auszudrücken, muß ich mich, weil ichs offiziell nicht thun darf, an Sie wenden.“ Die seelische Zerrüttung des harten Mannes war den Nächsten längst offenbar geworden. Seine Tochter Maria (die dann Fürstin Strogonow wurde) hatte mit dem Einfall getändelt, einen Narishkin zu heirathen, und dem Begünstigten gestattet, im Ueberrock abends in ihren Zimmern eine Cigarre zu rauchen. Der Vater fand ihn, riß ihn am Ohrläppchen durch Säle und Treppenhaus und stieß ihn mit dem Fuß auf die Straße. Solche Vorgänge waren nicht selten. Seit Monaten, wisperte Dmitrij Nesselrode, der Sohn des Kanzlers, „war er nicht mehr zurechnungfähig“. Die Hiobsposten aus der Krim wollte er zunächst leicht nehmen; unsere zuverlässigsten Feldherren, meinte er, die Generale Januar und Februar, werden uns den Sieg bringen. Daß auch diese Hoffnung trog, war die Ursache der Delirien, in denen der Kaiser starb. Bismarck schreibt, aus Frankfurt, an Gerlach: „Ich enthalte mich aller Reflexionen über das erschütternde Ereigniß. Die Menschen aller Parteien stehen hier, wie wohl in ganz Deutschland, ernst und betroffen der Unerforschlichkeit des göttlichen Rathschlusses gegenüber und selbst der Demokrat verschließt sich dem Gefühl nic-

welches uns ergreift, wenn der Hauch des Herrn die Eiche niederwirft. Nur von einzelnen Oesterreichern, selbst einem General, höre ich, daß sie sich händereibend Glück wünschen, von einem ‚gefährlichen Feind‘ befreit zu sein. Für den Kaiser Franz Joseph wird die Um- und Einkehr erleichtert, für England die Furcht vor der Person des Kaisers Nikolaus, für Frankreich eine persönliche Empfindlichkeit gehoben; aber so weit es in Rußland kriegerische Stimmungen im Zaun zu halten gilt, war Das für den vorigen Kaiser leichter als für den jetzigen. Wenn ich Rußland wäre, so würde ich längst meine Irrungen mit Oesterreich ehrlich am (Deutschen) Bunde anhängig gemacht haben. Damit hätte man den Bund anders stimmen und den Befreundeten einen Anhalt in dem Dunkel eines gänzlichen Mangels an offiziellen Mittheilungen geben können. Oesterreich wird Rußland nur angreifen, wenn Verträge oder die sichere Rechnung auf die Großmuth unseres allergnädigsten Herrn ihm preußische Rückendeckung sichern. Wir sollten, meines Erachtens, in alle Welt hinausposaunen, daß diese Rückendeckung auf keinen Fall erfolgen würde; wir sollten Das auch dann thun, wenn wir bei uns entschlossen wären, sie vorkommenden Falles zu leisten. Glauben Sie, daß noch irgendein Zweifel an der Friedfertigkeit Oesterreichs bliebe, wenn man in Wien der Besorgniß Eingang verschaffen könnte, daß Preußen im Fall eines muthwilligen Angriffes auf Rußland eine drohende Stellung im Rücken Oesterreichs annehmen würde? Ich sage nur: Besorgniß; es brauchte gar nichts in der Richtung gethan zu werden.“

Der Brief ist aus dem Ostermonat des Jahres 1855. Zehn Jahre danach schreibt, wieder bei Aprilwetter, Theodor von Bernhardi in sein berliner Tagebuch: „Gespräch mit dem Kronprinzen. Bismarck habe sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt. ‚Wie er Das gemacht hat, weiß ich nicht; aber es ist so; der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille.‘ Beseler sieht sehr schwarz: er glaubt nicht an Krieg (gegen Oesterreich), weil er nicht an die Festigkeit des Königs glaubt. Er meint, Bismarck wird weichen, seine Entlassung nehmen und die Sache wird im Sand verlaufen. Roon bedauert, daß Bismarck krank ist. ‚Das ist ein schlimmer Umstand. Wenn er an der Spitze der Geschäfte bleiben kann und bleibt, dann wird es gehen; muß er aber zurücktreten, dann kann man für nichts stehen!‘ Ich sage, von vielen

Seiten werde daran gearbeitet, den König wankend zu machen, namentlich von einer gewissen Coterie; mein Freund Droysen nennt sie, etwas unästhetisch, die Wanzen, die sich in den königlichen Schlössern eingenistet haben. Roon: ‚Ja, diese Haus- und Familien-Wanzen.‘ Max Duncker erzählt mir, am Theetisch der Königin habe der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen Angriff auf den König gemacht, von den Schrecken des ‚Bruderkrieges‘ gegen Oesterreich gesprochen, einen solchen Bruderkrieg geradezu als einen Frevel bezeichnet; die Bedingungen, die Wien stellte, seien gar nicht so schlimm und man könne sie wohl annehmen. Der König hat sich Dem gegenüber ganz auf der Defensive gehalten und nur, mit höflicher Verwunderung, gesagt: ‚Sie sprechen ja als mein Feind!‘ Die Königin aber wurde empfindlich, als der Minister Schleinitz sich in das Gespräch mischen wollte, um den König zu vertheidigen. Bismarck sagte mir, er müsse sich fragen, ob er den König zu den energischen Entschlüssen bringen werde, die nöthig seien. Gerade die besten Eigenschaften des Königs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt, sind ihm im Wege. ‚Und seine passive Zustimmung genügt mir nicht.‘ Leichthin werde er nicht seine Entlassung fordern. ‚Aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe.‘“ Nie lernt ers. Die Kriege, die ihn unvermeidlich dünkten, hat er geführt (und keinen der drei „erklärt“). Am achtzehnten März 1890 spricht er wie 1865; der alte Fürst wie der fünfzigjährige Junker. „Nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, würde ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Er will nicht leichthin seinen Abschied erbitten. Kann aber nur handeln, wie Staatsmannesvernunft ihm räth. Und wird jetzt nicht gehalten. In Würde fällt er. Der Ring schließt sich. Oeffnet die Osmanische Pforte sich nun einem Nikolai als Ehrenportal?

Hört! Hört!

„Auch die athenischen Ereignisse lassen die geschickte Hand des Deutschen Botschafters in Rom erkennen. Fürst Bülow, der diplomatische Zauberer, hat neue Objekte und neue Figuren auf die Bühne gestellt. Er hat beschlossen, die Karte der Balkanhalbinsel nach eigener Art umzugestalten. Er stößt Italien nicht nur nach Albanien und Dalmatien, verspricht ihm nicht nur das Trentino (‚ohne den Verlust eines einzigen Blutstropfens‘) sondern auch Nizza, Korsika und Tunis im Westen. Den Oesterreichern, denen er das Trentino nimmt, verspricht er eine Ausdehnung nach Serbien. Das wird ‚aufgetheilt‘ und dadurch entsteht eine österreichisch-griechische Grenze. In aller Seelenruhe theilt er das Fell des nicht erlegten Bären; und harmlose Diplomaten scheinen bereit, ihm beim Bau der Kartenhäuschen zu helfen. Besonders emsig soll, wie man hört, Bulgariens Gesandter in Rom, der Makedone Dmitrij Risow, sein, der sich eine Weile für einen Slawophilen ausgab, nun aber die slawische Sache verräth und überall der deutschen und österreichischen Diplomatie dient. Als Verfasser der berühmten frechen Depesche, die König Ferdinand am Vorabend des zweiten Balkankrieges nach Petersburg schickte, ist er bekannt geworden. Als Entgelt erhielt er den Gesandtenposten und setzt in Rom nun die Wühlarbeit gegen das Slawenthum fort. Herrn Genadiew hat er als Helfer hingerufen. Er scheint zu hoffen, daß mit solchen Mitteln seiner makedonischen Heimath zu nützen sei.“ (Nowoje Wremja.) „Die Frage der Meerengen ist die Frage, ob Rußland unabhängig werden soll. Die Meerengen dürfen nicht neutralisirt werden. Lieber noch sähen wir sie unter der Herrschaft einer schwachen Türkei. Freilich: Schwachheit ist unvereinbar mit Freiheit. Ob wir die Meerengen neutralisiren, ob wir sie den Türken lassen oder sie irgendeiner kleineren Macht, wie Bulgarien, abtreten: morgen oder übermorgen würden sie von Deutschland, also von einer uns feindlichen Macht, abhängig. Uns müssen die Verbündeten sie überlassen; ohne zu fragen, wer der Türkei den letzten Todesstoß versetzt. Rußland muß und soll sich verpflichten, den Handelsschiffen aller Länder die freie Fahrt durch Marmara- und Schwarzes Meer zu gewähren; ihm muß aber die Möglichkeit bleiben, mit Waffengewalt diese Meere Kriegsschiffen jeder anderen Macht zu sperren. Die Meerengen müssen

Rußland gehören; eine andere Lösung gibt es nicht.“ (Fürst Eugen Trubetzkoi in den Russkaja Wjedomostij.) Ueber Witte (dessen Bahre der Zar nicht mit einem Kranz geschmückt, an dessen Beisetzung kein Mitglied des Kaiserhauses sich betheiligt hat) sprach in einer Versammlung Herr Wladimir Kowalewskij, der des Finanzministers Gehilfe und später, ohne den Titel, Handelsminister gewesen war. Er erwähnte einen Vorgang, der die Taktik Wittes erkennen lehrt. „Als er im Jahr 1893 den Handelsvertrag mit Deutschland vorbereitete, wollte er dem Reichskanzler Caprivi Furcht einjagen und ließ deshalb für den Reichsrath ein Gesetz ausarbeiten, wonach den polnischen Arbeitern aus russischen Provinzen verboten werden sollte, als landwirthschaftliche Arbeiter nach Ostpreußen zu gehen. Dieses Gesetz hat er, obwohl es ganz fertig war, niemals in den Reichsrath gebracht. Ein Exemplar aber, ein angeblich gestohlenes, kam in die Hände Caprivis, der es benutzte, um die preußischen Agrarier mit der drohenden Gefahr einzuschüchtern. Als Caprivi eine völlig unannehmbare Forderung stellte, telegraphirte Witte, ohne dem Zaren (Alexander dem Dritten) Vortrag darüber zu halten, dem Botschafter in Berlin, Grafen Schuwalow, er werde die Unterhändler zurückrufen, falls Caprivi auf seine Forderung nicht verzichte. Eine Woche lang kam keine Antwort; erst unmittelbar vor Wittes Vortrag traf sie ein. Der bat nun, ihm die Kompetenzüberschreitung zu verzeihen. Der Zar aber dankte ihm für den muthigen Schritt.“ „Als ich, nach meiner Rückkehr aus Galizien, neulich den Grafen Witte besuchte, fragte er, welche Bedingungen die Slawophilen für den Friedensschluß stellen würden. Ich erzählte ihm von dem in der Slawischen Gesellschaft ausgearbeiteten Plan. Da nahm er aus seiner Bibliothek zwei große Karten, auf denen die künftigen Grenzen Rußlands vermerkt waren. Die erste Karte zeigte, was dem Grafen Witte für die Interessen Rußlands auf unserer Westgrenze unentbehrlich schien; in die andere Karte waren die südlichen Grenzen unseres Reiches am Schwarzen Meer eingezeichnet. Mit grüner Farbe waren drei Grenzen markirt: mit einem Punkt die Höchstforderungen, mit einem Strich die Mindestforderungen Rußlands. Dazwischen lief eine Linie, die wohl das nach seiner Meinung Erreichbare bezeichnen sollte.“ (Herr Nergun in der Nowoje Wremja.) „Das größte amerikanische Unternehmen in

China, die Standard Oil Company, ist mit dem Verlauf der sino-japanischen Verhandlungen zufrieden. In Tokio hat die Nachricht, daß die Vereinigten Staaten nicht in den Konflikt zwischen China und Japan eingreifen wollen, allgemein erfreut. In den Zeitungen wird gesagt, nun dürfe man auf einen friedlichen Ausgang hoffen. Die Meldung, japanische Schiffe seien von deutschen Kreuzern im Atlantischen Ozean versenkt worden, weckte die Volkswuth in Tokio. Die Presse fordert die Regirung auf, sofort ein japanisches Geschwader in den Atlantischen Ozean zu senden." (Rjetsch.)

„Die Wirkung der Lüge wird in Deutschland fühlbar. Die Unterthanen des Kaisers glauben den amtlichen Berichten und lassen sich überzeugen, daß ihre Sache auf gutem Weg sei. Daraus erkennen wir, bis zu welchem Grade die offiziellen Lügen die Einbildungskraft der Teutonen erhitzt haben. Die glauben: ‚So ists wirklich.' Und rechnen mit endgiltigem Sieg! Schnell; beeilet Euch! Jeder muß seine Forderungen anmelden und gegen den zu Widerstand unfähigen Feind durchdrücken. Welches Gesicht wird der Kaiser machen, wenn er diese Forderungen hört? Auf seinen Entschluß kann man begierig sein. Was wird er den armen Narren sagen? ‚Ihr übereilet Euch! Noch ist der Krieg nicht aus; er steht nicht mal gut für uns. Am Yser machen die Engländer beunruhigende Fortschritte; in der Champagne drängen die Franzosen uns rückwärts; die Russen haben uns an Ostpreußens Grenze zurückgeworfen. Die Stunde ist dem Gerede über Friedensbedingungen nicht günstig; wollt Ihr, daß ich von Frieden rede, dann muß ich ihn erbitten.' So wird der Kaiser nicht sprechen; er wird einen neuen Bluff versuchen. ‚Wartet! Die Birne ist noch nicht reif. Alles steht gut; aber Ueberstürzung ist schädlich. Eure Gier brauchet Ihr nicht zu zügeln. Wehrlosen Neutralen werden wir Land wegnehmen und dadurch die Beute mehren. Unsere Losung ist: Keine Neutralen mehr! Eure kühnsten Träume werden bald also Wirklichkeit. Fürs Erste aber habt Ihr nur das eine Recht: Euch den Leibriemen enger zu haken.' Die Deutschen werden sich nicht sträuben. Jetzt opfern sie ihren Viehstand; auf unsere Kosten soll er wieder hergestellt werden. Jedes Opfer ist von ihnen zu erlangen, wenn verheißen wird, der Sieg werde es hundertfach vergelten. Daher die Hingebung. Heldenthum? Nein: Hoffnung. Sie geben Wilhem dem Zweiten Kredit und von diesem Kredit lebt der Kaiser; er mag sich vor dem

Bankerot hüten!.. Die nahe Einnahme von Konstantinopel wird sechs wichtige Folgen haben. Im Kaukasus werden die russischen, in Egypten die englischen Truppen frei; der Seeweg ermöglicht den direkten Verkehr Rußlands mit seinen Verbündeten. Die Alliirten erhalten neue Operirbasen; nur ihnen fällt der Nutzen der Orientliquidation zu; sie sichern sich die Herrschaft über das Mittelmeer; und Oesterreich-Ungarn kommt dem Wunsch nach einem Sonderfrieden näher. Schon spielt Fürst Bülow seine letzte Karte aus. Er sagt den Italern: ‚Wenn Ihr Euch ruhig haltet, bekommt Ihr, ohne Kostenaufwand, Alles, was Ihr begehret.‘ Danke, sagt, mit Recht, Italien; ‚was Du mir anbietest, ist die Uhr, die Du mir gestohlen hast.‘ Die Großmuth der Bülow und Burian, Franz Joseph und Wilhelm ist die der Korsaren: sie verzichten auf Etwas, das ihnen nie gehört hat und jetzt (wenn man so sagen darf) weniger als je gehört. Das Trento und Istrien waren stets italische Länder. Weh Dir, spricht der Prophet Jesaia, ‚der Du verwüstest und noch nicht verwüstet wurdest, raubest und noch nicht beraubt wurdest; wenn Du mit Deiner Verwüstung, Deiner Plünderung, Deinem Raub am Ende bist, wird all dieses Gräuel bei Dir beginnen‘... Herr Ribot, Frankreichs Finanzminister, hat in der Kammer von der Pflicht zur Aufrichtigkeit gesprochen. Solchen Luxus dürfen sich nur Länder gestatten, deren Wohlstand von jedem Auge nachgeprüft werden kann. In Deutschland lügen die Leiter des Finanzwesens frech, weil der Wirthschaftstand Aufrichtigkeit nicht erlaubt. Wen aber hoffen diese Lügner zu täuschen? Aus allen Winkeln ist das Gold zusammengescharrt worden. Die Anleihezeichner schicken die Papierfetzchen, die man ihnen, statt des Bargeldes, gegeben hat, in den Reichsschatz zurück; und diese Markzettel sind genau so werthvoll wie verbrauchte Straßenbahnfahrscheine. Wenn man in jeder Woche die Zehnmilliardenanleihe erneut, werden immer die selben Papierfetzen wiederkehren; sie werden allmählich nur noch ärger zerknittert sein. Die Teutonen stecken im Assignatensumpf. Auch ihr Gold wird bald nur noch den Metallwerth haben. So siehts bei den Feinden aus. Ihrer vergleiche man Frankreichs Finanzlage, die durch das Wort des Herrn Ribot bezeichnet wird: ‚Niemals werde ich Scheingeld zulassen, das der Banknote Konkurrenz macht.‘... Die Republik China hat ihrem Gesandten befohlen, in Paris offiziell zu erklären, daß

die Angabe, sie sei deutschem Einfluß zugänglich, durchaus falsch ist. Der Streit zwischen China und Japan wird schnell freundlichem Einvernehmen weichen... Eine wichtige Nachricht: Der Kaiser und die Bundesfürsten wollen in Lille sich zum Kriegsrath vereinen. Sitzt der Kaiser der Versammlung vor, dann wirds eine, in der kein Anderer zum Wort kommt. Er sollte lieber nicht reden. Schweigen ist Gold; und Gold ist in Deutschland selten geworden. Von all den geknechteten Fürsten wird Keiner dem Kaiser sagen: ‚Ohne uns zu fragen, hast Du, um Weltherrscher zu werden, den Krieg angefangen und unsere Truppen auf die Schlachtbank geschickt. Gieb uns jetzt wenigstens Wahrheit! Nicht die von Wolffs Telegraphenbureau ausgebotene noch die aus den preußischen Berichten. Wie stehts? Ists wahr, daß die Russen Dein Heer an die Grenze zurückgeworfen haben, daß Engländer, Belgier, Franzosen es aus dem eroberten Lande drängen, Przemysl nicht zu halten, Ungarn vom Russeneinbruch bedroht ist? Ja? Dann brauchen wir nicht einen Kriegsrath, sondern einen Friedenskongreß.'... Der berühmte amerikanische Architekt Whitney Warren hat am Schluß eines Vortrages, den er in Paris hielt, gesagt: ‚Deutschlands Sieg würde, wenn wir Amerikaner ihn werden ließen, unsere Unterjochung vorbereiten. Wir wollen nicht heucheln. Keine Gewalt kann uns hindern, jubelnd Frankreich zu grüßen, wenn es, an Ruhm und Ehrenglanz reicher als je, aus Trümmern und Trauer aufersteht." (The New York Herald.)

„Deutschland ist des Sieges nicht mehr sicher. Diese Wahrheit darf man, ohne sich dem Verdacht der Selbsttäuschung auszusetzen, heute verkünden. Wenn in der Horde, durch erlogene oder aufgebauschte Siege, ein Vertrauensrest geblieben ist: die Führer hören mehr und wittern den nahen Zusammenbruch. Wir behaupten nicht, daß der Feind schon erschöpft sei. Noch ist seine gewaltige Organisation, leider, aufrecht. Doch sie wird von Stunde zu Stunde schwächer und Deutschlands Angst kämpft den Kampf Verzweifelnder gegen die wachsenden wirthschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten. Seit die Anstrengung der deutschen Truppen an unserer Mauer zerschellt ist, sinkt auch der sittliche Werth des einzelnen Mannes. Schon stehen Fünfundvierzigjährige im Feuer und in ganzen Regimentern rücken Leute über Fünfzig heran. Wer diese Graubärte mit krummem Rücken und schleppendem Gang

sieht, spürt die Mattheit des Feindes. An unserer Front wird erzählt, Deutschland fange an, von Frieden zu reden. Den kann es erst geben, wenn Deutschland zerschmettert ist. Auch unsere Krieger wollen nichts von hastigem, trügerischem Friedensschluß hören; sie lechzen nach der Gelegenheit, dem Feind zu vergelten, was er uns angethan hat, und brennen von dem heftigen Wunsch, in Deutschland einzufallen. Die Armee, die, im Krimkrieg, bei zwanzig Grad Kälte im Schnee vor Sebastopol lag, galt bisher als die beste, die tapferste, die Frankreich hatte. Sie war würdig des Mannes mit dem ehernen Herzen, der sie führte. Das Heer von heute übertrifft ihre Leistung noch und der Führer, der sie zu Wundern der Willenskraft hingerissen hat, darf sich neben den Marschall Pelissier, Herzog von Malakow, stellen. Wenn die Mode noch solche Siegertitel begünstigte, würde man, am Ende des Krieges, den General Joffre zum Herzog des Sieges ernennen. Diesen Namen empfing, nach viel geringerer Leistung, Marschall Espartero von der spanischen Königin Christine. ... Fünf Völker kämpfen für ihre Unabhängigkeit und für ihr Recht. Darin beruht ihre Kraft. In diesem Zeichen werden sie siegen. Wollen andere Völker, um ihr Ideal in Wirklichkeit zu wandeln, sich uns gesellen und zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes helfen: gern werden wir ihnen die Arme öffnen. Die Sache bleibt, was sie war; die Siegesgewißheit kann sich nicht tiefer einwurzeln. Aber die Hilfe muß uns aus freiem Willen gewährt werden. Hastige und unreinliche Geschäfte, wie Deutschland thut, vorschlagen, auf Schwächen spekuliren, während unwiderstehliche Gewalten für uns arbeiten, Gewinne anbieten, die, weil sie nicht erworben wurden, nicht dauern könnten: wozu? Mag Fürst Bülow sich, weils sein Gewerbe ist, an solcher Schacherei freuen. Wir bleiben unserer Aufgabe treu. Ein geschwätziger Rabe hindert den Landmann nicht, seine Pflügerarbeit zu enden... In seiner schönen Studie über ‚Unsere Ost- und Nordgrenzen‘ hat General Maitrot eine Denkschrift Moltkes aus dem Jahr 1859 erwähnt, die für den Fall preußischen Krieges gegen Frankreich empfahl, die Truppenmassen am Niederrhein zusammenzuziehen und die Hauptoffensive nach Belgien zu legen. Moltke wollte den Belgiern nicht Land rauben, sondern rechnete auf ihre Waffenhilfe. Aber er wollte durch ihr Land, durch die Thäler der Oise und der Sambre nach Paris marschiren und meinte, das Schicksal der Hauptstadt

werde, wie 1814, den Ausgang des Feldzuges bestimmen. Die Berliner haben also nichts Neues zu ersinnen vermocht, sondern noch 1914 dem Strategen von 1859 gehorcht. Der rieth, den Marsch nach Paris aufzugeben, wenn das Franzosenheer etwa bei Reims stehe; dann, sagt er, müßten wir es hinter dem Aisne angreifen, uns die Kopfzahlüberlegenheit sichern und es über die Marne, Seine, Yonne, Loire zurückwerfen; danach erst könnten wir auf Paris losgehen. Das Heer sei ein wichtigeres Ziel als die Hauptstadt. Dieser Plan des großen deutschen Kriegsmannes erklärt, was zunächst unerklärlich schien: Klucks plötzliche Abschwenkung von Paris in die Gegend zwischen Aisne und Marne. Der Marsch trug dem General von Kluck eine Niederlage ein. Der Fehler Moltkes, dessen Plan sonst Alles voraussah, war, daß er den Werth der Zahl überschätzte. Seine Erben hatten die Uebermacht und sind dennoch unterlegen. Sie mußten hinter den Aisne zurück. Und für den Fall einer Niederlage, wie die Deutschen sie an der Marne erlitten, hat Moltke, dessen Selbstgefühl sich vielleicht gegen die Annahme solcher Möglichkeit wehrte, keinen Plan hinterlassen.“ (L'Écho de Paris.) „In dem Speisewagen des Zuges, der mich aus der Schweiz nach Berlin führen soll, entsteht ehrfürchtiges Schweigen, als ein in Grau gekleideter Oberlieutenant eintritt. Sein Blick ist hart und hochmüthig; er setzt sich an einen Sondertisch und verschlingt mit würdiger Miene eine Kalbsrippe. Während dieser Zeit wird nur leise gesprochen; Alles bestaunt den betreßten Jüngling. Als er fort ist, wirds wieder laut. Zwei Beamten, die meinen, im Westen gehe es ein Bischen langsam, fährt mein Nachbar, der schon den achten Schoppen geleert hat, über den Mund. ‚Unsere Truppen sind bewundernswerth, unsere Generale Genies; wir haben Russen, Franzosen und Engländer besiegt; daß die Operationen in Frankreich verlangsamt wurden, ist die Folge eines Taktikerplanes.‘ In der Dämmerung kommen wir nach Berlin. Als ich ausgehe, finde ich in der Friedrichstraße viele Menschen und Wagen; die Schaufenster strahlen und alle Schänken sind überfüllt. Dennoch: die Geschäftigkeit ist nicht mehr, wie sie vor dem Krieg war, und der Wohlstand ist nur noch Schein. Der Weihnachterlös großer Waarenhäuser ist auf die Hälfte des im schlechtesten der letzten fünf Jahre gebuchten, für Luxusgegenstände gar auf ein Drittel gesunken. Jedes deutsche Kind aber hat, ohne Ausnahme, einen

hölzernen Säbel oder eine Uniform mit Litzen erhalten. Ungeheuer ist die Menge der Schriften, die auf die Oeffentliche Meinung Deutschlands und (besonders) der neutralen Länder einwirken sollen.“ (Herr Ibanez de Ibero, der in Berlin allerlei bekannte Leute interviewt hat. Hoffentlich waren sie vorsichtig. Ich habe mich dem Drängen dieses Spaniers, der fürs Écho de Paris reist, entzogen.) „Berlin bei Tag und Berlin bei Nacht: ein zum Grausen tragischer Gegensatz. Am Tag sind die Straßen leer und düster, kaum noch Automobile zu sehen, aber viele Verwundete, die sich mühsälig, in sichtbarer Verzweiflung, hinschleppen. Furchtbar viele Frauen in Trauer. Ueberall Trübsinn und Sorge. Nachts ändert sich, wie nach einem Zauberschlag, Alles. Da wimmelts von trunkenen, gröhlenden Zechern. Nach Mitternacht wird geschlossen; aber Männer und Frauen ziehen, Arm in Arm, in die Nachtlokale, wo sie bis ins Morgengrau weiterschlemmen.“ (The Daily Express.) „Mein Freund Babelon, der gelehrte Konservator des Medaillenkabinets, hat nachgewiesen, daß Attila, der den Lateinern der schamlos wüste und blutdürstige Barbar ist, von den Germanen ehrfürchtig bewundert wird. Ihnen ist er die Geißel Gottes, der Welthammer, der Auserwählte, das Werkzeug, mit dem Gott die sündige Menschheit straft. Die Belgier stimmen mit den Franzosen überein: nach ihrem Gefühl muß der alte Attila, müssen die blutdürstigen Pedanten, die seine Gräuel erneuten, von der Menschheit geächtet werden.“ (Akademiker Maurice Barrès im Écho de Paris.)

„Als ich in einem Gespräch mit Herrn Loubet, der nach den von Krupp und Thyssen begehrten Erzlagern von Uenza gefragt hatte, den entdeckten Erzreichthum des Beckens von Briey erwähnte, rief der Mann, der Präsident unserer Republik gewesen war: ‚Wenn nur der Schatz von Briey nicht die Deutschen in den heimlichen Plan zu einem Raubkrieg treibt!‘ Sollte die Wirklichkeit diese Voraussicht Loubets bestätigen? Sicher haben, noch vor der Mobilmachung, die Deutschen alles für die Ausnützung des Beckens von Briey Nothwendige vorbereitet.“ (Herr Francis Laur in den Inventions Illustrées.) „Die Annexion von Lothringen ermöglichte die Entwickelung der Eisenindustrie, die den Aufschwung des deutschen Gewerbes und Handels bewirkte. Das wird durch die Beredsamkeit einer Ziffer erwiesen. Im Jahr 1912 kamen von 27 199 000 Tonnen Eisenerz 20 083 000 aus den Minen des an-

nektirten Lothringerlandes. Der Verlust Lothringens wird das deutsche Eisengewerbe ins Herz treffen. Der Raub von 1871 hat den Eisenhunger Deutschlands nicht gestillt; 1911 bezog es 10812959 Tonnen Eisenerz aus dem Ausland. Ungefähr so viel kann jetzt unser Becken von Briey liefern. Und wer wagt, zu leugnen, daß dieses Becken das Ziel der Barbarenhorde ist, die Deutschland mit dem Namen eines Heeres schmückt?" (Abgeordneter Engerand in Le Correspondant.) „Wir müssen mit der Möglichkeit deutscher Offensive gegen die Front rechnen, die von unserer Armee gehalten wird. Daß dort Briten stehen, wird die Angriffslust der Deutschen stärken. Wir müssen hoffen, daß alles dagegen Erdenkliche vorbereitet und die Gefahr deutschen Einbruches zwischen Arras und der Oise, die Gefahr eines Vorstoßes auf Amiens, der uns an die französische Küste zurückdrängen würde, vereitelt ist." (Oberst Repington in den Times). „Marschall French ist kein redseliger Mann. Er hätte auch jetzt nicht das Schweigen gebrochen und eine Interview gewährt, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, das Bekenntniß voller, ruhiger Zuversicht wagen zu dürfen. Die offene Aussprache des sonst Schweigsamen hat tiefen Eindruck gemacht; Den tiefsten der Satz des englischen Feldherrn: ‚Ich glaube nicht, daß der Krieg lange dauern wird.'" (The Daily Telegraph.) „Ganz Rußland flammt in heller Freude auf, weil Przemysl gefallen ist. In Schaaren hat das petrograder Volk, bis tief in die Nacht hinein, auf den Straßen und vor den Gesandtschafthäusern der verbündeten Mächte dieser Freude lauten Ausdruck gegeben. Morgens prangte die Hauptstadt in Fahnenschmuck, wie sonst nur am Geburtstag des Zaren. Um Zwei ließ der Metropolit in der Kasan-Kathedrale das Tedeum anstimmen. Das Karpathenglacis ist erobert und das Schicksal Galiziens endgiltig bestimmt. Für das Haus Habsburg ist der Verlust der galizischen Festung von eben solcher Bedeutung, wie die Kapitulation von Metz einst für Frankreich, die von Port Arthur für Rußland war. Eine Armee, die auf siebenzig Werst operirte, wird frei, und Rußland gewinnt einen starken Stützpunkt mit dreißig Forts, hundertvierzig befestigten Stellen und mindestens sechshundert Geschützen. Der Fall von Przemysl ist für den Osten, was für die Westfront die Schlacht an der Marne war. Nach der im russischen Generalstabsbericht wiederholten Angabe des Festungskommandanten wurden 9 Gene-

rale, 93 Stabsoffiziere, 2500 Subalternoffiziere und Militärbeamte, 117 000 Mann gefangen.“ (Le Matin.) „Der Sinn der italo-österreichischen Verhandlungen kann Dem nicht zweifelhaft sein, der ihren Ausgangspunkt nicht vergißt: Italien erhält entweder im Frieden, ohne Aufschub und Zweideutigkeit, was es, auf dem Boden heiligen Rechtes, begehrt, und ihm wird außerdem der Schutz seiner vielfachen Interessen verbürgt oder es wagt die Waffenprobe. Kein Zweifel darf diese Grundsätze unserer Politik benagen.“ (Giornale d'Italia.) „Die Russen sind auf dem Weg zur Herrschaft über den Orient. Przemysl zeigt, wie Konstantinopels Schicksal sein wird. Vor der galizischen Festung gabs harte Arbeit; vor der türkischen kanns noch härtere geben. Thut nichts: wer für Jahrhunderte baut, darf die Arbeitwochen nicht zählen. Die drei Mächte, die einander, vor sechzig Jahren, bei Sebastopol hitzig bekämpften, haben sich über das Los Konstantinopels, das sie damals entzweite, verständigt. Wieder werden Panzerschiffe sinken, Menschenleben vernichtet, schwere Opfer gebracht werden; das Buch der Geschichte wird davon zeugen. Nicht um irgend einen Weltwinkel handelt sichs, sondern um Europa, ums Mittelmeer. Wenn das Schloß der Meerengen gesprengt, die Flotte der Verbündeten vor das Goldene Horn gelangt, Byzanz der europäischen Civilisation zurückgegeben ist, werden die Meister der That sich auch als die Meister der Zukunft bewähren. Die drei für Krieg und Ruhm verbündeten Mächte werden für Frieden und Ehre geeint bleiben.“ (Herr Hanotaux im Figaro.) „Das Explosivgeschoß der deutschen Luftschiffe ist ein furchtbares Ungethüm. In einem mir bekannten Garten hat eine Zeppelin-Bombe in sehr zähem Boden ein anderthalb Meter tiefes, drei Meter breites Loch gerissen; ein Haus wäre von ihr zu Pulver zerstampft worden. Daß diese Versuche, nachts Zündbomben, Benzin und Petroleum, auf Häuser zu werfen, in denen friedliche Bürger, Frauen und Kinder schlafen, nicht dem Bezirk des Kriegsrechtes angehören, braucht man nicht erst zu beweisen. Sie reihen sich würdig an die Leistung der Unterseeboote, die Handelsschiffe aus dem Dunkel überfallen und, ohne Anruf und Besichtigung, versenken. Diese Unternehmungen technisch geschulter Barbaren sollen den Feind in Furcht jagen. Daß es nicht gelingt, darf nicht als mildernder Umstand gelten. Selbst das deutsche Strafgesetz unterscheidet nicht zwischen Mord und Mord-

versuch. Wer Geschosse auf wehrlose Bürger oder Schiffe schleudert, ist, auch in Uniform, ein Verbrecher, nicht ein Soldat. Er wagt sein Leben? Das haben die Gefährten des Schinderhannes auch gethan." (Herr Joseph Reinach im Figaro.)

„Wenn Rußland in Konstantinopel herrscht, das dann ein Durchgangshafen wird, braucht es nicht, wie die Sultane, vor dem Nahen fremder Kriegsschiffe zu beben. Und England hat keinen Grund, heute noch zu fürchten, die russische Flotte könne im Schwarzen Meer die Anker lichten, um Indien zu erobern. Großbritanien gebietet in Egypten, hat Mesopotamien erobert und den Kopf der Bagdadbahn in seiner Hand; wenn es den Russen noch feindsälige Pläne gegen Indien zutraute, müßte das russische Eisenbahnnetz in Asien es mehr ängsten als die Meerengenöffnung ... Vor zwei Jahren, im April 1913, telegraphirte Sir Edward Grey an den Englischen Gesandten nach Brüssel: ‚Wenn wir, als die Ersten, die belgische Neutralität verletzten und Truppen hinüberschickten, gäben wir Anderen, zum Beispiel: dem Deutschen Reich, Grund, das Selbe zu thun. Wir haben nur den Wunsch, die Neutralität Belgiens und der in gleichem Recht stehenden Länder geachtet zu sehen; und so lange sie nicht von einer anderen Macht verletzt worden ist, werden wir sicherlich niemals Truppen auf neutrales Gebiet senden.' Dieses Dokument kann man verschweigen, aber nicht widerlegen. Am zweiundzwanzigsten März hat Grey in London gesagt: ‚Im Lauf der letzten Jahre hatten wir dem Deutschen Reich versprochen, nie eine Macht, die es angreifen wolle, zu unterstützen. Das Einzige, was wir nicht unbedingt versprechen konnten, war: daß England jeder deutschen Gefährdung der Nachbarn ruhig zusehen werde. Der Vorgang der Balkankonferenz mußte die Deutschen lehren, daß sie auf unseren guten Willen rechnen durften. Wir waren willig, ihn auch im Juli dieses Jahres zu bewähren. Frankreich, Italien, Rußland waren zu der von uns vorgeschlagenen Konferenz bereit; und wir wissen jetzt, daß der Zar dem Deutschen Kaiser vorgeschlagen hatte, die (austro-serbische) Streitfrage der haager Instanz vorzulegen. Deutschland hat jeden Versuch zu solcher Erledigung des Zwistes abgelehnt und bleibt in Ewigkeit deshalb für den ungeheuren Krieg verantwortlich. Lange zuvor hatte ich Belgien versichert, daß wir seine Neutralität sorgsam achten werden, bis sie von anderer Seite verletzt

worden sei. Die selbe Zusage erbat ich am Vorabend des Krieges von Frankreich und von Deutschland. Deutschland hat sie geweigert. Als es dann Belgien überfiel, Krieger und Bürger, nach Willkür, erschießen ließ, das Land verwüstete, jedes Kriegsrecht neuer und alter Zeit brach: wären wir nicht mit unaustilgbarer Schande besudelt, wenn wir bewegunglos zugeschaut hätten? Die wichtigste Friedensbedingung ist: die Wiederherstellung Belgiens, die Wahrung seines Besitzstandes, seiner Unabhängigkeit und jede mögliche Entschädigung von allem Jammer und Verlust, die es erlitten hat. Deutsche Professoren und Publizisten wollen uns in den Glauben zwingen, die Deutschen seien das auserwählte Volk, das Alles vermöge, jeden Widerstandsversuch mit Wildengrausamkeit ahnden und, wenns ihm beliebe, alle Festlandsvölker unterjochen dürfe. Dem Zwang, in solchem Zustand zu leben, zöge ich den Tod oder unwiderruflichen Abschied von Europa vor. Wir wollen als freie Menschen athmen, aus freiem Willen die Form der Regirung bestimmen und, kleine oder große Staaten, in verbürgter Unabhängigkeit die nationale Entwickelung sichern. Die Europäer wollen endlich die Schwerter wieder in die Scheide bergen und weder Waffengeklirr noch Drohreden aus dem Mund Allerhöchster Kriegsherren hören. Nie ward, in keiner Zeit der Geschichte, für eine gerechtere, edlere Sache gekämpft.‘ Der Widerhall dieser Rede war gewaltig. Sie hat, noch einmal, bewiesen, daß die Triple-Entente den Krieg nicht wollte. In London hatte man so wenig daran gedacht, daß selbst das Nothwendigste nicht vorbereitet war. Auch in Frankreich zeugen die Mängel der Vorbereitung laut für die friedliche Absicht der Republik. Und Rußland hatte eben so wenig wie wir solche Folgen des Tages von Sarajewo erwartet... Wenn der Sieg unserem Feind zugefallen wäre, hätten die deutschen Sozialisten sich, um die Beute des Siegers zu mehren, den Alldeutschen gesellt und für ihre Hilfe den höchsten Preis erpreßt. Diese Sozialisten, die ihre Genossen Ledebour und Liebknecht, weil die Beiden ihre Logik nicht beugen, heute anspeien, werden niemals den Abgrund sehen, der ihr Handeln von ihren schönen Redensarten trennt. Deutschland ist einig. Die ganze Nation ist von dem eitlen Wahn umnebelt, nur für sie sei die Erde geschaffen worden... Die Zeppelins sind auf ihrem zweiten Weg nach Paris umgekehrt. Das Signal hatte die Pariser aus den Häusern gelockt.

Vom Montmartre und vom Sternplatz aus wollten sie das Schauspiel betrachten. Vergnügte Gruppen durchschwärmten die Straßen und aus mancher stieg sogar Gesang himmelan. In den Theatern wurde weitergespielt. Aus den Restaurants kamen die Tischgäste ins Freie. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens wurde die Menge ungeduldig. Spaßvögel trällerten: ‚Kommt er oder kommt er nicht?‘ Vor Elf wich das tiefe Schwarz wieder dem Licht. ‚Sie kommen nicht.‘ Welche Enttäuschung! Die Laternen wurden wieder angezündet. Ein paar Minuten danach erloschen sie abermals. Bis gegen Drei wurden die Luftschiffe erwartet. Doch die meisten Pariser waren schon ins Bett gegangen; sie grollten dem Schicksal, das ihnen ein erhofftes Fest nicht beschert hatte. So sah in unserer Stadt, nach dem ersten Besuch der Zeppelins, die ‚Panik‘ aus.“ (Le Temps.)

Kalenderzeichen.

In der wiener Hofburg werden den Häuptern des Kongresses, Kaisern und Königen, Ministern und Gesandten, Lebende Bilder gezeigt; schöne Edelknaben in Sammet und dick bepuderte Mädchenbrüste. Dem schlanken Zaren, nach dem alle Weibheit äugelt, naht eine Schranze. „Napoleon ist aus Elba entwichen!“ Alexander raunt dem Staatskanzler Klemens Metternich die Kunde ins Ohr. Der lächelt olympisch. „Kinderklatsch!“ Die Festlust kichert fort. Am nächsten Abend ist im Haus des Kanzlers ernste Berathung der fünf Großmachtvertreter. Der Morgen graut, als die Gäste gehen. Anderthalb Stunden danach bringt der Kammerdiener eine Depesche an Metternichs Bett. „Dringend! Vom K. K. Generalkonsul in Genua“. Was so kleine Leute eilig dünkt! Gegen Acht nimmt der Müde, dem der aufgescheuchte Schlaf nicht zurückkehren will, die Depesche vom Nachttisch, öffnet sie ohne Neugier und liest, der Engländer Campbell habe soeben gefragt, ob Napoleon, nach der Flucht von Elba, in Genua gelandet sei. Der Kanzler springt aus dem Bett. Wie Lauffeuer züngelts weiter. „Der Narrenstreich eines Verzweifelnden“, schnauft Gentz. Talleyrand spricht: „Möglich, daß er nach Oberitalien geht; nach Frankreich wagt er sich nicht.“ Wellington: „Er geht nach Frankreich.“ Wie nach einem Wetterschlag ist der Ausdruck jedes Gesichtes verändert. Die Generale drohen, den Wortbrecher diesmal ohne Gnade zu richten. Friedrich Wilhelm rüttelt sie aus dem

Rachetraum. „Gut, meine Herren; aber wir müssen ihn erst haben.“ Wo ist er? Am zehnten März in Lyon. Am zwanzigsten in Paris. Der Kongreß hat ihn (auf den Antrag des Freiherrn vom Stein, den er sechs Jahre zuvor ächten ließ) geächtet. Doch jauchzend empfing ihn die Hauptstadt. „Heer und Volk, Bauern und Bürger strömen mir zu. Schon habe ich drei Armeen: in Flandern, im Elsaß, im Reichskern; und im Dauphiné ersteht mir bald eine vierte. Noch aber bin ich mit allen Mächten in Frieden.“ Nicht lange. Am fünfundzwanzigsten wird der Vierbund Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands gegen den Erzfeind erneut. Dem Preußenkönig wird dabei nicht wohl. Er ist kalt, schreibt Stein an den Zaren; „er hat weder zu sich noch zu seinem Volk Vertrauen, glaubt, daß Rußland ihn in den Abgrund zieht und daß die Franzosen bald an der Weichsel stehen werden.“ Auch dem alten Blücher will „recht was Tröstliches nicht einleuchten“; auf dem Weg in sein lütticher Hauptquartier schreibt er an sein Malchen: „Die Länder werden wieder verhert und verzehrt. Alles steht in schönster Blüthe, ich werde überall mit Jubel aufgenommen und die Truppen freuen sich, mich wiederzusehen. Wäre ich kummerfrei, so könnte ich mich glücklich preisen; aber ich genieße keinen frohen Augenblick.“ Der Friedensschluß hat Preußen ja um sein Siegerrecht geprellt. Die Jugend will nicht vergrämen. Preußens Kronprinz meldet aus Berlin und Potsdam dem Vater: „Die wunderbaren Nachrichten der unerhörten Begebenheiten in Frankreich sind mir wahrlich vorgekommen als Vorbereitungen zum Jüngsten Gericht. Die letzten Tage waren voll Angst und Erwartung. Alles ist verstimmt; ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich es nicht bin und es auch nicht zu werden hoffe. Ists wahr, daß die Feindsäligkeiten schon in Flandern begannen, wies hier heißt, so bin ich des blassen Todes; denn so sehr ich die Kugelmusik hasse, so wenig kann ich ruhig sitzen, wenn sie irgendwo contra Nöppel ertönt.“ Prinz Wilhelm: „Da der Krieg jetzt unausbleiblich scheint und Sie, theuerster Vater, natürlich befehlen werden, daß ich ihn wieder mitmachen soll, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie hiermit bitte, mir eine Anstellung in einem der Hauptquartiere der Corps kommandirenden Generale zu geben. Man erzählt sich hier, daß Sie am zwölften April mit dem Kaiser von Rußland nach Prag gehen werden, um da die ankommenden russischen Truppen zu sehen.

Wer hatte wohl gedacht, daß diese Truppen nach so kurzer Zeit wieder bei uns sein würden!" In einem Brief an den Kaiser Franz erwähnt Bonaparte nichts von Acht und Bundeserneuung; bittet, die Rückkehr seiner Frau und seines Sohnes zu beschleunigen; und spricht den Herzenswunsch aus, mit allen Mächten, besonders aber mit dem Herrn Bruder und geliebten Schwiegervater in Wien, fortan in Frieden und Freundschaft zu leben. Am ersten April 1815. Am zweiten schleudert er sein grimmiges Manifest gegen die Verbündeten. Am selben Tag zeigt in Berlin Herr Ferdinand von Bismarck an, daß seine Frau Wilhelmine ihm gestern einen Knaben geboren habe. Dieser Otto von Bismarck wird erst als Ehemann, in Venedig, von seinem König, dem Kronprinzen von 1815, eines Gespräches gewürdigt; kann aber schon als zwanzigjähriger Referendar dem Prinzen Wilhelm sagen, daß nur der Eltern Befehl ihn gehindert habe, Soldat zu werden. In dem entmuthigten König Wilhelm weckt er, auf der Fahrt von Juterbogk nach Berlin, den Soldaten; führt ihn, „am Porte-épée", durch das Feuer von Düppel, Königgraetz, Sedan auf den Thron des Deutschen Kaisers. Dem Reich, dessen Thor seine Hand den Habsburg-Lothringern verriegelt hat, giebt er den Elsaß und den wichtigsten Theil Lothringens zurück. Sein Wille zerharkt die letzte Fußspur Bonapartes und verleidet, wohl für alle absehbare Zeit, den Franzosen die Monarchie. Straßburg, das im April 1815 Marie Luisens Raststätte sein sollte, ist wieder Deutschlands wunderschöne Stadt. Als Bismarck geboren wird, sind vier Großmächte gegen Frankreich verbündet. Als er aus dem Amt geschickt wird, schmachtet die Republik in Einsamkeit. Als er stirbt, hat sie sich dem Reich des dritten Alexanders verlobt (der im Oktober 1889 den alten Kanzler gefragt hatte, „ob er seiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei."). Als die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages gefeiert wird, steht Deutschland, zwischen Oesterreich und der Türkei, ohne die Flankendeckung durch Italien und Rumänien, im Krieg wider England, Frankreich, Japan, Rußland und die zwei Serbenstaaten. In einem Krieg, der, wie keiner zuvor, staatsmännische Leitung heischt. „Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch

den Krieg erreicht werden sollen, die Berathung des Monarchen in Betreff derselben ist und bleibt während des Krieges wie vor ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein. Deren Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen, welche Aussicht die Vertreter einer solchen Einmischung haben, an fremden Höfen ihren Zweck zu erreichen, wie die Parteien sich gruppiren würden, wenn es zu Konferenzen oder zu einem Kongreß käme, ob Gefahr vorhanden, daß aus der Einmischung der Neutralen sich weitere Kriege entwickeln. Namentlich aber, zu beurtheilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Uebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten: dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können. Angenommen, daß der König für den (von der Wochenblattspartei Bethmann-Hollwegs gehegten) Plan zur Zerstückelung Rußlands gewonnen wurde, angenommen ferner, daß die preußischen Heere und ihre etwaigen Verbündeten in siegreichem Vorschreiten waren, so würde sich doch eine artige Reihe von Fragen aufgedrängt haben: ob uns der weitere Erwerb polnischer Landstriche und Bevölkerungen wünschenswerth sei, ob nothwendig, die vorspringende Grenze Kongreßpolens, den Ausgangspunkt russischer Heere weiter nach Osten, weiter ab von Berlin zu rücken, ob Warschau in polnischen Händen für uns unbequemer werden könnte als in russischen. Das Alles sind rein politische Fragen; und wer wird leugnen wollen, daß ihre Entscheidung einen vollberechtigten Einfluß auf die Richtung, die Art, den Umfang der Kriegführung hätte fordern, daß zwischen Diplomatie und Strategie eine Wechselwirkung in Berathung des Monarchen hätte bestehen müssen?“ So spricht Bismarck; über das Grab der „Halbgötter“ aus dem Generalstab hin vernehmlich zu den Lebenden. Deren Krieg der „Civilist“ im Kürassierkoller nicht erträumt hat.

Emmaus.

Am ersten Tag der Mazza, des ungesäuerten Trübsalbrotes, während die Sonne die Himmelszinne erklimmt, wandern zwei Männer aus Jerusalem dem nahen Dörfchen Emmaus zu. Zwei Jünger des Galiläers, der als Seelenverführer ans Kreuz genagelt und dessen erkalteter Leib in die Felsgruft Josephs von Arimathia gebettet worden war. Ruht er noch in dem Steingewölb des Rathsherrn? Kein Zweifel dürfte ins Festlicht flattern. Nie, Kleopas, hat der Meister angedeutet, er werde den Tod überleben; um einen unwiderbringlich Verlorenen trauert die kleine Gemeinde und nimmer wird Ebbe in ihrem Thränenmeer. Nimmer. Doch hörtest Du nicht, was in dieses Sonntags Frühe geschah? Die Weiber, die den Leichnam gesalbt hatten, wollten ihn einmal noch schauen. Durch das Grau ist, als Erste, Maria von Magdala hingeeilt. Der Stein, der gestern die verschlußlose Grabkammer sperrte, ist weggewälzt und der offene Raum leer. Entsetzen jagt die Frau in das Häuschen, wo Petrus und Johannes wachen. „Der Leib des Herrn ist geraubt und wir wissen nicht, wohin sie ihn gebracht haben!“ Hastig nahen die Jünger. Ist die Magdalerin wieder von den Teufeln besessen, die der Herr aus ihrem Hirn trieb? Nein. Die Linnen, das Schweißtuch: nirgends der theure Leib. Einsam weint Maria am Felsschlund. Hinter ihr regt sichs. Der Gärtner? „Trugest Du ihn fort, so sage mir, wo er nun ruhet, auf daß ich ihn hole!“ Leis spricht der Mann: „Maria!“ Er, den sie ersehnte, steht vor ihrem Blick. Sie will die liebe Wesenshülle betrachten, auf den Fuß des Meisters, dessen Wunderkraft sie geheilt hat, die Lippe drücken; vernimmt aber die Mahnung: „Rühre mich nicht an!“ Und sieht die hehre Gestalt in Duft zerrinnen. Selige Inbrunst möchte den Morgenwind zum Künder des Erlebnisses wählen. Bald läutet im Bezirk Zions jedem Jünger die frohe Botschaft ins Ohr: „Ich sah ihn! Zu mir sprach er! Aus der Gruft hob er sich in neues Leben!“ Zweifel wird gläubig: weil Eine so innig glaubt. Drang der Widerhall solchen Geschehens nicht über Deines Herzens Schwelle, Bruder? Auch mich, Kleopas, zwang er, aufzuhorchen; doch erwachte Vernunft blies ihn, wie Spinnengewebe, aus dem Bewußtsein. Einer Närrin wüstes Gestammel. Ihr, deren Leben nicht rein war, hätte er sich offenbart? Nicht Einem aus der frommen Schaar, die ihm in Treue anhing? Der regt nie wieder das heilige Haupt. Juden und Römer haben uns den Meister

getötet und dunkel ist, noch unter dem Strahl der Mittagssonne, nun unser Pfad. Still schreiten die Zwei. Durch die Wolke ihrer Schwermuth tropfen sanfte Worte eines Gesellen, der sich ohne Geräusch zu ihnen fand. „Wo ist der Grund Eurer Kümmerniß, Männer?“ Einer, der Einzige wohl, der nicht weiß, was seit Freitag dem Volk, allen Völkern schwand. „Vernahmest Du, Fremdling, nichts von Jesus, dem vor Gott und Menschen mächtigen Propheten, den in Israel die Priester und Obersten ans Kreuz verdammt haben?“ Alles berichten sie; vom Aufflackern und vom Verglimmen der Hoffnung. Der Gesell rügt ihrer Seelen träge Ergebung in Zufallskunde und deutet, was Moses, was die Propheten über den künftigen Heiland weissagten. Fein ist seine Rede und sein Glaube so stark, daß die Zween ihn, der in den Abend weiter wandern will, bitten, in Emmaus mit ihnen zu rasten und ihr Mahl zu theilen. Nicht lange ists her: da saß ein Höherer mit ihnen zu Tisch. Wie oft sprach er dann von der Frucht edler Rebe, die im Reich seines Vaters einst die Zunge der Gläubigen letzen werde! Wie zierlich brach er das Brot! Jedem spendete er davon; und lächelnde Würde zügelte den Arm, der in Hungershast über die Tafel langte. Ihm ähnelt der Fremde ein Wenig. Hält sich, grüßt, lächelt, sinnt fast wie er; brach auch so das Brot. Ist ers? Sie sind allein. Er wars! Brannte unser Herz nicht, da er unterwegs die Heilige Schrift auslegte und uns in die Gewißheit überredete, daß nur aus Qual Herrlichkeit, nur aus Leid ein Erlöser wird? Blinde Thoren waren wir, die ihn nicht erkannten. Jetzt erst sank vom Auge des Geistes der Schleier. Den Entschwundenen schaut es klarer als den greifbar Nahen. Er wars! Wahrlich: der Heiland lebt. Wir sind nicht verwaist. Der Gesalbte ist auferstanden.

Die Zwei sputen sich; und bringen die Freudenpost doch in tiefer Nacht heim. Petrus wacht mit den Treusten. Wie Jubels Zwiegesang tönts von den Lippen. Nicht eine von Wahn Irre also nur zeugt für das Wunder. Andacht schweigt, Andacht jauchzt in dem verriegelten Gemach. Da spricht des Meisters Stimme den lange gewohnten, länger, dünkt Alle, entbehrten Gruß: „Friede sei mit Euch!“ Trotz der Bereitung auf seine Wiederkunft wirkts nun wie grasser Schrecken. „Warum entsetzet Ihr Euch? Meinet Ihr, einen Geisterspuk zu erblicken? Hier ist Fleisch und Bein; sind meine Hände und Füße, die Ihr betasten dürfet.“ Fisch und Honigseim speist er mit ihnen. Redet von Verheißung und von Erfüllung, von Buße und Sündenvergebung. Und segnet die Jünger.

„Von der Hinde, die früh gejagt wird, ist ein Psalm Davids. Mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich heule; aber meine Hilfe ist fern. Am Tag rufe ich: und kommt keine Antwort. Auch in Nächten bin ich nicht stumm. Unsere Väter hofften auf Dich, mein Gott; und da sie hofften, halfest Du ihnen aus Noth. Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, dem Gesinde ein Spott und allem Volk verächtlich. Wer mich ansieht, schüttelt den Kopf, höhnt und schreit aus weit aufgesperrtem Maul: ‚Der Herr rette ihn, so er Lust zu ihm hat!‘ Nahe mir hilfreich; denn hienieden ist kein Helfer und Angst beschleicht mich. Ringsum drohen große Farren und gewaltige Stiere. Die reißen den Rachen auf und brüllen wider mich wie wilde Löwen. Ringsum sind Hunde, ist die Meute des Bösen. Befiehlst Du mich in den Tod? Wie ausgeschüttetes Wasser bin ich; wie zerschmolzenes Wachs ist mein Herz; alle Kraft ist zerscherbt und die Zunge klebt am Gaumen. Der Rotte aber bin ich ein lustiges Schauspiel. Sie theilen meine Kleider unter einander und verlosen den Ueberrock. Rette mich vor dem Rachen des Löwen, meine Seele vor dem Schwert, die einsame vor den Hunden: und ich will allen Brüdern Deinen Namen preisen und laut Dich in der Gemeinde rühmen als den Einen, der sich des Elendesten erbarmt, und von Kind zu Kindeskind wird Jegliches Deine Gerechtigkeit predigen. Noch sind Thränen meine Speise; denn täglich fragt man mich: ‚Wo ist nun Dein Gott?‘ Wie Mord ists an meinem Gebein, je mehr mich die Feinde schmähen. Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk und erlöse mich von den falschen und bösen Leuten! Der Knecht Gottes wird weislich thun und darob erhöhet werden. Er trug unser Leid und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber meinten, Gott wolle ihn plagen und martern. Doch um unserer Missethat willen ist er geschlagen, um unserer Sünden willen verwundet worden. Damit uns Friede werde, bürdete er alle Last und Strafe auf seine Schultern.“ Solches ward in den Psalmen und Schriften des Alten Bundes von dem Messias, dem Heiland vorausgesagt.

Den gebar, unter allen Himmeln, immer nur allgewaltiger Glaube. „Thomas, Einer der Zwölf, war nicht bei den Jüngern, da Jesus kam, und sprach zu Denen, die angaben, den Herrn erblickt zu haben: ‚Ehe ich in seinen Händen nicht die Nägelmale sah, an seinem Rumpf nicht die Wunde von dem Lanzenstich und ehe nicht meine Finger beide Male berührten, kann ich nicht glauben,

daß ers war.' Acht Tage danach tritt wieder der Herr ein, grüßt die Jünger und spricht dann zu Thomas: ‚Betaste mit Deinem Finger die Wundmale und wandle so Zweifel in Glauben!' Thomas antwortet: ‚Mein Herr und mein Gott!' Spricht Jesus zu ihm: ‚Dieweil Du mich gesehen hast, Thomas, glaubst Du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.'" Tief unter den Firnen der Seligkeit, die noch dem Auge nicht, nur dem tastenden, wägenden, schabenden Finger vertrauen. Das Auge wird durch das Lid, die bewegliche Hautkuppel, vor unreinem Stoff geschützt; am nackten Finger haftet schmutzender Staub und wischt von ihm sich auf Heiligenhülle. „Rühre mich nicht an!" Sonst wird Dir nicht volles Glück der Erlösung. Der magdalischen Sünderin ward es; nur von ihrer Gnade der Männergemeinde. Wäre der gute Weggesell in Emmaus dem Erinnern in Gottheit gewachsen, wenn das Weib aus Magdala nicht mit brünstiger Seelenkraft, ohne Tastprobe, die Auferstehung geglaubt und mit ihres Herzens blutrother Flamme alle Zweifelsstoppeln in enger Runde abgesengt hätte? Wenn Kleopas mit seinem Freund aus der kühlen Gewißheit unwiederbringlichen Menschenverlustes durch Zions Thor geschritten wäre? Dem Zimmermann Joseph gebar in Bethlehem eine Maria den Knaben Jesus; der Menschheit eine andere Maria den Heiland. Weil Diese verwegenen Muth zum Glauben hatte, thront Jene im Glaubensdom der Christenheit. Die Sünderin schuf der Mutter die keusche Glorie nie welkender Jungfräulichkeit. Denn der Drang in Mythos duldet nirgends die Vorstellung, Unsterbliche seien von Menschen gesät. Die konnten in eines Menschenschoßes warmer Finsterniß reifen; doch nimmermehr aus Menschensaft übermenschliche Währkraft und Wirkensmacht gesogen haben. Von Göttern und Genien sind sie gezeugt und die Sichel des Todes kann sie nicht mähen. Auch über diesem Gesetz des Trosses stehen sie; wie wäre ihr Blick sonst einer Welt die Sonne, das Leuchtfeuer banger Nächte geworden? Herakles und Elia, Held und Prophet, pferchen sich nicht in dumpfe Grüfte. In Mohammeds letzten Seufzer gellt Omars Drohung, jedes Haupt zu spalten, dessen Mund sich erfreche, auch nur zu flüstern, Allahs Statthalter sei von seiner Erde geschieden.

... Von Valencia nordwärts. Ueber verschlammten Acker, Backsteingebirge, qualmende Balken, verschüttete Minengänge, durch Drahtschlingen und Weidengeflecht, unter Trommelfeuer und Stinkbombengeprassel, in uraltes Morgenland. Nach Em-

maus-Kolonie; auf der Strecke Jerusalem-Jaffa. Da haben nach dem Judenkrieg Roms Veteranen gesiedelt. Da rast heute vielleicht ein Panzerautomobil auf die Araberjagd. Kehrt in der Osterfrühe nicht der Mariensohn zurück, noch einmal einer Menschheit Sündenschuld mitleidig am Kreuz zu sühnen? „Selig sind die Sanftmüthigen: denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit: denn sie sollen gesättigt werden. Selig sind die Barmherzigen: denn ihnen wird Barmherzigkeit. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden: denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind die Friedfertigen: denn sie werden Gottes Kinder heißen. So Jemand Dir einen Streich giebt auf den rechten Backen, Dem biete den anderen auch dar. So Jemand mit Dir hadern will und Deinen Rock nehmen, Dem laß auch den Mantel. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde; segnet, die Euch fluchen; thut wohl Denen, die Euch hassen; bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen.“ Durch neunzehn Jahrhunderte schallt nun die milde Lehre. Von tausend Kanzeln wird sie gepredigt. Stöhnt Julianus noch: Du hast, Galiläer, gesiegt? Wenden Reine sich von Diokletian und Galerius? Die haben Handgranaten, Brandspritzen, Torpedos, Flatterminen, elektrifizirten Stacheldraht, Fliegerpfeile ins Schattenreich eingespeichert; und bereiten die Wiederaufnahme des Verfahrens, das sie scheusäliger Missethat schuldig sprach. Als Sachverständige sollen Einherier vor die Gerichtsschranke treten. Klopfet die Robe aus, grämliche Räthe, und schmeidigt, Advokaten, mit süßen Tragantzeltchen die Kehle. Das wird ein großer Prozeß. Doch lasset nicht nur Grauköpfe vernehmen. Auch den Jüngling, der rüstig dort aus dem Graben steigt. Fürs Vaterland hat er gefochten und vor der grausamsten Pflicht niemals gebebt. Nur drei Tröster konnte er in den Tornister einklemmen: Das Neue Testament, Spinozas „Ethik“ und den „Faust“. In der Erdhöhle las er vor den Kameraden die Schicksalsfragen an des Ostermorgens erste Feierstunde und den lieblichen Gesang vom auferstandenen Christus. „Les boches!“ Ein deutscher Krieger. Der grimme Einherier mit dem Ersten Gebot ihrer Edda bändigen wird: „In aller Edlen Gemüth herrsche Andacht!“ Aus Zweifeln kam auch ihm Gewissensnoth. Jetzt ist in ihm, um ihn lichter Frühling. In eines frommen Viehknechtes sterbendem Auge hat er, auf roth triefendem Feld, am düsteren Freitag seinen Heiland geschaut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. April 1915.

Die Himmelsschlüssel.

Discite iustitiam, moniti, et non temnere divos!

„Der Kampf wird blutig. Bleibt er ertraglos, dann kehre ich nicht heim. Niemals mit einem geschlagenen Heer. Beim letzten Angriff unserer Truppen falle ich. Man stirbt nur einmal: und sterben ist leichter als geschlagen werden.“ Der Mann, der sich nicht gern als den Eisernen Kanzler rühmen hörte, spricht zu Britaniens Botschafter. Spricht vor dem vom Zufall Hergewehten laut aus, was er unter vielen Monden in sein Innerstes geraunt hat. Siegen oder sterben. Und sein Dämon wünscht vielleicht blutrothen Sonnenuntergang. „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen (des Kronprinzen und Friedrich Karls) in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Jitschin aufsuchen.“ Moltke erwirkte und unterzeichnete den Befehl. Nach der Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses hatte Schulze-Delitzsch gerufen: „Diesem Ministerium keinen Groschen!“ Schon aber konnte Roon an den König schreiben, die demokratische Partei scheine „allmählich wieder preußisches Ehr- und Nationalgefühl zu gewinnen“; und in sein Tagebuch: „Die Verhältnisse im Lande scheinen einem Umschlag entgegenzugehen; ich glaube an eine Modifikation der alten Parteibildungen. Mags kommen, wie es will: ich sorge dafür, daß die Armee immer besser und schneidiger wird.“ Ein paar Stellen aus seinen Briefen. Aus Horsitz, am Morgen nach

Königgraetz: „Die Schlacht war im großartigsten Stil. Etwa zweihunderttausend Mann auf jeder Seite; fünfzehn- bis sechzehnhundert Geschütze musizirten. Blutige Verluste auf beiden Seiten; lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Unsere Truppen erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes Hurra, das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre!" Am nächsten Tag aus dem horsitzer Hauptquartier: „Die Oesterreicher sind in vollem Rückzug auf Olmütz; und dieser ‚Gang nach Olmütz' ist wohl demüthigender als der unsere vor sechzehn Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unsere Trophäen etwas genauer. Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich." Am siebenten Juli aus Pardubitz: „Die hierher gelangten französischen Vermittlungvorschläge werden unseren Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder, wenn der Feind sich noch einmal entgegenzustellen wagt, zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der italienische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine cochonnerie genannt. Das verhaßte Ministerium wird nächstens das populärste in Europa sein. Blut ist ein ganz besondrer Saft, sagt der Teufel; und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen." Aus Zwittau: „So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standpunkt. Die Demoralisation ist in der österreichischen Armee wohl größer, als glaublich scheinen könnte. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hat! Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland. Der Alte Fritz freilich hatte es schwerer; aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden." Aus Czernahora: „Den König fand ich gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bis-

marck ists nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir dürfen freilich nicht zu unbescheiden sein; sonst greift der Brand weiter; und wir sind durch die gemachten Anstrengungen auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch; der Verbrauch der Mittel war zu rapid. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen wie zuvor. Benedetti erinnerte mich an einen Dinerdisput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert hatte, und nahm sie feierlich zurück." Aus Brünn: „Seit gestern hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er werde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich: arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft." Aus Nikolsburg: „Hier siehts etwas kraus in Folge der benedettischen Vorschläge; aber es ist Niemand graulich, am Wenigsten der König. Wenn eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffenstillstandes zu erreichen wäre, so würde der König mitsammt seinen Ministern in etwa acht Tagen wieder in Berlin sein können, um die Kammer zu eröffnen; nach nur vierwöchiger Abwesenheit. Man kann sein Geschäft kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast siebenzig Jahren. Freilich: welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben!" Am sechsundzwanzigsten Juli: „Die österreichischen Bevollmächtigten haben soeben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Aber auch Oesterreichs Einfluß in Deutschland. Preußen wird mit einem Zuwachs von 4¼ Millionen Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militärkräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer Das einen ‚faulen Frieden' nennt, muß selbst faul im Kopf oder im Herzen sein. Und das Alles ist in wenigen Tagen erreicht worden. Als die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, sprang der König auf, umarmte und küßte, dankend und weinend, mit vielen beweglichen Worten, zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er Diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz der Hohenzollern verlieh. Dieses ganze auf die menschliche Eitel-

keit berechnete Ordenswesen ist ein großes, wiewohl (so, wie die Welt ist) unvermeidliches Uebel. Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premierminister, der Herzog von Meiningen seinen Ersten Adjutanten hergesandt; eben so der König von Hannover. Und der württembergische Minister von Varnbüler ist, zu Bismarcks Aerger, angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen. Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum vierten August verzögern. Der König will erst nach dem dritten dort eintreffen, um nicht am Geburtstag seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden." Am Vierten war Wilhelm, der Sieger, in seinem Berlin.

Aus Bismarcks Briefen an Johannen. Vor der Entscheidungschlacht, aus Jitschin: „Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten. Schicke mir durch die Couriere immer Cigarren, zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzig Thaler, für die Lazarete. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Schicke mir auch noch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistole, und einen französischen Roman zum Lesen; aber nur einen auf einmal." Am Neunten, aus Hohenmauth: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor neunzehn Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Schicksal zeigte die Zukunft; auch nicht, als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passirte. Wie wunderbar romantisch sind Gottes Wege! Uns geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt und ich habe die wunderbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden. Unsere Leute sind zum Küssen, Jeder; so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen Alle, kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Der König exponirte sich am Dritten sehr und es war gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten nicht und Niemand hätte gewagt, ihn so hart anzureden, wie ich es mir beim letzten Mal, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel

von zehn Kürassieren und fünfzehn Pferden vom sechsten Regiment sich neben uns blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte; ‚an der Stelle, wo ich auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte,‘ sagte er gestern noch mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Die Generäle hatten alle den Aberglauben, sie, als Soldaten, dürften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Sie trauten sich nicht, in dem ernsten Ton, der schließlich half, zu der verwegenen Majestät zu reden.“ Aus Brünn: „Ich habe etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder über; es war ein Nervenbankerot; ich hätte am Sonntag Abend um neun Uhr zu Bett gehen müssen, um von den fünfzig Stunden Schlaf, die ich in vierzehn Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war eben im Einschlafen, als Lesebvre von Wien zurückkam. Verhandlung bis drei Uhr und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half; jetzt ists besser.“ Aus Prag, am Tag vor der Heimkehr: „Großer Zwist im Ministerium über die Thronrede. Lippe führt das große Wort im konservativen Sinne gegen mich; und Hans Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig; aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt. Leb wohl, mein Lieb.“ (Johanna wünscht ihnen den Hexenschuß.)

Im Lager war zugleich mit den österreichischen Parlamentären ein finsterer Gast eingetroffen. In Tscheitsch schrieb Graf Fred Frankenberg in sein Tagebuch: „An einem Meierhofe fanden wir die Quartiermacher; auf dem Eingangsthor klebte ein großer Zettel und darauf stand in dicker Schrift: ‚Hier herrscht die Cholera.‘ Gestern starb hier Generallieutenant von Clausewitz; in jedem Haus liegen Tote und Kranke. Es wurde sehr still im Generalkommando und manches braune Gesicht entfärbte sich. Was halfs? Auch diesem unheimlichen Feinde, der keinen Waffenstillstand achtet, mußte ins Auge gesehen werden.“ Vier Tage vorher hatte der kluge Ordonnanzoffizier des schlesischen Corps geschrieben:

„Meinem Herzenswunsch nach müßte der Abschluß des jetzt durchkämpften Krieges die Krönung Wilhelms des Ersten sein, nicht zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern des Deutschen Reiches Deutscher Nation! Lange genug haben Franzosen und Engländer, sogar russische Barbaren über uns gespottet, lange genug mußten wir ihre bösen Reden ertragen, die um so unerträglicher waren, weil Wahrheit darin steckte. Möchten sie gezwungen werden, einzugestehen, daß nicht sie, sondern die Deutschen an der Spitze der Civilisation marschiren!“

Die wichtigsten Sätze aus dem Abschnitt „Nikolsburg“ in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. „Nach der Schlacht von Königgraetz war die Situation derartig, daß ein Eingehen auf die erste Annäherung Oesterreichs zu Friedensunterhandlungen nicht nur möglich, sondern durch die Einmischung Frankreichs geboten erschien. Die Einmischung Frankreichs war hervorgerufen durch unseren Sieg, nachdem Napoleon bis dahin auf unsere Niederlage und Hilfebedürftigkeit gerechnet hatte. Auf meinen Antrag antwortete Seine Majestät dem Kaiser Napoleon dilatorisch, aber doch mit Ablehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürgschaften. Wenn Napoleon in den Krieg eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer Armee weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen, darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu unterliegen. Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Oesterreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu verhüten. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres in die feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein Bedürfniß. Daß ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, lag in der historischen Konsequenz, selbst dann, wenn wir dem Kaiser Napoleon die kleinen Spesen, die er für seine Neutralität von uns erwartete, hätten bewilligen können. In Lagen, wie die unserige damals war, ist es politisch geboten, sich nach einem Sieg nicht zu fragen, wie viel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfniß ist. Ich war fest entschlossen, die Annahme des von Oesterreich

gebotenen Friedens zur Kabinetsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige; allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König war militärischen Einflüssen im Lauf jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen. Ich konnte die Gestaltung der Zukunft und das von ihr abhängige Urtheil der Welt eben so wenig voraussehen wie irgendein Anderer, aber ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Oesterreich könnten wir weder ganz noch theilweise brauchen, eine Stärkung des preußischen Staates durch Erwerbung von Provinzen wie Oesterreichisch-Schlesien und Stücken von Böhmen nicht gewinnen; eine Verschmelzung des deutschen Oesterreichs mit Preußen würde nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regiren sein". Erst am vierundzwanzigsten Juli fiel in Nikolsburg die Entscheidung. Schon wollte Bismarck den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen König bitten, als Offizier in sein Regiment eintreten zu dürfen, wollte er, in noch tieferer Verzagtheit, „aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster fallen": da kam Hilfe vom Kronprinzen. Der überredete den König. Eine Eingabe Bismarcks trug am Rand ein Marginale ungefähr des folgenden Inhaltes: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich Derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen". Von diesem Marginale, sagt Bismarck, „das mir der Kronprinz überbrachte, blieb mir als einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemüthsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte". Am Sechsundzwanzigsten wurde der Präliminarvertrag unterzeichnet, den Bismarck, allen Gewalten ins finstere Antlitz, empfohlen hatte.

Die andere Seite. Aus Benedeks, des Feldzeugmeisters, Briefen an seine Frau Julie. „Wenn unser Herrgott Oesterreich und seine Armee segnet, ich aber irgendwo liegen bleibe, dann ist mein Leben millionenfach bezahlt. Komme ich aber als geprügelter Feldherr zurück zu Dir, dann habe Nachsicht und laß mich mein Unglück schweigend tragen, wies dem Manne ziemt." Nach den Niederlagen von Skalitz, Trautenau und Jitschin, als Friedrich Karl schon die Flanke und den Rücken der Oesterreicher und Sachsen zu umklammern drohte: „Vielleicht spreche ich heute zum letzten Mal zu Dir. Habe dem Kaiser ehrlich gesagt, daß ich, wenn er will, ihm selbst meine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer bringe; und Das ist nun geschehen. Möglich, daß ich Dich noch wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe; aber ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser und der Armee einen letzten Dienst erweisen kann." Nach dem Tag von Königgraetz, aus Olmütz: „Warum ich Unglück gehabt: Das mag ich nicht erörtern. Du aber, liebe Julie, verzeihe mir, daß ich Unglück gehabt. Ich habe nie an Selbstmord gedacht, bin auch nur deshalb so stark ins Feuer geritten, weil ich helfen mußte. Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen, so lange ich kann, und in jeder Phase dieses unglückseligen Krieges, zu dem ich nicht gerathen habe. Das Zeitungsgewäsch, das Urtheil der Welt: Alles, Alles ist mir gleichgiltig. Mußt Philosophie haben und Gott ergeben sein. Habe den Kaiser gebeten, er solle mit mir machen, was er will. Als man mir dies Kommando, gegen all meine motivirten Vorstellungen, aufgedrungen hat, habe ich in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen und ich nur wünsche, der Kaiser möge nicht bereuen, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen; bin ein recht gottergebener Soldat. Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußeren Ehren braucht; und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt. Erkenne diesfalls keinen menschlichen Richter! Aber es gehört was dazu, die tausend Nachrichten ruhig hinzunehmen. Meine Achtung für die Menschen überhaupt ist nicht erhöht worden. Und somit basta! Mein Soldatenmißgeschick am Schluß von

vierundvierzigjähriger braver und ehrenhafter Militärdienstleistung ist allerdings groß, aber das Unglück des Kaisers und der Monarchie ist ja viel größer; das meinige fällt unters Maß." Er wird vors Kriegsgericht gestellt und soll „die Führung, die unglücklichen Operationen der Armee und den ganzen mangelhaften Dienstbetrieb" rechtfertigen. Er weigert jede Auskunft, nimmt die ganze Verantwortlichkeit auf sich, will keinen ihm Untergebenen belasten und erklärt, er werde jede über ihn verhängte Strafe „mit reglementmäßigem Dank" hinnehmen. Schreibt an die Frau: „Mich kann Niemand demüthigen und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Rede und Antwort gegeben habe. Die Regirung soll froh sein, daß ich mit wahrem Soldatentakt schweige. Sei nur ruhig!" Auch der Verabschiedete schweigt.

Bald nach dem Krieg hat der bescheidene Mann gesagt: „Wie sollten wir gegen die Preußen aufkommen! Die sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt." Und später: „Ich brauche mich nicht zu vertheidigen; der preußische Generalstab wird mich schon rechtfertigen." Ungefähr so ists gekommen. Moltke nannte ihn einen verdienstvollen, tapferen, umsichtigen General und beklagte das Los des besiegten Feldherrn. Moltkes Schüler Schlichting feierte ihn gar als „Oesterreichs größten Sohn in schwerer Zeit." Bismarck schrieb an die Witwe: „Möge es Ihrem Schmerz Trost gewähren, daß nicht Oesterreich allein den Hingang des Waffengenossen Radetzkys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden." Und im preußischen Generalstabswerk wird dem Feldzeugmeister nachgesagt, er habe einen an sich richtigen Gedanken mit der unerschütterlichen Festigkeit, die eine der schönsten Eigenschaften tüchtiger Kriegsführer ist, im Auge behalten; fraglich sei nur, ob der Gedanke noch richtig war, als er ausgeführt werden sollte. Wichtiger ist, was zwischen den Zeilen steht. Preußen hatte Feuertaktik und Zündnadelgewehr, Oesterreich Stoßtaktik und Vorderlader. Preußen den modernsten, Oesterreich einen rückständigen und zuchtlosen Generalstab. Dazu kam der Unterschied der kriegsministeriellen Leistung. In diesem siebentägigen Feldzug, schrieb Roon, „habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht war." Der wiener Kollege wars gewesen.

Wem hatte Preußen den entscheidenden Sieg bei Königgraetz zu danken? „Diesmal, Bismarck, hat der brave Musketier uns noch herausgerissen“, rief Roon auf dem Schlachtfeld. Die Mehrheit heischt den Lorber für Moltke, heischt jedes Blättlein für ihn. Die liberale Legende preist ihren Helden Friedrich Wilhelm, dem zum guten Soldaten doch so ziemlich Alles fehlte. Einer nur wird immer vergessen: Prinz Friedrich Karl. Das einzige Feldherrntalent, das nach Fritzens Tagen im Hohenzollernhaus wuchs. Kein Lied, kein Heldenbuch nennt seinen Namen; kaum eins noch den seines Generalstabschefs Konstantin Bernhard von Voigts-Rhetz. Wie aber wars in Böhmen? Am dritten Julitag sollte nicht gekämpft, den ermüdeten Truppen Ruhe gegönnt werden. Auf diesen Ruhetag hätte auch Benedek gehofft. Der Entschluß, am Dritten früh anzugreifen, entstand, als Ergebniß neuer Rekognitionen, erst am Vorabend in Kamenitz, dem Hauptquartier Friedrich Karls, der die Erste Armee führte. Der Kronprinz wurde aufgefordert, von Königinhof zur Unterstützung des Angriffes mit seiner Armee heranzumarschiren. Als der Brief, der diese Aufforderung bringt, abgehen soll, sagt Voigts-Rhetz, solches Excitatorium werde nicht stark genug sein, der Zweiten Armee Beine zu machen. Wahrscheinlich: denn die im Wesenston verschiedenen Prinzen stehen nicht gut mit einander. Richtig: denn Blumenthal, der Stabschef des Kronprinzen, antwortet, die Armee könne nur auf Befehl des Königs marschiren. Nach Zehn abends ist Voigts-Rhetz in Jitschin beim König. Der stimmt dem Plan zu; auch der Absicht, der Armee des Kronprinzen neue Weisung zu geben. Waren Sie schon bei Moltke? Nein. Schnell zu ihm; wenn er mich nachher noch sprechen will, trifft er mich bis halb Zwölf. Kein Mensch weiß, wo Moltke wohnt. Endlich wird er gefunden; im Bett. „Der General“, schreibt Voigts-Rhetz, „sah sofort die Größe, das unerwartete Glück des Momentes ein und erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden, die ja auch später nach der Disposition ausgeführt wurden“. Zog sich an und lief zum König. Der aber hatte, als er Voigts-Rhetz entließ, „bereits definitiv befohlen, daß der Kronprinz marschire, und alle vorher für den Dritten ertheilten Befehle aufgehoben.“ Nicht mehr Vetter Friedrich Karl also sprach jetzt, sondern der höchste Kriegsherr. Der Befehl wird in duplo ausgefertigt und durch zwei Eilboten befördert. Um vier

Uhr früh ist, als erster Bote, der Adjutant Oberstlieutenant Graf Finckenstein, der um Zwei aufs Pferd gestiegen und im Dunkel auf unbekanntem Gelände losgeritten war, mit der Ordre in Königinhof. Zeit genug. Bald nach Elf war die Zweite Armee auf dem Schlachtfeld (wo die österreichische Artillerie die Führer des Preußenheeres fast schon entmuthigt hatte); konnte Benedeks rechten Flügel mit frischer Kraft packen und der schwarzweißen Fahne den Sieg sichern. Voigts-Rhetz war nachts ruhig die fünfzehn Kilometer von Jitschin nach Kamenitz zurückgetrabt. An Friedrich Karl hat er anderthalb Jahre danach geschrieben: „Dem König und Eurer Königlichen Hoheit gebührt der Ruhm der Konzeption und Ausarbeitung dieses großen Weltereignisses“. Damit sollte wohl dem großen, nach Menschenart nicht immer ganz neidlosen Hellmuth Eins ausgewischt werden. Warum aber spricht Fama, in ihrem Erzpalast mit den tönenden, tausendthürigen Wänden, so selten von Friedrich Karl? Fontane hat von ihm gesagt: „Der tiefste Quell seines Unmuthes war das ihn verzehrende Gefühl, in seinem militärischen Verdienst nicht ausreichend gewürdigt worden zu sein. Er rang nach dem Ruhm des Schlachtendenkers und litt unter der Vorstellung, auf diesem Gebiet im günstigsten Fall als ein Zweiter angesehen zu werden“. Als ein Dritter. Noch heute liest der Preuße auf manchem Blatt, den Triumphtag von Königgraetz habe die Heldenleistung des Kronprinzen uns beschert.

Liest auch, der Kronprinz sei für den Krieg gewesen. Dieser Schwatz ist leicht zu widerlegen. Wilhelm und Augusta, Fritz und Vicky, Bruder Karl: alle Fünf sträubten sich gegen die harte Nothwendigkeit; ging es nach ihnen, dann wurde die große Stunde versäumt. Die Annexion der Elbherzogthümer war dem Mann der Engländerin ein Gräuel. Am dritten März 1866 sagt er zu Theodor von Bernhardi, Bismarcks Politik sei nur durch den Haß gegen das Haus Augustenburg und dessen liberalen Anhang bestimmt. „Der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille. Und so steuern wir auf die Annexion los.“ Fritz irrt. Noch Ende April schwankt der König, neigt zum Nachgeben und Bismarck ist drauf und dran, seine Entlassung zu erbitten. Auf dem Paradefeld sagt der Kronprinz im Mai zwar zu den Offizieren, er sehe ein, daß Bismarck Recht habe und der Krieg unvermeidlich sei. Das soll wohl seine Popularität im Heer steigern. Noch

am dreiundzwanzigsten Mai fragt er Bernhardi, warum eigentlich Krieg geführt werde. Kann ein dem höchsten Sitz so Naher noch blinder sein? „Er spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen. Er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien. Die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen, schnell einen ‚Frieden von Villafranca‘ schließen, um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja, wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen. Er kommt immer darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls gerade in diesen Tagen sehr ungünstig für Preußen sind. ‚Der König will den Frieden; er hält sich an jedem Strohhalm, um den Frieden zu erhalten. Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern einsetzt, ist der Friede heute noch zu haben.‘ Ich: ‚Halten Eure Königliche Hoheit Das jetzt noch für möglich?‘ Kronprinz: ‚O gewiß! Der Erbprinz nimmt gleich an.‘“ Drei Wochen vor der Kriegserklärung. Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin, der Augustenburger in Schleswig-Holstein: Das war das Programm des Kronprinzen, den die Bezirksvereinslegende in den Heroenrang heben wollte. Fiel ihm nicht ein, daß der König, der, mit dem nach hartem Kampf reorganisirten Heer, diesem Krieg auswich, den Nachbarn zum Gespött wurde und abdanken mußte? Nein: dem Manne, den nach der Mobilmachung Blinds Kugel suchte, der in Berlin und Nikolsburg die Verantwortung trug, gebührt auch der Ruhm. Bismarck, schrieb Bernhardi, dem der Kronprinz wieder Etliches vorgestöhnt hatte, „will den Deutschen Bund umstürzen und an seiner Stelle einen neuen bilden, in dem Preußen unbedingt die herrschende Macht wäre. Nun ist mir auch klar, warum er den Krieg will. Wenn Oesterreich nachgäbe und wir die Elbherzogthümer erhielten, wäre es ihm gar nicht recht. Denn seine weiteren Pläne lassen sich nicht ausführen, die Oberherrschaft in Deutschland läßt sich nicht gewinnen ohne Krieg. Das sieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder sehen muß.“ Nicht Jeder sah es. Nicht Jeder fühlte, daß dem Adlerlande der Kampf um Ehre und Zukunft aufgedrungen ward. Schon hatte Beust in Dresden gesagt, der Tag sei nicht fern, wo die Improvisation Friedrichs des Zweiten von der Erdfläche verschwinden werde.

Doch der Hof und sämmtliche Hofwanzen waren für Frieden. Daß der Krieg gegen Oesterreich und die ihm Affiliirten, der nothwendigste in der Preußengeschichte, geführt wurde, war das Werk des altmärker Junkers. Diese Gewißheit ist längst nicht mehr zu entwurzeln. Und ohne den sechsundsechziger Entschluß gab es damals keine deutsche Einheit, kein Reich, keinen Kaiser. Der alte Wilhelm empfand es. Am Einzugstag pries er die großen Verdienste des Staatsmannes, der „seinen Namen für alle Zeiten auf die Ehrentafeln unserer Geschichte geschrieben hat“, und sandte dem Civilisten, „als Erinnerung an die historistische Granate“, zum Hohenzollern-Ritterkreuz die Schwerter und das schwarzweiße Band. Dem Brief hat der Fürsorgliche die Warnung hinzugefügt: „Setzen Sie sich ja nicht dem feuchten Wetter heute aus!“ Am zwölften Februar 1867 kam die Dotation; der Erlaß begann mit dem Satz: „Im Rückblick auf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die Geschicke Preußens durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergangenen Jahres gelangt sind, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, daß die Erhebung des Vaterlandes zu neuer Macht und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche reicher und mit Gottes Hilfe segensvoller Entwickelung wesentlich Ihrem Scharfblick, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war.“ Kein großer König? Doch bescheiden und treu. Konnte, nach Menschenermessen, das Wagniß denn unheilvoll enden? Moltke war seiner Sache sicher; auch für den von ihm vorausgesehenen Fall, daß die Oesterreicher sich sofort in Nordböhmen, nicht, wie sie thaten, in Mähren, aufstellten und die preußische Offensive hinderten. Benedek telegraphirte zwei Tage vor der Hauptschlacht (zu deren Annahme ihn dann wohl ein nie veröffentlichter Befehl zwang) an Franz Joseph, die Katastrophe sei unvermeidlich, rieth zu schnellstem Friedensschluß und hatte schon vorher gesagt, der Krieg werde ihn seine militärische und seine bürgerliche Ehre kosten. Preußen mußte siegen; konnte von diesem Heer, „das kaiserlich sich nennt, das hier in Böheim hauset“, niemals, nirgends geschlagen werden.

Der Sieger von Nikolsburg war der Mann, der sich für diesen Sieg seit zwölf Jahren bereitet hatte; seit dem Lenztag, da er (1854) aus Frankfurt an Gerlach schrieb: „Ich schwöre überall, daß Preußen und Oesterreich einander gerührt in den Armen liegen

und Jeder über des Anderen Vortrefflichkeit weint.“ Der dann, nach der Darstellung Moritzens von Blanckenburg, als der Einzige, „völlig klar, bewußt, ruhig und energisch den höchst gefährlichen Strom der aura popularis von dem entscheidenden Ort abdämmte. Alles war gegen ihn. Aber der Lange blieb fest wie ein Koloß; nur abends klagte er mir sein Leid.“ Alles bleibt gegen ihn. Und aufrecht steht er vor dem König, der Königin, dem Kronprinzen, ohne Wank vor dem ganzen Schranzenstaat. Den Entschluß zum Krieg und zum eben so nothwendigen Frieden erwirkt er; erzwingt ihn in der günstigsten Stunde: und stürbe, wenns ihm nicht gelänge. Weil er Oesterreich haßt und, wie liberale Kindsköpfe knirschen, nach Juchten riecht? „Haß und Liebe, Rache und Strafe: solche Begriffe taugen dem Politiker nicht. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu verhüten, daß es wieder geschehe. Der Politiker hat, unter allen Umständen, nur die eine Frage zu beantworten: Was nützt meinem Land und wie ist sein Vortheil am Besten zu wahren?“ So hat schon der junge Bismarck gesprochen. Den alternden floh der Schlaf, wenn im Krieg ein Tag nutzlos verzaudert wurde und die Hoffnung auf Wunder mit Blinzelaugen im Staatsrath saß. Das Schwert war ihm das stärkste, aber auch das gefährlichste Werkzeug der Politik; dem Hirne nur, das Zweck und Wirkung besonnen hat, wohlthätig dienstbar, niemals dem blinden Arm, der es schwingt, um sich, vor gleißender Korona, im Streckspiel träg gewordener Muskeln zu üben.

Primula veris.

„In dem für ein amerikanisches Blatt geschriebenen (auch in den ‚Times‘ veröffentlichten) Artikel, der auf den Ursprung des Krieges zurückblickt, behauptet der deutsche General von Bernhardi, die Art der französischen Truppenkonzentration und die Anwesenheit unserer Hauptstreitkräfte auf dem linken Flügel beweise, daß die Regirung der Republik entschlossen war, im Einvernehmen mit England die belgische Neutralität zu verletzen. Diese Beschuldigung wird von unserem Aufmarschplan bündig widerlegt. Als der Krieg erklärt worden war, kehrte die Gesammtheit unserer Streitkräfte ihr Antlitz nach Nordost. Erste Armee: zwischen Belfort und der Linie Mirecourt-Lunéville; Zweite Armee: zwischen dieser Linie und der Mosel; Dritte: zwischen der Mosel und der Linie

Verdun-Audun-le-Roman; Fünfte: zwischen dieser Linie und der belgischen Grenze. Die Vierte Armee stand im Westen von Commercy in Reserve. Aus diesen Thatsachen folgt, daß die Gesammtheit unserer Streitkräfte ihre Stirn dem Deutschen Reich, nur dem Deutschen Reich zuwandte.“ (Communiqué Officiel). „Als die Deutschen uns neulich in unseren afrikanischen Kolonien angriffen, haben wir sie besiegt. Jetzt müssen wir sie in Europa, zwischen Ypres und den Vogesen, bekämpfen. Pflicht und Interesse befehlen diesen Kampf. Wie die in Paris heimischen Italiener, Rumänen, Griechen in muthigen, stolzen Worten gethan haben, so müssen auch wir, als der selben Rasse Angehörige, unsere patriotischen Landsleute zu raschem Eingriff in den Krieg aufrufen. Denn die Entscheidungstunde hat geschlagen und alle Zweideutigkeit muß weichen. Hoch der Bund der Lateiner und aller civilisirten Völker gegen die Mordbrenner von Loewen und Reims! Nur die Zerschmetterung des preußischen Militarismus und Imperialismus kann jedem Volksthum die freie Entwickelung sichern.“ (Aufruf der pariser Portugiesenkolonie.) „Frankreich führt sein gewöhntes Leben ruhig fort und ist des Sieges gewiß. Sein Land, seine Menschen, sein Geld hat es mit bewundernswerther Inbrunst hingegeben; und dabei allen gefährlichen Uebermuth, alles eitle Gebrüst vermieden. Gerade die Fülle der Opfer hat der Republik die innere Ruhe und das Selbstvertrauen zurückgebracht, die ihr vierundvierzig Jahre lang fehlten. Wer die Kraft dieses starken und feingliedrigen Volkes unterschätzt, muß, wenn er die Möglichkeiten des Europäerkrieges summirt, in einen groben Rechenfehler fallen.“ (Mattino.) „Unsere Sache ist die der Menschheit und wir fechten für Europas Freiheit, wenn wir für unsere fechten. Dieser Satz Franklins ist wahr geblieben. Den Franzosen danken die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit. Und der Amerikaner, der die Geschichte seiner Heimath durchleuchtet, lernt, nach dem Wort Irelands, zugleich Frankreich lieben.“ (Vortrag des Herrn James H. Hyde in Nizza). „In Triest spricht man schon von dem triumphalen Einzug der Italiener und von dem lauten Jubel, der sie begrüßen werde. Hier und in Trient weiß Jeder, daß die Behörden sich zur Abreise bereiten und in allen Bureaux Kisten und Koffer stehen. Ich höre, daß es Verhaftungen regnet und Gefängnißstrafen von fünf Monaten bis zu zwei Jahren für Missethaten verkündet werden, deren ärgste sein sollen,

daß Einer den ‚Secolo‘ in der Tasche hatte oder nicht den Hut abnahm wenn die österreichische Nationalhymne gespielt wurde. In Triest sind die Molen leer und der Hafen, sonst ein in den Orient geöffnetes Fenster, liegt in Todesschweigen. Die meisten Schiffe sind in fremde Häfen eingesperrt. Der Lebensmittelpreis ist fast schon aufs Dreifache gestiegen.“ (Journal de Genève.) „Wenn kein Hafer mehr in der Krippe ist, beißen die Pferde einander. Die Oesterreicher klagen, weil die Ungarn sie verhungern lassen. Nie war eine Anklage ungerechter. Die Ungarn schicken ihren Knechtern kein Getreide, weil sie für sich selbst kaum genug haben. Die ungarischen Minister des Kaisers von Oesterreich scheinen ihr Nationalgefühl allmählich wiederzufinden. Sie wissen, seit dem Fall von Przemysl, daß Berlin nichts mehr für sie thun kann, daß auch die Türkei vor der Hungersnoth steht und die Tage von Konstantinopel gezählt sind. Die Bewegung der Balkanvölker wird von Tag zu Tag heftiger und alle Politiker wissen, daß an dem Tag, wo einzelne Neutrale in den Krieg eingreifen, der Rechnungbetrag ums Doppelte steigt. Wahrscheinlich wird Ungarn den Oesterreichern rathen, nicht ihre letzten Truppen gegen die Sieger zu schleudern, sondern wenigstens die Möbel zu retten. In Deutschland wird man bis ans Ende ‚bluffen‘. Das leichtgläubige Volk schluckt all die Schlänglein, die ihm seit Monaten in den Mund gestopft werden; und die Erfinder dieser Ernährungart müssen sich vor jedem Aufdämmern der Wahrheit hüten. Schon aber flackert das Holzscheit. Die ganze Bande ist in Streit. Schlechtes Zeichen! Deutschlands Unruhe wird sichtbar. Zwar hungert es noch nicht; aber ihm fehlen zum Krieg unentbehrliche Rohstoffe. Im Norden kommts nicht vorwärts, die Hoffnung auf den Vorstoß nach Calais ist geschwunden: jetzt möchte es in Holland einbrechen. Das wäre nicht nur ein Verbrechen, sondern eine Dummheit. Doch Deutschland ist in so wirren Aberwitz gelangt, daß ihm jeder Fehler zuzutrauen ist. Die Deutschen merken noch immer nicht, daß die Zugehörigkeit zu ihrem Stamm vor dem Auge der Welt heute als die ärgste Schmach gilt. Die Verbündeten kämpfen nicht nur für ihr Wohl, sondern auch für das der Neutralen, die kein Auge für die nahe Gefahr des Pangermanismus hatten. Als der Krieg anfing, wurden die Verbündeten bedauert; heute werden sie beneidet. Die Leute merken, daß ein Riesengeschäft zu machen ist, strömen herbei und fragen:

‚Sind noch Antheilscheine zu haben?‘ Die ‚Deutsche Kultur‘ hat den Gipfel erklommen. Die Versenkung des Passagierdampfers ‚Falaba‘ hat hundertelf wehrlose Menschen, darunter auch Frauen, ums Leben gebracht. Die Botschaft muß alle Vertreter der ‚Kultur‘ innig erfreut haben. Im Haag hat der Gesandte Oesterreich-Ungarns einen Strafantrag gegen die holländische Zeitung ‚Telegraaf‘ gestellt. Ein in diesem Blatt veröffentlichtes Bild zeigte den Deutschen Kaiser, der ein dem alten Franz Joseph abgeschnittenes Bein dem König von Italien hinhält und ruft: ‚Wenn Du ein anderes Stück willst, genire Dich nicht!‘ Die deutschen Sozialisten, die den französischen das Schlagwort ‚Krieg dem Kriege‘ aufgeschwatzt haben, sind jetzt kaiserlicher als der Kaiser, kriegerischer als die Generale und bereit, für jede Rüstung zu stimmen. Wenn diese Genossen Euch, Franzosen, etwa jemals wieder die Bruderhand hinstrecken: Spuckt hinein!“ (The New York Herald.)

„Rumäniens Gesandter, Herr Diamandi, hat gestern hastig Petrograd verlassen. Er sagte, daß er für ein paar Tage nach Moskau gehe, ist aber nach Bukarest gereist und will einen Monat lang dort bleiben. Eingeweihte vermuthen, er sei, am Tag nach dem Fall von Przemysl, heimgeeilt, um mit aller Kraft auf Rumäniens schnelles Eingreifen in den Krieg hinzudrängen. Schon seit der Beschießung der Dardanellenforts war er in sichtbarer Bewegung; ging öfter als sonst ins Ministerium des Auswärtigen und in die Botschafthäuser Englands und Frankreichs. Er konnte aber nicht unzweideutige Klarheit darüber erlangen, ob die Meerengenfrage beantwortet und die Antwort in einem Abkommen der drei Verbündeten besiegelt worden sei... Baron Rosen, einst Rußlands Vertreter in Tokio und Portsmouth, wird nächstens, unter dem Titel ‚Die Geschichte des portsmouther Friedensvertrages‘, Erinnerungen an Witte veröffentlichen... In Jekaterinoslaw wurde ein Landgut (1 770 000 Desjatinen Ackerland), das die berliner Deutsche Bank mit dem Beistand einer vorgeschobenen Person von dem deutschen Staatangehörigen Zindler erworben hatte, von der Regirung in Beschlag genommen. Unter dem Vorsitz des Herrn Utin, Direktors der Diskonto- und Kredit-Bank, wurde von den Leitern petrograder und moskauer Banken die Frage geprüft, ob die Abwehr des Zuflusses russischer Werthpapiere aus Deutschland nöthig sei. Gegen den Wunsch der Internationalen Bank wurde die

Frage verneint und ausgesprochen, daß man sich freuen müsse, wenn russische Papiere in Rußland heimisch werden. Die Sibirische Gesellschaft für Handel, Industrie und Schiffahrt errichtet am Unteren Jenissei Lagerhäuser und ein Kontor. Sie plant für den Frühling zwei Fahrten durch das Nördliche Meer." (Russkoje Slowo.) Brot, Fleisch, Viehfutter, Heizstoff, Wolle, Baumwolle, Eisen, Chemikalien: Alles ist in Rußland theurer geworden. Was wir sonst einführen, was wir sonst ausführen, sogar, was auch in Friedenszeit weder ein- noch ausgeführt wird. Alle Klagen und Ausnahmevorschriften haben nicht zu helfen vermocht. Noch sind nicht einmal die Ursachen der Theuerung ganz aufgehellt. Die Hemmung des Eisenbahnverkehres und die Spekulation können nicht Alles erklären. Hinzu kommt die Ungewißheit der Zukunft. Niemand weiß, wie lange der Krieg währen wird, wie lange wir also auf unseren eigenen Waarenvorrath angewiesen sein werden. Davon aber hängt die Verfügung über diesen Vorrath ab, mag er groß oder klein sein ... Der Wunsch der Bierbrauer, von der Staatsbank einen langfristigen Kredit zu erhalten, mußte abgelehnt werden, weil der Vertreter der Kreditkanzlei die Erfüllung als in unseren Tagen unmöglich bezeichnete. Die Kommissare der Regirung beschlossen, den Verkauf von Wein und Bier wieder zu gestatten und die Brauer von einem Theil der Verluste zu entschädigen, die das Ausschankverbot bewirkt hat. Als Ersatz für das Bier, das nach dem Verbot nicht ausgeschänkt werden durfte und deshalb verdarb, sollen die Brauer zehn Millionen Rubel erhalten." (Russkija Wjedomostij.) „Amerika wünscht die friedliche Lösung des sino-japanischen Streites, würde aber, nach der Meinung der pekinger Presse, im Konfliktsfall für China eintreten. In China und Japan kaufen die Deutschen alles Kupfer auf, das sie bekommen können. In Tschifu ist ein Lager entdeckt worden, das vierzigtausend Pud Kupfer enthält. Japanische Industrielle empfehlen die rasche Schlichtung des Streites mit China, weil der Boykott japanischer Banken und Waaren dem Inselreich beträchtlichen Schaden bringe." (Rjetsch.) „Deutschlands Politik ist die Politik der Nation, nicht der Oberklasse noch, wie jetzt verächtlich gesagt wird, nur des Deutschen Kaisers. Alle fühlen, daß es sich in dem Streben nach weiterer politisch-wirthschaftlicher Basis des Reiches um Sein oder Nichtsein handelt. Nicht der

Kaiser ist der Urheber des Krieges; und nicht gegen die Regirung, sondern gegen das Volk ist er zu führen. Endet er (was nicht undenkbar ist) mit einem Kompromiß, dann sind in Europa Blutströme geflossen, ungeheure Gütermengen vernichtet worden, ohne daß eine Entscheidung erwirkt ist. Dann lebt und rüstet Jahre lang Europa in chronischer Unsicherheit fort und muß der Stunde harren, in der Deutschland abermals den Handschuh hinwirft." (Professor Grimm, Rektor der petrograder Universität, in dem Sammelwerk „Fragen des Weltkrieges".) „Nach dem Krieg werden die Deutschen all die Gräuel leugnen, deren ihre Truppen schuldig geworden sind. Deshalb ist nöthig, daß die Carnegie-Kommission sofort die Untersuchung beginnt... Die Frucht der Gespräche, die Skandinaviens drei Könige in Malmö hatten, war ein Abkommen, das unser stockholmer Vertreter einen Defensivvertrag nannte. Gegen russischen Ueberfall versprachen Dänemark und Norwegen den Schweden Beistand; Schweden und Norwegen verpflichteten sich, den Dänen zur Abwehr deutschen Angriffes zu helfen; wird Norwegens Seeherschaft im Norden von Rußland bedroht, so sind Schweden und Dänemark zu Hilfeleistung verpflichtet. Zwei Drittel der Haftpflicht kehren ihre Spitze gegen Rußland. Das aber denkt nicht daran, Schweden oder Norwegen irgendwie anzutasten. Nicht in Norwegens Fjorden, sondern in Ostsee und Mittelmeer sucht unsere Marine ihre europäische Zukunftaufgabe. Wozu straffen die Skandinaven ihre Muskeln gegen einen ‚Feind', der keiner ist? Nur in dem gegen Deutschland gerichteten Theil hat das Abkommen von Malmö ernste Bedeutung für die Wirklichkeit unserer Tage." (Nowoje Wremja.) „Kolokol" (Die Glocke): so hieß einst Herzens Rebellenblatt, heißt jetzt die Zeitung der kirchlich und staatlich konservativen Urrussen. Sie hat feierlich erklärt, daß sie nichts Unfreundliches mehr gegen die Juden und andere Fremdvölker Rußlands veröffentlichen und fortan die Stimme des „duldsamen Imperialismus" sein werde.

„Das höchste Interesse der Schweiz fordert, daß Europas Rechtsstatut von allen Regirungen geachtet, nicht von einer Seite aus ein Vertrag gewaltsam entkräftet werde. Europa darf sich nicht zu einen Wegelagererwinkel wandeln. Wenn Deutschland von der Thatsache seines Wortbruches durch den Sieg gereinigt würde, wäre in solcher Welt nicht mehr zu athmen. Alle Abkommen, Ver-

träge, Konventionen, von den wichtigsten bis zu denen über Zoll, Jagd, Fischerei, wären jeder Willkür ausgeliefert. Wir könnten an nichts und an Niemand mehr glauben. Der Schweizer, der die Heiligkeit des Rechtes schwächt, häuft schwere Schuld auf sich. Wir dürfen nur auf uns selbst rechnen; doch jede Rechtsverletzung muß uns als Schmach gelten und wir können niemals zugeben, daß nur die Kraft einem Volk das Recht auf Unabhängigkeit gewähre. Muß ein Schweizer nicht zittern, wenn er das Schicksal Belgiens sieht? Verschwindet dieses Land von der Karte, dann müssen alle kleinen Staaten auf den Untergang ihrer Freiheit gefaßt sein. Wir fühlen uns mithaftbar für das Los der Belgier und der Serben. Die herrlichen Serbensiege haben unser Herz gestärkt, weil sie beweisen, daß auch ein an Zahl kleines Heer über ein größeres triumphiren kann; um aber ganz ruhig zu werden, müssen wir Schweizer auch noch Belgiens Sieg schauen. Nicht um serbische, holländische, dänische Fragen handelt sichs, sondern um die Lebensfrage der kleinen Staaten. Um deren Schicksal wird zwischen Yser und Drina gekämpft. Diese Staaten sind nothwendig; mehren, nicht mindern sollte ihre Zahl, wer dem Frieden, dem Glück der Zukunft seinen Dienst geweiht hat. Und kann auch nur ein Schweizer wünschen, daß Belgien sich mit einem Scheinwiderstand begnügt hätte? Er würde das Ehrgefühl knicken und wäre als Verräther zu betrachten. Erbärmlich ist das Volk, daß seine Unabhängigkeit nicht mit der Waffe schützt; es steht noch tiefer als der Einbrecher. Nicht einmal streifen darf uns der Gedanke, daß ein Heer nur abschrecken soll und nach ein paar Scharmützeln die Waffen ablegen darf. Unser Schweizerheer müßte kämpfen, wie sichs gebührt, bis zu völliger Erschöpfung aller Kräfte: darüber braucht Keiner ein Wort zu verlieren." (La Semaine Littéraire.) „Große Organisatoren mögen die Deutschen sein. Ich bewundere ihre Methode, die Folgerichtigkeit ihres Verstandes und ihre ungemeine Arbeitsamkeit. Nie hat Jemand die Kriegsvorbereitung so weit getrieben. Nur: Psychologen sind sie nicht. Ein Freund wies mich eines Tages auf die Thatsache hin, daß in dem Riesenhaufen ihrer Philosophieproduktion nur ein Buch über Psychologie ist, das von Wundt geschriebene, ein dicker Wälzer, dessen erster Theil von Physiologie, dessen zweiter von Metaphysik handelt, das aber nichts über Psychologie sagt. Jedesmal haben, seit acht Monaten, die Deutschen

plump geirrt, wenn sie berechnen wollten, wie ihr Handeln auf die verschiedenen Völker wirken werde. Sie glaubten, England werde ruhig zusehen, Belgien sie durchlassen, Italien mit ihnen gehen, die Türkei sofort losschlagen, Bulgarien sich auf Serbien stürzen, in Rußland und Frankreich die Revolution ausbrechen. Daß so ernstes Hinderniß uns nicht hemmte, haben wir, zum Theil, dem Deutschen Reich zu danken: seiner groben Verkennung des Volksgenius und der nationalen Würde. Rußland, dachten die Deutschen noch im Januar, steht vor der Wahl, einen Sonderfrieden mit uns zu schließen oder in Ohnmacht vernichtet zu werden. Wir brauchen nur seine Armeen festzuhalten: dann können wir noch eine Million Menschen nach Frankreich werfen. Jetzt ist Frühling: und der Fall von Przemysl, der den russischen Vormarsch in den Karpathen und in der Richtung auf Krakau erleichtert, zeigt deutlich, was von solcher deutschen Hoffnung zu halten ist. Hinter der deutschen Einheit, hinter dem System der kaiserlichen Politik muß man das große Geschäftsunternehmen erkennen, dessen Partner einander nicht lieben, sich aber stets verständigen, weil sie gemeinsam viel Geld verdienen und ihren Geschäftsbezirk immer weiter ausdehnen. In Tagen des Unglücks wird der alte Groll erwachen. Jeder Tag nimmt den Führern ein Stück vom Hoffnungsgrund." (Akademiker Maurice Barrès in L'Écho de Paris.)

„Liebe und getreue Eidgenossen, die freiburger Unruhen haben bestätigt, was wir schon zuvor wußten: daß in einem großen Theil unseres Volkes eine Geistesverfassung herrscht, die man nicht ohne ernste Sorge betrachten kann. Neigung zu und Abneigung von den Krieg führenden Völkern äußern sich in einer mit der Lage und den Pflichten eines neutralen Staates unvereinbaren Weise; und mit tiefem Bedauern fühlen wir an vielen Stellen einen Mangel an Nationalbewußtsein. Die Gefahren, die solcher Zustand birgt, zwingen die Behörden, kräftig und schnell gegen die Aufhetzung durch Bilder und Schriften einzuschreiten, die unseres Volkes ruhige Vernunft trüben und es auf schlechte Wege verleiten wollen. Nur wenig davon ist auf Schweizerboden gewachsen; das Meiste kommt aus der Fremde, besonders aus den kämpfenden Reichen, und zeigt, bis zu welchem Gluthgrade des Hasses dort die Leidenschaften gestiegen sind. Manche dieser Schriften und Bilder sind das Ergebniß gemeiner Spekulation auf die nieder-

sten Triebe. Alle vergiften unser Land. Mit Betrübniß sehen wir, daß nicht alle Kantonalregirungen und deren Polizeibehörden das Uebel mit der nöthigen Ausdauer bekämpft haben. Trotz Verboten und Beschlagnahmen wird die Schweiz noch immer mit Schriften, Flugblättern, Bildern, Postkarten überschwemmt, die entweder den Haß schüren oder Zoten zur Schau stellen; und diese häßliche Waare wird in Kiosken und Buchhandlungen feilgeboten und von lauter Reklame begünstigt. Das darf nicht länger geduldet werden. Wir werden die Frage noch einmal prüfen und wirksamere Schutzmaßregeln beschließen. Aber wir müssen auf die thätige Hilfe der Kantonalregirungen und ihrer Organe rechnen. Das Betragen der unter uns weilenden Fremden muß ernstlich beobachtet werden. Wir haben die Thore des Landes weit geöffnet und, seit dem Anfang des Krieges, gastlich auch die Fremdlinge aufgenommen, deren Anwesenheit uns eine schwere Last werden mußte. Nicht um Haaresbreite möchten wir von dieser Verfahrenslinie weichen; müssen von allen Fremden aber die stete Erinnerung an die Thatsache fordern, daß sie Gäste eines neutralen Landes sind, und mit unerbittlicher Strenge Die treffen, die eine von diesem Bewußtsein befohlene Pflicht verletzen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um Euch, liebe und getreue Eidgenossen, wie uns selbst, dem Schutz Gottes zu empfehlen. Im Namen des Bundesrathes: Der Bundespräsident Motta und der Bundeskanzler Schatzmann." (Rundschreiben, vom sechsundzwanzigsten März, an die schweizerischen Kantonalregirungen.)

„Ein Landsmann, der im Januar in Bukarest gewesen war, fand die Stadt im März sehr verändert. Damals überströmende Begeisterung für den Krieg; auf den Quittungmarken ein rumänischer Soldat, der zum Marsch nach Siebenbürgen bereit ist; spätestens am fünfzehnten Februar sollte es losgehen und die Herren Filippesku und Take Jonesku riefen Herrn Georges Lorand zu: ‚Sagen Sie den Belgiern, daß wir pünktlich zum Stelldichein kommen!' Im März hatte die Stimmung sich abgekühlt. Auf den Quittungmarken das Bild des Königs; überall emsige Arbeit für Deutschlands Bedarf, in allen Gesprächen das Echo des guten Geschäftes, das Der oder Jener gemacht habe. Die Anwesenheit des Generals Pau bewirkte freilich einen Rausch, wie Bukarest seit einem Menschenalter keinen erlebte. Die Sehnsucht nach den

ins Magyarenjoch gebeugten rumänischen Brüdern, die Vorliebe für Frankreich, der Widerwille gegen Deutschlands und Oesterreichs Kriegsmethoden: Das klingt im Geplauder noch jetzt nach. Aber zum Krieg ists noch nicht gekommen. Auch Amerika und Italien scheffeln das Geld. Der Hafen von Genua ist überfüllt und ein Riesenzug keucht dem anderen über die Alpen nach. Den verbündeten Kaiserreichen ist Italiens Neutralität nützlicher als sein militärischer Beistand (dessen Folge die Blockade aller Häfen wäre); und Italien erzielt als Lieferant und Zwischenhändler Preise, an denen nicht geknausert wird. In Rußland steigt die Woge des Patriotismus noch. Hindenburgs Erfolge, die niemals ohne Rückschläge blieben, ängsten das Volk nicht. Um die Deutschen von ihrem Eisenbahnnetz abzuziehen, das ihnen rasche Truppentransporte erlaubt und den Hauptvortheil gewährt, mit unerwarteter Uebermacht die auf Fußmärsche angewiesenen Russen zu überrumpeln, wollte Großfürst Nikolai zuerst Warschau räumen. Der Wandel der Dinge hat auch den Plan des Generalissimus gewandelt; er will Polens Hauptstadt gegen jeden Angriffsversuch schützen. An den rumänischen Geschäften sollen, wie an den fino-schwedischen, russische Juden vielfach betheiligt sein. Sie thun, als versorgten sie neutrale Länder, und wissen doch, daß der Feind das Gelieferte erhält. Werden sie, mit der Hand im Reichssäckel, ertappt, dann müssen ihre armen, unschuldigen Glaubensgenossen mit ihnen leiden. An Menschen fehlts, wie unser Landsmann berichtet, in Rußland noch nicht. Manches Regiment hat in Petrograd Reserven von sechstausend Mann. Die Leute werden öffentlich gedrillt. Der Anblick soll das Vertrauen, den Enthusiasmus des Volkes nähren. Das giebt freudig, was es hat, und scheut kein Opfer, das die nationale Sache fördern kann. Der Zug nach Konstantinopel, der ein hohes Ziel zeigt, hat die Thatkraft der Russen gesteigert... Ihr meint, 1449, acht Jahre nach der Hinrichtung der Jungfrau von Orleans, habe Karl der Siebente die Engländer aus Rouen vertrieben? Sie sind zurückgekehrt und durchwimmeln die Hauptstadt der Normandie. Rouen ist das Hauptquartier einer der neuen Armeen Kitcheners. Sie lebt in einem ungeheuren Lager, das eine Straßenbahnlinie der Stadt verbindet. Die Zelte sind groß, hell, heizbar, gut eingerichtet und mit Eisenbetten bestellt. In der Stadt der Corneille und Flaubert kribbelt

es seitdem von Leben. An den Seinequais lagern unübersehbare Gütermassen. In allen Straßen, Läden, Schänken, Kaffeehäusern sieht man Briten mit der kurzen Pfeife im Mund; schlanke, in ihrer mehr sportlichen als militärischen Tracht fast elegante Leute, die Geld in der Tasche haben und es nicht drin rosten lassen. Alle Gewerbe und Webstühle arbeiten mit Vollkraft für den Staat; die Normandie macht ungemein gute Geschäfte und fühlt das Kriegsleid nur in der Thatsache, daß so viele Männer fehlen und so viele Frauen Trauer tragen. Als ich frühstückte, waren rings-um alle Stühle von Briten besetzt und auf allen Tischen standen die Flaschen mit Pickles und braunen Saucen, mit denen der Insulaner den Roastbeef für seinen vernickelten Gaumen zu würzen liebt. Auf dem Alten Markt selbst, vor der Stätte, wo Jeanne d'Arc verbrannt wurde, fand ich hundert englische Soldaten, die das selbe Gefühl in dieses Golgatha Frankreichs getrieben hatte. Die bequeme Rednerei, die zwei große Völker durch ‚Johannens Scheiterhaufen' und durch den ‚Fels von Sankt-Helena' trennen wollte, ist verhallt, alten Haders Feuers verraucht und der Blick auf Ruhmesgemeinschaft gerichtet. Normannen und Engländer verstehen einander schon gut. Zog von hier nicht Wilhelm der Eroberer in den Kampf, der den Briten den einzigen Einbruch in ihr Land brachte? Als Herzoge der Normandie forderten Englands Könige einst Frankreichs Thron. Unter der Bewußtseinsschwelle lebt, in beiden Völkern, diese Erinnerung. Und man darf vermuthen, daß enge Eintracht den Krieg von heute überleben wird... In den Gesprächen mit pariser Kleinbürgern, Arbeitern, Soldaten wurde ich durch Zweierlei überrascht: diese Menschen sind weder durch Haß geblendet noch in ihrer Politik kurzsichtig. Das adelt sie meinem Auge. Jeden Völkerrechtsbruch empfinden und tadeln sie; doch all ihr Denken und Wollen strebt nur dem einen Ziel zu: der Befreiung des Heimathbodens. Diese Pflicht überleuchtet fürs Erste die Person des Eroberers und die von ihm angewandten Mittel. Wer die Gesetze von Angebot und Nachfrage zu durchforschen gewöhnt ist, wird sie, trotz dem Krieg, in Paris noch in Geltung finden. Die fröhliche, fette, lenzliche Schinkenmesse wird, wie immer, eröffnet. Auf dem Vögelmarkt der Aubé-Straße drängen und schwatzen an Sonntagen Pförtner und Ladendiener aus dem Fünften Stock und Alle öffnen gern die Börse,

um dem alten Pariserruf zu antworten: „Futter für die Vögelchen!“ Die Dankbarkeit für die Haltung der Schweiz findet in Paris überall beredten Ausdruck. Der Italiener Garibaldi und der Serbe Wesnitsch, die Herren Clemenceau und Lavisse haben mir davon gesprochen. ‚Die Berichte unseres berner Gesandten‘, sagte mir Herr Delcassé, ‚haben mich zu Thränen gerührt. Die Schweiz hat ihre Aufgabe richtig verstanden und viel mehr geleistet, als die Pflicht ihr gebot. Ich bitte Sie, zu Haus, auch den Frauen, zu sagen, wie aufrichtig unser Dank für das von ihnen Gethane ist‘ ... Unter den vielen Reden über den Ursprung des Krieges war keine bisher so klar, in ihrer Knappheit so beweiskräftig, von so hellem Offenbarungvermögen wie die neulich vom Sir Edward Grey gehaltene. Was dieser Minister einer Krieg führenden Macht behauptet, muß dem völlig aufgeklärten Richter, muß der unparteiischen Geschichte selbst als erwiesen gelten. Wenn die deutsche Presse England als Kriegsbrandstifter hinstellt, rechnet sie darauf, daß ihre Leser die Fähigkeit zu ruhigem Denken und Erinnern verloren haben. Auf der ganzen Erde gab es nie eine so unerschütterlich friedfertige (man möchte sagen: pazifische) Regirung wie die britische vom August 1914. Mit unermüdlichem Eifer hatte sie die allgemeine Minderung der Seerüstung erstrebt und das Landheer, trotz den beschwörenden Warnungen des Lord Roberts, so vernachlässigt, daß sie nach dem Kriegsausbruch eine Armee aus dem Boden stampfen mußte. Der vertrauliche Briefwechsel zwischen dem Präsidenten Poincaré (letzter Julitag) und dem König Georg (erster August) bestätigt, daß es irgendein Einverständniß für den Kriegsfall nicht gab. Er läßt uns Frankreichs Angstschrei hören. Die Republik fühlt, daß man in Berlin den Krieg um jeden Preis will, und weiß, daß die Abkommen der Triple-Entente England nicht zu bewaffnetem Beistand verpflichten; deshalb fleht sie den Britenkönig an, das Gewitter dadurch aufzuhalten, daß er in Berlin anzeigen läßt, er werde grundlosen Aufstand gegen Frankreich als Kriegsfall betrachten. Auf diesen Brief kam, zur Bestürzung des Präsidenten, vom König eine aufschiebende, ausweichende Antwort. Noch hoffte England, das Schwert in der Scheide lassen zu können. Was war sein höchster Wunsch? Der Serbensache war es nicht freundlich gestimmt; hatte den König Peter sehr hart behandelt und lange jeden offi-

ziellen Verkehr mit ihm geweigert. Als aber ein österreichischer Prinz auf österreichischem Boden von einem österreichischen Unterthanen, weil die österreichische Polizei sich als unzulänglich erwies, gemordet worden war und Oesterreich daraus einen Konflikt mit Serbien machen wollte, begriff England die ungeheure Gefahr, die daraus entstehen konnte, und versuchte, die Keime im Sand der Konferenzprotokole unschädlich zu machen. Das Verfahren hatte sich 1912 und 13, während der Balkankriege, bewährt; als sichs um Albaniens Unabhängigkeit, um den serbischen Adriahafen, um das von den Montenegrinern eroberte Skutari handelte, beugte Europa sich vor Oesterreichs Verlangen und Drohung. Vielleicht war, mit ähnlicher Demuth, auch der austro-serbische Streit nun zu schlichten. Die wiener und berliner Herren waren aber entschlossen, den aufweichenden Einfluß aus Europa nicht mehr zu dulden. Oesterreich hatte Serbien an der Kehle gepackt, um von den Siegen entschädigt zu werden, die das kleine Königreich über Türken und Bulgaren errungen hatte und die dem Balkanehrgeiz des wiener Kabinets sehr lästig wurden. Die verbündeten Kaiserreiche wollten, wie sie sagten, ‚den Konflikt lokalisiren‘: jede Einmischung Anderer also verbieten. England, Frankreich, Italien, Rußland waren zur Konferenz bereit; der Zar schlug vor, den Streitfall dem haager Gerichtshof, der seinem edlen Wollen das Leben dankt, zu unterbreiten. Deutschland war gegen jedes Verfahren dieser und ähnlicher Art; und als Oesterreich sich direkt mit Rußland verständigen wollte, nahm Kaiser Wilhelm die russische Mobilmachung, Rußlands Antwort auf Oesterreichs Feldzug gegen Serbien, zum Vorwand und erklärte dem Zarenreich den Krieg. Jetzt spricht Grey, der sagt, er würde lieber sterben oder sich für immer aus Europa verbannen als unter einer von Deutschland allen Festlandsvölkern aufgezwungenen Willkürherrschaft leben, wie Pitt in den Tagen sprach, da Napoleon durch sein Streben in europäische Uebermacht den Briten unerträglich wurde. Als der Kaiser, durch Englands Eingriff, besiegt worden war, schrieb er, 1814, ohne falsche Bescheidenheit, auf der Insel Elba: ‚Wenn der Plan zur Weltherrschaft ausführbar war, ward ich geboren, ihn auszuführen. Was die Natur zu geben vermag, hatte ich von ihr empfangen. Dennoch bin ich unterlegen. Was fehlte mir zur Eroberung des Erdkreises? Die Möglichkeit. Allen Herrschern, die ihre Macht allzu weit dehnen möchten, diene

mein Beispiel als warnende Lehre. Sie mögen zuerst bedenken, daß sie nicht Bonaparte sind, und dann, daß in der Stunde, die sie auf den Gipfel des Erfolges zu tragen scheint, ein unerwartetes Ereigniß all ihr Hoffen vereiteln kann.' Und Goethe, der größte Deutsche, hat den selben Gedanken in die Worte gekleidet: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." (Journal de Genève.)

„Der Handelsverkehr zwischen Frankreich und der Schweiz hat sich von den Kriegseinbußen wieder erholt. Im Oktober schon war er so lebhaft wie 1913 im selben Monat und im Februar überstiegen die Ziffern ums Dreifache die des zweiten Vorjahresmonats. Jetzt bringen französische Frachtzüge täglich ungefähr dreitausend Tonnen Waare in die Schweiz. Die Zufuhr der in den Häfen von Nantes, Bordeaux und Marseille gelöschten Feldfrüchte auf schweizer Gebiet ist bald nach Kriegsausbruch gesichert worden... Wenn Bulgarien mit der Triple-Entente geht, erhält es nicht nur die Grenzlinie Enos-Midia, sondern auch das bulgarische Makedonien. Griechenland und Serbien, denen es nach dem zweiten Balkankrieg zufiel, würden durch andere Gebiete von dem Verlust Makedoniens entschädigt werden. Die Bulgaren wollen ein greifbares Pfand; könnten sich aber mit dem Wort Englands und Frankreichs begnügen und sicher sein, daß der Marsch nach Konstantinopel ihnen das bulgarische Makedonien einbringen wird. Herr Genadiew, der oft blinder Vorliebe für Oesterreich geziehen wurde, ist, zum Glück, hellsichtig und thatkräftig genug, um seine Freunde in die Politik überreden zu können, deren Nothwendigkeit ihn seine Gespräche mit Staatsmännern des Westens erkennen lehrten. Vermag ers, dann kann er der Cavour des Balkans werden und die Rolle übernehmen, an deren Durchführung Venizelos durch die Verblendung und Eifersucht griechischer Politikmächler gehindert wurde ... Frankreich hat seine fünfzehn stärksten Panzerschiffe (und obendrein Panzerkreuzer) in der Adria; ist also der österreichischen Flotte beträchtlich überlegen und kann, ohne seine Seemacht zu gefährden, die alten Panzer in den Dardanellen opfern. Weil diese alten Schiffe ungemein stark gepanzert sind, hat der Britenadmiral wohl ihnen die schwierige Pflicht aufgebürdet, aus kleiner Entfernung die Forts von Tschanak zu beschießen. Wenn die drei neuen Superdreadnoughts vom Typ ,Lorraine' in den Dienst gestellt sind (was in wenigen Tagen geschehen

soll), kann Frankreich auch die fünf Panzer vom Typ ‚Liberté‘ aus der Adria ziehen und in den Dardanellen verwenden. Die britische Marine hat natürlich viel mehr alte Schiffe; die vor der Dreadnoughtzeit gebauten braucht sie selbst im ungünstigsten Fall nicht für den Kampf gegen die deutsche Flotte. Vier dieser alten Panzer hat sie seit dem Kriegsanfang verloren; ihr bleiben vierzig, wenn man die aus den Jahren 1903 und 4 mitrechnet, die noch durchaus brauchbar sind. So bedauerlich der Menschenverlust ist, den die Verbündeten in den Dardanellen erlitten: ihr Materialverlust ist, im Verhältniß zu ihrem Besitzstand, kaum der Rede werth ... In einem Vortrag, den er in Genf hielt, hat Oberstlieutenant De Marval, Abgeordneter vom Internationalen Ausschuß des Rothen Kreuzes, erzählt, was er in Frankreichs Gefangenenlagern sah. Die französische Regirung sucht, so weit sie es vermag, das Schicksal der vielen deutschen Gefangenen erträglich zu gestalten. Sie wohnen in Kasernen, Festungen, Baracken; manche auch, besonders in Afrika, in Zelten. Zu Spazirgängen ist Raum; die auf Ehrenwort verpflichteten Offiziere können in einem umzeichneten Bezirk nach Belieben gehen und kommen; und ähnliche Freiheit gilt für die von Wunden Genesenden. Wo man des Wassers nicht ganz sicher ist, läßt mans abkochen oder giebt den Gefangenen Thee. Jeder Mann erhält alltäglich 700 Gramm trefflichen Brotes, 125 Gramm Fleisch (die Vorliebe der Deutschen für Schweinefleisch wird, wo es geht, befriedigt), 800 bis 1000 Gramm Gemüse (darunter sind 375 Gramm Kartoffeln), 6 Gramm Kaffee, 2 Stücke Zucker, Suppe; wer arbeitet, erhält die doppelte Fleischmenge. Das Nachtlager: viel Stroh und eine dicke Decke; im kalten Nordafrika giebts sogar drei Decken. In jedem Monat kann der Gefangene einen Brief und drei Karten wegschicken und empfangen. Die Beschäftigungart ist verschieden. Niemand wird ausgebeutet. Zerstreuung und Gottesdienst wird so oft wie möglich gewährt. Der Offizier erhält den selben Sold wie in Deutschland; er darf sich aus der Heimath Geld schicken lassen, in jeder Woche aber nur 25 Francs davon abheben. Für die Armen sorgt die Verwaltung so gut, wie sie kann; hier aber muß Wohlthätigkeit nachhelfen. Verwundete und Kranke werden genau wie Franzosen behandelt. Die deutschen Gefangenen sind in fester, doch menschlich und ritterlich schaltender Hand. Lichtbilder zeigten uns die Hauptlager und ließen

uns viele Gefangene in herrlicher Natur, Offiziere in behaglichen Schlössern oder auf Ausflügen im Gebirg erblicken... Im Großen Hauptquartier seines Heeres sah ich den König Albert von Belgien. Groß, geschmeidig, kräftig. Blondhaar und wetterbraune Haut geben ihm das Aussehen strahlender Jugend. Er macht den Eindruck ehrenhafter Gradheit und schlichten Muthes. Mir, sagt er, liegt besonders viel an der Meinung neutraler Länder. Ich versichere Sie, daß wir, ich und mein Volk, bis zum Kriegsanfang mit der strengsten Gewissenhaftigkeit alle Pflichten der von den Großmächten uns vorgeschriebenen Neutralität erfüllt haben. Darin unterscheidet sich ja unsere von Ihrer Neutralität: die schweizerische ist von souverainem Willen bestimmt, die belgische aufgezwungen. Und dennoch... Man muß die Wahrheit sprechen, sich aber im Ausdruck mäßigen. Je würdiger, desto stärker. Das Buch des Herrn Waxweiler (La Belgique neutre et loyale) ist ein Werk, wie ichs liebe; unparteiisch und freimüthig. Mit Deutschland waren wir in guten Beziehungen. Noch immer weiß ich nicht, warum wir erdulden mußten, was wir erduldet haben. Das grausame Handeln kann ich mir um so weniger erklären, als ich mir den Deutschen nie als ein bösartiges Wesen vorgestellt hatte; er schien mir ruhig und verträglich. Ich kenne Deutschland gründlich und habe selbst deutsches Blut in den Adern; meine Mutter, die Gräfin von Flandern, war eine Hohenzollern. Warum? Ich erfülle jetzt einfach meine Pflicht, bin aber kein Held. In unseren Schützengräben werden Sie Helden finden. Ihr, Schweizer, hättet gethan, wie wir thaten. Die Leidenschaft unseres Dranges nach Unabhängigkeit scheint den Feind überrascht zu haben. Danach erst fing er von alten Vereinbarungen zu reden an, durch die wir selbst unsere Neutralität befleckt haben sollten. Ich betheuere noch einmal, daß es nicht so war.' Der Mann, der Krieger, der König, leidet Unsägliches durch die Thatsache, daß die Ehre, das Ehrenwort seines Landes von dem Gegner angezweifelt wird." (Journal de Genève.)

„Vor meiner Fahrt an die Front fürchtete ich, die Deutschen könnten sich der französischen Hauptstadt auf Schußweite nähern. Jetzt weiß ich, daß Paris nicht in Gefahr ist. Die Amerikaner können im Sommer ruhig hinreisen und schon jetzt Karten für die Rundfahrt um das Marneschlachtfeld bestellen. Wenn sie bis an das Aisnethal vordringen, werden sie vielleicht Kanonendonner hören,

aber keinen Vorstoß der Deutschen sehen. Diesmal wird das deutsche Heer nicht in Paris den Frieden diktiren. In genauer Kenntniß aller Thatsachen kann ich bezeugen: kehrt die deutsche Ruhmsucht sich nach dieser Seite, dann muß sie vor Paris allein drei Millionen Menschen sammeln und außerdem mit ungeheuren Massen die ganze Frontlinie decken. Die Vertheidigungwerke sind, seit Paris, vor der Marneschlacht, in ernster Gefahr schwebte, zu Wundern der Mathematik geworden. Gallienis Heer hat durch Schützengräben und Stacheldrahtzäune jeden Vorstoß des Feindes unmöglich gemacht und für jedes Geländefleckchen ist, durch Ausmessung, die Feuerwirkung von jedem Punkt aus festgestellt worden. In jedem Graben ist ein Beobachtungposten für Artillerie und die Distanz von jedem anderen Graben, Haus, Hügel, Baum, in oder hinter dem der Feind sich verstecken könnte, ist genau aufgezeichnet. Die deutsche Organisation, die eine Welt bedrohte, scheint von der französischen, die erst im Krieg wirksam wurde, übertroffen zu sein." (Herr Wythe Williams in The New York Times.) „Serbien und Bulgarien erwarten von Rom die Schlichtung ihres Haders. Serbien hat dem italischen Ministerium auch angezeigt, unter welchen Bedingungen Montenegro die Vortheile seiner geographischen und militärischen Lage besser als bisher ausnutzen könnte. Eine römische Note giebt zu, daß die Regirung den Kreis ihrer Besprechungen geweitet hat und daß Wort und That, die dem Europäerkonflikt eine neue Gestalt schaffen können, vielleicht von Rom ausgehen werden. Der Senat hat die Wahl des Herrn Albertini, Leiters des Corriere della Sera, mit großer Mehrheit bestätigt. Der Senat galt bisher als die feste Burg des Neutralismus, dessen heftigster Gegner Albertinis Blatt ist. Gegen Albertinis Wahl hielt der Fürst Camporeale, der Schwager des Fürsten Bülow, eine lange Rede. Der Senat, der zeigen wollte, daß ihm die hartnäckige Propaganda des Deutschen Botschafters nicht behagt, hat die Hoffnung der Neutralisten vereitelt." (Messaggero.) „Die Luftfahrt nach Antwerpen war die sechste britischer Aeroplane. Der Raum zwischen Dünkirchen und Antwerpen umfaßt ungefähr 145 Kilometer. Die Cockerill-Werft liegt in Hoboken, auf dem Ostufer der Schelde. Hier arbeiteten vor dem Krieg zehntausend Menschen. Jetzt haben die Deutschen sich eingenistet und, weil die Belgier nicht für sie arbeiten wollen, aus der Heimath die nöthige Mann-

schaft hinberufen. Sie bauen auf der vor just hundert Jahren von dem Engländer Cockerill geschaffenen Werft Unterseeboote, die England bekämpfen sollen... Von syrischen Flüchtlingen erfuhr unser Vertreter Civinini, daß Djemal Pascha in Damaskus ist (wo auch Enver war), daß der Zug nach Egypten deutscher Führung anvertraut und in Damaskus ein deutsches Corps von fünftausend Mann versammelt und reichlich mit Waffen und Munition ausgestattet sei. Da die tausend Mann, die bei El Kubri, gegenüber von Suez, das Scharmützel hatten, von Deutschen geführt waren, darf man nicht an einen tollen Streich oder Ausbruch von Fanatismus denken. Undenkbar ist aber auch, daß ein deutscher Offizier sich einbilde, mit tausend Mann Egypten erobern zu können. Nach Civininis Meinung ist die Rückkehr türkischer Truppen an den Kanal durch die Bedrohung der Dardanellen und Konstantinopels zu erklären. Der Schlag, der die Meerengen öffnet, soll wohl am Suezkanal parirt werden." (Corriere della Sera.) „Als die britischen Flieger über Antwerpen erblickt wurden, prasselten aus allen Theilen der Stadt Geschosse wider sie auf. Der Lärm war furchtbar. Die Menschen stürzten, vor Acht am Morgen, auf die Straßen und stiegen auf die Dächer, um das erregende Schauspiel zu sehen. Viele Schrapnells platzten über den Fliegern; doch keiner wurde, so lange das Auge folgen konnte, getroffen. Dicht vor dem Ziel senkten die Flugzeuge sich, schwebten, eins nach dem andern, über die Werft hin und warfen, aus einer Höhe von ungefähr hundert Metern, ihre Bomben herunter. Das zerstörte Unterseeboot war in sehr geschickter Weise verborgen worden; es lag unter einer Brücke und dem Ueberbau eines kleinen Dampfers. Das Geheimniß ist aber den Engländern wohl enthüllt worden." (The Daily Telegraph.) „Die Regirung hat mit der Amalgamated Society of Engineers einen Pakt geschlossen, der die Herstellung von Kriegsgeräth vor jeder Einschränkung durch den Syndikatswillen schützt. Da es in diesem Krieg auf die Menge der Munition, besonders der Artilleriegeschosse, ankommt, hofft man, der neue Pakt werde das Kriegsende beschleunigen. Im ganzen Land haben die Arbeiter gern auf ihre Osterferien verzichtet. Die militärische Lage und der Ausspruch des General French, er glaube nicht an lange Kriegsdauer, haben überall frohe Zuversicht erzeugt, die auch in der Thatsache sichtbar wird, daß die Kriegsversicherungpolice um fünf bis sieben

Prozent gesunken ist.“ (Reuter.) Der Vicerektor der pariser Sorbonne hat, durch Anschlag, allen Bewohnern der oberen Stockwerke empfohlen, „beim Nahen deutscher Luftschiffe, das durch Trompetensignal angekündet wird, sofort ihr Zimmer zu verlassen, jedes Licht zu löschen, in Ruhe, ohne überstürzende Hast, in die Keller hinunterzuklettern, dort nicht breite Gruppen zu bilden und in diesem Verließ zu bleiben, bis das Signal anzeigt, daß jede Gefahr vorüber ist.“ Wenn der Heilige Ludwig und sein Kaplan Sorbon solches Plakat am Thor ihres Tempels sähen...

„Wir dürfen nicht dulden, daß die Deutschen in unserem Staat einen Sonderstaat schaffen und darin das Geschäft ihrer Heimath besorgen. Unsere Republik muß endlich merken, welche Gefahr ihr von der Propaganda der Deutschen droht, die gar nicht laut genug zu verdammen ist. Die Leute, die sich, auch wenn sie in den Kongreß abgeordnet sind, das Losungwort von dem Grafen Bernstorff und dem Herrn Dernburg holen, mögen getrost in die alte Heimath zurückkehren, die sie der neuen vorziehen. Ein deutscher General hat mir erzählt, der berliner Generalstab sei zuerst entschlossen gewesen, durch die Schweiz zu marschiren, habe dann aber den Weg durch Belgien gewählt, weil dieses Land nur achtzigtausend, die Eidgenossenschaft vierhunderttausend Mann waffnen konnte. Ein hoher deutscher Beamter gestand mir, man habe von Belgien keinen Widerstand erwartet.“ (Herr Roosevelt im Metropole Magazine.) „Den Brief, in dem General Ducarne über ganz und gar inoffizielle Gespräche mit dem Englischen Militärbevollmächtigten an den Kriegsminister berichtete, hat in Belgien kein Mensch je ein Abkommen genannt; doch in mir war der Wunsch, auch den Schein der allerwinzigsten Neutralitätschmälerung zu meiden, so stark, daß ich dem Deutschen Militärbevollmächtigten in Brüssel all die Dinge mittheilte, mit denen man jetzt Lärm zu machen versucht. Das also wußten die Deutschen schon, ehe sie unsere Archive durchstöberten; und das Staunen, und der Zorn von heute sind erheuchelt. Deutschland hat zuerst ja den Völkerrechtsbruch selbst eingestanden; jetzt will es, um seine Propaganda in den neutralen Ländern zu fördern, auf uns den Makel der Neutralitätverletzung werfen.“ (König Albert von Belgien zu einem Redakteur der New York World.) „Einer Abordnung der Lieferanten von Kriegsgeräth hat Herr Lloyd George

die Absicht angedeutet, in den Bezirken, wo Waffen und Munition hergestellt werden, alle Schankstätten schließen zu lassen. Auch der König, der ihn empfangen habe, beschäftige sich eifrig mit dieser Frage. Nur ein strenges Verbot könne das Uebel ausroden. Das Land fange zu fühlen an, wie gefährlich der bequeme Einkauf von Spirituosen ist ... Die Redakteure der römischen Zeitung „L'Italia" sind ausgeschieden, weil ihr Gefühl sich gegen die Haltung des Blattes sträubte, das weder die Interessen Frankreichs noch die Italiens wahrte. Seit ein paar Tagen dürfen Italiener zwischen zwanzig und vierzig Jahren ihr Vaterland nicht mehr verlassen ... In Bukarest ist das Goldagio so gestiegen, daß kaum noch gelbes Metall zu haben ist und für ein französisches Zwanzigfrancsstück zweiunddreißig Francs gezahlt werden. In zwei großen Volksversammlungen wurden der König und die Regirung gemahnt, schleunig für die Erlösung der viereinhalb Millionen Rumänen, die unter Fremdherrschaft schmachten, das Schwert zu ziehen." (Le Temps.) Die Lenzzeitlose blüht.

Quasimodogeniti.

Nichts wesentlich Neues; bis auf die Scheitelhöhe des Tages von Fontainebleau (Bonapartes Verzicht auf den Thron und Abschied von der Garde) und von Algesiras (Konferenzschluß und Fiebersanfang): nichts. Schimpf und Lüge, dem Greisenpaar, tropft Geifer vom Maul auf die Krücke; und die grobknochige Gevatterin Wahrheit findet schwerer noch als in stiller Zeit irgendwo behaglichen Unterstand. Von den Hauptstätten des Krieges kam lange nicht mehr aufrüttelnde Kunde. Weil die Kräfte ungefähr gleich sind, die Entscheidung sich südostwärts, in die Karpathenpässe, den Serbenreichszipfel, die Dardanerstraße, verschoben hat und der Bruch alter Schutzwehr, der Eindrang neuer Mächte erwartet wird? An der sittlichen Kraft hängt, nicht an der Kopfzahl, der Sieg: General Zurlinden schreibt dem General Bonaparte den Satz nach und hißt drauf die Hoffnung, seine Landsmannschaft werde unsere schlagen, die zwar noch nicht ganz morsch, doch ihrer Hochsommerleistung heute nicht zum zweiten Mal fähig sei. „Die Verbündeten haben die höhere Seelenkraft und die größere Zahl, werden auch besser geführt: wie wäre an unserem Sieg, an nahem Sieg ein Zweifel noch möglich?" Trotz so frommer Zuversicht wurde

gestern um die Huld der Japaner und Skandinaven, wird heute um die der Italer und Balkanvölker mit Brunstgrimassen gebuhlt. Weil die Pflicht, deutsche Krieger von Soissons nach Koblenz, von Suwalki nach Breslau zu jagen, nur auf dem Papier mühelos erfüllbar scheint. Morsch dünken Euch unsere Menschen? Ernster sind sie, der Schwere des zu bewältigenden Werkes tiefer bewußt als im Taumel der ersten Triumphtage. Zagheit spüret Ihr im Athem des bekämpften, aus tausend Kothtraufen besudelten Volkes? Schneller hebt es ihn aus der Brusthöhle und seine Stimme schrillt manchmal allzu heftig durch die Schlundenge. Der neunte Kriegsmonat; der Monat aufsteigenden Wurzelsaftes und schüttelnder Wehen. Auch die Gemüthsspannung strafft sich. Hättet Ihr, Feinde, nur Deutschlands Ostern gesehen, im Thal grünes Hoffnungsglück, auf Berg und Moor die Aurikelpracht: der Narrensucht, in jedem Zufallswörtchen Angstschweiß zu wittern, wäret Ihr rasch entwöhnt. Wir darben nicht, wimmern nicht und schämen uns jedes Geprahles und Gekeifes, das durchs Reichshaus gellt. Sind, Väter und Söhne, Weib und Kind, stolz darauf, daß Millionen froh sich in Todesgefahr drängen; daß der gestern vor Zugwind scheue Zärtling heute lachend in Pfützen kauert, der Schlemmer an einem Speckfetzen schwelgt. Nicht aus heiterem Auge blicken wir, wie sonst oft, in diesen Frühling, aus dessen Knospenräthseln unahnbarer Sommer reifen soll: und freuen uns dennoch, ernsthaft, der Schneeglocken, deren erstes Geläut, leider, nicht Friede ist, und der gelben Wiesenschlüssel, die keinen Orakelschrein öffnen. Darf ein Volk lustig sein, das aus Schicksal in Schicksal schreitet? Allen Edlen muß es, wie die Seher und Sänger von Urmuhme-Edda, Andacht gebieten. Und als Edle rühmen, die es lange spöttisch angeschielt hat. Die Familie ist wieder der Wipfel über Nothgemeinschaft. Um den in Fährniß ringenden Mann bangt die Frau, die sich dem glatten, fettig glänzenden Gewinnergierer entfremdet hatte. Nicht von Einkunft und Nutzen, Zins und Wucher nur hallts durch Haus und Wald. Natur wird, zum ersten Mal, natürlich empfunden. Heldische Erfassung, Gestaltung des Lebens nicht, von frostigen Herzen, belächelt. Auf Inbrunst nicht Mehlthau gespritzt. Im Krieg, durch den Krieg ward Solches Ereigniß. Stirb und werde: Alltag donnert das Menschengebot ins Ohr. Und neugeborene Volkheit grüßt ihren düsteren Lenz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Das **Konto eigener Effekten** (Zentrale und Filialen) setzt sich zusammen aus:

Staats- und Kommunal-Papieren sowie Deutschen Pfandbriefen in 173 Gattungen	M. 32 025 073,88
Eisenbahn- und industriellen Obligationen in 106 Gattungen . .	„ 8 653 627,21
Eisenbahn-, Bank- und Industrie-Aktien in 227 Gattungen . .	„ 16 222 301,44
Diversen	„ 351 027,—
zusammen	M. 57 252 029,53

In dem vorgenannten Effektenbestand befanden sich deutsche Staatspapiere im Buchwert von M. 26 413 853,07.

Sowohl unsere Konsortial- als unsere Effektenbestände sind weit unter den Kursen von Ende Juli des Berichtsjahres aufgenommen.

In unsere **Gewinn- und Verlust-Rechnung** haben wir irgend einen Gewinn aus dem Betrieb unserer Londoner Filiale nicht eingestellt; es ist vielmehr durch erhebliche Rückstellungen aus früheren Jahren weitgehende Vorsorge getroffen.

Der stark erhöhte Zinsengewinn (einschließlich des Ertrages von Wechseln) ist sowohl auf die Fusion mit der Bergisch-Märkischen Bank als auf das Mitarbeiten von rund 40 Millionen neuer Barmittel zurückzuführen, die uns durch die Fusion mit dem genannten Institut im vorigen Frühjahr zugeflossen sind. Das Zinsen-Konto enthält, wie bei uns üblich, die den Effekten- und Konsortial-Rechnungen belasteten 4% Geldzinsen. Dagegen haben wir den darüber hinaus auf Konsortial-Beteiligungen und Effekten erzielten Gewinn zu Abschreibungen auf diesen Konten verwandt. Ein Blick auf unsere früheren Berichte ergibt, daß wir seit einer Reihe von Jahren die erzielten Gewinne auf Konsortial-Geschäfte und Effekten in Höhe von 4 bis 7 Millionen Mark nicht verteilt, sondern regelmäßig zur Erhöhung unserer offenen Reserven und zu Abschreibungen auf Bankgebäude verwendet haben, so daß wir dieser Gewinne zur Verteilung der Dividende nicht bedurften. Die früher vorgenommenen Abschreibungen von unseren Bankgebäuden sind mehr als ausreichend; gleichwohl haben wir aus dem Ertrag des Berichtsjahres eine Abrundung vorgesehen. Eine weitere Dotierung unserer im Berichtsjahre um $63\frac{1}{2}$ Millionen gewachsenen offenen Reserven erscheint diesmal überflüssig. Wir konnten also auch auf das erhöhte Aktienkapital und trotz des Wegfalls von Konsortial- und Effektengewinn wiederum $12\frac{1}{2}$% Dividende verteilen, ziehen jedoch vor, als eine weitere Sicherheitsmaßregel den Gewinnvortrag um rund 8 Millionen Mark zu erhöhen und schlagen demnach die Verteilung von nur 10% Dividende vor.

In den Aufsichtsrat wurden neu gewählt die Herren: Philipp Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, in Bremen, Dr. jur. Carl Jahr, Direktor der Rheinischen Creditbank, in Mannheim, Albert Molineus, Geheimer Kommerzienrat, in Barmen, Dr. Clemens Graf von Podewils-Dürniz, Excellenz, Staatsminister, in München, Eugen Schaltenbrand, Vorsitzender der Direktion der Hohenlohe-Werke A.-G., Eduard Springmann, Fabrikbesitzer, in Elberfeld, Dr. jur. Wilhelm de Weerth, Regierungsassessor a. D., in Elberfeld.

Dagegen ist im Mai des Berichtsjahres ein hochgeschätztes Mitglied des Aufsichtsrats in der Person Seiner Excellenz des Wirklichen Geheimen Rats von Loebell ausgeschieden, der zum Staatsminister und Minister des Innern berufen wurde.

Am 10. Juli verschied zu unserem lebhaftesten Bedauern Herr C. Balser senior, welcher, seit dem Uebergang seines altangesehenen Bankhauses in Brüssel im Jahre 1910 auf unsere daraus hervorgegangene Filiale, unserem Aufsichtsrat angehört und sich in unserem Kreise allseitige Sympathien erworben hatte.

Mit ganz besonderem Schmerz verzeichnen wir den Verlust unseres seitherigen Aufsichtsrats-Vorsitzenden Seiner Excellenz des Wirklichen Geheimen Rats Wilhelm Herz. Er hat dem Aufsichtsrat der Deutschen Bank seit 1876, als 38 Jahre lang, angehört und sich als Neunzigjähriger und darüber hinaus seltenster körperlicher und geistiger Frische und Kraft erfreut. Mit ihm ist ein Stück unserer Geschichte zu Grabe getragen worden. Das Andenken dieses hervorragenden Mannes bleibt in der Deutschen Bank unvergessen.

Mit dem Schluß des Berichtsjahres zog sich unser seitheriger Kollege, Herr Geheimer Kommerzienrat Carl Klönne, aus dem Vorstande zurück, dem er über 14 Jahre lang angehört hatte und dem er eines der unermüdlichsten Mitglieder gewesen war. Seine rastlose Arbeitskraft und reiche Geschäftserfahrung bleiben uns erhalten, indem Herr Klönne eingewilligt hat, auch künftighin in täglichem Verkehr mit der Direktion eine Reihe unserer Interessen wahrzunehmen und die Deutsche Bank in einer Anzahl wichtiger Gesellschaften zu vertreten; der nächsten Generalversammlung wird seine Zuwahl in den Aufsichtsrat vorgeschlagen.

Unsere bewährten Mitarbeiter, die Herren Theodor Veyer, Johannes Kiehl und Paul Lehmann, wurden zu stellvertretenden Direktoren der Hauptniederlassung ernannt.

Verstorben sind der Abteilungsdirektor Herr Julius Köhler und der langjährige Vorsteher unserer Effekten-Hauptkasse, Abteilungsdirektor Herr Oscar Krause.

In Brüssel wurden Herr Hermann Dufer, bisher stellvertretender Direktor, zum Direktor und Herr Max Uhlenhaut, langjähriger Prokurist unserer Londoner Filiale, zum stellvertretenden Direktor ernannt.

Für Chemnitz wurden die Herren Wilhelm Bösselmann und Dr. Albert Rössing zu Direktoren der Zweigstelle Chemnitz ernannt.

In Frankfurt a. Main wurde der seitherige Syndikus Herr Dr. Paul Bonn zum stellvertretenden Direktor der Filiale befördert.

In Konstantinopel wurde der bisherige Vertreter der Zweigstelle Stambul, Herr J. Rossi, stellvertretender Direktor der Filiale.

Für Bagdad wurde Herr T. Wurst zum Direktor der Zweigstelle ernannt; für Metz zum Direktor der zu errichtenden Zweigstelle Herr Conrad A. Bischoff, unser langjähriger Mitarbeiter und seitheriger stellvertretender Direktor in Brüssel.

In Barmen wurde der seitherige stellvertretende Direktor Herr Dr. Otto Schwarzschild zum Direktor befördert.

Auf dem Felde der Ehre sind gefallen die Herren Wilhelm Stockhoff, Direktor unserer Zweigstelle Cronenberg, und Ernst Schröter, Direktor unserer

Zweigstelle M.-Gladbach. An die Stelle des letzteren rückte Herr Otto Neerforth, bisher stellvertretender Direktor in Düsseldorf.

Aus dem vorjährigen Vortrag von M. 4 266 912,31 ist die erste Rate des Wehrbeitrags mit M. 598 496.— bezahlt worden. Einschließlich des alsdann verbliebenen Vortrages aus 1913 von M. 3 668 416,31, nach Vornahme der Abschreibungen auf Bankgebäude und Mobilien im Betrage von M. 2 097 496,44 und Rückstellung von M. 250 000,— f. Talonsteuer beläuft sich d. **Erträgnis des Jahres 1914** auf M. 41 074 482,06

Hiervon erhalten zunächst die Aktionäre 6½% Dividende auf M. 250 000 000,— (nach § 33b der Satzungen) . . . . „ 16 250 000,—

Von den verbleibenden . . . . M. 24 824 482,06

beantragen wir,

für Abschluß-Gratifikationen an die Angestellten . . . . „ 3 300 000,—

zu überweisen.

Von dem übrigbleibenden Betrage von . . . . M. 21 524 482,06

abzüglich M. 12 115 879,91 Vortrag auf neue Rechnung, erhalten (nach § 33d der Satzungen) der Aufsichtsrat und die Ortsausschüsse 7% Gewinnanteil mit . . . . „ 658 602,15

Wir schlagen vor, von den restlichen . . . . M. 20 865 879,91

3½% Superdividende auf M. 250 000 000,— mit . . . . . „ 8 750 000,—

zu verteilen und den Ueberschuß von . . . . M. 12 115 879,91

auf neue Rechnung vorzutragen. Aus diesem Vortrag wird der auf das neue Jahr entfallende Teil des Wehrbeitrags zu zahlen sein.

Es würde demnach erhalten

jede Aktie von nom. M. 600,—: M. 60,—
„ „ „ „ „ 1200,—: „ 120,— = 10% **Dividende.**
„ „ „ „ „ 1600,—: „ 160,—

Unter Einschluß der aus der Fusion mit der Bergisch-Märkischen Bank in die gesetzliche Reserve geflossenen M. 63 500 000,— stellen sich unsere **bilanzmäßigen Reserven** nunmehr wie folgt:

1. Gesetzliche Reserve A . . . . M 129 888 031,30
2. Reserve B . . . . „ 41 595 316,42
3. Kontokorrent-Reserve . . . . „ 7 016 652,28

zusammen **M. 178 500 000,—**

= 71.40% des Aktienkapitals von M. 250 000 000,—, **und die bilanzmäßigen Gesamtmittel (einschließlich Vortrag) auf rund** . . . . . **M. 440 000 000,—**

gegen Ende 1913 . . . . „ 318 700 000,—

Berlin, im März 1915.

Der Vorstand der Deutschen Bank.

A. v. Gwinner. E. Heinemann. Paul M. Herrmann. P. Mankiewitz.
C. Michalowsky. O. Schlitter. G. Schröter. O. Wassermann.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. April 1915.

Misericordia.

Genesis.

Was wird uns die Zukunft bringen? Im April 1815 stellt ein junger Adjutant Karl Augusts von Sachsen-Weimar die Frage an Deutschlands Schicksal. Ein Lützower, der für die Freiheit der Heimath gefochten, den durch die Rückkehr Bonapartes bewirkten Erdstoß gespürt und zuvor schon erkennen gelernt hat, daß aus dem in Wien, von den Kongreßhennen, bebrüteten Ei weder Lebensfähiges noch Nahrhaftes werden könne. Nur Preußen, ahnt dieser Thon (den Germaniens Töpfer, Jahrzehnte danach, für den Herd des Zollvereins brauchbar fand), kann das alte Reich sprengen, den Briten das Thor verrammeln, ein neues Reich gebären und aus Habsburgs fast entdeutschtem Heirathgut hinüberretten, woran noch der Abglanz und Ruch deutschen Wesens haftet. Nur aus Preußen keimt die Kraft, an der das Zufallsgebild der einungfeindlichen Mittelstaaten zerschellen, der Widerstand undeutscher Mächte ertraglos splittern muß. In dem Hirn eines Kriegers lebt der Grundgedanke aus Fichtes „Fragment einer politischen Schrift“ noch einmal auf. Wo ist denn der Staat, wo gar der Hof, der mit selbstlos redlichem Eifer ein in fester Einheit starkes Deutschland erstrebt? Nur Preußen will es; darf nicht Anderes wollen: weil es vor der Vollreife welken oder zum Reich der Vernunft aufwachsen muß. Die von Nordost, aus Fritzens Kriegerstaat,

drohende Gefahr hat mancher Feind deutscher Machterneuung gewittert; und wider den Versuch, ihr die Spitze zu stumpfen, hat Deutschland sich niemals mit der Waffe einigen Wollens gewehrt. Jedem König und Herzog, allen pfäffisch-pfiffigen Herren der Hofburg gings zunächst um die Hausmacht; konnte die sich tiefer einwurzeln und frische Schößlinge ansetzen, dann mochte die allen Deutschen gemeine Sache dorren. Giebt es denn eine? Kann zwischen Nord und Süd jemals der Spalt sich schließen? Der Kleinfürst je Deutscher werden? Niemals, meint die Menge der nach Fremdlingsmode Gebildeten; die Reichsherrlichkeit ist tot: und wenn das Scheinwesen kopflos fortspukt, kann der Einzelne sein Vortheilchen da pflücken, wo es, nicht nur auf deutscher Scholle, vom Stengel blüht. Der König würde, wie Samuels, Landplage.

In den Sommermonaten des Jahres 1806 hat Napoleon Tag vor Tag gegen Oesterreich gewüthet; und oft erniedert der Zorn sich zu kleinlicher Chicane. An Eugen, den Vicekönig von Italien und Schwiegersohn Maxens von Bayern, schreibt der Stiefvater: „Ich kann nicht dulden, daß in meinen Staaten ein österreichischer Agent sich Polizeirechte anmaßt. Wenn einer passiren will, ist er aufzuhalten und ihm zu sagen, daß die österreichische Regirung, sobald sie in meinem Gebiet Polizeigeschichten habe, sich an meinen Minister des Auswärtigen wenden soll, der sich darüber dann mit meinem Polizeiminister verständigen wird.“ Das ging noch. Bald regt der Korse sich um winzigeren Gegenstand. Fünf Venezianerinnen sind vom wiener Hof zu Sternkreuzdamen ernannt worden. Aus Saint-Cloud schreibt Bonaparte an Eugen: „Den fünf Damen ist mitzutheilen, daß sie keinen österreichischen Orden tragen dürfen. Niemand im ganzen Königreich, so will ich, darf einen tragen. Dieses Verbot ist unwiderruflich. Die Damen haben das Sternkreuz zurückzuschicken. Die Kaiserin müßte wissen, daß in meinen Ländern nicht eine Auszeichnung ohne meine Erlaubniß verliehen werden kann. Keiner meiner italienischen Unterthanen hat das Recht, fremde Orden zu tragen. Wenn diese Orden während der Zeit, wo Oesterreich in Venedig herrschte, verliehen worden wären, würde ich nichts darüber sagen; als ungehörig muß ich rügen, daß sie nach dem Friedensschluß verliehen wurden.“ Die Vormacht des Deutschen Reiches sollte die Zuchtruthe fühlen. Gegen Preußen, dachte er damals, genügen die bequemeren Mit-

tel höflichen Truges. Später schrieb er an Talleyrand: „Das Haus Oesterreich vermag gegen mich nichts zu unternehmen. Rußland und Preußen sind durch Haß und Eifersucht getrennt. Die Wunden von Austerlitz bluten noch. Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich wagen, scheint mir lächerlich und keiner Erörterung werth. Ein wirkliches Bündniß kann ich mit keiner der europäischen Großmächte haben. Das mit Preußen abgeschlossene beruht nur auf der Furcht. Das Ministerium ist dort so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß auf diese Macht nicht zu zählen ist. Zwei Aufgaben beschäftigen mich. Erstens muß ich Preußen beruhigen; es mit den bequemsten Mitteln wieder in den Zustand stiller Bescheidenheit zurückbringen, in dem es früher lebte. Zweitens muß ich meine deutschen Heere mit allen Kräften an Personal und Material stärken. Doch diese beiden Maßregeln widersprechen einander. Wenn man die Truppen, die ich habe, fürchtet, wird man auch die fürchten, die ich schicken werde. Die Abrüstung Preußens muß also nicht nur von der Zuversicht, sondern auch von der Furcht geboten sein. Furcht spricht die in diesem Land verständlichste Sprache; sie ist das einzige Vehikel, das diesen Staat in Bewegung setzt.“ So redete und dachte der Kondottiere damals über die Länder Maria Theresiens und Fritzens. Die rechte Hand schwang über Habsburg die Knute; die linke dünkte ihn stark genug, Preußen im Zaum zu halten. Frevler Uebermuth scheint es uns. Konnte es aber den Zeitgenossen des Mannes nicht scheinen, dem die Sonne von Austerlitz geleuchtet hatte, dem deutsche Fürsten hündisch huldigten und dessen erstem Wink schon gelungen war, Deutsche gegen Deutsche zu waffnen. Bonaparte mußte im Hochsommer 1806 Deutschland verachten. Schon stand er am Ziel: er hatte den Rheinbund zum Abschluß gebracht.

Am zwölften Juli 1806. In seinem Buch über den Freiherrn vom Stein sagt Professor Max Lehmann: „Preußen schwankte, einem wracken Schiffe vergleichbar, das jedem Luftzug und jeder Strömung nachgiebt, zwischen den großen Mächten hin und her. Keine fürchtete es, keine achtete es. Der französische Kaiser, der Oesterreich eine militärische, Preußen eine diplomatische Niederlage sondergleichen beigebracht hatte, glaubte, jeder Rücksichtnahme auf die beiden Mächte, von denen Stein die Rettung Deutschlands

erwartet hatte, entledigt zu sein. Er riß das ‚dritte Deutschland‘, das er 1802 und 1803 emporgebracht hatte, vom Reich los, indem er es am zwölften Juli 1806 zu einer Konfoederation unter seinem Protektorat, dem Rheinbund, vereinigte. Von dem Bündnißrecht, das einst der Westfälische Friede den Reichsständen verbürgt hatte, machten diese Fürsten des oberen Deutschlands jetzt den äußersten Gebrauch, indem sie über den Vorbehalt des Reichsgrundgesetzes hinwegschritten und sich mit dem Ausland gegen Kaiser und Reich verbündeten. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als die Krone des Reiches niederzulegen. Das Grundgesetz des neuen deutsch-französischen Bundes sprach seinen Königen und Fürsten die Souverainetät über die Güter der Reichsritterschaft zu; und die Herzöge von Nassau säumten nicht, von dieser Vollmacht auch gegenüber den Besitzungen der Freiherren vom Stein Gebrauch zu machen. Nun war es also doch geschehen, wogegen Stein sich so heftig gesträubt hatte. Die Reichsunmittelbarkeit seines Geschlechtes bestand nicht mehr, sein kleines Territorium war weder mit Preußen noch mit Oesterreich vereinigt, es half vielmehr die Kräfte eines Gemeinwesens verstärken, das im Bunde mit dem Auslande stand. Eine Wendung, an sich ausreichend, um den tiefen, unauslöschlichen Haß zu erklären, den er gegen den Rheinbund gehegt hat. Dazu die durch Napoleons Schergen bewirkte Vernichtung von Kaiser und Reich. Alles, was er von Jugend auf als heilig und ehrwürdig anzusehen gewöhnt worden war, sank dahin. Ihm mußte zu Muth sein, als sei das schirmende Dach, unter dem er gehaust hatte, zusammengebrochen.“

Heinrich Treitschke wetterte lauter: „Nicht im Bunde mit Oesterreich und Preußen, sondern unabhängig von Beiden und im Gegensatze zu ihnen, sollte Frankreichs alter Schützling, la troisième Allemagne, sich politisch gestalten. Eine phantastische Denkschrift Dalbergs, die von der Wiederherstellung des Karolingerreiches, von der Verjüngung der ehrenwerthen deutschen Nation redete, und eine kurze, ergebnißlose Vorverhandlung mit den größeren süddeutschen Staaten, in München, überzeugten den Imperator, wie schwer es hielt, diese deutschen Köpfe unter einen Hut zu bringen; darum beschloß er, ihnen die neue Ordnung kurzerhand aufzuerlegen, wie einst Karl der Fünfte die Fürsten Italiens durch halb erzwungene Verträge an sich gekettet hatte.

Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten Alles zumuthen durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. Sein Entschluß war gefaßt: ‚Es liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet werden.‘ Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Foederativsystem: die Sonnennation Frankreich umgeben von Trabantenstaaten. Für den Deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogthum Joachim Murats; von den kleineren dachte er nur wenige zu schonen, die sich durch Unterthänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen ... In Napoleons Kabinet gelangte die Verfassung des Rheinbundes zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Unterhandlungen geführt; selbst von den Gesandten in Paris erhielten nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am zwölften Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilflose Lage vor; wie sie als Rebellen gegen das Reich nicht mehr auf halbem Weg stehen bleiben dürften. Dann wurde die Urkunde ohne jede Berathung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs des Vierzehnten lebte wieder auf, in ungleich stärkeren Formen. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reich los, erklärten sich selbst für souverain, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen Gemeinwesens für nichtig und wirkungslos; sie erkannten Napoleon als ihren Protektor an und stellten ihm für jeden Festlandskrieg Frankreichs ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Verfügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen Politik und eben so unbeschränkte Souverainetät im Inneren: Das waren die beiden aus gründlicher Kenntniß des deutschen Fürstenstandes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie, eingepreßt zwischen Oesterreich und Frankreich, eines Schutzes bedurften und auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten sich wohl insgeheim mit dem Gedanken, die französische Uebermacht werde nicht ewig dauern; die Souverainetät aber hielten sie sämmtlich fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Partikularismus trat in seiner Sünden Blüthe. Napoleon versagte sichs nicht, in einem Brief an Dalberg an den uralten Landesverrath der

deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern: er nannte die Politik des Rheinbundes konservativ, denn sie stelle nur von Rechtes wegen ein Schutzverhältniß her, das in der That schon seit mehreren Jahrhunderten bestanden habe... Das verheißene Fundamentalstatut des Rheinbundes ist nie erschienen, der Bundestag mit seinen zwei Räthen nie zusammengetreten; diesem Werk der rohen Gewalt fehlte von Haus aus die Fähigkeit rechtlicher Weiterbildung. Dem Protektor, der schon seinem zahmen Gesetzgebenden Körper in Paris ein muthwilliges ‚Vous chicanez le pouvoir!‘ zugerufen hatte, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Berathungen eines rheinischen Bundestages belästigt zu werden; ihm genügte, daß er jetzt mit den deutschen Regimentern vom linken Rheinufer an hundertfünfzigtausend deutsche Soldaten unter seinem Befehl hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Unterordnung und verwarfen kurzweg all die Pläne für den Ausbau des Bundes, welche der neue Fürstprimas Dalberg mit unerschöpflicher Begeisterung entwarf. Das Bundesgebiet erstreckte sich vom Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann nordwärts bis tief nach Westfalen hinein, den preußischen Staat und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd; und der Artikel 39 der Rheinbundsakte kündete bereits drohend an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten bleibe... Die alte Begehrlichkeit der habsburgischen Dynastenpolitik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjährige Geschichte ihren tragischen Abschluß fand, nicht zur Ruhe gelangen. Wie seine Ahnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehen hatten, so dachte Kaiser Franz, auch die Niederlegung der Krone noch zu einem einträglichen Handelsgeschäft zu machen. Graf Metternich sollte nach Paris eilen, um dort ‚die Kaiserwürde recht hoch anzurechnen und keine Abneigung zur Abtretung der gedachten Würde, vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für meine Monarchie zu erhaltende Vortheile, merken zu lassen‘. Mit solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche Kaiser Abschied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Die Politik des Hauses Oesterreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie sie zu Deutschland stand. Aber das geplante Handelsgeschäft miß-

lang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsakte bereits abgeschlossen. Der Deutsche Kaiser stand der vollendeten Thatsache gegenüber und mußte noch erleben, daß in Regensburg Napoleon und seine Vasallen die förmliche Aufhebung des Reiches aussprachen. Am ersten August erklärten acht Gesandte im Namen der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es ‚ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen‘ fänden, sich feierlich loszusagen von dem Heiligen Reich, das in der That schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter ‚den mächtigen Schutz des Monarchen, dessen Absichten sich stets mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben‘. Durch ein farblos gehaltenes Manifest vom sechsten August legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Recht zuwider, ‚das reichsoberhauptliche Amt und Würde‘ für erloschen, sein Kaiserthum Oesterreich für ledig aller Reichspflichten ... Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich im deutschen Herzen wieder lebendig geworden.“ So grollt, als der Traum schon Wirklichkeit war, noch der Preuße aus Sachsen.

Nach dem deutschen ein französischer Zeuge. Talleyrand sagt in seinen (vom Herzog von Broglie herausgegebenen) Mémoires: „Die Auflösung des Deutschen Reiches hatte eigentlich schon der preßburger Vertrag bewirkt, da er die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen, den Kurfürsten von Baden zum Großherzog gemacht hatte. Vollendet wurde diese Auflösung durch die Rheinbundsakte, die viele kleine Staaten das Leben kostete; der Rezeß von 1803 hatte sie geschont und ich versuchte nun noch einmal, sie zu retten. Nur bei einer kleinen Zahl gelang mirs; die Häupter des Bundes wollten die Akte nur annehmen, wenn sie ihnen Besitzzuwachs brachte. Murat, einer der Schwäger Napoleons, war, als souverainer Herr der Länder von Kleve und Berg, Mitglied des Rheinbundes. Statt des Titels Großherzog erhielt er später den eines Königs; wenn er ihn nie erhalten hätte, wärs für ihn besser gewesen. Während der König von Preußen durch die Besetzung Hannovers mit England in Streit gerieth, plante man in London eine Verständigung mit Frankreich. Pitt war tot; und Fox, der durch sein Talent, trotz der Antipathie des Königs, die Leitung der internationalen Politik erlangt hatte, haßte zwar

mehr als irgendein Anderer die drückende napoleonische Herrschaft, mußte sich aber zu einer friedlichen Demonstration entschließen. That ers nur, um zu zeigen, daß zwischen seinem Handeln und den Reden, die er Jahre lang als Führer der Opposition gehalten hatte, kein Widerspruch zu finden war, oder sehnte er sich wirklich nach Frieden? Er schrieb mir, ein Verschwörer habe ihm die Absicht enthüllt, auf die Person des Kaisers (in seinem Brief sprach Fox nur vom chef des Français) ein Attentat zu machen. Gern und eifrig ergriff ich die Gelegenheit, dankte ihm im Namen des Kaisers und zeigte ihm die freundlichste Stimmung. Darauf folgten politische Verhandlungen, die Lord Yarmouth gut begann, die durch den auf Grenvilles Wunsch zugezogenen Lord Lauderdale aber verdorben wurden und England eine über die britischen Aspirationen hinausgehende Rache an Preußen brachten. Der Friede zwischen England und Frankreich war moralisch unmöglich, wenn Hannover nicht zurückgegeben wurde; da Napoleon über dieses Land aber verfügt hatte (gegen Aequivalente, über die er eben so verfügen zu dürfen glaubte), war auch die Rückgabe moralisch unmöglich. Doch der Kaiser nahm stets nur solche Schwierigkeiten ernst, die nicht gewaltsam zu überwinden waren. Weshalb sollte die Rückgabe nicht eine Basis des zu erreichenden Abkommens werden? Er zauderte nicht. Preußen, sagte er sich, hat aus Furcht Hannover angenommen und wird es aus Furcht wieder hergeben; die Aequivalente, die Preußen mir geliefert hat (Ansbach, Kleve, Neuenburg), ersetze ich ihm durch Versprechungen: der Eitelkeit des Ministeriums werden, dem Lande müssen sie genügen. Diese Perfidie konnte den Preußen nicht lange verborgen bleiben; die Engländer hatten ein Interesse daran, sie ihnen zu entschleiern. Und eine neue stand ihnen bevor. Napoleon hatte in Wien und Paris dem Grafen Haugwitz (Preußens Minister der Auswärtigen Angelegenheiten) von der Absicht gesprochen, die deutsche Reichsgemeinschaft aufzulösen und an ihre Stelle zwei Konfoederationen zu setzen: eine südliche und eine nördliche. Nur auf die südliche, sagte der Kaiser, wolle er Einfluß haben; an die Spitze der nördlichen solle Preußen treten. Das preußische Ministerium ließ sich von diesem Plan verführen. Als dann aber die Grenzen der beiden Bundesgebiete bestimmt werden sollten, erklärte Napoleon, Preußen könne weder die Hansestädte noch Sachsen seiner

Einflußsphäre einverleiben, weigerte ihm also die einzigen Länder, die noch nicht unter preußischem Protektorat waren. Die Betrogenen merkten, was ihnen zugedacht war, und ließen sich nur noch von dem Zorn berathen, der die Nation schnell einte. Das Volk griff zu den Waffen.“ Und wähnte, das Reich der Enkel zu sichern.

Noch ein paar Sätze aus Sybels Buch vom Werden des Reiches. „Als Napoleon Oesterreich schlug, blieb Preußen unthätig; während er Preußen niederwarf, sah Oesterreich gelassen zu. Als er die Höhe seiner Macht erreicht hatte, war das Deutsche Reich vernichtet, gab es kein Deutschland mehr. Statt Dessen redete man jetzt von den Staaten des Rheinbundes unter dem erhabenen Schutz des Kaisers der Franzosen. Preußen wurde über die Elbe, Oesterreich über den Inn nach Osten geschoben und Beide blieben von dem neuen Bund ausgeschieden. Auf dem übrigen deutschen Boden aber wurden einige Mittelstaaten errichtet, stark genug, um die Zerspaltung Deutschlands, und schwach genug, um die Oberhoheit Frankreichs zu verewigen. Deutschlands Herstellung hing in jedem Sinn von Oesterreich und Preußen ab. Alles kam darauf an, wie diese Mächte sich zu der großen Aufgabe stellen würden. An seiner Zersplitterung war Deutschland zu Grunde gegangen; und mit ihm war Preußen in den Abgrund gerissen worden.“

Nun wäre zu berichten, wie Preußen, wie danach auch das Reich zu neuem Leben erstand; wäre dem Andenken der Rheinbundesfürsten zu fluchen und die Pforte des Zollernhauses mit frischem Grün zu kränzen. Diese Aufgabe lockt mich nicht. Die Fürsten von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und all die Kleineren haben gethan, was der im Besitzrecht bedrohte Durchschnittsmensch immer thut, auf dem Thron und im Bettlerwinkel: sie haben den Starken umwinselt. Befreite der Kaiser sie nicht vom Reichsjoch und gab ihnen unbeschränkte Souverainetät? Kein Oberlehnsherr, sprach er, steht mehr über Euch und kein fremdes Gericht darf über Angelegenheiten Eures Landes Urtheile fällen. Und Der so sprach, war nicht irgendein höchst legitimer König von Yvetot, sondern der Bonaparte, über den Goethe, selbst ein Rheinbündler von Ueberzeugung, gesagt hat: „Das ist ein Kerl, dem wirs freilich nicht nachmachen können. Der muß betrachtet werden wie Feuer, Wasser und Anderes in der Physis. Das Dämonische ist durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen. Napoleon ist es

im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm verglichen werden kann." Sehr gescheite Männer, die nur Treitschkes tauber Zorn wegen ihrer „Fremdbrüderlichkeit" ächtet, priesen damals den durch die Rheinbundsakte geschaffenen Zustand. Als in Preußen das Volk gegen den Eroberer aufgestanden war, schrieb Hegel: „Ich habe den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern." Und drei Monate später: „Wie ich schon früher that, wünschen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschied ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Sollten die unter der Last des Reichskadavers Aechzenden gegen diesen Mann, den Goethe „ihnen zu groß" fand, sich etwa den Haugwitz und Lucchesini verbünden oder um Dank vom Hause Oesterreich werben? Wir dürfen sie nicht beurtheilen, als hätten sie zwischen einem starken und einem schwachen Deutschland zu wählen gehabt.

Vor dieser Wahl stehen sie erst nach Bonapartes Sturz. Nun könnte das starke Deutschland werden. Wenn Kaiser Franz sich als den Wahrer deutscher Macht, den für die deutsche Zukunft verantwortlichen, fühlte oder die Kleinfürsten, statt persönlichen Gewinn zu besinnen, entschlossen wären, ein nicht inbrünstig der deutschen Sache verlobtes Oesterreich mit rauhem Griff aus dem Bund zu stoßen. Nichts davon geschieht. Preußen wird um den Siegespreis geprellt und Deutschland hebt sich nicht über den Geographenbegriff. Während Franz mit der Miene des biederen Hausvaters seine Gäste bewirthet und Metternich den preußischen Staatskanzler hätschelt, wird am Ballhausplatz heimlich der Vertrag beredet, der, zum Kampf gegen Preußen und Rußland, dem Haus Habsburg die Westmächte verbünden soll. Am dritten Januar 1815 unterzeichnen ihn Metternich, Castlereagh und Talleyrand: auch er, der Vertreter Frankreichs, dessen Absicht auf Oesterreichs und Preußens Zerstückung in hartem, blutigem Ringen vereitelt wurde. „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit" verpflich-

ten England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn sich zu gemeinsamer Abwehr „unberechtigter Ansprüche“; verpflichten sich, im Kriegsfall einander mit hundertfünfzigtausend Mann beizustehen (England zahlt für jeden ihm etwa noch fehlenden Infanteristen dreißig, für jeden Reiter fünfzig Pfund Sterling an die bedrohte Macht) und Bayern, Hannover, die Niederlande, mit dem Hinweis, daß ihnen sonst alle Vortheile dieses Vertrages entgingen, zum Beitritt zu bestimmen. Der Pariser Friede hatte Frankreich die Erörterung deutscher Gebietsfragen verboten. Sieben Monate danach schließen Oesterreich und Britanien mit dem Feind ein Bündniß gegen den Freund von gestern; helfen Frankreich aus frostiger Einsamkeit und werden die Entbinder der Entente Cordiale, die, trotz mancher Gesundheitfährniß, das Jahrhundert überlebt. Der Welfe Münster grinst: „Wir spielen eine Partie zu Dreien; ist der Feind geschlagen, so geht es gegen den Freund.“ Und Talleyrand darf sich vor seinem neuen Herrn, dem achtzehnten Louis, mit Lorber kränzen. „Die gegen Frankreich gerichtete Koalition ist dem Tod nah und kann niemals auferstehen. Wir sind nicht vereinsamt, sondern zwei Großmächten und drei Staaten zweiten Ranges verbündet und werden, als Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, bald die Seele eines Bundes sein, der alle Gegner der Revolution vereint. Ich habe Frankreich eine Stellung erworben, wie sie kaum von einem Halbjahrhundert erfolgreicher Verhandlungen zu hoffen war.“ General Ricard soll nach Wien kommen, um mit Schwarzenberg und Wrede den Plan des Frühlingsfeldzuges zu besprechen. Preußen? Metternich bittet „den lieben Fürsten Hardenberg“, den zweiten Januartag sitzungfrei zu lassen: damit der Geheimvertreg fertig werde, der das von zwei Kriegsjahren entkräftete Preußen von seiner Höhe ducken, den Willen zu allgemeiner Wehrpflicht und Volkswaffnung würgen soll. Auf festerem Grund als Schillers Söldneroberst dürften Blücher und Gneisenau zürnen: „Dank vom Hause Oesterreich!“ Doch ehe der Feldzugsplan in Wien durchberathen, der Aufmarsch in Böhmen vollendet ist, sitzt Bonaparte wieder in den Tuilerien; und findet im Schreibtisch des entflohenen Lilienkönigs den Geheimpakt, der die Lockerung des ihm feindlichen Vierbundes verräth. Ein Fressen für den auf Elba Ausgehungerten. Caulaincourt, dem der Heimkehrende das internationale Geschäft anvertraut hat,

muß flink ins Schloß geholt werden. Kein fremder Diplomat in Paris? Nur der russische Gesandtschaftsekretär Graf Butiakin. Der kanns machen. Heute noch muß er nach Wien; mit einem versiegelten Packet, in dem der Vertrag und ein Brief Napoleons an den Zaren Alexander liegt. Der wendet sich gewiß zu dem einst bewunderten Korsen zurück, wenn ihm bewiesen ward, wie schnöd Oesterreich und England ihm die Treue brachen. Nein. Alexander zeigt dem Fürsten Metternich den Vertrag, weidet sich an der Verwirrung des sonst so selbstbewußten Kanzlers und spricht dann: „Wir müssen jede Erinnerung an diesen Vorgang begraben. Denn wir brauchen alle Kraft zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind, der uns trennen, mich in sein Lager ziehen möchte. Dafür bin ich nicht zu haben.“ Der Vertrag fliegt ins Kaminfeuer. „Von Alledem dürfen Sie dem Fürsten Talleyrand nichts sagen.“ Metternich versprichts. Den Wunsch, die neue Tücke an dem verschmitzten Franzmann zu rächen, legt der Russe auf Eis. Als, nach Belle Alliance und dem zweiten Einzug in Paris, die Kongreßarbeit fortgesetzt wurde, erzwang er den Rücktritt Talleyrands und lächelte den Franzosen erst wieder, als Richelieu ihre Sache führte. Ob Alexander den Preußen sofort den Verrath enthüllt hat? Hardenberg nannte ihn später, jämmerlich mild, „eine unglückliche Uebereilung“ des wiener Gefährten. Schlimme Folgen konnte sie ja nicht haben. Denn als nach Bayern, Hannover, Hessen-Darmstadt, Sardinien auch Holland dem heuchlerischen „Vertheidigungbündniß“ beigetreten war, brauchten Britanien und Oesterreich das preußische Schwert schon wieder gegen das Frankreich Bonapartes. Doch unter dem Prunkmantel des Vierbundes keucht der Neid weiter. Habsburgs Hausmachtgier überkreischt die Stimme deutscher Sehnsucht nach Einheit und nützt die Kirchhofsruhe der Heiligen Alliance zur Niederhaltung des „Volkes in Waffen“. Dem Bourbon, der nach Bonapartes zweitem Sturz wieder den Thron zu erklettern wagt, ist Preußen der Erzfeind. Alle Gewalten, aus Ost und aus West, versöhnt immer wieder das Streben, die Saat Fritzens nicht aufgehen, die Erdtheilsmitte nicht in Kraft gedeihen zu lassen. Und Deutschland nimmt jede Mißhandlung hin. Will lieber kopflos bleiben, als dem Befehl eines Oberhauptes gehorchen. Fühlt nicht, was es in einträchtigem Handeln erwirken, mit dem Einsatz seiner Werthsumme erwerben könnte. Der Stifter des

Rheinbundes ist geknebelt. Noch fünfzig Jahre lang aber zeugt sein Vermächtniß dem Adlerland, allen Reichstrümmern Unheil.

Was wird uns die Zukunft bringen? Ueber das Totenbett des Kaiserreiches deutscher Nation hin hallte die Frage. Da, acht Lustren später, der Deutsche Bund saftlos verkümmert, kommt, aus dem Mund eines Preußen, vom Main her die Antwort. Noch hat Goethes Mahnung, den Werth deutscher Menschheit zusammenzuhalten, damit er jeden anderen überwiege, nirgends Gehör erlangt. Noch rechnet Ost und West mit Deutschlands wirrer Schwachheit wie mit der Folge der Jahreszeiten. Und Preußens Lenzkraft verschäumt in frömmelnde oder pöbelnde Schönrednerei.

„Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht; hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut; und darum schweige ich über diesen Punkt ... In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität: sie ist eine ausschließlich preußische Eigenthümlichkeit; jede andere Regirung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie diese auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapiren mag. Man acceptirt unsere Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehen, und behandelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal dafür und respektirt uns nur als brauchbare dupe. Ich glaube, Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß unser Ansehen in Europa nicht das selbe ist wie früher. Wir müssen sagen, wie der Schäfer in Goethes Gedicht: ‚Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie.‘ Ich will auch nicht behaupten, daß ich es weiß; aber viel liegt ohne Zweifel in dem Umstande: wir haben keine Bündnisse und treiben keine Auswärtige Politik, keine ak-

tive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Staub, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können. Wenn ich von Bündnissen rede, so meine ich damit keine Schutz- und Trutzbündnisse, denn der Friede ist noch nicht bedroht; aber alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündniß zu schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Wer sich in der für den Kriegsfall schwächeren Kombination befindet, ist nachgiebiger gestimmt; wer sich ganz isolirt, verzichtet auf Einfluß. Bündnisse sind der Ausdruck gemeinsamer Interessen und Absichten; ob wir Absichten und bewußte Ziele unserer Politik überhaupt haben, weiß ich nicht. Aber daß wir Interessen haben, daran werden uns Andere schon erinnern. Ich frage Sie, ob es in Europa ein Kabinet giebt, welches mehr als das wiener ein natürliches Interesse daran hat, Preußen nicht stärker werden zu lassen; ob es ein Kabinet giebt, welches diesen Zweck eifriger und geschickter verfolgt, welches überhaupt kühler und cynischer nur seine eigenen Interessen zur Richtschnur seiner Politik nimmt und welches uns in den Russen und den Westmächten mehr und schlagendere Beweise von gewissenloser Perfidie und Unzuverlässigkeit für Bundesgenossen gegeben hat. Genirt sich denn Oesterreich etwa, mit dem Auslande jede seinem Vortheil entsprechende Verbindung einzugehen? Halten Sie den Kaiser Franz Joseph für eine aufopfernde, hingebende Natur überhaupt und insbesondere für außerösterreichische Interessen? ... Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern. Seine Majestät der König vermag leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was soll ich hier oder einer unserer anderen Gesandten durchsetzen, wenn wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oesterreichs Unterstützung in irgendeiner für uns erheblichen Frage sprechen will. Und selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer Auswärtigen Politik die Rede

ist... Sie sind doch au fait von unserer Politik; können Sie mir nun ein Ziel nennen, welches sie sich etwa vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus, gerade rebus sic stantibus? Weiß man da, was man eigentlich will, weiß Das irgend Jemand in Berlin? Und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf welchen wir zählen könnten, wenn es heute zum Kriege käme, oder der für uns irgend Etwas thäte, weil er auf unseren Beistand rechnet oder unsere Feindschaft fürchtet? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns eigentlich Niemand; wir gelten wie unsichere Genossen und ungefährliche Feinde. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß ich aus dépit, weil Sie nicht meiner Meinung sind, schwarz sehe und raisonnire wie ein Rohrspatz. Aber ich würde wahrlich eben so gern meine Bemühungen an die Durchführung fremder Ideen wie eigener setzen, wenn ich nur überhaupt welche fände, die man zum Nutz und Frommen unserer Politik ins Werk zu setzen beabsichtigte. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch, denn wir werden den Mund schwerlich aufmachen, wenn wir nicht gerade gähnen." (Auch nicht zu leerem oder schädlichem Schwatz?)

„Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als Bonapartisten bezeichnet. Man thut mir Unrecht damit. Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet: Ich bin preußisch und mein Ideal für Auswärtige Politiker ist die Vorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen. England kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel und Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie...

Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden.

Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling und der Sonnenschein des königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein eben so alltäglicher Mensch bin wie alle übrigen oder er hat Schlechtes von mir gehört; vielleicht Wahres, denn Jeder hat seine faulen Stellen unter der Haut Kurz: Seine Majestät hat weniger als früher das Bedürfniß, mich zu sehen, die Hofdamen lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken; nur der Minister Manteuffel ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit zwei bis drei Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; Dergleichen passirt Jedem, ändert sich auch wieder und nur einmal bin ich empfindlich darüber gewesen, vor zwei Jahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht behandelt wurde. Es ist mir kein Bedürfniß, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation und die Gunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkt anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Wenn, wie jetzt in Berlin, weder Ab- noch Ansichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck- und planlosen Beschäftigung nieder. Ich thue nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich hoffe ich, daß mir Alles eben so ‚Wurscht' werden wird wie anderen Leuten. Ich müßte die Dauer und den Werth dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen ‚von oben' ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach dreißig Jahren und vielleicht sehr viel früher ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Aber man kann nicht Schach spielen, wenn

Einem sechzehn Felder von vierundsechzig von Haus aus verboten sind... Seine Majestät waren sehr heiter, was ich unmöglich der Freude, mich wiederzusehen, allein zuschreiben kann. Ich traf nur Befriedigte, die zu finden schienen, que tout allait à merveille dans ce meilleur des mondes. Ihr Bruder war, wie gewöhnlich, siegestrunken und behauptete, daß sein Bruder gewöhnlich schwarz male. Meinem Instinkt nach glaube ich indessen, daß die schwarze Manier das Bild der Zukunft richtiger wiedergiebt, und richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden kennen gelernt habe und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb so bald wie möglich in mein Marlepartus zurückgezogen.“ So spricht Bismarck.

Weil seiner Hand das Steuer, seinem Hirn die Herrschaft über das Schwert des Staates anvertraut wird, vermag er zu thun, was, von Pufendorf bis auf Fichte und Thon, Deutschlands wachste Geister nur malten. Aus Finsterniß in Klarheit zu führen. Er setzt, vor Aller Blicken, Oesterreich ins Unrecht. Zwingt es zur Kriegserklärung. Schlägt es so schnell, daß kein Neutraler zu Besinnung und Einspruch kommt. Drängt es, fürs Erste, aus der Deutschengemeinschaft, schmälert ihm aber nicht den Besitzstand und nimmt den Mittel- und Kleinstaaten die Möglichkeit neuer Wahl zwischen zwei Häuptern, die sich wetteifernd ins Himmelslicht recken. Sein Fuß begräbt im Dickicht der Rheinbundesbezirke überständige Unkräuter. Sein Arm hemmt die Hast blinder Demokraten, die nicht begreifen wollen, daß ihrem Vaterland noch die unbequem straffe Zucht des Heerlagers nöthiger ist als der behagliche Genuß süßer Freiheitrechte. Sein Genius schmiedet im Feuer napoleonischer Geschütze den Reif, der im Stammrumpf Germaniens den alten Spalt schließt und zugleich den Wipfel mit schlichter Glorie krönt. Sein majestätischer Menschenverstand und die männliche Anmuth seines sichtbaren Wesens wirbt dem Emporkömmlingsreich Vertrauen und Freundschaft. Er wird der Vormann Europas und meidet doch jede Geberde Eines, der sich Führergewalt anmaßen will. „Wir würden rasch wieder verhaßt, wenn wir, wie ein echter Parvenu, durch unser Gehaben den Nachbarn zum Bewußtsein brächten, daß unsere Taschen voller als ihre sind.“ Er verzichtet auf jede Erörterung fremder Hoheitrechte, auch der ihm widrigsten, findet sich mit mürrischen, launischen, jähzornigen oder unaufrich-

tigen Wandergefährten ab und scheut selbst den Schein biegsamer Demuth nicht: wenn seinem Vaterland aus solchen Opfern Nutzen reifen kann. Nie träumt er sich in ewigen Glanz. Paßt sein Planen stets der ungünstigsten Entwickelungmöglichkeit an, hält Blitzableiter für wichtiger als Fahnenstangen, stöhnt auf dem Glücksfirst noch unter dem Albdruck der Furcht vor feindlicher Verbündelung (und würde heute drum gewiß „Flaumacher" gescholten). Was wird uns die Zukunft bringen? Sie wird nicht in Diamantenpracht strahlen, aber auch nicht finster dräuen: wenn wir einig und tapfer, stark und bescheiden, in Alltagsarbeit andächtig, im Wirbel großen Geschehens noch nüchtern bleiben; nie uns auf Wege locken oder drängen lassen, deren Ziel wir nicht kennen; nie als Helfer unternehmen, was nur dem Eigenthümer oder Erben zinsen kann; auch in Gewittern nicht fremde Interessen auf Kosten des Reiches schirmen; nicht einen Tropfen deutschen Blutes verspritzen, der ohne Ansehensverlust zu ersparen ist; Fehler von den verantwortlichen Personen, nicht von dem Gemeinwesen, sühnen lassen; und niemals eine Minute lang zwischen Pflicht und Gunstsucht schwanken. Ob auf dem Thron, ob im Gewimmel sich Stirnen runzeln: was Nothwendigkeit befiehlt, muß geschehen. Weh Jedem, der, weil er vor Ungnade, eines Mächtigen oder einer Menge, zagt, Nothwendiges verzaudert, bis die Spannung gewichen ist und er hoffen darf, matten Herzen für Schicksalswende nicht haftbar zu werden! Dieser strauchelt in die Totsünde, die niemals verziehen ward.

Apokalypse.

In der Presse des uns feindlichen oder mindestens unfreundlichen Auslandes findet das Auge jetzt oft über den Lebensgang und die Wesensart deutscher Truppenführer Berichte und Stichworte, deren Werth durch die Andeutung gesteigert werden soll, daß sie aus geheimen Listen der Personalienwächter stammen. Das jüngste Treibhausgewächs aus dem Jahr nie zuvor erlebten Krieges? Alles schon dagewesen. Vor neunundvierzig Jahren wurde den höheren preußischen Heeresstäben vom Oberkommando ein Heftchen zugeschickt, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, noch vor der Begegnung auf dem Schlachtfeld die österreichischen Nordarmeeführer kennen zu lernen und nach deren Willensneigung und Kriegerkunst ihr Trachten und Thun zu formen. Ohne Groll liests heute der Bundesgenosse, den Hofart nicht mehr blendet.

Benedek. Kein Feldherr, kein Stratege; braucht sehr kräftige Unterstützung bei Führung der Armee. Sehr glücklicher, sehr muthiger, ja, selbst verwegener Soldat. In der ganzen Armee, namentlich Mannschaft, unendlich beliebt.

Henikstein. 50 bis 52 Jahre alt, kräftig und gesund. Kluger Kopf, viel Kombinationgabe, tüchtiger Generalstabsoffizier. Wird sämmtliche Operationen, theilweise auch jene in Italien, leiten.

Graf Clam-Gallas. Dinirt lieber, als er ficht. Hat die üble Gewohnheit, wenn es zum Gefecht geht, falsche Wege einzuschlagen. Braucht einen tüchtigen adlatus und erhielt ihn auch in Person des Generals Grafen Gondrecourt (Ideal eines Untergenerals).

Oberst Litzelhofen. Generalstabschef des Ersten Corps. Hat sich im Jahr 1859 bei Melegnago als tüchtigen Generalstabsoffizier bewährt.

Generalmajor Poschacher. Braver alter Soldat, aber schon seit mehreren Jahren zur Pension reif. War immer bei der Jägertruppe. Hat sehr einseitige Kenntnisse.

Oberst Graf Leiningen. Jung, tapfer, ritterlich, sehr beliebt, guter Untergeneral.

Generalmajor Baron Piret. Geistig eine sehr unbedeutende Persönlichkeit, körperlich ein Koloß. War immer Infanterist (No. 25) und von Wenigen geliebt.

Generalmajor Ringelsheim. Junger Mann, im Generalstab seine Karriere gemacht; der römische Kunktator scheint sein Vorbild gewesen zu sein. Beliebt. Kavalier durch und durch.

Feldmarschall-Lieutnant Graf Thun. Alter, braver (Soldat) General. Viele praktische Kenntnisse ohne besonderes Talent; strenger Dienstmann. Beliebt.

Generalmajor Philippovich. Ist Diplomat, wo er Soldat sein soll, und Soldat, wo er Diplomat sein soll. Talentirt, ohne besondere Befähigung zum Corpskommandanten. Nur bei den Slawen beliebt. Sehr ehrgeizig. Gar keine Kriegserfahrung.

Oberst Döpfner, Generalstabschef des Zweiten Corps. Generalstäbler aus der alten Schule. Sonst unbekannt.

Oberst Thom. Jung, beliebt und tüchtig.

Generalmajor Henriquez. 45 Jahre alt, sehr gebildet, im Kriege erfahren. Kommandirt sehr brave Truppen. Kennt viele ausländische Kriegsschauplätze. Hat sich stets als tapferen Offizier bewährt.

Generalmajor Herzog von Württemberg. 41 Jahre alt, schwacher Körperkonstitution. Tollkühner Soldat. Hält sich für einen großen Strategen und doch ist ihm diese Wissenschaft fremd. Renommirt gern, hat viele Bewunderer, aber noch mehr Feinde.

Generalmajor Saffran. Wäre außerordentlich beliebt, wenn er nicht dem Zopfsystem so nachdrücklich huldigen würde. Läßt sich leicht leiten. Unbedeutender Geist.

Erzherzog Ernst. Weder Soldat noch General. Gar keine

Selbständigkeit, kein Vertrauen bei der Truppe. Leidet an Epilepsie, erhielt deshalb als Generalstabschef den

Oberst von Catty, der ein sehr eigensinniger Kopf ist und seinen Ansichten gewiß Geltung zu verschaffen weiß. Hat sich 1859 sehr ausgezeichnet, erhielt den Maria Theresia-Orden und hält sich in Folge Dessen für unfehlbar.

Generalmajor Kalik. Gescheiter, umsichtiger, von Hoch und Nieder geachteter General. Hat immer im Generalstabe gedient.

Oberst Appiano. Unbedeutender Mensch, hat kaum die Befähigung zum Brigadier. Gott mit ihm!

Oberst Benedek. Schneidiger Soldat. Ziemlich beliebt, sonst unbekannt.

Oberst Kirchsberg. Gut, leutsälig, sehr ängstlich. Bureaukrat, aber kein Feldsoldat.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics. Hat von der Führung eines Infanteriecorps keine blasse Idee. Ist ein guter Reitergeneral. Viel Protektion, bringt aber Manches zu Stande. Ist in seiner gegenwärtigen militärischen Stellung eine Null.

Oberst Görz, Generalstabschef. Geistreicher, militärisch gebildeter Offizier; wird faktisch das Corps kommandiren. Festetics giebt nur den Namen her.

Generalmajor Mollinary. War immer Pionierchef; wird im Verein mit Festetics Vier grade sein lassen. Frühstückt gern und sehnt sich nach Ruhe.

Generalmajor Kopal. Strenger, grader Soldat, guter Untergeneral. Beliebt, verdient Vertrauen.

Oberst Fleischhacker. Grob gegen Untergebene, kriechend gegen Höhere. Zeichnet sich durch merkwürdige Taktlosigkeit aus. Hat äußerst wenig Befähigung zum Brigadier.

Oberst Poeckh. Jung, Emporkömmling. Bei der Mannschaft wegen planlosen Chicanirens verhaßt, sonst geschickt und talentirt.

Erzherzog Joseph. Phlegmatisch; ohne Kriegserfahrung. Nimmt sich Armeebefehle und Dergleichen wenig zu Herzen, beschäftigt sich lieber mit Privatangelegenheiten. Bei den ungarischen Truppen, weil der Sohn des alten Palatins, sehr beliebt.

Feldmarschall-Lieutenant Ramming. Militärisches Genie. Unbedingt der beste österreichische General, was er aber auch weiß und wodurch er sich zahllose Feinde gemacht hat.

Generalmajor Kochmeister. In der militärischen Administration eine Koryphäe, als Feldsoldat wenig Bedeutung.

Oberst Fröhlich, Generalstabschef. Tüchtiger Generalstabschef. Gebildet, talentirt, im Krieg erfahren.

Oberst Waldstätten. Sehr gebildet, fein, ritterlich. War Adjutant des Kaisers. Hat Protektion, ist aber auch ein guter, verläßlicher General voll Energie.

Oberst Hertwek. Führt seine Brigade bei erster Gelegenheit

in einen Sumpf oder Dergleichen. Vertuscht seine Schnitzer mit Grobheit und unzeitiger Strenge. Ist nicht beliebt.

Generalmajor Rosenzweig. War früher Gendarm, ist aber klug, militärisch gebildet, energisch. Keine Kriegserfahrung.

Oberst Jonak. Alter Soldat, tapfer, ohne besondere militärische Bildung, viel Praxis. Beliebt.

Erzherzog Leopold. Siehe Erzherzog Ernst; ist aber gesund.

Generalmajor Weber. Klug, erfahren, gebildet, energisch.

Oberstlieutenant Majnone. Bureaukrat, Intrigant, unbeliebt. Seine Leistungen unbedeutend. Keinen Funken produktiven Talents.

Oberst Fragnern. Unbekannt.

Generalmajor Docteur. Alt, gebrechlich, hat sich vor der Schlacht von Solferino krank gemeldet, wird es diesmal wieder thun.

Generalmajor Graf Rothkirch. Guter Infanterie-General, äußerst energisch, verläßlich. Sehr beliebt.

Generalmajor Brandenstein. Aus dem Pensionstand einberufen worden, was aber ein gewaltiger Fehler war, denn er spielt noch immer die beste Rolle, wenn er in Pension bleibt. Ganz unbedeutende Person ohne Talent.

Generalmajor Graf Huyn. Einer der bedeutendsten Jesuiten Oesterreichs. Klug, verschlagen, heimtückisch, gefährlich. Militärisches Talent, obwohl er im Generalstab gedient hat, keins, aber viel Konsequenz und Energie.

Generalmajor Koller. Bekannt wegen seiner Strenge und Energie. Keine Kriegserfahrung. Verhaßt.

Oberst Bourgignone. Generalstabschef. Gebildet, geschickt, sehr nachgiebig und eitel. Ziemlich viel Kriegserfahrung. Wegen seines abstoßenden Auftretens nicht besonders beliebt.

Oberst Mondl. Fein gebildet, einer der besten Untergenerale.

Oberst Grivisics. Jung, beliebt. Genießt viel Vertrauen; guter Brigadier.

Oberst Knebel. Immer im Generalstabe gedient. Viel Kriegserfahrung, guter Führer, sorgsamer General. Sehr beliebt. (Leberleidend.)

Generalmajor Baron Wimpfen. Alles Andere, nur kein Soldat und General. Muß immer ins Schlepptau genommen werden, sonst bleibt seine Brigade stecken.

Generalmajor Baron Edelsheim. Der kühnste und tüchtigste Reitergeneral unserer Zeit, hat sich 1859 vollständig bewährt. Sehr gebildet, richtiges Urtheil. Jung, kräftig und äußerst beliebt und geachtet.

Oberst Appel (einäugig). Tapfer, vortrefflicher Reitergeneral; hat 1859 den Theresia-Orden bekommen.

Oberst Wallis. Keine Kriegserfahrung, noch nie im Feuer gewesen. Für einen Reiterführer zu schläfrig.

Oberst Fratricevics. Sehr ordinärer Mensch, ohne Intelligenz, aber alter Haudegen. Bei den Husaren sehr beliebt, weil er die ungarische Sprache spricht.

Generalmajor Fürst Thurn und Taxis erreicht mit seinen vorzüglichen Eigenschaften fast den Generalmajor Edelsheim.

Oberst Bellegarde. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Oberst Westfalen. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Prinz Holstein. Prinz von Geblüt, sonst nichts.

Generalmajor Prinz Solms. Muthig, energisch, beliebter Reitergeneral.

Generalmajor Schindlöcker kann Edelsheim und Taxis würdig an die Seite gestellt werden. Sehr energisch, tapfer und in der ganzen Armee gekannt und verehrt.

Generalmajor Zajtsek. Alter Haudegen. Gar keine tiefere militärische Kenntnisse. Strenger Vorgesetzter. Zeitweilig etwas konfus.

Generalmajor Boxberg. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Generalmajor Solytik. Grob, ungebildet, überschätzt sich und wird sich oft genug blamiren, wie 1859.

Generalmajor Coudenhove. Graf. Größter Gegner des Generalmajors Edelsheim, ist 1859 bei Solferino statt gegen den Feind nach Volta geritten, woselbst er mit seiner Kavallerie-Division Mittagbrot nahm. Nach dessen Beendigung war die Schlacht bereits verloren.

Generalmajor Fürst Windischgraetz. Sehr harmlos, ohne militärische Kenntnisse oder sonstige geistige Vorzüge. War mit dem Grafen Coudenhove im Jahr 1859 in Volta.

Generalmajor Mengen. Streng, gerecht, guter und gebildeter Reitergeneral. Wenig erprobt. Allgemein geachtet.

Auch die Oesterreicher hatten solche Konduiteliste. Als Lieferant der hier abgedruckten galt damals ein Gablenz; vielleicht derselbe sächsische Freiherr, den Bismarck einmal als Oesterreichs offiziösen Unterhändler erwähnt. Nicht jeder Leitfaden ist zuverlässig. Daß die Russen einen haben, ist längst behauptet worden. Nützen könnte selbst die genauste Liste kaum noch. Weil die Zahl der Offiziere zu groß geworden, der Aufstieg der in Friedenszeit zur Disposition gestellten unerrechenbar und die Enthülsung der Führerfähigkeit erst nach dem Aufmarsch möglich ist. 1866 und 70 gings; in beiden Heeren hatten die meisten Generale und Stabsoffiziere in zwei Kriegen gekämpft. Kein Daniel und kein Johannes aber konnte im Sommer 1914 weissagen, was Hindenburg und Joffre, Gallieni und Ludendorff leisten werde. Auf boshafte Glossen dürfte der Feind die Grundmauer seiner Hoffnung nicht bauen; ehe der

Mörtel fest wird, kann sie geborsten sein. Neun Zehnteln der Führer hat der glanzlos schwierige Grabenkrieg noch nicht erlaubt, ihres Könnens Umfang und Grenzen dem Prüferblick zu blößen.

Psalter.

Vor dreizehn Jahren hat Oberst Feyler, ein Hauptmitarbeiter der Revue Militaire Suisse, den fast bewegunglosen Grabenkrieg von heute als ein nahes Ergebniß neuer Kriegstechnik vorausgesagt. „Wenn Kopfzahl, Waffen und sittliche Kraft der einander bekämpfenden Heere ungefähr gleich sind, muß auch ihre Taktik gleich werden und die Unterscheidung zwischen Angreifern und Angegriffenen allmählich schwinden. Beide Heere werden so unbeweglich, als ob eins von ihnen ein verschanztes Lager zu umringen, das andere es zu vertheidigen trachtete. Ausfall und Handstreich bleibt, unter dem Feuer der Fortsgeschütze, möglich; der Kern der Besatzung aber ist auf beiden Seiten unthätig und neutralisirt. So wird die Defensivschlacht der Zukunft aussehen. Zwei Menschenmauern; zwischen ihnen nur die schmale Gefahrenzone. Keine kann vorwärts. Eine wird versuchen, die andere zu umfassen. Die wird, um das Gelingen solchen Versuches zu hindern, ihre Front verlängern. Jede wird sich so weit dehnen, wie ihre Mannschaftzahl irgend erlaubt; und diesen Wetteifer wird nur die Natur beschränken. Meer oder Gebirg, ein befestigter Punkt oder die Grenze eines neutralen Landes: über solche Hindernisse können die Linien sich nicht hinausstrecken. Dann braucht, auf diesem Schlachtfeld (das nie eine Schlacht sieht), der Krieg niemals zu enden. Dann muß man den Sieg draußen suchen und die taktischen Manöver den bei Ausfällen gebräuchlichen anähneln. Die doppelte Menschenkette, die mehr noch an ein Gitter als an eine Mauer erinnert, verbraucht nicht die ganze Mannschaft. Die Geschoßwirkung ersetzt Mängel der Kopfzahl. Doch man muß die Mannschaft ablösen, für Nahrung sorgen, Tote bestatten, Verwundete hinter die Front bringen. Das kann nur im Dunkel geschehen; und dazu braucht man Reserven. Andere zur Vorbereitung der Rückzugslinie und als Einsatz gegen unerwartete Ereignisse. Was übrig bleibt, wird die kühnere Partei benutzen, um die Verbindunglinien des Feindes zu gefährden, die Ruhe des Oberkommandos zu stören und es in unkluge Entschlüsse zu locken. Das Ganze bleibt, auf beiden Seiten, ein Ver-

theidigungskrieg mit wechselndem Erfolg und Fehlschlag, die örtlich begrenzt sind und keine Entscheidung erwirken. Ein stetes Ausspähen nach günstiger Gelegenheit und nach der schwachen Stelle des Feindes. Die kann von dem Stärkeren überrannt werden; sind die Kräfte ungefähr gleich, dann ist auch von solchem Einbruchsversuch nicht viel zu hoffen. Wahrscheinlich wird, wie in und vor einer Festung oder einem verschanzten Lager, der Zustand athemlos wachsamer Unthätigkeit währen, bis eins der Heere durch äußere Umstände gezwungen ist, den Kampf aufzugeben: durch schlechte Finanzen oder politische Wirrniß in der Heimath, durch Mangel an Nahrung, Kriegsgeräth, Waffen, Munition, durch das lähmende Bewußtsein, daß die Heere nicht vorwärts kommen und alle Blutopfer nutzlos sind. Denn auch diese künftigen Kämpfe werden viel Blut fordern. Ohne klare Voraussicht, unerschütterliche Ruhe und kühnen Wagemuth sind sie nicht zu führen. Mehr als je wird der Mannschaft, den Führern, dem Volk geduldige Kraft, dem Oberbefehlshaber die Meisterschaft in allen Künsten seines Berufes nöthig sein. Mit gedoppelter Hingebung muß, wer solchen Kampf unternimmt, sich von vorn herein auf die schlimmste Möglichkeit vorbereiten." Uns klingt Dieses wie Prophetie.

The New York Herald, unser zärtlicher Freund, erzählt wieder allerlei Nettes. „Der japanische Ministerpräsident Graf Okuma hat in einer Interview gesagt, Japan werde dem Bündniß mit Britanien treu bleiben, alle giltigen Verträge achten und nirgends ein von fremden Mächten erworbenes Recht schmälern. Weder an Schutzherrschaft noch an Monopole denke es; fordere auch in Schantung nur das bisher dem Deutschen Reich Gewährte und Einwirkung auf die Verwalterarbeit nur an einzelnen Stellen der Südmandschurei, wo Unordnung japanische Interessen zu gefährden droht. Deutsche Versuche, Amerika gegen Japan aufzuhetzen, seien gescheitert. Alle betheiligten Mächte haben erkannt, daß Japans Vorschläge vernünftig sind und längst schwebenden Fragen die Antwort suchen. China selbst zeige sich willig zu rascher Verständigung und die Ankündung ernsten Streites sei thörichtes Gefasel. In New York hat der französische Abgeordnete Damour mit einem Vortrag über Frankreichs Verhältniß zu Deutschland starke Wirkung erzielt. Als er erwähnte, Herr von Bethmann habe selbst bekannt, die Verletzung der belgischen Neutralität sei ein Völker-

rechtsbruch, ließen die Amerikaner ihren Zorn laut werden. Nach dem Vortrag sangen sie die Marseillaise. Am zweiten Mai soll dem Generalissimus Joffre in den Ostpyrenäen von Spaniern eine Ehrenadresse überreicht werden. Der Jahrestag des spanischen Freiheitkrieges wurde gewählt, um die Freunde und Söldner der Deutschen zurechtzuweisen, die Spanien täglich an Napoleons Erobererzug erinnern. Am zweiten Maiabend soll auch in Madrid eine große Massenkundgebung den gegen Deutschland verbündeten Mächten die Freundschaft Spaniens ausdrücken. Die Deutschen begreifen weder, daß der Erdkreis sich mit Abscheu von ihnen wendet, noch, daß sie die ganze Welt langweilen. Ihre Sucht, überall sich einzuschmuggeln und mitzureden, hat sie unerträglich gemacht. Amerikanern und Italienern, Balkanvölkern und Spaniern, Niederländern und Skandinaven: Allen sind sie lästig. Sogar dem Lieben Gott, der doch wirklich, als der Ewige, Geduld hat. Die Welt wird aufathmen, wenn diesen Leuten die Möglichkeit genommen ist, länger noch lästig zu werden. Auch in der Schweiz haben sie selbst, durch ihr plumpes Gerede, sich um den Rest freundlichen Gefühles gebracht. Auf eine Adresse der pariser Literarischen Gesellschaft hat General Joffre geantwortet: ‚Unsere tapferen Krieger wissen, daß sie nicht nur die Erde, sondern auch den Geist und die Sprache Frankreichs vertheidigen. Durch den endgiltigen Sieg wollen wir unser Vaterland von aller Knechtschaft erlösen und der Literatur, der Wissenschaft und den Künsten die zur Entwickelung unentbehrliche Freiheit sichern. Das Handeln aller in in Ihrer Gesellschaft vereinten Schriftsteller trägt aus dem Bereich unserer Truppen die unerschütterliche Zuversicht auf nahen Sieg immer weiter ins Land hinein.‘ Unter dem Vorsitz des Herrn Leygues, der Unterrichtsminister war, hat das Komitee, das die Neutralen aufzuklären strebt, beschlossen, eine neue Reihe von Flugschriften herauszugebrn, die nur Dokumente von unbestrittener Glaubwürdigkeit enthalten und die austro-deutschen Entstellungen abwehren sollen. Der Erfolg der bisher veröffentlichten Schriften war sehr groß; aus allen Ländern strömen Bestellungen herbei und überall wird der würdige Ton unbefangener Ruhe gelobt. Italien plaudert noch mit Oesterreich-Ungarn; an Erfolg glaubt es nicht, will aber gegen den Verbündeten von gestern nicht unhöflich sein und zugleich beweisen, daß es zum Krieg sich nur als

zu einem letzten Mittel entschließt. Zwei Hindernisse sind unübersteigbar: Deutschland erlaubt nicht, daß Triest den Italern gegeben werde, und Oesterreich will erst nach dem Krieg abtreten, was Italien schon heute verlangt. Sobald die Ueberzeugung, daß Diplomatengespräche nichts erreichen, allgemein geworden ist, wird Italien losschlagen. Die militärischen Vorbereitungen sind vollendet, die Finanzen in fester Ordnung und alle großen nationalen Parteien um das Ministerium Salandra geschaart. Präsident Wilson hat zu einem Vertreter des ‚Temps‘ gesagt: ‚Ich freue mich, hier Franzosen zu sehen, die selbst erkunden wollen, wie die Oeffentliche Meinung der Vereinigten Staaten ist, und ich bin gewiß, daß Sie mit ihr zufrieden sein werden. Frankreich wird nicht in den Irrthum mancher Bedrängten fallen, die meinen, wer nicht mit ihnen sei, müsse gegen sie sein. Was ich, als Mensch, für Frankreich empfinde, habe ich in meinem Brief an den Präsidenten Ihrer Republik deutlich ausgesprochen; und Sie dürfen glauben, daß ich nicht mehr gesagt habe, als ich ernstlich fühle. Kriegsminister Millerand hat in der Kammer verkündet, die Herstellung von Geschossen und Explosivkörpern leiste jetzt schon um sechshundert und werde nächstens um neunhundert Prozent mehr leisten als am Anfang des Krieges; auch für die schweren Geschütze. Frankreich hat nicht nur genug Munition: es hat ‚mehr als genug‘. Die schlimmste Stunde ist überstanden und wir stimmen mit dem Minister in dem festen Glauben überein, daß gegen brutale Gewalt dem Recht und der Menschlichkeit ein vollkommener und naher Sieg gesichert ist.“ Lernet also, Deutsche, zittern, ehe Euch die schlimmste Stunde naht. Wie könntet Ihr siegen? Ihr schleudert ja Granaten! Von Euch kommt brutale Gewalt, aus Frankreich Sprengstoff, Stinkgas und Menschlichkeit.

Aus der Presse neutraler Länder. Dem Fürstenthum Liechtenstein (Flächeninhalt: 159 Quadratkilometer; Hauptstadt Vaduz: 1376 Einwohner) hat der schweizer Bundesrath fünf Wagons mit Getreide, zwei mit Mais geschickt. Auch aus diesem Ländchen heimst, wie aus beiden Lagern des Europäerkrieges, die redlich kluge Politik der Eidgenossenschaft nun frohen Dank ein. Um die Mitte des Märzmonats meldet ein Brief nach Genf, in Moskau sei vom Krieg wenig zu spüren. „Uns fehlt nichts; nur frische Butter war ein Weilchen knapp. Fleisch, Brot, Leuchtstoff sind kaum

theurer geworden; können auch, selbst wenn der Krieg ein Jahr überdauert, nicht viel theurer werden. Höher ist der Preis für Kaffee, Thee, manche Kleidstoffe und andere Waare, die sonst eingeführt wird. Alles vom Alltagsbedarf Aufgezehrte ist aber höchstens um fünfzehn bis zwanzig Prozent theurer als in ruhiger Zeit. Ungemein nützlich hat das Wodkaverbot gewirkt. Nur ausgepichte Alkoholiker, die sich das ihnen unentbehrliche Betäubungmittel unter allen Umständen verschaffen und im Nothfall den unverbietbaren Brennspiritus saufen, sind der alten Unsitte treu geblieben; das Volk trinkt nicht mehr und ist dem Zaren für das Verbot dankbar. Viele Familien leben nun behaglicher, die Steuer wird pünktlicher als je gezahlt, die Sparkasseneinnahme steigt hoch über das Normalmaß hinaus und der Bauer hat so viel Korn, Vieh, Geflügel wie sonst nicht einmal im Herbst der üppigsten Erntejahre. Auf den moskauer Straßen wimmelts von Menschheit; und die Zahl der kräftigen Männer scheint nicht kleiner als vor dem Krieg, an den nur die spazirenden Verwundeten und die Lazaretfahnen des Rothen Kreuzes erinnern. Niemand zweifelt hier an dem endgiltigen Sieg Rußlands und seiner starken Verbündeten; diese Gewißheit würde sich Jedem eindrücken, der auch nur auf ein paar Stunden nach Moskau käme. Rußland verfügt auf jedem Gebiet über ungeheure Kräfte; über stärkere als am ersten Kriegstag. Die Gewißheit, daß Rußland in diesem Gigantenkampf siegen muß, wird auch dadurch gestützt, daß wir jeden Schritt der Operationen beobachten können. Denn der Große Generalstab belügt uns nicht, meldet Fehlschläge eben so offen wie Siege: und diese makellose Wahrhaftigkeit stärkt immer wieder die Zuversicht. Keiner weiß, wann Friede wird; wer aber alle Bedingungen erwägt, darf hoffen, daß der Krieg sich nicht allzu lange hinziehen werde. Das Eisenbahnministerium hat auf allen Linien (außer auf denen, die Moskau und Petrograd den Kriegsschauplätzen verbinden) den Verkehr so wiederhergestellt, wie er nach dem vor der Kriegszeit giltigen Fahrplan war ... Auf seiner Reise ins Große Hauptquartier des Deutschen Kaisers hat Feldmarschall von der Goltz Zeitungmännern aus allen Ländern gesagt, die Türkei habe von ihren Gegnern nicht das Allergeringste zu fürchten. Ungefähr so hat er auch 1912 gesprochen. Serben, Griechen, Bulgaren die ärgsten Niederlagen prophezeit. All diesen Kläffern werde das

herrliche Türkenheer schmerzhafte Fußtritte geben. Der Marschall galt als unfehlbar und sein Urtheil schuf die Grundlage der deutschen und der österreichischen Politik. Dann kam Kirkkilisse, Lülle Burgas, Kossowo, Monastir, die Einnahme von Adrianopel, Saloniki, Janina. Der deutsch-türkische Heerführer hatte schlimm geirrt. Darf Ehrfurcht uns hindern, nach solcher Prophetenleistung von gestern auch der von heute blinden Glauben zu weigern? Der Marschall muß ja Zuversicht zeigen und Denen, die von ihm Orakel erbitten, sagen, daß Alles in hellstem Glanz prange ... Paris lebt und regt sich; dieses große verschanzte Lager ist entschlossen, vor keinem Ereigniß zu kapituliren und sogar sein Vergnügen dem Bedürfniß der Kriegszeit anzupassen. Jeder geht ruhig an seine Arbeit und Keiner verzichtet auf Kurzweil. Der Abend eines Wochentages sah siebenunddreißigtausend Menschen in pariser Theatern und Kinos. Den stärksten Zulauf haben die Klassiker und patriotische Dramen; in den Singspielhallen hat das sentimentale Lied das zötelnde abgelöst, das dem Geschmack der Ausländer und Provinzialen schmeichelte. Der einst verspöttelte Schutzmann ist jetzt eine geachtete, sogar beliebte Persönlichkeit. Das Seminar von Saint-Sulpice, aus dem das Gesetz die geistlichen Herren trieb, war in den ersten Kriegswochen eine Kaserne und wurde dann von der Schutzmannschaft des fünften Stadtbezirkes in ein Flüchtlingheim umgewandelt. Die Beamten nahmen nach den Dienststunden ihre früher geübte Berufsthätigkeit wieder auf und lieferten, als Maurer, Glaser, Zimmerleute, Klempner, ohne Entgelt Arbeit, die sonst hunderttausend Francs gekostet hätte. Sie suchten und fanden auch den Flüchtlingen (aus Belgien und dem vom Feind besetzten Gebiet Frankreichs), die das Heim herbergt, lohnende Beschäftigung; sorgen für die Gesundheit der Hausinsassen und pflegen und lehren die verwaisten Kinder ... Im Zeitraum von elf Wochen sind 28 englische Handelsschiffe von deutschen Unterseebooten zerstört worden, aber 15842 Handelsschiffe in englischen Häfen gelandet und abgefahren. In den Kriegen gegen das Frankreich der Revolution und Bonapartes verlor England 10800 Schiffe (in jedem Jahr 500); jetzt von seiner Handelsflotte nur 0,3 Prozent, während Deutschlands Unterseekraft um 17 Prozent geschwächt wurde. Der deutsche Verlust übersteigt den britischen bisher also um ein Beträchtliches." (Journal de Genève.)

Die Sprache der Feinde klingt schriller. Wir sind Seeräuber, Landdiebe, Mädchenschänder, Kindermörder, Lügner und alberne Tröpfe. „Stillstand der Heere, Mangel an Nährmitteln, Männern, Waffen, Munition: und trotz Alledem glauben, ohne irgendeinen zulänglichen Grund, fünfundsechzig Millionen Menschen noch an die Möglichkeit ihres Sieges! Das Vertrauen ist der ‚Kundschaft' in den Schädel gehämmert worden. Die Armeen kommen nicht nach Paris, nicht nach Warschau; aber der Triumph ist angekündet und erwartet worden: also werden die Fenster illuminirt und Fahnen herausgehängt. Dann ists Ereigniß. So Ungeheuerliches wächst über unser Vorstellungvermögen hinaus. Keine Aufbauschung, keine Lüge lockert die Wurzel des Wahnes. Die gläubige Zuversicht wird Aberwitz. Neulich hielt ein Zug mit deutschen Gefangenen auf dem Bahnhof von Dijon. Vier Offiziere klettern aus dem Wagon; ernste Männer von würdiger Haltung, ohne den dummdreisten Gesichtsausdruck, der uns manchmal ärgert. Einer fragt, in gutem Französisch, den Bahnhofskommandanten, wie die Station heiße. Antwort: ‚Sie sind in Dijon'. Der Preuße zwingt sich, ernst zu bleiben. ‚In Dijon? Das ist ja längst, wie Belfort, von uns besetzt; sogar, wie ich genau weiß, von derselben Armee.' ‚Was soll ich darauf erwidern? Lesen Sie doch, was da oben, auf der Tafel, steht.' Der Offizier hebt den Kopf. Die Erschütterung, die der Anblick in ihm bewirkt, malt sich in seinen Zügen. Ein paar Sekunden lang schweigt er; fragt dann: ‚Und wohin, Herr Oberst, fährt nun unser Zug?' ‚Die nächste Station ist Lyon.' ‚Das ist aber wirklich zu stark! Ganz Deutschland weiß doch, daß Lyon seit zwei Monaten von den Italienern besetzt ist!' Er grüßt kühl und wendet dem Oberst den Rücken zu. So weit sind sie; selbst die Offiziere. Welch jäher Sturz in Verhängniß, wenn der Tag der Erkenntniß aufdämmert!" (Le Temps.) Ob der einfältigste kassubische Stallbursche glaubt, Italiens Heer sei mit unserem gegen Frankreich marschirt? Sicher der grünste Fähnrich nicht, daß Belfort und Dijon im Winter genommen wurden. Wer ist der Lügner hier und wer, Gallier, der leichtgläubige Tropf?

Miséricorde: dem Franzosen ists der dreikantige Dolch, der den Gnadenstoß giebt. Der fromme Deutsche singt am zweiten Sonntag nach Ostern die gnädige Barmherzigkeit Gottes, misericordias domini, und gelobt, seiner Wahrheit muthiger Künder zu

werden. Dürfen wir klagen? Schlug Mitleid, auch halb nur verächtliches, mit dem Rindenweh des vom Sturm zerrissenen Stammes, mit unheilbar scheinendem deutschen Zwiespalt, nicht der Germanenscham schlimmere Wunden, als heute der spitzeste Fletschzahn des Hasses vermag? Nur in einem Reichszipfel haust noch der Feind. Ostpreußen, Posen, Schlesien sind in kluger Hut; die Karpathenpässe wurden bis jetzt gehalten; der engste Theil der Dardanerstraße ist ungefährdet; dem Aufmarsch Italiens das Ziel noch nicht bestimmt. Deutschland strotzt von junger Mannheit und hat reichlich, was es an Nährstoff und Wehrgeräth braucht; hat in Ost und West kostbare Pfänder, die Erdgewalt ihm nicht leicht entreißen wird. Aus aufgestöberten Feldpostbriefen schöpft der Feind den Trost, daß wir darben. „In Stolp sind dreißig Bauern zu hohen Geldstrafen verurtheilt worden, weil sie Brotkorn ans Vieh verfüttert hatten. Krüppel und Sieche müssen an die Front. Die Lebensmittelpreise sind unerschwinglich; Fleisch, Eier, Butter, Reis, Kartoffeln, Thee, Kakao kaum zu bezahlen. Und bald, heißts, werden die Schweine rar." Wers glaubt, bleibt nicht lange selig. Der im Engsten Lebende jammert immer gern; schließt selten einen Brief ohne Seufzer über die theure Zeit. Mancher Preis ist hoch (für den Bedarf der Schmalhälse kaum höher als irgendwann auch schon in Friedensjahren); ein Vorzeichen schwerer Noth aber nirgends erspähbar und ungemein groß die Zahl Derer, die, Männer und Frauen, nie zuvor auf so breitem Grund wirthschaften konnten. Lasset Landräthe und Bürgermeister, Pastoren und Schulzen der Feldpostkundschaft einschärfen: „Schreibet, was wahr ist, gebet beglaubigte Ziffern, doch übertreibet nicht auch jetzt das Gestöhn; denn auf den Feind wirkts wie Schnaps." Künftiges Schicksal liegt auf den Knien der Gottheit. Gewiß aber ist, daß keine andere kämpfende Festlandsmacht so rüstig, unter so gelinder Rückenlast ins letzte Quartal des Kriegsjahres schreitet wie das Deutsche Reich. Deshalb schmähen sie es, wie einst die Fußspur des Gesegneten, von dem der Herr sprach: „Die Feinde sollen ihn nicht überwältigen." Nimmer Einen, der seines Gottes voll und in Pein drum noch fröhlich ist. Aus ihm wirkt die Stärke des Volkes, das andächtig jauchzen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft A.-G.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.		ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons		7 534 261	74
Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken . . .		4 168 723	11
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen:			
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M. 34 452 709.56		
b) Eigene Ziehungen	„ 912 151.02		
c) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	„ 30 778.24	35 395 638	82
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		12 416 993	58
Reports und Vorschüsse geg. börsengängige Wertpapiere		56 350 323	64
Vorschüsse gegen Waren und Warenverschiffungen		5 602 408	43
Davon am Bilanztage gedeckt:			
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	M. 5 602 408.43		
b) durch andere Sicherheiten . .	„ —.—		
Eigene Wertpapiere:			
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten .	M. 6 913 318.17		
b) sonstige bei der Reichsbank u. anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere . . .	„ 1 282 533.15		
c) sonst. börsengängige Wertpapiere	„ 1 149 504.75		
d) sonstige Wertpapiere	„ 5 354 141.38	14 699 497	45
Beteiligungen an Gemeinschafts-Geschäften		5 824 092	98
Dauernde Beteiligungen bei and. Banken u. Bankfirmen		39 256 558	42
Debitoren in laufender Rechnung:			
a) gedeckte	M. 82 587 661.57		
b) ungedeckte	„ 42 738 631.28	125 326 292	85
Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 20 158 082.18			
Immobilien:			
a) Geschäftshäuser einschließlich Einrichtung, abzüglich M. 570 612.50 Hypotheken		8 188 556	97
b) Sonstige Immobilien abzügl. M. 747 593.64 Hyp.		2 027 496	40
		316 790 844	39

Passiva.		ℳ	₰
Aktienkapital		95 000 000	—
Reserven:			
a) gesetzlicher Reservefonds . . .	M. 16 675 000.—		
b) Reservefonds II	„ 1 700 000 —	18 375 000	—
Talonsteuer-Rückstellungskonto		300 000	—
Kreditoren:			
a) Nostroverpflichtungen	M. 9 000.—		
b) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	„ 4 358 271.26		
c) Einlagen a. provisionsfreier Rechn.:			
Transport	M. 4 367 271.26	113 675 [illegible]	

		M	Pf
Transport	M. 4 367 271.26	113 675 000	—
1. innerh. 7 Tag. fällig M. 20 906 199.83			
2. darüber hinaus bis z. 3 Mon fällig „ 13 222 592.49			
3. nach 3 Mon. fällig „ 41 012 349.40	M 75 141 141.72		
Sonstige Kreditoren:			
1. innerh. 7 Tag. fällig M. 45 691 829.28			
2. darüber hinaus bis z. 3 Mon. fällig „ —.—			
3. nach 3 Mon. fällig „ —.—	„ 45 691 829.28	125 200 242	26
Akzepte und Schecks:			
a) Akzepte	M. 73 250 654.96		
b) noch nicht eingelöste Schecks „	23 679.85	73 274 334	81
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 20 158 082.18			
Eigene Ziehungen . . M. 912 151.02 überhaupt			
dav. für Rechnung dritter „ —.—			
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank M. —.—			
Rückständige Dividendenscheine		12 800	—
Reingewinn		4 628 467	32
		316 790 844	39

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1914.

Debet.	M	Pf
Verwaltungsankosten	2 314 301	01
Steuern	739 931	37
Abschreibungen auf Wertpapiere u. Gemeinschafts-Geschäfte	750 000	—
Abschreibungen auf Debitoren	606 563	44
„ „ Immobilien-Konto	249 102	46
Reingewinn	4 628 467	32
	9 288 365	60

Kredit.	M	Pf
Gewinn-Vortrag aus 1913	227 524	62
Zinsen einschl. Gewinn auf die Beteiligungen bei anderen Bankgeschäften	5 222 704	02
Provisionen	3 837 996	96
Verjährte Dividende	140	—
	9 288 365	60

Die in der heutigen Generalversammlung festgesetzte Dividende von **4%** ist

mit M. 40.— für die Aktien à nom. M. 1000.—
und „ „ 20.— „ „ „ à „ „ 500.—

gegen Einlieferung des Dividendenscheins für 1914 bei den **Kassen der Gesellschaft** in **Aachen, Cöln, Bonn, Godesberg, Neuwied, Coblenz, Traben-Trarbach, Kreuznach, Düsseldorf, Neuss, Ratingen, M.-Gladbach, Viersen, Eupen, Remscheid, Bochum, Dortmund, Recklinghausen, Hagen** (Westf.), **Wetter** (Ruhr), **Bielefeld, Lippstadt, Gütersloh, Hameln, Erkelenz, Kalk** und **Malmedy,** bei dem Bankhause **Hardy & Co. G. m. b. H.** in **Berlin,** bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft** in **Berlin, Frankfurt a. Main, Bremen, Mainz** und **Wiesbaden,** bei dem Bankhause **Delbrück Schickler & Co.** in **Berlin, Joh. Ohligschlaeger G. m. b. H. in Aachen, Deichmann & Co.** in **Cöln, Alwin Hilger G. m. b. H.** in **Duisburg,** bei dem **Barmer Bankverein Hinsberg, Fischer & Comp.** in **Barmen** und dessen **Zweigniederlassungen,** bei der **Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G.** in **Mannheim** und deren **Zweigniederlassungen,** bei der **Dürener Bank** in **Düren** und deren **Zweigniederlassungen** in **Euskirchen** und **Jülich,** bei der **Eschweiler Bank** in **Eschweiler,** bei der **Krefelder Bank** in **Krefeld,** bei der **Volksbank Geilenkirchen-Hünshoven** in **Geilenkirchen-Hünshoven,** bei der **Zülpicher Volksbank** in **Zülpich vom 6. April 1915** ab zahlbar.

Aachen, den 3. April 1915. **Der Vorstand.**

Die Zukunft.

Berlin, den 24. April 1915.

Tirpitz.

Großadmiral, Excellenz, Preußischer Staatsminister, Staatssekretär im Reichsmarineamt, Bevollmächtigter zum Bundesrath, Briefadel, Schwarzer Adler: der Sohn des küstriner Justizrathes Tirpitz hat die höchste Sprosse der Ehrenleiter erklettert. Nicht hastig, nicht langsam; er war Fünfzig, als er Viceadmiral wurde, Zweiundsechzig, als er sich mit dem neuen Titel des Großadmirals putzen durfte. In meinem Bereich Niemand stärker und höher als ich: war stets wohl seines Willens Losung. Seit er dem Reichsmarineamt vorsteht, werden die Admiralstabschefs (unter denen doch ein Mann vom Weitblick und Persönlichkeitgewicht des Grafen Baudissin war), die Häupter des Marinekabinets und der Schlachtflotte kaum je genannt. Kein deutscher Kriegsminister, weder die beiden Bronsart noch selbst Albrecht Roon, thronte so hoch in der Macht; nicht nur von dem Römer aus Parchim, auch von Waldersee, Schlieffen, dem zweiten Moltke, von Blumenthal, Steinmetz, Werder, Bülow, Goltz, Haeseler, Lentze, von Albedyll, Hahnke, Hülsen, Lyncker hörte und sprach der Bürger. Wenns um die Kriegsmarine ging, seit achtzehn Jahren nur von Tirpitz. Woher mag in der Warthefestung einem aufs Trockene der Pandektendeutung gesetzten Rechtsanwalt der Wunsch gekommen sein, den Jungen unter die Wasserratten krabbeln zu lassen? Vater

Tirpitz war gewiß ein strammer Preuße und Patriot. Küstrin: da lernt auch der lauste Laodikaier endlich das Knirschen. Mündung der Warthe in die Oder. Seit 1540 ein (von Maurer gethürmter) Wall gegen Hordeneinbruch aus Ost. Der Kerker, dessen Fliesen Fritzens, des als weibisch verschrienen Kronprinzen, Thränen genetzt, aus dessen Guckluke der zarte Häftling die Hinrichtung seines Busenfreundes Katte betrachtet hat. Im Siebenjährigen Krieg haben die Russen die Festung beschossen. Ingersleben, ein unwahrscheinlich zager Preußenoberst, hat sie, trotzdem ihm weder Proviant noch Wehrgeräth fehlte, 1806 einem Franzosenschwarm geöffnet. Und nach sechs Jahren erst ward sie wieder schwarz-weiß. Solche Erde lehrt des Vaterlandes Kraft schätzen; seine Ohnmacht bestöhnen. Größer muß des Deutschen Vaterland sein: hat Arndt posaunt; der fallersleber Hoffmann im Schlupfmantel habsburgischer Klänge durch Zollerns Staat die Mahnung geschickt, über Alles in der Welt Deutschland zu lieben. Noch ists nicht; eins aus den Fugen, eines neuen Lebensmöglichkeit noch nicht klar gesichtet. Daß nur ein kräftiger Arm es den Wehen der Sturmzeit entbinden könne, in der alle Begriffe erworbenen Rechtes streitig geworden sind, ahnt jeder Küstriner. Warum aber läßt der Herr Justizrath seinen Alfred nicht Landkriegsmann werden, den Fußkampf oder Geschützdienst lernen? Vielleicht, weil er meint, ohne ererbten Adel, Grundbesitz oder Geldhaufen komme in Friedrich Wilhelms Heer auch der Tüchtigste nur im Schneckentrab vorwärts. Vielleicht, weil er (wie später, in der Elektrikerdämmerung, mancher Papa) den Knaben in Sonnenaufgangshoffnung schieben will.

Als Alfred, am neunzehnten März 1849, geboren wurde, gab es, seit neunzehn Tagen, ein Oberkommando der preußischen Marine. Das erste. Was der Große Kurfürst von dem niederländischen Rheder Raule und von der oranischen Admiralität ermiethet, im Kampf gegen die Schweden schlau ausgenützt, was sein Kammerjunker Von der Groeben mit zwei Fregatten an Afrikas Westküste geleistet und wie der verschlagen tapfere Brandenburger in sechs Jahren bei Emden eine Flotte von fünfundsiebenzig bewaffneten Kähnen zu sammeln vermocht hatte: nur Wenige dachten noch dran. Fritzens Vater hatte auf alle Ueberseesiedlung verzichtet, Fritz niemals die zur Besinnung solchen Planens nöthige Muße gefunden. Die Kähne waren gefault, die Geschütze verrostet.

die Rufe nach Ersatz ohne Widerhall vertönt. Erst im Jahr der Deutschen Revolution, des Einungstrebens, neuen Kaisersehnens schwebt der Wunsch nach einer Reichsflotte von den Kissen der Träumer himmelan. In Hamburg tagt ein Marinekongreß. Kieler erkennen, was ihre Stadt als Bundeskriegshafen werden könnte. Ein Flottenverein sammelt Geld für den Bau wehrfähiger Schiffe; den auch die frankfurter Nationalversammlung durch die Hingabe von sechs Millionen Thalern fördert. Ein Strichregen von Denkschriften soll diese Wunschkeimchen in rasche Reife treiben. Der Versuch, die dänische Blockade zu brechen, muß Deutschen mißlingen; gegen die überlegenen Seestreitkräfte Dänemarks wird nur, am vierten Juni 1849, von Bremerhaven aus eine Erkundungfahrt nach Helgoland gewagt. Mit drei Dampfern (die Segelkorvette „Amazone", das Schulschiff, konnte nicht mit); ein Quark. Und England (John Russell-Palmerston), das in diesem Jahr die Schiffahrtgesetze umstülpt, will eine deutsche Kriegsflagge nicht kennen; nicht anders behandeln als irgendeinen Seeräuberwimpel. Nur Preußen kann, hier wie überall, aus deutscher Noth helfen. Prinz Adalbert, auch ein Denkschriftsteller, wird Oberkommandant. Der holländische Kommodore Schroeder wird Führer des Flöttchens. Viel hat er nicht unter sich; zwei Raddampfer, zwanzig Ruderschaluppen, sechs Jollen mit, insgesammt, siebenundsechzig Kanonen. Doch das Häuflein hält sich, unter dem weißen, ausgezackten Flaggentuch mit dem Schwarzen Adler und dem Eisernen Kreuz, wacker: vierzehn dänische bringen, bei Brüsterort, vier preußische Feuerschlünde nicht zum Schweigen; die Dänenbrigg muß ins Dunkel abdampfen, ohne den Adler derb zerzaust zu haben. Als Deutschland sich wieder eines Bundestages freuen darf, läßt der Flottenkommissar Dr. Hannibal Fischer („dessen einzige gute Eigenschaft, der Durst nach Impopularität, durch eine fabelhaft ungeschickte Taktlosigkeit und Eitelkeit reichlich aufgewogen wird": Bismarck) die Bleibsel der Reichsmarine an den Meistbietenden losschlagen. Preußen kauft die Fregatte „Gefion" und den Dampfer „Barbarossa". Aus Bismarcks frankfurter Briefen: „Einen schweren Stoßseufzer muß ich noch einlegen über die verlogene, doppelzüngige und nichts weniger als bundesfreundliche Handelspolitik der Oesterreicher. Was der Hock (ein Ministerialrath, der aus Wien nach Frankfurt geschickt worden ist, um handelspoli-

tische Fragen zu erörtern) hier lügt und intriguirt, den Rhein auf und ab, davon hat ein ehrlicher Altmärker gar keine Vorstellung; diese süddeutschen Naturkinder sind sehr verderbt. Und Weihnachten warf, neben seiner christlichen und häuslichen Freude, als störendes Angebinde den schweren Todeskampf der deutschen Flotte in meinen Lebensweg. Ich habe heute (am achtundzwanzigsten Dezember 1851, an Herberts Geburtstag) einen langen Bericht über Oesterreich und Flotte an Herrn von Manteuffel expedirt. Die Einführung rücksichtloser Majoritätenherrschaft mit dem Motto ,Stat pro ratione voluntas' hält der Bundestag nicht aus; wenn wir Das dem wiener Kabinet nicht bei Zeiten ad oculos demonstriren, geht der ganze Bund aus dem Leim." Acht Tage später: „Unsere Flotte sitzt augenblicklich vollständig auf dem Trockenen, obwohl der Berliner ihre Situation eher als ,naß' qualifiziren würde. Ich fürchte, daß der Gegner zu gereizt ist, um nicht an dem Grundsatz festzuhalten: Lieber an einen Juden als an einen Preußen. Graf Thun hatte im Sommer von Wien aus die Instruktion, mit uns gemeinschaftlich die Auflösung der Flotte durchzusetzen. Dies entsprach seinen persönlichen Ansichten nicht; seine Seiden stimmten gegen den österreichisch-preußischen Antrag; er ließ sich gern diese sanfte Gewalt anthun, rühmt die bundesmäßige Fügsamkeit Oesterreichs gegen die Majorität und hat eine Abänderung seiner Instruktion damals in Wien durchgesetzt. Unzweifelhaft hat er bei dieser Gelegenheit in Aussicht gestellt, daß er eine den Absichten der wiener Politik entsprechende Einrichtung unter Beibehaltung der Flotte werde durchsetzen können, und sieht sich nun zu dem Eingeständniß an den Fürsten Schwarzenberg genöthigt, daß er geirrt habe. Ich warte hier mit Schmerzen darauf, daß die Flottenkalamität irgendeine Wendung nimmt, und Thun wartet, wie mir scheint, nicht minder schmerzlich auf meine Abreise, um der Sache ungestörter besagte Wendung geben zu können. Ich bin aber entschlossen, im Lauf dieser Woche in Berlin einzutreffen, mit oder ohne Flotte. Ich freue mich, daß man in Berlin eine feste Haltung gegen Wien behauptet; die guten ,Holters' (Oesterreicher) probiren mit schlauer Dummdreistigkeit, wie viel man sich von ihnen gefallen läßt; und wenn man sie in ihr Verhältniß zurückweist, so finden sie unbegreiflich, wie man so Etwas von ihnen hat glauben können, und sprechen mit sittlicher Entrüstung von preußischem Mißtrauen."

Im Februar 1852: „Thun behauptet, an der Grippe zu leiden; vielleicht wieder ein Mittel, die Flottensache zu verschleppen. Um dem Spiel ein Ende zu machen, welches auf Grund der bisherigen Unklarheit des Rechtsverhältnisses mit uns in der Art getrieben wurde, daß die Flotte, je nachdem es ungünstig für uns war, abwechselnd für Bundeseigenthum und für das Gegentheil passirte, haben wir im vorigen Monat mit Hannover auf die ausdrückliche Anerkennung des Bundeseigenthumes gedrungen. Sie ist durch Mehrheitbeschluß erfolgt; und Oesterreich schwankt noch, ob es gegen diesen Beschluß protestiren soll oder nicht. Für den Augenblick liegt das wichtigste Moment in der künftigen Gestaltung der Nordseeflotte. Im Dezember sind durch mich, im Januar durch den Legation-Rath Neubourg der Königlich Hannoverschen Regirung Eröffnungen gemacht worden, die dahin zielten, in einer Konvention mit Hannover und eventuell im Zollverein eine Basis für die Neugestaltung der Flotte zu finden. In Hannover hoffte man bisher, seinen Zweck, auch ohne uns, mit der Hilfe der mittleren Staaten zu erreichen, und lehnte unsere Eröffnungen ab. Da die Vorliebe für die Flotte bei Hannover lebhafter ist als bei den übrigen deutschen Regirungen, so schien, nach dieser Erfahrung, die Verfolgung jenes Planes um so weniger rathsam, als wir uns dabei der Gefahr aussetzten, zudringlich zu erscheinen und Mißtrauen zu erwecken. Nachdem aber hier im Lauf der letzten Wochen alle Aussicht geschwunden ist, einen Flottenverein ohne Preußen zu Stande zu bringen, überzeugte ich mich, daß bei den meisten meiner Kollegen die Besorgniß, den Kammern und der Oeffentlichen Meinung gegenüber den Bundestag mit dem Odium der Auflösung der Flotte zu beladen, größer war als die Abneigung gegen unseren Zutritt zu dem Flottenverein. Wenn wir die Sache zu Stande bringen, so erreichen wir im Wesentlichen das selbe Resultat, das wir bei den Verhandlungen mit Hannover beabsichtigten, und verleihen unserer Stellung in Deutschland ein erhebliches Relief; denn die Flotte hat in den Vorstellungen der Oeffentlichen Meinung und namentlich auch der meisten deutschen Regirungen eine höhere Bedeutung als in der Wirklichkeit: obschon ich es keineswegs gering anschlage, wenn wir in die Lage kommen, wenigstens Avanien von Griechenland, Portugal oder einer südamerikanischen Republik gegenüber Repressalien ausüben zu können. Die gan

Sache hat entschieden den Charakter einer günstigen Diversion für unsere augenblickliche Stellung am Bundestag. Der Holländer, gewiß kein Enthusiast für die Flotte, nennt unser Verfahren einen Meisterstreich, un coup de maître, und läßt sich nicht ausreden, daß es seit lange und mit Sorgfalt vorbereitet gewesen sei. Herr von Schrenk, der Bayerische Gesandte, ermahnt mich, unseren Sieg nicht zu mißbrauchen, sondern Oesterreich goldene Brücken zu bauen. Die gefährlichste Klippe für die intendirte Flotte wird unser Finanzministerium sein. Wir können nur dann ein günstiges Resultat erwarten, wenn wir unter Anerbietung erklecklicher Geldmittel durch unsere Gesandtschaften bei den deutschen Höfen eine rasche und entschlossene Initiative ergreifen. Verzeihen Sie, daß ich Sie aus den Höhen der europäischen Politik in unsere kleinstädtischen Fragen hier herabziehe; aber da der König sich für die Wendung, welche die Flottenfrage jetzt genommen hat, bisher lebhaft interessirte, so nehmen Sie vielleicht Gelegenheit, Seine Majestät von der jetzigen Lage unserer maritimen Hoffnungen au fait zu setzen, wozu die Materialien aus der indigesta moles der Immediatberichte vielleicht schwieriger zu entnehmen sind, namentlich, da mir nicht immer gelingt, den Ausarbeitungen meiner geschäftlichen Stütze, des Rathes Wentzel, durch Streichen und Aendern die Kürze zu geben, welche erforderlich ist, um leicht verständlich zu werden, vielleicht auch, um gelesen zu werden." Der Brief ist an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach gerichtet; und erweist, daß dem „diplomatischen Säugling" die Flottenfrage nur eins der Mittel ist, die Habsburg aus dem Vorherrschaftrecht wegdrängen, dem Preußengeist den Weg auf die Zinne deutscher Macht öffnen, die Einung aller Deutschen, auch der österreichischen, in gesicherter Zukunft bereiten sollen. Doch der Ministerpräsident Otto von Manteuffel (dessen demüthig winselnde Noten an Oesterreich und Rußland man kennen muß, um zu begreifen, welchen Wandel der andere Otto, ein Einzelner, Einziger, seinem Lande, dem Selbstachtungbedürfniß Preußens beschert hat), der kluge Chamadetrommler, hat kein Ohr für den Hahnenruf aus neuer Morgenröthe. „Für unsere Zänkereien in der unter dem Namen Bundesversammlung bekannten Honoratiorenressource haben die Herren von der europäischen haute politique in Berlin wenig Sinn; unsere kleine Nordseef otte mag sich aufschwellen wie ein Levia-

than und drohen, ihre eigene Mutter, die deutsche Einheit, zu verschlingen: man bemerkt sie nicht und wir werden nächstens hier, blos, um die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, Staatsstreiche machen, daß Louis (Napoleon) beschämt die Augen niederschlägt." Die Reichsflotte zersplittert unter Hannibals Hammer.

Im nächsten Jahr beschließt Preußen, Wilhelmshaven zur Hochburg der Marine zu machen. Um die Rifpiraten den nordischen Mythenstaat Fritzens fürchten zu lehren, dampft, 1856, Prinz-Admiral Adalbert auf der Fregatte „Danzig" durchs Mittelmeer an die Marokkanerküste; bei Tresforkas wird die Landung erzwungen, ein Klippenstück gestürmt, die Mannschaft aber von den Flinten der Rifleute rasch wieder an Bord gejagt. Sieben Tote, achtzehn Verwundete; im Maghreb el Aksa kein Strandwinkelchen gewonnen. Solcher Fehlschlag schüchtert Deutsche nicht ein; 1859 wird, über vier Schiffen, in Ostasien die Adlerflagge gezeigt. Als der Krieg um Schleswig-Holstein beginnt, hat Preußen drei Korvetten und vierzig kleine Kanonenboote in Bereitschaft. Und sein Ministerpräsident, Bismarck, kann dem leis drohenden Briten antworten: „Ich wüßte nicht, was Sie, außer einer Beschießung von Stolpmünde und Pillau, uns anthun könnten." Am siebenzehnten März 1864 hält Kapitän Jachmann sich mit seinem winzigen Geschwader bei Rügen brav gegen dänische Uebermacht. Am vierundzwanzigsten April 1865 läßt Justizrath Tirpitz seinen Alfred die Tuchjacke des Seekadetten anziehen. Fünf Wochen danach spricht Bismarck im Landtag über den Geldbedarf der Marine. „In den letzten zwanzig Jahren hat wohl keine Frage die Oeffentliche Meinung so einstimmig interessirt wie gerade die Flottenfrage. Wir haben gesehen, daß die Vereine, die Presse, die Landtage ihren Sympathien Ausdruck gaben, die sich in der Sammlung von verhältnißmäßig recht hohen Beträgen bethätigten. Den Regirungen und der Konservativen Partei wurden Vorwürfe gemacht über die Langsamkeit und über die Kargheit, mit der in dieser Richtung vorgegangen werde; dabei waren besonders die liberalen Parteien thätig. Ich war deshalb nicht darauf gefaßt, in dem Bericht der Kommission eine indirekte Apologie Hannibal Fischers zu finden, der die deutsche Flotte unter den Hammer brachte. Ich kann nicht leugnen, daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen

Frage diejenige Versammlung, die in Europa für die Konzentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner anderen Haltung als zu der einer impotenten Negative sich erheben kann. Dies, meine Herren, ist nicht die Waffe, mit der Sie dem Königthum das Szepter aus der Hand winden werden; es ist auch nicht das Mittel, durch das Ihnen gelingen wird, unseren konstitutionellen Einrichtungen die Festigkeit und weitere Ausbildung zu geben, deren sie bedürfen." Dennoch: die für die Marine geforderte Summe wird nicht bewilligt. Hört der jüngste Seekadett ein Echo des Landtagslärmes? Schwört der Sechzehnjährige, die Schlappe zu rächen und die Landsmannschaft in hellere Einsicht zu zwingen? Zweiunddreißig Jahre danach bringt der Reichsanzeiger den „Entwurf eines Gesetzes betreffend den Ausbau der deutschen Flotte" ans Licht. Das Werk des Contreadmirals Tirpitz, der seit acht Monaten Staatssekretär ist. Und fortan jede Marineforderung, im Zeitraum von fünfzehn Jahren fünf gewichtige Vorlagen, mit bedenkenloser Gelassenheit durch die Klippen, die Dünung, den Muschelgischt des Parteienhaders lootst.

Im Hochsommer 1897 sagt Bismarck: „In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchterner Fachmänner nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Eroberungpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden; aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten verzanken." Im Früh-

jahr hat der Kanzler Fürst Hohenlohe im Reichstag gesagt: „Wir müssen eine Flotte haben, die im Stande ist, unsere Küsten zu schützen, indem sie auf hoher See dem Angreifer die Spitze bietet. Je schneller wir dieses Ziel erreichen, um so größer wird das Gewicht sein, welches wir zur dauernden Aufrechterhaltung des Friedens in die Wagschale zu werfen vermögen.“ Der erste Kanzler findet die Meinung des dritten nur mit mehreren Salzkörnern genießbar. „Zunächst müßte ich wissen, an welchen Angreifer gedacht wird. Hoffentlich nicht an einen, ders erst werden könnte, wenn undeutsche Prestigesucht und eine als Feindschaftzeichen zu deutende eilige Seerüstung ihn einer gegen uns geschaffenen Koalition zutriebe.“ Bismarck hat nicht oft das offene Meer befahren; auch auf dem Wasser aber, wie in jedem Element, die Genieprobe bestanden. Von Lübeck wollte er einst nach Reval fahren. Kneipt sich im Rathskeller fest, klettert im Dunkel mit Sack und Pack auf ein Schiff und schläft, mit überreichlicher Bettschwere, rasch ein, ohne erkundet zu haben, ob er nicht fehlgegangen sei. Morgens riegelt er das Bullenauge der Kabine auf, um den Katerkopf zu entnebeln; blickt zwinkernd in den Windzug, auf das Wehen der Rauchfahne; und kommt in die Ueberzeugung: „Der Kerl steuert ja falsch!“ Ehe er, nach göttinger Gewohnheit, den Kater mit Bier oder Mosel begießt, ihm „Hundshaare auflegt“, will er dem Kapitän das Ohrläppchen zwicken. „Denken Sie, mit diesem Kurs nach Reval zu kommen?“ „Nee, Herr; aber, Gott verdamm' mich, nach Hull, das mein Ziel ist.“ Der lange Preuße ist aufs falsche Schiff gestiegen: und hat, noch im Weindunst, als Neuling auf hoher See, erwittert, daß es nicht in der Richtung seines Wunsches vorwärts dampfe. Wer machts nach? Nur, wer als Referendarius und Deichhauptmann a. D. den mit allen Salben geschmierten Diplomaten des Deutschen Bundes eben so überlegen wäre. So findige Sicherheit wächst nur aus majestätischem Menschenverstand. Der drängt sich, stolz und bescheiden, in Verantwortungpflicht. Dankt nicht, wie irgendein platter Bursch, Gott mit jedem Morgen, daß er nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen. Duckt sich nicht unter die Kursweisung des Schiffers, Ministers, Königs; sondern schaut selbst auf Wind und Wellen, Rauch und Bordschaum und ruht, noch mit trübem Hirn, nicht, bis er erpeilt hat, ob er auf dem gewählten Weg in sein Kurland gelangen könne. Weil seinem Genius sich der „Civil-

courage“ gesellt, den er ein Leben lang an den meisten Landsleuten, auch den physisch tapfersten, vermißt hat. Paradeschiffe: Lügenschiffe; Schimmersucht, die wichtige Mitbewohner Europas ärgert: rückhaltlos, unbekümmert um Beifall oder Zischen, spricht er aus, was heißes Gefühl fürs Vaterland noch dem Greis auf die Lippe wirbelt. Admiral Tirpitz antwortet: „Ich weiß, daß die Schlachtschiffe im Allgemeinen nicht populär sind. Es ist ja schwierig, klarzumachen, daß das Schlachtschiff durchaus ein großes, starkes Schiff sein muß. Aber wenn wir eine Flotte haben, die der jetzt geforderten Stärke entspricht, dann hat Deutschland eine Seemacht, gegen die offensiv an unseren Küsten vorzugehen selbst eine Seemacht Ersten Ranges sich dreimal bedenken wird. Die Seeinteressen Deutschlands sind seit der Errichtung des Reiches in ungeahnter Weise gestiegen. Werden diese Interessen in Zukunft unterbunden und ernstlich geschädigt, so muß Deutschland zuerst einen wirthschaftlichen und dann einen politischen Niedergang erleiden.“ Die zu schaffende Schlachtflotte, läßt er im „Nauticus“ von 1899 künden, „ist das beste Mittel zur Vertheidigung unserer Küsten. Kein Gegner wird, wenn diese Flotte vorhanden ist, Angriffe auf die Flußmündungen und offenen Städte vornehmen oder Landungen versuchen dürfen, ehe er mit der Schlachtflotte abgerechnet hat.“ Während er das Haupt des Torpedodienstes war, wurde, gewiß nicht ohne sein Zuthun, das (heute seltsam klingende) Wort gesprochen: „Je früher die Zahl von hundertfünfzehn Torpedobooten erreicht ist, um so länger werden wir, wenn wir die hohe See nicht halten können, offene Häfen haben.“ Schlachtschiffe und Torpedoboote: zuverlässiger Schutz vor jeder Hemmung deutschen Seehandels. Wohin schmolz der Schnee aus so holden Wintern?

Der umsichtige Inspecteur der Torpedoflotte sah deren Erben, das Unterseeboot, nicht sogleich gern erwachsen. Noch im Dezember 1905 fand er, daß es nur „für gewisse, eng begrenzte Zwecke Bedeutung habe“. Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flottenvereins, dem Torpedo- das Unterseeboot vorzuziehen. Am ersten März 1913 schirmt der Abgeordnete Paasche im Reichstag den Staatssekretär. „Ihm ist manchmal der Vorwurf gemacht worden, daß er mit der Einführung und Ausbildung der Unterseeboote anderen Nationen gegenüber nicht gleichen Schritt zu halten scheine.

Heute wissen wir: er hat uns Geld gespart, hat Erfahrungen auf anderer Leute Kosten gesammelt und wir haben jetzt, nach seinem eigenen Zeugniß in der Budgetkommission, an Unterseebooten allererstklassiges Material mit weitestem Aktionradius. Daß unser Torpedowesen auf der Höhe steht, ist allgemein bekannt." Ob Herr Paasche noch froh auf den Wortlaut dieser Rede blickt? Drei Wochen nach ihm spricht Herr Churchill, Englands Marinechef: „Das herrliche Werk, das durch die lange Verwaltungarbeit des Herrn von Tirpitz entstanden ist, betrachten wir mit höchster Bewunderung." Im Februar 1914 der Abgeordnete Bassermann: „Die deutsche Flotte dient, wie wir immer gesagt haben, am letzten Ende dem friedlichen Ausgleich unter den Mächten. Ich bin überzeugt: die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich geworden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Gerade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unserer ganzen Flottenpolitik gehandelt haben." Und der Abgeordnete Heckscher: „Weshalb ist die Einkreisungpolitik Englands gegen Deutschland aufgegeben worden? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte." Ueber das Technische haben manche Fachmänner, insbesondere Viceadmiral Galster und Kapitän Persius, anders geurtheilt. Herr Persius sagte schon 1908 im Berliner Tageblatt: „In England vertritt man längst die Ansicht, daß eine Blockade undurchführbar ist, wenn der Gegner über eine größere Anzahl von Torpedo- und Unterseebooten verfügt. Unsere Rückständigkeit auf dem Gebiet des Unterseebootwesens giebt zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Gerade für uns ist diese Waffe von hoher Bedeutung. Unsere Schlachtschiffe werden im Kampf gegen den voraussichtlichen Gegner kaum Gelegenheit haben, sich zu bethätigen. Die einzige Rettung für uns besteht in den Angriffen von Torpedo- und Unterseebooten." 1910: „Der Ersatz des Torpedobootes durch das Unterseeboot ist eine Frage der Zeit. Gelingt es, ein schnelles Fahrzeug, das unter Wasser den Feind unter allen Umständen anzugreifen vermag, zu schaffen, so wäre es widersinnig, mit einem über Wasser fahrenden Boot das Selbe zu wagen." 1912: „Das Unterseeboot wird heute die Waffe des Tages genannt, während das Torpedoboot die der Nacht heißt. Die Forderung lautet: „Mehr Initiative auf dem Gebiet des Unterseebootes!" Und seit 1908 immer wieder die

Mahnung, für Küstenbefestigung, Unterseeboote, Minen emsiger zu sorgen als für den Ausbau der Hochseeflotte. „Denn darüber sind die Sachverständigen einig, daß im Fall eines Krieges gegen Großbritanien unsere Flotte, von der Uebermacht englischer Seestreitkräfte erdrückt, in unseren Häfen blockirt gehalten wird und überhaupt nicht zum Fechten auf hoher See kommt. Man sollte überlegen, ob es nicht besser wäre, statt eines Linienschiffes (Baupreis: vierzig Millionen) achtzig bis neunzig Unterseeboote zu bauen." Aehnliches Urtheil war auch in der „Zukunft" oft zu lesen; wurde hier aber ins Politische geweitet. Zwei Proben: Am fünften Dezember 1908: „Europas Geschwür reift an der Nordseeküste. Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreundlichen Verhältniß, das zwischen England und dem Deutschen Reich entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bundesgenossenpflicht zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen und Türken (zwei Islams) in eine Bewegung bringen, deren Ende nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des britischen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall muß Englands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmachtentfaltung abzuschneiden (etwa durch eine Intervention Europas, die das Gebiet der Französischen Republik, so lange sie nicht losschlägt, dem Heer des Nachbars sperrt und die Neutralitätrechte Belgiens, Hollands und der skandinavischen Staaten mit Waffengewalt schützt) und auf dem Wasser zu isoliren. Holt es zu solchem Streich aus? Fast möchte mans glauben. Die Zeichen häufen sich. Ueberall werden Fädchen angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt, glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Kaiser-Interviews. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. Das Alles drängt zu der Vermuthung, daß die große Kraftprobe bald gewagt werden soll. Cromer, Roberts, Rothschild, drei Lords sehr verschiedenen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglo-deutschen Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwinge die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu bewilligen. Im Haus der Lords hat Roberts, der berühmteste Soldat des

Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regirung zur Pflicht macht, ohne Säumen ein Landheer zu schaffen, das zur Abwehr eines deutschen Einfallsversuches stark genug ist. Der Marschall scheint an die Möglichkeit einer Invasion zu glauben. Scheint. Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger an die englische Küste als an Badajoz und Waterloo. Vor hundert Jahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine geschwächten Cadres nicht mit ansehnlichen Landsleuten auffüllen. Dem oft wiederholten Ruf zu den Waffen folgten im Verlauf von fünf Monaten des Jahres 1808 nur dreitausend Engländer; und der Ersatz mußte schließlich aus den Gefängnissen geholt werden. Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begierden frei durch die erstürmten Städte hinrasen ließ, ist begreiflich. Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst, der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen: „Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem altenglischen Boxermuth, ihrer Muskelkraft und Ausdauer zu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetteangriff der Hünengestalten der Garde oder der wuchtige Angriff der schweren Reiter auf ihren großen, edlen Rossen.‘ Freilich: nur der dritte Theil der Mannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst. Daß Britanien sich mit ungeheuren Kosten über Nacht ein großes Söldnerheer schaffen will, deutet in die Richtung seiner Absicht. Von hundertsechs Lords haben vierundsiebenzig für die Resolution gestimmt. Kaum denkbar ohne die Zustimmung des Königs. Und am nächsten Tag wurde im ‚Standard‘ gefragt, ob England, statt sich im Wettrüsten mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingentirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon jetzt das Schwert ziehen solle. Das Recht zur Antwort auf diese Frage hat nur der Brite. Bevor ers thut, sollte er erwägen, ob das Deutsche Reich, mit dem er fortan zu thun haben wird, noch in jedem Wesenszug das selbe ist, das ihm Aergerniß gab; ob ihm nöthig scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Tod-

feindschaft zu verhetzen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Niederlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen gegen die stärkste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter herbeisehnen kann. Viceadmiral Galster hat in diesen Tagen gerathen, neue große Linienschiffe erst zu bauen, wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sind; und den im klügsten Sinn patriotischen Satz gesprochen: ‚Das Flottengesetz darf uns nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln.“ Vielleicht erwirkt die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Vielleicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission und prüft, auf dem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des Flottengesetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes sähen einen anglo-deutschen Krieg wie ein internationales Unglück nahen. Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam ausweichen. Britanien muß wissen, was ihm frommt; obs, nach den Königen, nicht die Völker mit einander versuchen sollten. Britanien hat freie Wahl. Wir warten geduldig.“ Am dritten August 1912: „Ehe die jetzt auf die Hellinge zu legenden Kriegsschiffe fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die Ziffer, nicht aber die britisch-deutsche Machtrelation geändert: denn England läßt sich nicht überflügeln und hat in der alten Handelsflotte eine Mannschaftschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die Dummheit, immer wieder auszututen, daß wir noch nicht fertig, nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöhnen; sie wirkt nach außen ja wie eine Aufforderung zum Tanz. ‚Wer ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben.‘ Glaubt Einer, daß die Nachbarn so kindisch denken werden? Längst sind wir zu tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe Ziele zu zeigen wagt und in stolzer Ruhe ausspricht, daß kein Widerstand sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in England gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der chinesischen Wirrniß, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in

der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigem Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird. Die schwachen, an Homerule und Sozialreform kränkelnden Minister Georgs fürchten, der Kaiser habe ihnen den Freiherrn von Marschall, den verschlagenen Redaktor der Burendepesche, geschickt, um sie mit Naschwerk hinzuhalten, bis er in der Nordsee bereit ist. Daher das Juligeräusch unmuthigen Argwohns. Lasset Euer Ohr nicht täuben! Eine Schicksalsstunde fordert einen Entschluß, der für ein Menschheitjahr dem Erdtheil die Uhr stellt."

Wenn Herr von Tirpitz in der Wahl einzelner Waffen und des Geschützkalibers manchmal geirrt hätte (was erst am Ausgang unseres Krieges offenbar werden kann), wäre er nicht so hart, freilich ohne die dem Schöpfergenie schuldige Ehrfurcht, zu tadeln wie Bismarck, der, weil er Gortschakows Selbstweihqualm nicht riechen konnte, die Russen ohne Ertrag aus dem Türkenkrieg vom Berliner Kongreß heimschleichen ließ; nicht härter als Moltke, der die hagere Wucht seines Namens Jahre lang gegen den Plan des Nordostseekanals stemmte und starr auf der Ueberzeugung stand, dieser Kanal werde nur im Sommer brauchbar, militärisch von ungewissem Werth und in keinem Fall so nützlich sein wie ein neues

Geschwader, das auch nicht mehr Geld kosten würde. Große selbst zahlen, im Irrthum, den Menschenzoll an ihr Schicksal. Wunderlich wäre nur, wenn gerade der Admiral, der am Meisten mit der Möglichkeit deutsch-britischen Krieges rechnete, die Unterseewaffe verkannt hätte; wunderlicher als der Augenmaßmangel, der ihn zwei Drittel einer höherem Zweck pflichtigen Lebenskraft und neun Zehntel seiner sonst sparsam behüteten Herzenswärme an die Wahrung des im Oststurm unhaltbaren Postens Kiautschau vergeuden ließ. Deutschlands größter Torpedotaktiker hat sicher ja dem Erlebniß Roberts Fulton nachgeforscht, der, mit Watts Maschine, 1807 den ersten Kriegsdampfer rüstete, Torpedo und Tauchboottypus (ohne das Periskop, den Rundgucker, den Goubet und Zédé hinzufügten) erfand, in Britanien aber keinen Auftrag erwarb, weil Pitt, nach dem Wort des Admirals John Jervis (der, mit Nelson, 1797 bei Saint Vincent die Spanier geschlagen hatte), nicht so dumm sein wollte, eine Waffe einzuführen, die dem Meerbeherrscher das Szepter aus der Hand schlagen kann). Die Waffe, die nur der Blockirte, nicht der Blockirer (der ja kein Angriffsobjekt fände), zu nutzen vermag. Herr von Tirpitz hat stets an den Nordseekrieg, den Kampf gegen England, gedacht. Bismarck, der erste Förderer deutscher Seemacht, niemals in bitterem Ernst. „Wenn unsere gesammte Flotte aus dem kieler Hafen, der Elbemündung und eventuell, bei Verlängerung des Kanals, der Jahde ausfallen kann, ohne daß ein blockirender Feind es vorher weiß, so ist dieser Feind genöthigt, in jedem der beiden Meere ein unserer ganzen Flotte aequivalentes Geschwader zu unterhalten." Wäre England gemeint: ihm würde solche Nöthigung nicht unbequem. Noch der entamtete Bismarck denkt an „voraussichtlich französische Blockade, bei der die Deckung Helgolands durch die englische Neutralität für uns nützlich war; ein französisches Geschwader konnte daselbst kein Kohlendepot haben, sondern war genöthigt, zur Beschaffung des Kohlenbedarfes in bestimmten, nicht zu langen Zeiträumen nach französischen Häfen zurückzukehren oder eine große Anzahl von Frachtschiffen hin- und hergehen zu lassen. Jetzt haben wir den Felsen mit eigener Kraft zu vertheidigen, wenn wir verhindern wollen, daß die Franzosen sich im Falle eines Krieges dort festsetzen." Der Referendarius Bismarck hat Britinnen, der Diplomat und Minister nie Britanien geliebt (es, leider, auch nie

gründlich kennen gelernt) und oft gefürchtet, sein Aeltester könne sich, als „mißvergnügter Festlandsnobile mit drei Umzügen zwischen Morgen und Abend" dort allzu behaglich fühlen. Doch so unwirsch wie der von Friedrich Wilhelm und seines Bunsen Hymnen auf englische Erbweisheit verärgerte Gesandte hat der in Amtsverantwortlichkeit Vorgerückte das Inselreich nur noch an den Tagen beurtheilt, wo aus dem (englisch sprechenden, räuspernden, spuckenden) Vickyhofe ihm ein Kribbelthierchen über die Leber gelaufen war. Einst sah er nur „den langen Schwanz von nationaler Eitelkeit und Unwissenheit, das Preßbengelregiment, den blinden Bullen, dem der Nasenring der Oligarchie abgenommen ist"; erwartete von Palmerstons Leuten „jede politische Thorheit" und meinte: „Die Engländer würden katholisch werden, wenn es nöthig wäre, um sich den Beistand Frankreichs zu erhalten. Die Baumwolle sitzt ihnen viel tiefer als der Protestantismus im Leib". (Wirklich? Wir könnens nicht ausproben: denn Präsident Poincaré ist fromm schmachtender Atheist und General Joffre Protestant.) „Sie waren groß, so lange sie trotz ihrer Verfassung regirt wurden; aber ich halte sie für prädestinirt, den Unsinn des wahren Konstitutionalismus auch noch an sich selbst ad absurdum geführt zu sehen". Seit er mit Odo Ampthill, mit D'Israeli und Salisbury, sein Herbert mit Rosebery zu thun gehabt hat und die Erinnerung an Sir Robert Morier, den Times-Blowitz und Cobdens dürre Thiergartenkolonie ein Bischen verharscht ist, klingt eine sanftere Saite. „Englands Freundschaft wäre uns wichtiger als das Schicksal Egyptens. Daß England in dem Bewußtsein des Meerbeherrschers etwas erstaunt aufsieht, wenn die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt, ist nicht verwunderlich; die Verwunderung wird aber von den höchsten und leitenden Kreisen nicht getheilt. Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben. Auch in den kolonialen Fragen wünsche ich die Fühlung festzuhalten; und wenn mir nachgewiesen würde, daß wir sie verlieren, so würde ich vorsichtig sein und den Verlust zu verhüten suchen. Deutschland kann man mit einem self-made-man vergleichen, England mit einem alten aristokratischen Lord. Wir haben oft zusammen gestanden, in Zeiten des Friedens wie in Tagen der Bedrängniß, im Siebenjährigen Krieg und nachher bei

Waterloo, und noch jetzt bestehen die besten Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Auch für die Zukunft ist die durch eine lange Geschichte bewährte Gemeinsamkeit mannichfacher Interessen und Meinungen der Bürge des Einverständnisses. Die Möglichkeit, daß wir England einmal in Waffen gegenüber stehen könnten, bestreite ich absolut. Ich kann, nach meinen diplomatischen Erfahrungen, keinen Grund absehen, der einen Friedensbruch zwischen uns und England ermöglichen sollte; es müßte denn irgendein unberechenbares Ministerium in England, das weder da ist noch nach der politischen erblichen Weisheit der englischen Nation wahrscheinlich ist, in der ruchlosesten Weise uns angreifen und unsere Küste beschießen. Ja, mein Gott: dann werden wir uns wehren; aber abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit ist gar kein Grund für eine Friedensstörung. Unsere Meinungverschiedenheiten werden in menschlich absehbarer Zeit niemals die Tragweite haben, daß sie nicht durch ehrlichen guten Willen und durch geschickte, vorsichtige Diplomatie, wie sie von unserer Seite sicher getrieben werden wird, erledigt werden könnten." 1885. Jetzt? Gummistempel.

Hat Herr von Tirpitz gegen den unwahrscheinlichen Fall das Reich gewaffnet? Ihm wurde Fatum, daß seinen Willen nie ein stärkerer bog; daß er sich als Fachmann „ausleben" durfte. Drei Kanzler, sieben Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes, zwei Dutzend Diplomaten, weit- und kurzsichtige, haben wider ihn gemurrt. Gemeutert? Nicht einer. Nicht einer kam ihm an Kraft gleich. Der Staatsmann mußte den von seiner Ressortpflicht ganz Erfüllten vor Tsingtau warnen; dem blanken Auge des Schiffbauers die Nothwendigkeit und die Gefahr deutscher Erdpolitik entschleiern. Der Stämmige stand allein. Wäre er zu schelten, wenn er zu ungestüm vorwärts gedrängt, schwächlich wimmernden Einspruch abgewehrt, eine ihm liebe Waffe, einen alten Gehilfen zu lange im Gunstlicht gelassen hätte? Den Fachmann lobt das Werk. Lobt alltäglich des Feindes Mund. Unsere Flotte ist gut; mag sie auch, wie alles Menschenwerk, Mängel haben. Und wie auf Schiffskörper und Waffen, so darf auf den Geist, der sie dienend beherrscht, der Großadmiral stolz sein. Tüchtige Männer vom Schlage Karls von Müller, Weddigens, der drei Grafen Spee sind in Tirpitzens Bereich nicht vereinzelt; nicht jeder wird sichtbar (und, weil Zufall ihm einen Handstreich gelingen ließ, von trunken Schwär-

menden dann den Helden des Mythos gesellt), doch fast jeder ist kühn und kühl genug zur Nützung guter Gelegenheit. Den zähen Willen zu solcher Auslese der Tauglichsten, die auf festerem Boden seit Jahrzehnten in Deutschland nicht zu spüren war, muß Der just rühmen, den Gewissenspflicht zwang, die Marinepolitik dreier Lustren zu befehden. Der Admiral durfte sich, durfte den Nachbarn sagen: „Ich bin berufen, Deutschlands Seewehr zu stärken; hindert mich, wenns Eure Staatsmannsweisheit vermag.“ Seinen Beruf hat der undurchdringlich an allen Wesenspforten Gepanzerte wie je ein Bräutigam die Verlobte geliebt. Im fünfzigsten Dienstjahr noch so heftig, daß er einen Jüngling, dessen leise Großthat für die Marine er nicht allsogleich öffentlich lohnen konnte, wie ein Junges aus dem eigenen Nest an die bärtigen Lippen zog. „Was sollte ich mit dem Prachtbengel machen? Den Pour Le Mérite erkriegen Andere auch. Ausschellen darf man nicht Alles. Einen Kuß hat noch nie Einer von mir bekommen.“

Hier strotzt Persönlichkeit; „ist ein Kerl“: sagt selbst der Hasser. Auch ein Politiker? Manchmal ists, als sei in dem Fachmenschen der Embryo eines Staatsmannes durch Selbstamputation verstümmelt worden. An Listenreichthum und der Gewissenlosigkeit, die nach Goethes Richtspruch jeder Handelnde braucht, an Eisenhärte und Stahlgeschmeidigkeit fehlt es nicht; noch an dichtfaltig alle Seelenporen verhängenden Hüllen. Weiß doch Niemand, woran Der glaubt. Daß Politik die Fortsetzung des Krieges, des die Kulturrechte aufhebenden Urstandes wilder Natur, mit anderen, nicht immer milderen Mitteln, daß der Regirende, für die Gemeinsache, die Zukunft einer Volkheit Verantwortliche nicht in den Moralpferch des scharwerkenden oder hamsternden Kleinbürgers eingekettet ist, empfindet im Halbkreis deutscher Excellenzen wohl keine so klar wie in ihrem Uferprunkkasten die des weißen Küstriners. Der klebt nicht am Würdenleim; hat in heiklen Stunden stets ein Abschiedsgesuch in der Blaurockstasche und wickelt die anfangs Borstigsten, aus Olymp und Acheron, bald wie Seidenfädchen um den dicken Zeigfinger. Doch irgendein Glied, ein dem Staatsmann unentbehrliches, scheint abgeschnürt, abgestorben zu sein. Weil in der Stickluft des niemals voll Verantwortlichen, der vor der Handlung erst mindestens Einen, meist Drei von der Nothwendigkeit und Möglichkeit überzeugen mußte, kranke Gewebsstränge die Ent-

wickelung des Keimes hemmten? Der Humor, den man mürrisch brummen hört, wird von Banden nicht frei, die Aussicht vom Wall des planenden Geistes nicht weit, die Laune weder andächtig noch sonstwie daimonisch. „Tirpitz ist unberechenbar.“ Und scheint selbst nur auf Zetteln, nicht auf der Hünenhaut des germanischen Weltalls, seine Wochenrechnung zu machen. „Wohin will er?“ Nur in den Nachruhm des Mannes, der Kiautschau und fünf Flottengesetze durchgedrückt, Wehr- und Werftdienst klüger organisirt, die Presse gekirrt und von allen Reichstagen Alles erschmollt oder erliebelt hat? Solche Bescheidung ins „Ressortmäßige“ wäre seines Kraftformates nicht würdig. Einem Schöpfer genügt nicht, eine Zerstörerwaffe zu schmieden. Zu Zeugung Kräftiges soll ihn überdauern. Von der Vernichtung Britaniens träumen bethörte Knaben (manchmal mit eisgrauem Schopf), hitzige Weiber, die der steif und frech den Lord mimende londoner Schneider in Luzern oder Scheveningen allen Angelsachsen verfeindet hat, nach Beifall geile Schreiber und Schwätzer. Herr von Tirpitz sehnt sich gewiß nicht in eine Welt, wo Deutsche zwischen Slawen und Lateiner eingeklemmt wären. Er hat den Werth englischer Gemeinschaftleistung wägen gelernt und, spätestens gestern, aufgehört, den dreisten Druck englischer Uebermacht für seine Heimath zu fürchten. Was dran sterblich ist, wird durch den Umsturz der Technik getötet. Erste Wandlung: Dreadnought und Supradreadnought, die „Keiner nachmachen kann“ und jeder halbwegs Wohlhabende nachmacht, entwerthen die alte, in solcher Einheitfülle unnachahmliche Armada und erleichtern dem in Seegewalt strebenden Neuling den Wettlauf. Zweite Wandlung: das Tauchboot, das lange draußen bleiben und das Eiland mit Minen kränzen kann, giebt der Seemacht Dritten Ranges mehr Wirkungmöglichkeiten als der stärksten, die ihre Meerlämmerheerde nicht, die größte am Wenigsten, vor dem Rohr des Armen und drum Unfaßbaren zu schützen vermag. Nicht dem Deutschen Reich nur: schon Staaten vom Umfang Hollands oder Schwedens erlaubt das Tauchboot, mit England anzubinden (dessen Unterseegeschütze im Blockadebezirk bald nichts zu fressen fänden). Daß sogar eine fünffache Minensperre nicht schirmt, hat die bisher nirgends übertroffene That des elften britischen Tauchschützen in der jähen Dardanellenströmung bewiesen. Und diese Waffe, die das Joch jeder Seetyrannei bricht, soll Herr

von Tirpitz nicht nach Gebühr eingeschätzt haben? Unglaublich. Wie auch der Krieg enden möge: der Flottenwettstreit ist aus; die Grenze der Inselseligkeit gesichtet; das sorglose Britenbehagen, das von Trafalgar bis nach Antwerpen währte, nicht weiter zu retten. Ging nur darum der Hader: in den Tagen, den Nächten der Untersee- und Lufttorpedos, der Minensaat und Periskopie nährt ihn nur noch spukende Erinnerung an Vergangenes. Wer weiß? Die Wirthschaft, der Männerwille, die Gebärtüchtigkeit beider Reiche ist nicht auszuroden. Britanien braucht Deutschland: als Lieferer und Abnehmer von Waaren, als Nordseenachbar, als den Kriegerstaat, der ihm Rußlands und Frankreichs Fügsamkeit sichert; nach Deutschlands Zerstückung wären alle Mittelmeer-Anrainer von heute und morgen rasch zum Erbkampfe wider Albion vereint und Japan ließe sich von der Hoffnung auf Indien wohl flinker als jetzt auf europäische Schlachtfelder ködern. „Die englische Politik braucht eine starke befreundete Kontinentalmacht mit vielen Bataillonen“, spricht Bismarck; sie braucht haltbare Verbürgung ihres ungeheuren Besitzstandes. Und kann solchen Assekuranzvertrag haben, wenn sie dem vernünftig geweiteten, durch Kohlenstationen, Kabel- und Wechselrechte gekräftigten Deutschen Reich gleich gewichtige Rückversicherung gewährt. Weder Egypten noch Indien, weder Gibraltar noch Kapstadt ist uns Zukunftbedürfniß; unser Kinderland liegt in anderen Breiten. Wer weiß? Vielleicht ist im Wirbel ungeahnten Erlebnisses der sieche Gewebsstrang geplatzt, in neun Kriegsmonaten der Embryo in Vollreife gediehen, aus Fachfanatismus der Wille zu unsterblicher Staatsmannheit aufgeflammt. Der tapfere Sohn in England gefangen und von freundlicher Achtung umgittert; der Vater noch, wie in Haldanes Werberfahrtzeit, „der Schwarze Mann des Vereinigten Königreiches“, in Hofluft noch aus Maurers Warthefestung der aufrechte Preuße, dem kein Blutstropfen eines Ingersleben in den Adern bleicht und kein Volksgenosse feile Gier nach schwächlichem Friedensschluß zutraut. Im deutschen Land steht der höchste Schlichterstuhl leer. Auch am Spreerand ist Lorber zu pflücken. Und in den Feierabend des Großadmirals schallt froh schon der Jubelgruß des dritten Sonntages nach der Auferstehung des Heilands.

Die Friedensmarseillaise.

O rolle stolz und frei, zieh Deines Wegs gelassen,
Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein,
Und schwemme mit Dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschaart sich Deiner Woge freun!

Nie von dem rothen Blut der Franken sei Dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutschen mehr befleckt!
Nie biege mehr Geschütz die Joche Deiner Brücken,
Die, Händen gleich, ein Volk aus nach dem andern streckt!
Nie senke zischend mehr der Schlachten Regenbogen,
Die glühnde Bombe, sich auf Deine Rebenhöhn!
Nie mög' ein zitternd Kind im Schaume Deiner Wogen
Blutrünstige Rosse mehr, von blutiger Mähn' umflogen,
Mit Deinen Wirbeln ringen sehn!

O rolle klar und frei und spiegle Deinem Volke
Die Burgen, die Dein Wehn mit Epheu grün umflicht;
Sie dräun auf ihrem Fels, wie eine letzte Wolke
Mit ihrem Zorn bedräut ein ruhig Angesicht.

Das Fahrzeug, das der Dampf durchpulst wie eine Seele,
Anathmen soll es Dich mit seinem Feuerhauch;
Es soll Dir Grüße sprühn; und aus entbrannter Kehle
Zu Deiner Berge Stirn aufzüngeln soll sein Rauch.
Es trägt lebendige Fracht, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom Verdeck, die Pilger stehn geschaart;
Stromaufwärts treibt es sie nach Deines Ursprungs Klippen;
Es sehnt ihr Auge sich, zu schaun die Felsenrippen,
Wo Du entströmst zu freudiger Fahrt.

Roll hin, frei und beglückt! Der Gott, der Deine Wellen
Hoch im Gebirge schlug aus Gletscher und Gestein,
Ließ Deinen Tropfen nicht zum mächtigen Strome schwellen,
Daß er entzweie, — nein: daß er verbinde, Rhein!

Warum uns streiten denn um Hügel und um Flächen?
Leicht ja ist unser Zelt, ein Windstoß reißt es fort;
Gefüllt noch ist der Tisch, an dem das Brot wir brechen,
Abrufen uns vom Mahl kann nur des Todes Wort.
Noch sieht die Furche man den Pflugschar gern belohnen;

Vom Anschaun wird das Glühn der Sonne nicht geschwächt;
Noch steht die Flur geschmückt mit Laub- und Aehrenkronen;
Fehlt denn das Leichentuch der Erde Nationen
Für das begrabene Geschlecht?

Roll hin, frei und in Pracht, umgraut von Deinen Trümmern,
Du Strom, an dem Hermann entblößten Schwertes stand!
Du Strom, den Caesar trank, umringt von seinen Schwimmern,
Und den nicht ausgeschöpft des großen Karol Hand!

Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Gräuel ist, weil es die Stämme trennt?
O hebt den Blick empor! Schaut auf zum Himmelsbogen,
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe kennt!
Nationen! (Stolzes Wort für eine schlechte Sache!)
Ist Euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache!
Die Bruderliebe wahrlich nicht!

Roll hin, — frei, königlich! Ein Stromfürst, reich an Gnade!
Und wenn Du segnend ziehst durch Deine Rebengaun,
O Rhein, so frage nicht die Wandrer am Gestade,
Ob sie nach Morgen spähn, ob sie nach Abend schaun!

Nicht wird nach Graden mehr bestimmt der Menschheit Erbe!
Kein Fluß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich!
Kein Markstein als der Geist! Wie man die Karten färbe:
Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich.
Ich fühle mich zu Haus, wo Frankreichs Strahlen brennen,
Wo seiner Sprache Schall mir tönt als Heimathpfand.
Das beste Bürgerrecht der Geist und das Erkennen!
Wer denkt, weß Volkes auch: ich will ihn Landsmann nennen!
Die Wahrheit ist mein Vaterland!

Roll hin, frei durch ein Land der Freien und der Starken!
Du tränktest ihren Geist, Du tränktest ihren Stahl!
O, mög' ihr alter Zorn in Deines Bettes Marken
Wie Gletschereis zergehn an des Jahrhunderts Strahl!

Den edlen Söhnen Heil Deutschlands, des ernsten, treuen!
Kalt zwar ist ihre Stirn, doch in den Schädeln brennts.
Den Rittern, die um Karl als Könige sich reihen!
Nestoren sind sie gleich im Rath des Occidents.

Gedankentief ihr Wort. Von Kraft erfüllt und Schöne,
Rauscht es in faltiger Pracht wie einer Fürstin Kleid;
Ihr festes Herz ist gleich dem Brunnen der Sirene:
Was man hinein auch wirft, Haß, Liebe, Kuß und Thräne,
Er hält es fest auf alle Zeit.

O rolle frei und treu um Bogen und um Strebe,
Still, wie ein harmlos Kind, und ungebändigt doch!
Laß grünen am Gestad' der Fürsten Herrscherstäbe;
Ein Joch, das man gewählt, ist immer Freiheit noch!

Und auch den Schwärmen Heil aus Frankreichs Bienenstocke!
Es sandte sie der Herr als seine Boten aus.
Die Hoffnung weht als Kranz um ihres Hauptes Locke;
Sie sän, doch nimmer ziehn als Ernter sie nach Haus.
Der Boden, den sie baun, frei darf er Früchte spenden.
Rasch wallt ihr feurig Blut und ihre Stirne loht.
Ein Bogen ist ihr Herz, von dem mit kräftigen Händen
Die Pfeile der Idee aus in die Welt sie senden;
Und wenn nicht die Idee: den Tod!

Roll hin, — laß Beide sich erfreuen Deiner Welle!
Erinnre Dich für sie der Hand, die Dich gesandt!
Den Bergstier und den Aar letzt segnend Deine Quelle:
O mag die Völker auch vereinigen Dein Strand!

Meerüber, Freunde, schaut, daß Euch der Osten mahne!
Verödet dehnt er sich, unübersehbar weit!
Umsonst ermüdet dort der Raum die Karawane,
In ihren Träumen dort schläft aus die Einsamkeit.
Versiegte Völker dort: leer ihre Leinwandhäuser.
Ein staubig Königreich in jeder Wagenspur.
Die Pyramide dort, indeß der Schakal heiser
In ihrem Schatten bellt, schmückt als ein goldner Weiser
Der Wüste nackte Sonnenuhr.

Roll hin, — bis ins Gebraus der Euphratmündung rolle!
Flicht schäumend Dich ins Netz der Erdball-Adern ein!
Gieb Vlies und Korn zurück des Ostens dürrer Scholle:
Die Menschen laß ein Volk, ein Meer die Flüsse sein!

Nationen, die zuerst Ihr aus der Menschheit Wiege
Herwärts nach Westen trugt der Stämme Ueberfluß:

Zurück, von wo Ihr kamt! Um Palm' und Ceder liege
Des ausgetretenen Stroms bewaffneter Erguß!
Zieht hin, wie Joseph einst und seine Brüder zogen,
Als sie mit Dürre schlug der Herr in seinem Zorn;
Zum Nilschlamm eilten sie und von des Niles Wogen
Froh kehrten sie zurück, den Nacken krumm gebogen
Von des Egypters gelbem Korn!

O rolle frei durchs Land und von der Alpe Rücken
Flötz uns den Baum herab, aus dem wir Masten haun!
Zum Tauwerk gieb uns Hanf! Die Tannen sind die Brücken,
Die übers Weltmeer sich der Erde Zonen baun!

Wohlauf denn! Doch verliert den Bruder nicht vom Zuge!
Verkauft kein zitternd Volk, das nach Erlösung schreit!
Und wenn zurück Ihr kehrt, zeigt nicht mit schnödem Truge
Statt des geliebten Sohns des Sohnes blutig Kleid!
Bringt heim das Korn, das Gold, die Seide sammt der Wolle,
Dazu die Freiheit auch, die Herrin im Gefild!
Aus Lust und Einigkeit webt eine freudenvolle
Weltfahne, die dem Schaun der Völker stolz entrolle
Die Einheit, Gottes Wappenschild!

O rolle frei und froh! Und Deine Frühlingswogen,
Um Deines Ufers Schilf anbrandend laß sie sprühn
Und lächelnd spiegle sich des Friedens Regenbogen,
Der unser Banner färbt, in Deiner Fluthen Grün!

Alphonse de Lamartine.

Dieses Gedicht des vornehmsten französischen Lyrikers, des einst vom Pariservolk vergotteten Schöpfers der Zweiten Republik (deren Präsident er nicht sein wollte), war die Antwort auf Beckers Trutzlied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", das dem bonner Auskultator von Friedrich Wilhelm tausend Thaler, vom münchener Bruder in Apoll einen Ehrenpokal, aus allen Vaterlandsgauen Dankesüberschwang eintrug. Eine sanftere Antwort als Mussets genialisch freche („Euren deutschen Rhein, auch Frankreich nannte ihn sein"); eben deshalb längst aus der Heimath des „konservativen Demokraten" verschollen. Freiligrath hat sie in den derben Schwung seines Deutsch übertragen. Wer heute die edlen Verse liest, besinnt staunend, daß ihrem Dichter, sieben Jahre nach der Veröffentlichung, das höchste Staatsamt angeboten ward. Von den Ahnen der Capus und Donnay, Pichon und Reinach, Viviani und Clemenceau.

Das Vaterunser des Weltkrieges.

Vater unser, der Du bist im Himmel,
Geheiliget werde Dein Name.
Du stärkest uns wider der Feinde Gewimmel,
Daß unsere Hand nicht erlahme.
Du leitest uns sorgend im Schlachtengetümmel
Und heilest die Waisen von bitterem Grame.
Vater unser, der Du bist im Himmel,
Geheiliget werde Dein Name.

Dein Reich komme. Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, so auch auf Erden.
Du wirkst, daß Wundergroßes erstehe
Aus Tagen voll Kümmerniß und Beschwerden.
Wir fühlen Dich in unserer Nähe;
Wie könnten wir kleinlaut und zagend werden!
Dein Reich komme. Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, so auch auf Erden.

Unser täglich Brot
Gieb uns heute.
Du, der uns das Morgenroth
Täglich erneute,
Du, der uns gen Tod und Noth
Schützend betreute:
Unser täglich Brot
Gieb uns heute.

Und vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir unseren Schuldigern vergeben.
In der Feldschlacht blutigen Tumult
Ziehn wir mit des Hasses grimmem Beben,
Wir, die doch mit liebender Geduld
Pflegen des verletzten Feindes Leben.
Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir unseren Schuldigern vergeben.

Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel.
Nicht unser ist des Feindes Verfluchung;
Heilig sei seines Hauses Giebel.
Dein ist der Schuld und der Sühne Buchung.
Jeder bete nach seiner Bibel!
Führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Denn Dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Bescheiden ist all unsere Wissenschaft,
Du bist unendlich in Raum und Zeit.
Da heute die Wunde der Welten klafft,
Du führest zum Guten auch diesen Streit,
Daß ewig bestehe Dein göttlicher Samen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.

Wilmersdorf. Gustav Hochstetter.

Das Bankenjahr.

Die Bankenabschlüsse des Kriegsjahres 1914 haben nicht enttäuscht. Mancher hatte auf ganz kleine Dividende gerechnet und sich damit eine Brücke zu Ueberraschungen gebaut. Vergleiche mit den Erträgen der englischen, französischen und russischen Aktienbanken fallen zu Gunsten der deutschen Institute aus. Siehe: Crédit Lyonnais und die englischen Joint Stock Banken. Die Durchschnittsdividende der neun berliner Großbanken (ich bleibe bei der üblichen Eintheilung und rechne auch den Schaaffhausenschen Bankverein noch zur alten Garde) hat sich von 6,4 auf 5,3 Prozent erniedert. Das ist kein sehr großer Unterschied; und mit Ausnahme von Schaaffhausen haben sämmtliche Banken ihre auf die Aktionäre entfallenden Gewinnquoten gekürzt: die Deutsche Bank von 12½ auf 10, Diskontogesellschaft von 10 auf 8, Dresdener Bank von 8½ auf 6, Kommerz- und Diskontobank von 6 auf 4½, Mitteldeutsche Kreditbank von 6½ auf 5½, Handelsgesellschaft von 8½ auf 5, Darmstädter Bank von 6½ auf 4 Prozent. Schaaffhausen ging vom tiefsten Punkt (3) auf 5 Prozent in die Höhe; die Nationalbank für Deutschland, die das Jahr 1913 mit 6 Prozent Dividende abgeschlossen hatte, gab diesmal nichts.

Die Bilanz der Nationalbank wurde gesäubert; und diese Operation kostete 15 Millionen, die aus dem Reingewinn und den Offenen Reserven (von 16 Millionen wurden 8 weggenommen) aufgebracht wurden. Beinahe 7 Millionen wurden allein auf Grundstück-Aktien und -Betheiligungen und auf Hypothekendebitoren abgeschrieben. Die General-Versammlung des Instituts beschäftigte sich mit dem Antrag der Angestellten, die ihnen zukommende Gratifikation zu erhöhen, mehr als mit den ausgewiesenen Verlusten. Deren Schicksal hängt von dem Zustand des Grundstückmarktes (nach dem Kriege) ab. Gute Geschäfte könnten eine günstige Erledigung der mit Opfern belasteten

Engagements möglich machen. Zur Erörterung der Dividende kams in der Berliner Handelsgesellschaft. Die Auguren, die sich im Börsenhaus zusammenfinden, um spekulative Philosophie zu treiben, hatten für Handels-Antheile eine Dividende von 6 Prozent erwartet; sehr muntere Menschen glaubten sogar, Karl Fürstenberg werde noch mehr geben. Auf eine Kürzung um 3½ Prozent waren die Wenigsten vorbereitet. Unbedingt nöthig wäre solche Beschneidung nicht gewesen. Die Handelsgesellschaft hat gut gearbeitet. Daß sie, als einzige Emissionbank ausgeprägten Wesens, zu den paar Unternehmen gehört, die keinen Effektenverlust ausweisen, ist ein Erfolg für sich. Der Gewinn, den das erste Halbjahr 1914 brachte (es handelte sich um mehr als 1 Million), wurde intern verrechnet; und aus dem „regulären" Geschäft ergab sich ein Bruttonutzen von 13,9 Millionen, der nur um 1,35 Million kleiner war als der Rohgewinn des Vorjahres. Aber Fürstenberg ist ein vorsichtiger Mann, der lieber zu viel als zu wenig thut. Er sicherte sich also eine besondere Reserve von 4 Millionen für „Kriegslasten und Kriegsschäden": 3½ Prozent des Stammkapitals, auf welche die Besitzer der Antheile, bon gré, mal gré, verzichten mußten. Das ist ihnen offenbar leicht geworden: denn die Generalversammlung war nur schwach besucht. Gegen den Satz Fürstenbergs, daß die 4 Millionen „das trockene Pulver nicht für den Krieg, sondern für den Frieden seien, da man ja nicht wisse, was der Friede bringen werde," hatte man nichts einzuwenden. Die Vernunft siegte.

Die kleinste und die größte Vertreterin der berliner Aktienmacht standen der Dividende des Jahres 1913 am Nächsten. Die Mitteldeutsche Kreditbank konnte, mit ihren 69 Millionen eigenen Kapitals (Aktien und Reserven), den Umsatz von 12 405 auf 12 618 Millionen ausdehnen und die Summe der ihr anvertrauten Depositengelder um 21 Millionen steigern. Der Bruttoüberschuß war um nur 45 000 Mark geringer als im Vorjahr. Am Gegenpol steht die Deutsche Bank, die sich mit einem Eigenkapital von 428 Millionen und mit fremden Geldern im Riesenumfang von 2042 Millionen vorstellt. Damit hat das Institut das größte Format der französischen und englischen Depositenbanken übertroffen. In dem neuen Rahmen findet man, als Zuwachs vom vorigen Jahr, die Bergisch-Märkische Bank, deren Vermögen auf die Deutsche Bank übergegangen ist. Der Reingewinn von 41 Millionen stammt aus dem Tagesgeschäft, während auf das Effekten- und Konsortialkonto kein Gewinn (4,7 Millionen im Vorjahr) ausgewiesen ist. Der über 4 Prozent Zinsen erzielte Ueberschuß wurde zu Abschreibungen verwendet. Die Deutsche Bank zahlt ihre Dividende auf ein Aktienkapital von 250 Millionen (200). Sie schüttet die selbe Summe aus wie im Vorjahr: 25 Millionen. Auf das erweiterte Grundkapital berechnet, sinds aber nur 10 Prozent (gegen 12½). Möglich wäre die Erhaltung der alten Dividende gewesen; denn der Vortrag auf neue Rechnung ist um 8 Millionen vergrößert worden. Dieser Zuwachs enthält mehr als 3 Prozent Divi-

dende. Doch vor der Rücksicht auf die Aktionäre stand die Unsicherheit neuer Lebensbedingungen. Man wollte keine Sensation und kein auffallendes Abrücken von den Nachbarn. Hätte die Deutsche Bank wieder 12½ Prozent gegeben, so wäre zwischen ihr und dem ihr nächsten Institut eine Dividendenkluft von 4½ Prozent entstanden.

Die zweite Stelle im Bankenreich hat die Diskontogesellschaft behauptet. Sie ist zwar dem Stammkapital nach größer als die Deutsche Bank, bleibt aber mit dem gesammten Eigenkapital (Antheile und Reserven: 419 Millionen) um 9 Millionen und, zählt man den Gewinnvortrag hinzu, sogar um 20 Millionen hinter ihr zurück. Der Umsatz (mit dem der Norddeutschen Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins) betrug bei der Diskontogesellschaft 93, bei der Deutschen Bank 117 Milliarden. Jene schüttet, auf 225 Millionen Kommanditkapital, 18 (20) Millionen Dividende aus: 8 gegen 10 Prozent. Die Kapitalserhöhungen von 200 auf 225 und 300 Millionen folgten kurz auf einander. Die erste im Zusammenhang mit der Eröffnung einer Filiale in Antwerpen und der Ausgabe von 10 Millionen Mark neuer Antheile der Norddeutschen Bank in Hamburg; die zweite in Verbindung mit der Uebernahme des sanirten Schaaffhausenschen Bankvereins, der aus einem berliner Institut mit 170 Millionen Eigenkapital eine kölner Bank mit 110 Millionen wurde. Auch die Diskontogesellschaft hat dem Krieg ihren Tribut gezahlt: auf dem Effektenkonto; einem Verlust von 2,12 stand ein Vorjahrsgewinn von 3,24 Millionen gegenüber. Ein besonderes Kapitel sind die londoner Filialen. Bilanzen fehlten natürlich; denn der englische Liquidator ist, so lange der Krieg dauert, den deutschen Bankmännern keine Rechenschaft schuldig. Diskontogesellschaft und Deutsche Bank haben aber in London keinen Verlust zu fürchten. Die antwerpener Diskonto-Filiale nahm im November ihren Betrieb wieder auf. Die Filiale Brüssel der Deutschen Bank war dort das einzige Finanzinstitut, das seine Schalter nicht einen Tag lang schloß.

Auch die Dresdener Bank, die den Saldo ihres londoner Geschäftes mit 10 Millionen, unverkürzt, unter ihren Aktiven erscheinen läßt, ist überzeugt, daß ihr kein Schade entstehen wird. Sie ließ, im Gegensatz zu den beiden Vierhundertmillionenbanken, das Jahr 1914 vorübergehen, ohne ihr Kapital zu erhöhen. Mit 261 Millionen steht sie allein. Seit 1912 läßt sie den Effektengewinn nicht mehr sichtbar werden; sie weist ihn den Stillen Reserven zu. Das Kriegsjahr hinderte die Fortsetzung dieser Taktik. Nun steht ein Verlust von 775 000 Mark in der Rechnung. Die Dividende von 6 (8½) Prozent erfordert eine Summe von 12 (17) Millionen. Beziehungen zum Osten finden wir bei der Darmstädter Bank. Sie hat, als Emissionhaus für die Aktien russischer Banken und als Erbin der Breslauer Diskontobank, viel mit Russen und Polen zu thun. Der Rückgang der fremden Guthaben (um 15 auf 592 Millionen) war wohl die Folge der deutschen Beschlagnahme russischer Staatsgelder. Wie die Ver-

liner Handelsgesellschaft, so hat auch die Kommerz- und Diskontobank eine besondere Kriegsreserve (1½ Million) vom Gewinn abgezweigt. Die Dividende auf das Aktienkapital von 85 Millionen beträgt 4½ (6) Prozent = 3,82 (5,10) Millionen.

Die Wirkung des Krieges auf die Bankbilanzen wird besonders in dem Bargeldbecken erkennbar. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1914 war das Geld nicht theuer; der Konjunkturrückgang hatte den Geldbedarf verringert. Nach dem Ausbruch des Krieges wurden die Zahlungmittel knapp. Das sah schlimmer aus, als es war, wie eine von der Diskontogesellschaft veröffentlichte Statistik über den Verkehr in ihren berliner Wechselstuben lehrt. Von dem Bestand der Guthaben waren am fünfzehnten August 12 Prozent abgehoben. Das war das Maximum. Seitdem wachsen die Einlagen wieder so üppig, daß sich die Summe stets über 100, seit Mitte Januar sogar über 130 Prozent hält. Der Gesammtbetrag der in den neun Großbanken liegenden fremden Gelder (Kreditoren und Depositen) betrug Ultimo Dezember 1914 5590 Millionen Mark; 442 mehr als 1913, wo es einen Zuwachs von nur 228 Millionen gegeben hatte. Man kann aus solchen Ziffern nicht schließen, daß die deutsche Finanz zerrüttet sei. Dabei ist zu bemerken, daß die Summe der Depositengelder so hoch war, nachdem die Einzahlungen auf die erste Kriegsanleihe geleistet worden waren. Und da kein Gesetz den deutschen Bürger zwingt, sein Geld in die Bank zu tragen, so läßt sich in der erwähnten Ziffer kein bedenkliches Geheimniß vermuthen. Im Verkehr mit ihrer Kundschaft haben die Banken nicht geknausert; die Kontokorrentdebitoren sind (um 286) auf 3465 Millionen gestiegen. (Im Jahr 1913 nur um 6,7 Millionen.) Der Kunde sollte nicht hungern.

Nur die Hemmung des Außenhandels hat, an zwei Stellen, die Bankbilanzen verdüstert. Die Waarenvorschüsse blieben tief unter den in Friedensjahren gewährten; um 228 Millionen sind sie schmaler als im vorigen Jahr. Und bei dem Posten, der zum Theil vom Ueberseehandel abhing, bei den Accepten, war eine Minderung (um 308) auf 1125 Millionen zu sehen. London und Bremen, die Ein- und Ausfallsgatter für den überseeischen Waarenhandel, sind geschlossen; also von den Banken nicht so große Summen wie sonst auszuzahlen. Die Liquidität hat dadurch gewonnen: man braucht die Vorschüsse auf Waaren und Waarenverschiffungen nicht zu den greifbaren Vermögensposten zu rechnen und gewinnt mehr, als diese Differenz ausmacht, durch die Entlastung der Acceptkonten. Im Jahr 1913 hatten die Accepte eine Zunahme von 49 Millionen verzeichnet.

Was das Jahr 1915 den Banken als Schlußergebniß bewilligen wird, ist natürlich noch nicht zu sagen. Die Vermögenswerthe sind so heruntergeschrieben, daß Verlust kaum noch möglich ist. Und im Zinsengeschäft wird es am Ende nicht schlechter gehen als zuvor. Der Rest ist: Schweigen, bis der Friedensvertrag ans Licht kommt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m b H in Berlin.

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1914.*)

Aktiva.			M.	pf
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons			36 571 464	48
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken			16 132 418	46
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		M. 361 632 011,90		
b) eigene Akzepte		„ —,—		
c) eigene Ziehungen		„ —,—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank		„ —,—	361 632 011	90
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			89 785 441	75
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			109 038 943	18
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			9 122 688	86
davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine		M. 2 007 460,08		
b) durch andere Sicherheiten		„ 3 720 778,91		
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		M. 23 833 484,40		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere		„ 2 287 024,22		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere		„ 9 648 309,65		
d) sonstige Wertpapiere		„ 3 267 641,20	39 036 459	47
Konsortial-Beteiligungen			60 765 690	56
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg			60 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.			100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			61 671 306	63
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte		M. 316 578 268,54		
davon durch börsengängige Effekten gedeckt	M. 172 756 610,73			
b) ungedeckte		„ 111 270 570,98	427 848 839	52
Außerdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren	M. 57 634 311,66			
Effekten-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungsfonds			6 590 892	30
Mobilien			200 000	—
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O. und Essen		M. 26 133 961,09		
Abz. Hypothek auf Grundstücke Unt. d. Linden 33/34, Lindengasse und Charlottenstraße 37/38		„ 5 000 000,—	21 133 961	09
Sonstige Liegenschaften:				
Grundstücke Behrenstr. 21/22 u. Französische Straße 53/56 zu Berlin			7 000 000	—
			1 406 530 113	50

Passiva.				M.	pf
Eingezahlte Kommandit-Anteile				300 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve				94 975 000	—
Besondere Reserve				24 000 000	—
Kreditoren					
a) Nostroverpflichtungen			M. —,—		
b) seit. der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite			„ 4 942 579,44		
c) Guth. deutscher Banken und Bankfirmen			„ 92 335 625,13		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 266 486 202,98				
2. dar. hinaus bis zu 3 Mon. fällig	„ 105 108 701,96				
3. nach 3 Monaten fällig	„ 29 412 701,23		„ 401 007 606,17		
e) sonstige Kreditoren					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 267 715 985,34				
2. dar. hinaus bis zu 3 Mon. fällig	„ 37 588 103,07				
3. nach 3 Monaten fällig	„ 2 092 073,—		„ 307 396 161,41	805 681 972	15
Akzepte und Schecks					
a) Akzepte			M. 150 050 882,91		
b) noch nicht eingelöste Schecks			„ 2 629 347,26	152 680 230	17
Außerd. Aval- u. Bürgsch.-Verpfl.	M. 57 634 311,66				
Eigene Ziehungen	„ —,—				
davon für Rechnung Dritter	„ —,—				
Weiterbegeb. Solawechs. d. Kund. an d. Order der Bank	„ —,—				
David Hansemannsche Pensionskasse			M. 4 735 858,95		
Hierzu Ueberweis. a. d. Gew.- u. Verl.-Rechnung v. 1914			„ 300 000,—	5 035 858	95
Adolph-von-Hansemann-Stiftung			M. 462 317,74		
Schoeller-Stiftung			„ 248 515,05		
Dr. Arthur Salomonsohn-Stiftung			„ 47 930,50		
Sonstige Stiftungsfonds für die Angest. der Gesellschaft			„ 276 773,55	1 035 536	84
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre				35 292	—
Rückstellung für Talonsteuer			M. 1 304 285,75		
Hierzu Ueberweis. a. d. Gew.- u. Verl.-Rechnung v. 1914			„ 297 857,15	1 602 142	90
Transport				1 385 046 033	01

*) Die nachsteh. Bilanz enthält nicht d. Vermögensstand uns. Londoner Niederl.

	M.	pf
Transport	1 385 046 033	01
8 % Gewinnanteil auf M. 225 000 000 gewinnberechtigte Kommandit-Anteile	18 000 000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	473 684	17
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber	1 776 315	47
Uebertrag auf neue Rechnung	1 234 080	85
	1 406 530 113	50

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1914.*)

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
Verwaltungskosten einschl. Gewinnbeteiligung der Angestellten	13 160 228	67	Saldo-Vortrag aus 1913	1 217 031	08
Steuern	2 515 822	10	Kurswechsel	1 718 408	31
Effekten	2 121 811	84	Coupons	466 735	59
Zu verteilender Reingewinn	22 081 937	64	Verfall. Gewinnanteilscheine	324	—
			Provision	10 099 580	63
			Diskont und Zinsen	18 142 176	54
			Beteiligung bei der Norddeutsch. Bank in Hamburg	4 800 000	—
			Dauernde Beteiligungen bei and. Banken u. Bankfirmen	3 435 544	16
	39 879 800	25		39 879 800	25

*) Die nachstehende Gewinn- und Verlustrechnung enthält nicht die unsere Londoner Niederlassung betreffenden Einnahmen und Ausgaben.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Mai 1915.

Psalter und Harfe.

Runderlaß.

Eure Excellenz wollen der Regirung, bei der Sie beglaubigt sind, schleunig zur Kenntniß bringen, daß in der am fünfundzwanzigsten April von Wolffs Telegraphen-Bureau verbreiteten Note zwar ein von der Pflicht befohlenes Abwehrbedürfniß, doch nicht der staatsmännisch getönte Willensausdruck der Kaiserlichen Regirung zu erblicken ist. Zu privater Aufklärung Eurer Excellenz bemerke ich: daß wichtige Parteiführer in den Irrglauben überredet worden waren, die Regirung Seiner Majestät sei bereit, unter fast demüthigenden Bedingungen einen Sonderfrieden mit England zu schließen, und habe zu diesem Zweck Verhandlungen, nicht amtliche, im Haag und an anderen Stellen, begonnen; daß eine rasche und unzweideutige Zurückweisung so schädlichen Gerüchtes nothwendig schien; daß die Note aber im Rohentwurf, ohne verbessernde Nachhilfe der höheren, in politischen Ausdruck geschulten Instanz, ans Licht kam. Folge der durch den Koalitionenkrieg angeschwollenen Arbeit, die von den urlaublos abgenutzten Nerven nicht immer leicht zu leisten ist. Gerüchte werden nicht „in Umlauf gesetzt“: denn nur, was schon umläuft, ist Gerücht zu nennen. „Vorbereitende Schritte“ („zur Herbeiführung eines Sonderfriedens mit England auf der Grundlage gewisser englischer Wünsche und Forderungen“) können nicht „in Gang gebracht werden“: denn

ohne Schritte giebts keinen Gang, ohne Gang keine Schritte (deren erster eben den Gang, doch nichts Anderes „vorbereitet“). „Kein Urtheilsfähiger kann daran denken, die für Deutschland günstige Kriegslage zu Gunsten eines vorzeitigen Friedensschlusses irgendeinem seiner Feinde preiszugeben“: Weisen und Thoren klingts gleich geheimnißvoll. Einem Feinde Deutschlands oder des Friedensschlusses? Wann ist der vor-, wann rechtzeitig? Kann, wer ihm „zu Gunsten Günstiges preisgiebt“, ihn für vorzeitig halten? Gemeint ist: Die Kriegslage ist uns so günstig, daß wir keinen Grund haben, faulen Frieden zu ersehnen. „Nach der vorläufig allein möglichen allgemeinen Umschreibung des Kriegszieles, die der Reichskanzler in seinen Reden gegeben hat, müssen wir jeden Vortheil der militärischen Lage benutzen, um Sicherheit zu schaffen, daß Keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören. Dabei muß es bleiben.“ Wirklich? Statt nach Unverständlichem Selbstverständliches zu sagen, könnten wir den Aufwand sparen; und schweigen. Umschreibende Rede ist nicht nützlicher als umredende Schrift; Vorläufiges nicht besser als Vorzeitiges. „Die Gerüchte über deutsche Friedensneigungen sind gegenüber unserer unverminderten Entschlossenheit zur Niederkämpfung der Gegner thörichte oder böswillige, auf jeden Fall aber müßige Erfindungen“. Der Subalternenstil würde nach der Uebersetzung vielleicht nicht mehr wahrnehmbar sein. Der letzte der angeführten Sätze bestimmt mich aber zu dem Ersuchen, dem Herrn Minister der Auswärtigen Angelegenheiten so rasch, wie die Umstände gestatten, die von innerpolitischen Gründen erwirkte, zunächst nur der Inlandsstimmung angepaßte Note in die Sprache des Diplomatenverkehres zu übertragen. Neues Mißverständniß wäre unbequemer Luxus.

Die Abwehr der „Gerüchte über deutsche Friedensneigungen“ könnte uns vor dem Richtstuhl unbefangen Neutraler nur schaden; sie müßte uns auch da, wo man uns noch mit einigem Wohlwollen beurtheilt, in den Ruf bringen, daß wir, wie unsere Feinde behaupten, blutgierig und raubsüchtig seien, den Krieg des Krieges wegen führen oder eine Welttyrannei erstreben. Weil alle europäischen, alle neutralen Länder unter dem Krieg, mindestens in ihrer Wirthschaft, leiden, wird der Groll aller sich gegen den Staat kehren, der sich von frühem Friedensschluß abgeneigt zeigt. Diesen Groll will das Deutsche Reich nicht auf sich lenken. In den Leitern

seines politischen Geschäftes war stets der Wunsch nach Frieden; und stets wird er in ihnen sein. Der Aberglaube, solchen Wunsch dürfe man, um nicht schwach, nicht müde und muthlos zu scheinen, in Kriegszeit niemals öffentlich aussprechen, nistet in den Furchtfalten enger Herzen. Ob die Feinde uns für erschöpft, feig, dem letzten Schlupfloch, der zagsten Verzweiflung nah halten: ich wüßte nicht, was uns mehr „Wurst“ sein könnte; je blinder sie irren, desto besser für uns. Weil unsere Lage günstig ist (was, freilich, nachprüfbare Thatsachen klarer beweisen als irgendeine von uns noch so hell illuminirte Selbstanzeige), weil wir frischer, in stärkerer Rüstung, mit breiterer Möglichkeit des Mannschaftersatzes als eine der uns feindlichen Festlandsmächte in das letzte Quartal des ersten Kriegsjahres schreiten, weil wir in Feindesland kämpfen, die für den Kampf aufgewandten Milliarden aber, in erfreulichstem Gegensatz zu England, Frankreich, Rußland, im Vaterland behalten (wir sind ja fast klinzenlos abgesperrt und können draußen nichts kaufen): gerade deshalb dürfen wir auf allen Straßen laut rufen, an alle Weltecken anschlagen, daß wir rasche Rückkehr der Friedenszeit wünschen. Ich bitte, diesen Wunsch kräftig zu betonen und die Gelegenheit zu erneuter Einprägung der erweislich wahren Thatsache zu nützen, daß nicht von uns je die großmäulige Ankündung kam, der Feind müsse entmachtet, vernichtet, seine Waffe zerbrochen, sein Staat zerstückt werden. Uns ist Europa ein Wohnhaus, dessen Grundmauern, Innenarchitektur und Geräth wir ungern, nur unter dem Zwang unausweichlicher Noth, zerstören würden. Vor so trauriger Zerstörung den vollen Ertrag unserer Machtmittel, unseres Kraftaufwandes zu ernten: dahin strebt unser Wunsch. „Nieder mit England, mit Frankreich, gar mit Rußland“: solche Losungrufe überlassen wir unmündigen Hirnen und feilen Volksgunstjägern. Wir wollen, wir müssen wollen, daß Deutschland, wie seiner Lebensleistung in den Bezirken des Wehr- und des Nährstandes, der Künste und Wissenschaft, der Verwaltung, Industrie, Technik, Massenzucht gebührt, stark, seines Willens zu heller Zukunft mächtig, auf Land und See ungehemmt, nicht fremder Gnade unterthan, nicht in quälende Enge eingekeilt sei, sondern in den Umfang hineinwachse, der ihm die Ausfüllung seines Berufes zur Organisation europäischer Festlandskultur, Festlandswirthschaft ermöglicht. Wecken will Deutschland, nicht drücken; ge-

fesselte Kräfte entbinden, nicht, wie der Feind verleumdet, freie knebeln. Was es will, wird dem Auge offenbar, das ein von deutscher Zucht, deutschem Willensvermögen, deutschem Fleiß, Wissen und Können belebtes Belgien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Rußland, Spanien, Walachen- und Südslawenreich sich einzubilden vermag. Nicht um Haaresbreite brauchte die freie Selbständigkeit dieser Staaten gekürzt, ihr Besitz, auch der in fremden Erdtheilen, könnte durch Assekuranzverträge verbürgt werden: wenn sie dem Einfluß germanischer Kultur und Wirthschaft offen blieben. Nicht an fernen Landstücken noch an nahen Mineralreichthümern, die doch nur von einzelnen Aktiengesellschaften ausgebeutet würden, liegt uns, sondern an der Weitung und Lüftung des europäisch Deutschen Reiches. Das ist noch Torso; mußte es sein und wärs ohne diesen Krieg wohl noch lange geblieben. Bismarck wußte, daß sein Werk nicht vollendet sei; und war, als guter Gärtner, weitab von dem Wahn, die Frucht reife rascher, wenn man die Lampe darunter halte. Wir stemmen uns nicht gegen die Speichen des Schicksalsrades. Wir sehen in dem Streben nach nationaler Einung eins der großen Zeichen einer noch nicht welkenden Zeit und werden es überall fördern, wo nicht Selbsterhaltungpflicht uns zu rauhem Einspruch nöthigt. Auch für uns aber heischen wir das Recht zu solchem Streben, das durch die Zwirnsfäden überlieferter Freundschaft und dynastischer Rücksicht nicht gehemmt werden darf. Jede Grenzendehnung, die nicht den aufgenommenen Volkheiten dauerbaren Vortheil brächte, würde uns werthlos dünken. Wir verkennen nicht unsere Mitschuld an dem Unbehagen, das Allemannen, Lothringer, Dänen, Polen in der Reichsgemeinschaft empfanden. Ein Ziel des aus dem Krieg auferstehenden Reiches wird sein, unter kräftiger Wahrung seiner Hoheitrechte jedem Fremdkörper das Leben so angenehm und einträglich zu machen, daß die Aufnahme in den Reichsverband nicht länger Schreckniß ist, sondern allen Verwandten Herzenswunsch wird.

Das Gerücht von einem Sonderfrieden mit England ist (wenn wir von elendem Personalklatsch absehen) aus der Thatsache erwachsen, daß der anglo-deutsche Zwist in der Stunde, die ihn durch Waffengewalt entscheiden soll, im tiefsten Grund schon entschieden war. Wache britische Staatsmänner haben nie getrachtet, uns „zu vernichten“; wärs gelungen: Britanien würde weder in Europa

noch in Asien und Afrika von großen und mittleren Mächten umworben; wäre von einem Bund aller Mittelmeer-Interessenten, aller nach Asiens Märkten Gierigen bedroht. Die City von London, Birmingham, Manchester weiß, daß sie unsere Wirthschaftmacht nicht ausroden kann, und hat, trotzdem ein Mann vom Wuchs Josephs Chamberlain dazu rieth, nie versucht, uns ein Marktthor zu sperren. Daß unsere Kaufleute oft, was der britische Händler für einen halben Shilling geliefert hatte, für zehn Pfennige anboten, war gewiß nicht angenehm, doch: ein Anfängermittel, das den Wechsel der Zeit nicht überdauert. Mit dem Wohlstand hebt sich auch der Waarenpreis. Die Tage der Schleuderkonkurrenz sind für Deutschland, wie für Wertheim, vorüber. Seit der Aufruf zu Heiligem Krieg verhallt und erkannt worden ist, daß Hindu und Mohammedaner in Indien, Arabergentry und Fellachen in Egypten die Wohlthat englischer Verwaltung und Arbeitermöglichung ziemlich schätzen, braucht England für seine Reichsachsen nicht mehr zu zittern, die Ueberstrahlung in Südosteuropa nicht mehr zu fürchten. Auch ohne eigenen, von ihm abhängigen Khalifen hat es sich im Wirbel der ersten Sturmzeit gehalten. Bleibt: die Flottenfrage. Die von der Technik, der einzig unbesiegbaren Rebellin, beantwortet ist. Wie auch der Krieg ende: die Seetyrannis, die Allmacht über die Meere ist dahin; von Minen und Unterseeschützen durchlöchert. Nicht durch Dreadnoughts und Invincibles kann Britanien fortan seinen Handel, die Ein- und Ausgänge seines Inselhauses schützen; nur durch Verträge. Da wir ihm Gehöriges nicht ergieren, könnte es solchen Vertrag, den günstigsten, sichersten, der zu erdenken ist, von uns haben; wenns an der Police nicht knauserte. Und weil die Menge im Dunkel wittert, daß die beiden Germanenreiche nicht mehr um Handel und Clearing, Islam und Panzerschiffziffer, nur noch um Belgien und die Kanalküste hadern, und ihr die Einigung erlangbar scheint, fängt sie im Blutnebel von Sonderfrieden zu träumen an.

Der ist mir unwahrscheinlich; bliebe es, auch in Ost, noch, wenn unsere Krieger nächstens die Russen aus Galizien geworfen haben. Ist er dennoch in annehmbarer Form zu erlangen: her damit! So wenig wir einen Sonderfriedensschluß unserer Verbündeten zu scheuen hätten: eben so wenig Grund hätten wir, einen vernünftigen Antrag, wie die Jungfer einen unzüchtigen, aus keuschem Zorn

abzulehnen. Wir machen nicht die Politik verwilderter Gymnasial- und Hochschullehrer oder geiler Abonnentenfänger (mit militärischer, marinirter oder sozialüstelnder Vergangenheit), sondern die Politik verantwortlicher Staatsmänner, deren Polarstern das Heil des deutschen Volkes ist und die aus germanischer und romanischer Geschichte erlernt haben, daß ein Friedenspakt, der heute jedem Laffen gefiele, den Enkeln der Dümmsten und der Klügsten mißfallen müßte. Ich bitte, die Andeutung, daß wir uns nur in „ehrenvollen“ Frieden entschließen würden, wie andere Erinnerung an die Politik der vollen Hose zu meiden. Ist schon allzu oft betheuert worden. Seit neun Monaten stehen siebenhundert Millionen wider uns, keine dem Herzen Deutschlands nahe Stelle ward auch nur geritzt: und wir müssen ausplärren, daß wir nicht mit Schmach Frieden einhandeln wollen? Wollen wir nur die Sicherheit, „daß Keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören“, dann können wir die Mannschaft morgen von sieben Fronten heimrufen. Die Lust, uns anzugreifen, war nirgends groß; und ist überall nun versickert. Doch diese Sicherheit wäre ein kläglich karger Ertrag solchen Krieges. Statusquo vom Juli 1914 mit dem Zuwachs allgemeiner Erkenntniß unserer Leistungsfähigkeit: Das war aus der Feuersbrunst von Antwerpen, war vielleicht schon aus der Bresche von Lüttich zu holen. Im Herbst. Nun ward Mai. Anderes ist uns jetzt, Münzbares, nothwendig. Was? Von der Lippe fremder Minister dürfen wir einstweilen diese Frage nicht pflücken.

Daß sie so weit aufblühe, kann durch die Umsicht Eurer Excellenz gehindert werden. Doch möchte ich nicht etwa Wortkargheit empfehlen. Inland und Ausland, feindliches und neutrales, soll vielmehr wissen, daß wir von dem Bewußtsein durchdrungen sind: Dieser Friede wird Weltwende oder bleibt Waffenstillstand. Mit kleinen, kurzsichtig blinzelnden Gedanken, mit Alltagsroutine, nach alten, von abgetakelten Botschaftern und anderen Applauslüstlingen empfohlenen Rezepten ist dieser Friede nicht zu machen. Er würde der Nothausgang in Serienkriege. Wer nicht ein deutliches Bild des Zustandes, in den Europa gelangen will und muß, in sich trägt, Der taugt nicht zu so hohem Werk. Wir haben den Entschluß verkündet, den Rindviehbestand Deutschlands nicht mindern zu lassen; selbst den Prachtexemplaren aber dürfen wir die Mitwirkung zu dem gewaltigsten Unternehmen, das seit der

Karlingerzeit deutschem Hirn und Gewissen aufgebürdet ward, nicht gönnen. Sieht Europa nach dem Friedensschluß nicht anders als gestern und heute aus, dann ist er verstümpert. Hinterläßt er große Gruppen Gedemüthigter, zornig Knirschender, die sich im Lauf eines Menschenalters wieder in Kraft aufrecken können, dann frißt ihn der Gruftwurm. Schient er Deutschland in die Rüstung, die den im Kampf gemagerten Leib nicht umschlottert, dem in die Höhe und Breite der Kraftleistung gewachsenen noch paßt, und entzieht dennoch lebensfähigen Reichen nicht, was ihnen unentbehrlich ist, dann erst darf man ihn preisen. Was stehen kann, stützen, was fallen muß, stoßen: dieser Grundsatz soll uns Leuchtfeuer sein; und da wir Musulmanen verbündet sind, können wir, als Entgelt mancher Helferthat, aus dem Edelmark ihres Koran die Warnung saugen: „Du sollst dem zusammenbrechenden Kamel nicht neue Last aufbuckeln.“ Die Ruhe der Erdtheilsperipherie hängt am Willen seines Centrums; wer ihm Kräftigung versagt, muß auf weithin fühlbare Krampfzuckungen gefaßt sein. Der viel geschmähte „Militarismus“ kann sich in ein leidlich zeitgemäßes Wesen erst wandeln, wenn die Hauptstämme Europens vom eigenen Wurzelboden gesättigt und von Nachbarsmacht doch vor dreistem Hang in die Vampyrsucht eitler Rüstern bewahrt werden. Wir sind als die Leute verschrien, die, weil sie in dem Diplomatenturnier aus dem Sattel gestochen wurden (wenn sie nicht zuvor, mit gelüftetem Helm, aus der Schranke trabten), blind wüthend aus Mörsern, mit Bomben, Torpedos, Handgranaten dreinböllern. Schwächlinge dürfen wir nicht werden; müssen aber schon durch die Vorbereitung und Führung, die Strategie und Taktik der Friedensverhandlung beweisen, daß der Nebeltag verstrichen ist, in dessen Zwielicht man uns nachsagen durfte, nur Drohung und Gewalt treibe unser Politikergeschäft. Dieses Geschäftes verschüttete Kunst müssen wir ausgraben. Die Urgründe gefühlloser, nur von erhabenener Nationalselbstsucht in Bewegung und Ziel bestimmter Staatsmannsweisheit und Diplomatenlist erfassen lernen und lehren. Unser Krieg ist, leider, nicht die Fortsetzung klarer Politik mit anderen Mitteln. Die Erörterung der Friedensmöglichkeit, früher oder später, muß jeden Zweifel daran ausmerzen, daß die Politik unserer Zukunft die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sein wird. Wir sind dem Totenheer Schuldner.

Psalmodie.

Herr Menschikow in der Nowoje Wremja: „Der Krieg zeigt, daß in Schicksalsstunden des Staates, wenn alle Kräfte des Landes, außer den militärischen auch die finanziellen, industriellen und technischen, angespannt werden müssen, die Regirung da ohne Stütze bleibt, wo sie nicht mit Russen, sondern mit Fremdlingen in unserem Reich zu rechnen hat. Deutsche Kolonisten, deutsche Industrielle, Fabrikbesitzer, Techniker: Alles versagt. Von den Kindern des ‚Vaterlandes' die selbe Hingebung zu fordern wie von den Kindern unserer Heimath, wäre ja auch seltsam. Wer erkannt hat, daß es ein Fehler war, einigen Millionen deutscher Kolonisten unser Land zu öffnen, Der muß darauf dringen, daß in den wenigen Kriegsmonaten, die uns noch bleiben, diese Frage endgiltig beantwortet werde." Warum Herr Menschikow glaubt, der Krieg werde nur noch wenige Monate dauern, sagt er nicht; spricht auch in diesem Artikel nicht von der Niederwerfung Deutschlands. Aus anderen Nummern der Nowoje Wremja: „Die Zeitschrift Sin Nippon, die in Tokio, in der Einflußsphäre des Ministerpräsidenten Grafen Okuma, erscheint, empfiehlt ein enges russo-japanisches Bündniß, das die Lösung der schwierigen chinesischen Probleme erleichtern und auch für andere an den Stillen Ozean heranreichende Fragen nützlich werden könnte. Ein Erlaß des Präsidenten Yuan-Shi-Kai befiehlt den Behörden, gegen die Sendlinge der Revolutionäre, die in den südlichen Provinzen zum Aufstand hetzen, streng vorzugehen. Der Englische Gesandte hat Yuan-Shi-Kai ein Schreiben und ein Bild des Königs Georg überreicht. China nimmt eine neue innere Anleihe von zwanzig Millionen Dollars auf. Gegen die Vorschrift im zweiten Absatz des Konsortialvertrages ist diesmal die Hongkong-Shanghai-Bank an der Anleihe betheiligt. Die Vertreter anderer Gruppen des Konsortiums haben dagegen Einspruch erhoben." Abermals Herr Menschikow: „Wie empört wir auch über die niederträchtige Behandlung russischer Gefangenen in Deutschland sein mögen: trösten muß uns in der Erinnerung an diese Unglücklichen das Bewußtsein, daß es unseren Feinden schon jämmerlich schlecht gehen muß, wenn sie so sinnlos dumm handeln. Offenbar haben sie mit dem Gewissen nun auch den Verstand verloren. Sonst könnten sie nicht Wehrlosen die Ohren und Zungen abschneiden."

Aus dem Rjetsch: „Einer der am Höchsten geschätzten chinesischen Diplomaten, Herr Utisan, früher Gesandter in Washington, empfiehlt einen neuen großen Staatenbund. Man müsse, sagt er, sich von engherzigem Nationalismus lösen und allgemeine Interessen vertreten. Die Selbstsucht eines einzelnen Volkes dürfe nicht Führer sein. Alle Stämme Asiens müsse man aufrufen; nur ein gewaltiger Asiatenbund könne die Wiedergeburt Asiens erwirken. Utisan war ein wichtiger Helfer zur Revolution Chinas, das er mit Amerika und Rußland verbünden wollte ... Japan soll die Absicht haben, nach dem Krieg, mit dem Beistand seiner Bundesgenossen, von Amerika die Gleichberechtigung japanischer Einwanderer mit denen aus anderen Ländern zu fordern. Schon jetzt wünschen deshalb einige Politiker in Washington die Revision des kalifornischen Einwanderergesetzes. Damit ist die japanische Presse einverstanden; sie fürchtet aber, die in den Vereinigten jetzt regirende Demokratenpartei werde den Japanern die volle Gleichberechtigung nicht gewähren ... Von Wladiwostok sind hundert Wagons mit amerikanischem Kautschuk nach Rußland abgegangen. Die Zufuhr von amerikanischer Baumwolle hat nicht aufgehört... In der Mandschurei setzen die Deutschen ihre Wühlarbeit fort; sie haben sich Einfluß in einige Blätter verschafft und suchen die Sympathie der chinesischen Jugend zu gewinnen. Die Propaganda verschlingt Riesensummen. In Shanghai wurde in zündenden Reden neulich der Wirthschaftkampf gegen Japan gepredigt. Doch traue man den Deutschen nicht mehr, das Ansehen des Deutschen Reiches sei geschmälert und allgemein werde geglaubt, Herr von Hintze, der Deutsche Gesandte, werde mit seinem Bemühen, Wirrniß zu stiften, keinen Erfolg haben ... In der Wirthschaftsektion des Reichsrathes wurde neulich über den Kohlenmangel verhandelt. Den Industriellen, die über unzulängliche Wagengestellung klagten, erwiderte der neue Handelsminister, Fürst Schachowskoj, auf seiner Reise im Donetz-Becken sei ihm zur Gewißheit geworden, daß die niedrigen Löhne an dem Kohlenmangel schuld seien. Er warf den Industriellen auch vor, daß sie, die so lange die Verwendung von Kriegsgefangenen zur Arbeit in den Kohlengruben gefordert hatten, nun, seit die Regirung sich dazu entschlossen habe, verstummt seien und dem Minister keine Antwort geben.“ Ergötzlich war die Erwiderung des Reichsraths-

mitgliedes Iwanow, der sagte, bei der geringen Kultur des russischen Arbeiters werde die Erhöhung des Arbeitlohnes die Produktion nicht steigern, sondern vermindern; denn den Russen treibe nur Noth an die Arbeit. Der Wirthschaftausschuß ist bald danach aufgelöst worden. Weil man zu viel von seinen Verhandlungen sprach? Weil er sich Rechte anmaßte, die nur den Gesetzgebern der Reichsduma gebühren? ... Aus Tientsin wird dem Rußkoje Slowo gemeldet, eine von Chinesen und Fremden geleitete Gesellschaft biete den durch den Kriegsbedarf vieler Arbeiter beraubten Staaten, insbesondere dem Deutschen Reich und Rußland, als Ersatz chinesische Kulis an. Der erste Schub sei nach Rußlands Küstenprovinz abgegangen. Ueber die Möglichkeit eines Sonderfriedens hat, im Rjetsch, Professor Fürst Eugen Trubetzkoi, der Bruder des Russischen Gesandten in Belgrad, einen Artikel veröffentlicht, aus dem die an der Sängerbrücke herrschende Temperatur, die Gemüthsstimmung des Herrn Sasonow zu ahnen ist. „Daß Oesterreich-Ungarn einen raschen Sonderfriedensschluß ersehnt, ist begreiflich. Noch könnte es ja Istrien und Siebenbürgen behalten, die es sicher verlöre, wenn der Krieg länger dauerte. Noch haben Italien und Rumänien sich Lohn nicht verdient. Der müßte ihnen werden, wenn sie in den Krieg eingetreten wären. Dann würde die Theilung Oesterreichs unvermeidlich. Jetzt könnten wir uns mit den eroberten Gebieten, mit der Sicherung des russischen, serbischen, montenegrinischen Besitzstandes noch begnügen. Auch ist längst ja schon offenbar geworden, daß Oesterreich-Ungarns Lebensinteressen in dem Bund mit Deutschland nicht gewahrt werden. Unser Hauptfeind ist Deutschland; ihn niederzuwerfen, die Hauptaufgabe unseres Heeres. Der lange Aufenthalt in den Karpathen, der ganze Feldzug gegen Ungarn wäre unnöthig gewesen, wenn wir direkt, durch Schlesien oder eine andere Provinz, auf Berlin loszugehen vermocht hätten. Deutschland benutzt Oesterreich als Schutzmauer gegen Rußland; damit unser Heer nicht deutschen Boden betrete, sucht man es in den Karpathen festzuhalten und verleitet es zum Marsch gegen Ungarn, das für uns, an sich, gar nicht wichtig ist. Hier zeigt sich die Folge der deutschen Vertheidigungtaktik. Der Weg nach Schlesien geht über Budapest. Will Oesterreich nicht zu Deutschlands Vertheidigungwerkzeug herabsinken und abwarten, bis auf seine Kosten der Friede geschlossen

wird, dann muß es rasche Sonderverständigung wünschen. Die wäre für Rußland und dessen Verbündete nützlich und zugleich gefährlich; wir haben weder einen Grund, sie zu ersehnen, noch einen, sie schroff abzulehnen. Alles hängt an der Frage: Wer rafft sich früher in einen Entschluß, Oesterreich oder Italien und Rumänien? Unser Hauptziel ist Deutschland. Wir müssen hinein, einerlei, mit wessen Pferden und Kutscher. Wer zuerst seinen Dienst anbietet, erhält den Lohn. Sputen Italien und Rumänien sich: Rußlands Oeffentliche Meinung wird sie froh begrüßen. Wird Deutschlands einziger Bundesgenosse völlig vernichtet: uns könnte daraus gewiß kein Schade entstehen. Zaudern die beiden Neutralen noch länger und kommt Oesterreich ihnen zuvor, dann sichert ein Abkommen mit der Doppelmonarchie, die sich von Deutschland trennt, unsere Lebensinteressen. Wir können also beiden Parteien nur zu schnellem Entschluß rathen; und abwarten, wer zuerst diesem Rath folgen wird. Triest und Transsylvanien werden bald der Lohn für gutes Betragen sein; wer diesen Lohn einstreichen wird, braucht uns heute nicht zu bekümmern." Fürst Eugen Trubetzkoi nennt sich einen Rechtsphilosophen und ist ein Schüler des berühmten Ethikers Wladimir Sergejewitsch Solowjew, der Bücher über die Geschichte und Zukunft der Theokratie, über Rußlands Verhältniß zur Universalkirche, über die Rechtfertigung des Guten (Moralphilosophie), eine Geschichte Mohammeds geschrieben, Platon und Kant übersetzt, öde Vortheilsucht und Streben in üppiges Behagen verdammt, über Ehrfurcht und Scham edle, brunnentiefe Worte gesprochen, die Todesstrafe verworfen, die Nothwendigkeit des Krieges aber nicht bestritten hat. Und der Schüler dieses Ethikers und Poeten, der den Völkerhaß tilgen, die Einheit der Kirche wiederherstellen und sogar die Juden in sie aufnehmen wollte (noch auf dem Sterbebett hat er, im August 1900, auf Trubetzkois Landgut für des Judenvolkes Läuterung gebetet), der Jünger Solowjews erniedert sich in den Versuch, durch Drohung, durch die Köderung mit Triest und Transsylvanien, „die Rußland ja auch den Oesterreichern und Ungarn lassen könnte", Italien und Rumänien in den Krieg zu locken. Der Artikel ist schwach; wichtig nur durch den Namen des Herrn Sasonow gesellschaftlich nahen Verfassers und durch die leise Andeutung des Zweifels, ob die Triple-Entente, wenn ihr, aus West und Ost, nicht neue Helfer aus noch neutralen

Ländern kommen, ihr Ziel, die Zerstampfung Deutschlands, erreichen können. Im Erdwesten dämmert diese Erkenntniß noch nicht.

The New York Herald: „Zwischen Deutschland und seinen Verbündeten ist ein ‚Großer Wettbewerb in offizieller Lüge‘ entstanden. Zunächst glaubten die Schiedsrichter sich verpflichtet, der Türkei den Preis zuzusprechen. Daß Georg der Fünfte an Wilhelm den Zweiten, damit er sein Heer nicht in England einfallen lasse, mit Gold beladene Kamele geschickt habe: nicht übel. Drei türkische Soldaten, die den Suezkanal durchschwimmen und in Besitz nehmen: verblüffend. Siegesbotschaften aus den Tagen, da vom Bosporus her die russischen Schiffsgeschütze donnern und die Flüchtlinge aus Gallipoli nach Konstantinopel strömen: sehr schön. Ist dieser Schwindel aber nicht allzu plump? Man muß doch wohl dem Beherrscher aller ‚Gläubigen‘ unterthan sein, um solchen Unsinn schlucken zu können. Die Türkei schied also aus dem Wettbewerb. Oesterreichs offizielle Lügen bieten nicht viel Abwechselung. Nach jeder Tracht Prügel, die das Reich empfangen hat, wird ein Erfolg ‚amtlich verlautbart‘. Auf dem Marsch, nein: auf dem Rückzug von Sieg zu Sieg hat das österreichische Heer Galizien, einen Theil der Bukowina und die meisten Karpathenpässe verloren. Noch ein paar Erfolge dieser Sorte: und die Oesterreicher stehen ‚stark‘ hinter Budapest. In Serbien haben sie Wunder gewirkt. Sie dürften verkünden, daß hunderttausend Oesterreicher im Land Königs Peter sind: ein Theil tot, der andere gefangen. Die schlimme Sache in Bessarabien, die eine ganze Kavalleriedivision kostete, wurde im Bericht als ein herrlicher Sieg gepriesen. Nur: sehr geistreich ist das Verfahren eben nicht. Da achthunderttausend Oesterreicher und Deutsche in Rußland gefangen sind, muß in Wien schließlich eine gewisse Leere fühlbar werden. Alles in Allem: dem Deutschen Reich gebührt der Lügenpreis. Das liefert wenigstens saubere Arbeit. Da ist ein geschickt vorbereiteter Bluff. In kurzen Sätzen, mit erkünstelter Bescheidenheit, werden Waffenthaten angezeigt, die nie geschahen. Heute sinds nicht mehr die dicken Anfangslügen. Verdun, Belfort, Lyon genommen; nach Paris, nach Warschau, nach Calais. Das würde nicht mehr ziehen. Man muß das Land auf die furchtbare Wahrheit vorbereiten. Deshalb verdünnen die Siegesmeldungen sich sacht; deshalb erlügt man nur noch die Einnahme von Dörfern und Flecken. Daß die Englän-

der vorrücken, die Belgier ein Bataillon fingen, die Champagne gesäubert wird, braucht man ja nicht zu sagen. Türken und Oesterreicher leisten in der Wahrheitverkleidung Ansehnliches; aber der Boche ist ihnen in der Lügenkonfektion voraus ... Aus Warschau hat die Herzogin von Uzès ein Danktelegramm erhalten, das ihr, der Vorsitzenden des Hilfausschusses ‚Pro Polonia‘, sagt, wie tief sich Polen durch den edlen Gestus Frankreichs verpflichtet fühle. ‚Wir stehen in Bewunderung vor dem Aufschwung der großen Nation, die unserem Vaterland seit Jahrhunderten durch die engsten Bande verknüpft ist.‘ Unterzeichnet haben die Depesche: zwei Gräfinnen Branicka, zwei Krasinska, zwei Potocka, zwei Prinzessinnen Radziwill, die Fürstinnen Lubomirska und Woroniecka, die Gräfinnen Ostrowska, Plater, Przezdziecka, Tyszkiewicz und die Marquise Wielopolska ... Ein Offizier des deutschen Piratendampfers ‚Kronprinz Wilhelm‘ prahlt, er habe dreizehn friedliche Handelsschiffe versenkt. Naht aber ein englischer Kreuzer: flink kriecht der tapfere Seeräuber in den nächsten neutralen Hafen unter. ‚Wir müßten uns zeigen: also verstecken wir uns!‘ Was soll man mit diesen Kerlen machen? Wenn ein Apache einen ruhigen Bürger, um ihn auszurauben, tötet, wird er der Feind der Menschengesellschaft und deshalb, nach internationalem Recht, aus jedem neutralen Land, in das er geflohen ist, ausgeliefert. Dürfen Seeräuber, die jedes Völkerrechtsbruches schuldig sind, sich auf das Völkerrecht berufen? Soldaten mag man nach Kriegsrecht richten; Banditen muß man überall packen, wo das gemeine Recht sie zu erreichen vermag ... Mancher hat lange gezweifelt, nun aber ists Wahrheit: Deutsche und Oesterreicher stehen vor der Hungersnoth. In Berlin und in Wien fehlts an Kartoffeln, Roggen, Viehfutter, an Blech für Konserven und an Konserven fürs Blech. Im Kohlenland wird die Kohle theuer; im Schweineland ist der Preis des Schweinefleisches um 180 Prozent gestiegen. So siehts in den Hauptstädten aus; von dem Elend der Dörfer geben nur die Briefe, die Gefangenen oder Toten abgenommen wurden, uns einen Begriff ... Im Orient verbleicht der Nimbus des deutschen Namens. Marschall von der Goltz sollte aus Deutschland Geld bringen: brachte aber nur Versprechungen. Jetzt muß er, im Kriegsrath, bekennen, daß der Plan deutschen Einbruches in Serbien für absehbare Zeit unausführbar ist, weil Deutschland und Oesterreich nicht

ein Bataillon entbehren können. Wenn die Türken von ihrem Freund' eben solches ,Geld' bekommen wie die Bulgaren, bleibt ihnen nichts Anderes übrig als: den Dardanellenschlüssel unter die Hohe Pforte zu legen. Mit Papier ist heute auf den Märkten nicht viel einzuhandeln. Die Mark sinkt immer tiefer im Werth. Die Boches lassen ihre Truppen in Wagons, ihre Zahlmittel in Güterwagen herumreisen, damit die Welt glaube, ihr Heer sei unzählbar, ihr Reichthum unerschöpflich. Aber die Türken wissen am Besten, wies gemacht wird. Die kennen den Papierfinanzkram und hüten sich vor der KK-Mark. Allmählich gehen ihnen die Augen auf. Nach dem Sieg: deutsche Kolonie; nach der Niederlage: von der härtesten Strafe bedroht. Und die türkische Diplomatie galt einst als die schlauste der Welt! .. In den Karpathen kämpfen vier Millionen Menschen. Eine Million wird fallen. Warum? Weil es dem Kaiser beliebte, von Weltherrschaft zu träumen. Napoleon, der sie nicht nur erträumt, sondern für eine Weile an sich gerissen hat, wäre zu solchem Massenmord nicht bereit gewesen. Ueberall fragen die Weisen einander, ob Wilhelm zur Erhöhung der Geburtenziffer etwa nur aufgerufen habe, um mehr Menschenfleisch vor die Kanonen werfen zu können. Was wir erleben, ist nicht Völkerkrieg; ist der Widerstand der civilisirten Menschheit gegen die ärgsten Räuberbanden. Ohne irgendeinen Grund hat ein Einzelwesen, neben dem Attila ein Wunder an Milde scheint, diese Sintfluth erwirkt. Doch der Krieg muß unserem Erdtheil den Kultus des reinen Denkens zurückbringen, der die wankenden, von allzu spitzfindiger Diplomatenkunst hergerichteten Religionen ersetzen kann. .. Was wollen die Deutschen? Im Krieg gegen ihre Feinde haben sie die Verbrechen gehäuft. Man sollte glauben, daß sie um Gnade bitten müßten; kann sich die Wandlung wilder Raubthiere in blökende Lämmlein aber kaum vorstellen. Mindestens brauchten sie die paar Länder, die noch nicht gegen sie in Waffen starren, nicht in Wuth zu reizen. Doch die neuste Schandthat gegen Holland zeigt die ganze deutsche Frechheit, die selbst das von einer neutralen Regirung gemiethete und befrachtete Schiff nicht schont. Nur eine Erklärungmöglichkeit giebts: Die Deutschen wollen sich den Frieden aufzwingen lassen. An Sieg glauben sie nicht mehr; fürchten die Wirthschaftkrisis, deren Folge der Gesellschaftumsturz sein müßte. Um ihm vorzubeugen, um die Kriegerkaste, den letzten Wall der Kaiserei, zu erhalten, wollen

sie einen vom Weltzorn ihnen aufgenöthigten Frieden. Dann blieben die für den schmachvollen Krieg Verantwortlichen ungefährdet und könnten sagen: ‚Die Zahl unserer Feinde war zu groß; dawider vermochten wir nichts.' Auf diesen Falschspielerschwindel dürfen die Verbündeten nicht hereinfallen. Der deutsche Militarismus muß vernichtet werden ... Das Album, das die Spanier, als ein Zeichen ihrer Verehrung, dem General Joffre überreichen wollen, trug am dreizehnten April schon 55931 Unterschriften (ohne die von drei großen Zeitungen gesammelten). Herr Perez Caballero, einst Spaniens Vertreter in Paris, hat gesagt, durch die 1907 von Spanien mit England und Frankreich geschlossenen Verträge (zwei) über das Mittelmeer und die Westküste von Afrika sei das Königreich nicht zu militärischer Mitwirkung verpflichtet; es müsse aber mit den Westmächten sich über die Wahrung ihrer Interessen verständigen. Diese kluge Politik sei von Maura begonnen, von dem Grafen Romanones bestätigt und von der Mehrheit aller Parteiführer gebilligt worden. Kann Spanien nicht länger neutral bleiben, dann fordert sein Vortheil den Anschluß an die Westmächte... In der ersten Kriegszeit sprach ein Amerikaner: ‚Jetzt kommt ein Krieg des Getreides gegen die Kohle'. Schon naht der Sieg des Getreides; in Rußland, in Frankreich ist er gewiß. Die berühmten berliner Professoren haben allerlei Merkwürdiges erfunden: Brot ohne Korn, Mehl aus Stroh, Seife aus Zucker (Pontius Pilatus und Lady Macbeth hätten sich dran gefreut), Kunstmilch, ‚die nach Kuh schmeckt'; morgen wird man ohne Hennen Eier haben, vielleicht sogar Fleisch und Gemüse erkünsteln. Die deutschen Brillenmenschen haben sich, in ihrer chemischen Weltauffassung, der Natur völlig entfremdet; aus Steinkohlenabfall machen sie Riechstoffe, die der Nase Blumenduft vortäuschen, aus eklem Schund Champagner. Was wird nach dem Krieg aus dem Magen der Boches geworden sein? Wahrscheinlich kann er Ziegelsteine verdauen ... Frau Arnaud, Offizierswitwe, Malerin und Schriftstellerin, hat in Paris, aus Französinnen und Belgierinnen, ein Regiment gebildet, dessen Ehrenoberst die Königin von Belgien werden soll. Die Ausbildung der weiblichen Freiwilligen wird einstweilen von Männern geleitet. Wenn die Tauglichkeit der Frauen, durch ärztliche Untersuchung, festgestellt ist, erhalten sie Khakiuniformen und der Schießunterricht beginnt. Der Andrang

ist groß; die Zustimmung der Militärbehörde aber noch nicht erlangt... Deutschland fühlt, daß sein Spiel verloren ist, und möchte Frieden schließen, ehe ihm auch noch seine Pfänder, in Frankreich, Belgien, Polen, entrissen sind. Deshalb die Zwischenträgerei und die verdeckten Angebote seiner Preßknechte, Agenten und Sozialdemokraten. Die Verbündeten werden erst Frieden schließen, wenns ihnen paßt und wenn sie all ihren Bedingungen die Annahme erzwingen können.“ (Dreht Euch nicht um: der Plumpsack geht 'rum! Und bald naht dem Michel die Todesstunde.)

Oberstlieutenant Rousset in La Liberté und Le Petit Parisien: „Ihre ungeheuren Offizierverluste können die Deutschen nicht länger verbergen; mehr als die Hälfte des Bestandes ist tot, verwundet oder gefangen. Nun braucht gerade das deutsche Heer, dessen Soldaten ein Bischen passiv sind, mehr als andere eine große Zahl tüchtiger Offiziere; und findet schwerer als andere Ersatz. Der Kastenstolz gestattet nur in ganz seltenen Fällen die Gewährung der Epaulettes an Unteroffiziere. Reserve- und Landwehroffiziere sind meist weniger tauglich und fühlen sich außerdem unbehaglich unter Kameraden, die sie nicht für vollgewichtig nehmen und nur unter Zwang dulden, weil die Wahl nicht der Preußenüberlieferung genügt. Nach diesen Andeutungen kann Jeder sich vorstellen, wie das Teutonenheer durch die reichlichen Aderlässe geschwächt worden ist... Mir scheint, daß ich so Verlogenes und Verworrenes wie den deutschen Generalstabsbericht über die Kämpfe in der Woëvre noch nie gelesen habe. Der Redakteur dieses dunklen Dokumentes muß furchtbar gestöhnt haben, ehe er das erquälte Zeug fertig hatte. Und das Schlimmste ist: mittelbar bestätigt er unseren Erfolg, den er leugnen wollte. Der Teutonenbrauch ist ja bekannt. Sand in die Augen der Welt: damit sie das Heer des Kaisers für unbesieglich halte. Das verliert nie einen Schützengraben: räumt ihn höchstens. Nie weicht es aus einer Stellung: höchstens nimmts eine andere ein. Und so weiter. Bei so berüchtigten Sprachkunststücken, deren Ertrag durch die deutsche Schwerfälligkeit undurchsichtig und schmierig wird, brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Ganz leicht wird es dem Generalstab nicht werden, zu erklären, warum er den Sturm auf eine Stellung (Eparges-Höhe) versuchen ließ, die er, nach seiner Angabe, doch im vollen Umfange gehalten hatte. Die Rückkehr zur Offensive hatte

ich vorausgesagt; auch, daß sie abgeschlagen werden würde. So ists geworden ... Das Umfassungmanöver der Deutschen und Oesterreicher ist weder am Stryj noch am Dnjestr gelungen. Man wirds wiederholen; doch mit noch geringerer Erfolgsaussicht. Aufgewärmte Speisen schmecken nicht. Aus dem Westen ist nur über die ohnmächtige Wuth zu berichten, die den Feind treibt, immer wieder mit erbärmlichen und zug'eich lächerlichen Anschlägen die englische Küste zu bedrohen. Drei Zeppelinritte, die nur unbeträchtlichen Schaden stifteten, erweisen mit endgiltiger Deutlichkeit, wie unwirksam diese Riesenmaschinen sind. Unsere Fiieger machen nicht solchen Lärm, leisten aber bessere Arbeit. Staunend sehe ich, daß der deutsche Bericht vom siebenzehnten April zwei Schlappen beinahe zugiebt. Merken die Deutschen endlich, daß ihre alltäglichen Aufschneidereien Keinen mehr täuschen? Gar so schnell läßt die Natur sich aber nicht austreiben. In dem selben Bericht heißts, auf Greenwich, das, wie Jeder wisse, vor Londons Thor liege, seien Bomben geworfen worden. Dadurch soll die üble Wirkung des halben Zugeständnisses, das voraufging, abgeschwächt werden. Nur die Städte der Küste von Essex wurden bisher von den Luftpiraten heimgesucht; hält der Berichterstatter seine Leser für so unwissend, daß er diese Bombenziele bis an die Thore der Hauptstadt vorschiebt? Wir bleiben bei der Wahrheit und verzeichnen froh einen Doppelsieg unseres tapferen Vogesenheeres auf beiden Ufern des Fecht."

Herr Gustav Hervé in La Guerre Sociale: „Eure römischen Ahnen, Italer, waren die geschicktesten Erdschaufler der Welt. Eure Piemontesen sind die Erben ihrer Pionierkunst. Wie Marius und seine Legionäre einst Kimbern und Teutonen, so werdet Ihr, schon im ersten Treffen, Deutschen und Oesterreichern zeigen, daß Ihr Euch auf Graben und Schanzen versteht. Neben Euren Deport-Geschützen ist die leichte Artillerie der Feinde Schund. Sorget aber für enge Verbindung der Artillerie- mit den Infanterie-Offizieren: sonst wird das Fußvolk, wenns in raschen Sprüngen vorgeht, aus den eigenen Kanonen beschossen. Unser schlimmster Anfangsfehler war, daß die hohen und höheren Stäbe oft zehn, zwanzig, dreißig Kilometer hinter der Front blieben, alle Befehle durchs Telephon gaben und nicht genau wußten, wie es vorn aussah. Wird unsere Erfahrung vom ersten Tag an Euren Stäben nutzbar, dann sparet Ihr viele Menschen. Wir, Alle, denen die Lateiner-

brüderschaft nicht ein leeres Wort ist, wünschen inbrünstig, daß Ihr, nebst Euren rumänischen Vettern, nach dem Aufmarsch nicht in Irrthum gleitet, der, auch unter den tüchtigsten Führern, in einem mit Neuheit und Ueberraschung vollgepfropften Krieg vielleicht unvermeidlich war, uns aber unzählige Opfer gekostet hat. Schade, daß allerlei Hinderniß sich vor den Plan thürmt, unsere Generalstäbe eine Militärkonvention schließen, zweihunderttausend Italiener nach Frankreich, zweihunderttausend im Feuer bewährte Franzosen auf Euer erstes Schlachtfeld marschiren zu lassen. Die Waffenbrüderschaft von Magenta und Solferino würde erneut und aus den Vereinigten Lateinerstaaten könnten die Vereinigten Staaten von Europa erwachsen... Ein amerikanischer Generalstrike würde nur uns, den Verbündeten, schaden. Die Arbeiter, die ihn beschlössen, würden aus ihrer Neutralität heraustreten und gegen uns wirken. Für wen? Für die Leute, die sich auf das unterwürfige, von Frankreich und Rußland in Demuth gezwungene Serbien stürzten, um es zu erdrosseln. Die auf die Bitte des Zaren, den austro-serbischen Streit vors internationale haager Gericht zu bringen, mit frecher Weigerung und roher Kriegserklärung geantwortet haben. Die den ganzen Erdtheil, zunächst aber Belgien, Holland und Dänemark, Industrie, Handel und Politik, unter ihr Aufsichtrecht zwingen, das freie England, das republikanische Frankreich in Preußens Unteroffiziersgeist und Paradeschritt nöthigen wollten. Denen internationale, von ihnen unterschriebene Verträge nur Papierfetzen sind und die der Todsünde schuldig wurden, da sie, ohne die allergeringste Herausforderung, das unschuldige Belgien würgten. Können christliche oder sozialistische Arbeiter im freien Amerika aufstehen, um Räuber der verdienten Strafe zu entreißen? In der Stunde, wo wir ein neues, mit Zwangschiedsgericht und internationaler Polizeigewalt auszustattendes Europa schaffen wollen? Solchen Verrathes an der Civilisation sollten sie fähig sein? Von ihnen soll Belgien, der Märtyrer, den Dolchstoß oder Eselsfußtritt empfangen?.. Frankreich, Turati (Führer der italischen Sozialisten), ist an diesem Krieg unschuldig. Das Bündniß mit Rußland, das Karl Marx schon 1871, als die unvermeidliche Folge der blödsinnigen Annexion von Elsaß-Lothringen voraussagte, sollte unser Land, aus dem die Rachsucht gewichen war, nur vor neuer Verstümmelung schützen und den Statusquo des

Frankfurter Friedens verbürgen. Die Rückkehr in dreijährige Wehrpflicht war unsere Antwort auf Deutschlands ungeheure Heeresvergrößerung. Und wissen Sie nicht, daß im Mai 1914 eine Kammermehrheit gewählt worden war, die das dritte Dienstjahr streichen und sich mit Deutschland, wenn es den Wunsch andeutete, gern verständigen wollte? Als Oesterreich den Serben das unerhörte Ultimatum vorgelegt hatte, überredeten wir sie in die weitesten Zugeständnisse und drückten zugleich auf Rußland, damit es nicht etwa Oel ins Feuer gieße. Wir baten England, im Verein mit uns alles zur Abwehr der Katastrophe Mögliche zu thun: und England hatte die gleichzeitige Demobilistrung Oesterreichs und Rußlands fast durchgesetzt, als Deutschland den Russen den Krieg erklärte. Wir thaten noch mehr. Um in der Zeit deutscher und (beginnender) französischer Mobilisirung jeden Grenzzwischenfall zu verhüten, erfüllte Viviani den von Jaurès ausgesprochenen Wunsch und ließ unsere Truppen um zehn Kilometer von der Grenze weichen. Alle Sozialisten Italiens müssen endlich vernehmen, daß die Französische Republik an diesem Gräuel eben so unschuldig ist wie Belgien selbst. Unsere Schuld ist, daß sie es noch nicht wissen; daß wir, als Südekum bei Euch gewesen war, uns von dummer Scham hemmen ließen, vor Eurem Ohr die Glocke Frankreichs zu läuten. Wenn unsere Regirung die Neutralität Belgiens verletzt und uns die Lehre vom Papierfetzen aufgetischt hätte: nicht nur hundert Sozialisten, nicht nur alle Republikaner, nein, alle Abgeordneten, auch die reaktionären, hätten sich gegen solche Schande aufgebäumt. Jetzt, Turati, wissen Sie und Ihre ‚offiziellen' Sozialisten, wie es stand und steht. Wollen Sie dennoch bis ans Ende neutral bleiben? Die unter der Führung der deutschen Sozialdemokratie entstandene Internationale ist tot. Sie hat sich an der harten Wirklichkeit den Schädel zerschellt. Ihr Glaubensgrundsatz war der Klassenkampf. Das Erdbeben, das wir jetzt erleben, lehrt aber, daß stärker noch als der Klassenkampf, in allen Ländern, die Klassengemeinschaft ist. Wenn die Kanone donnert, spürt man plötzlich, daß zwischen Bourgeois und Arbeitern, die einander gestern schmähten, eine Gemeinschaft der Interessen und Gefühle fortwährt, das Erbe aus Jahrhunderten gemeinsamer Geschichte, die Frucht aus dem Schoß eines Verwandtschaftempfindens. Im Hui sind dann die feierlichsten Beschlüsse unserer armsäligen Völkerkongresse weggeweht.

Sie, lieber Turati, meinen, ein Bund, dem Rußland angehört, könne keinen Befreierkrieg führen? Je stärker auf dem Kongreß, der Europas Karte ändern wird, die freien Völker des Westens sein werden, desto leichter wird es sein, den Frieden auf die Achtung jeder Volkheit, jeder, ohne Ausnahme, zu bauen und auf Rußland einen freundschaftlichen Druck zu üben, ders in die Richtung des Liberalismus, der Demokratie drängt. Darf im Lager der Sieger, an der Wiege des neuen Europa die Demokratie Italiens fehlen? Wenn Sie noch Zweifel an Ihrer Pflicht, des sozialistischen Demokraten, hegen, dann reisen Sie nach Albi und bedenken unseren Meinungstreit ein paar Stunden lang am Grab unseres Genossen Jaurès." Also spricht Hervé, der einst den Wehrdienst geweigert hat.

„Dichter sind manchmal weitsichtig. Goethe hat Wilhelm den Zweiten vorausgeahnt. Herr Eugen von Eichthal hat die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften daran erinnert und die Papiergeldszene aus dem zweiten Faustheil vorgelesen. Der deutsche Dichter erträumte einen Kaiser, der geschaffen ist, sein Reich in Verderbniß zu reißen, und der ihm auch wirklich den Untergang bereitet. Kein Geld; kein Schwein mehr zu mästen; nur noch vorgegessenes Brot. Der als Musiker verkleidete Mephistopheles läßt den Kaiser einen Haufen papierner Geldscheine unterzeichnen und der Wohlstand scheint wiederzukehren. Allgemeine Wonne. Doch der falsche Reichthum kann den Staat nicht lange vor dem Sturz in den Abgrund bewahren. Alles richtig erträumt! Auch die Schweinenoth wird bald Ereigniß werden. Um Futter zu sparen, läßt die Regirung ja alles Borstenvieh schlachten." (Le Petit Journal.) Der Patriot Eugenius von Eichthal ist gewiß ein Vollblutfranzose. Im Lande der Eichen und Thäler fände er nicht so rasch eine „Akademie", der er das Gipfelwerk französischer Klassik als frische Frühjahrsneuheit einschmeicheln könnte.

Cantate!

„Stolziglich streiten wider mich meine Feinde und alltäglich versenken sie mich. Auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten. Was könnte mir Fleisch thun? Täglich fechten sie meine Worte an und all ihr Trachten will mir Uebles. Zu Hauf stehen sie und haben Acht auf meine Fersen, wie sie meine Seele erhaschen. Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht. Was können Menschen mir

thun? Ohne Gnade stoße Gott sie hinab. Mit meiner Seele liege ich unter den Löwen. Die Menschenkinder sind Flammen, ihre Zähne Spieße und Pfeile, ihre Zungen scharfe Schwerter. Zerbrich in ihrem Maul die Zähne, Herr Gott; laß ihre Pfeile zersplittern und sie selbst, wie eine Schnecke, verschmachten. Schütze mich, Gott, vor Denen, so wider mich stehen! Wie lange noch stellet Ihr, Alle, Einem nach, daß Ihr ihn würget? Eure Lügenmäuler sollen verstopft, Eure Leiber vom Schwert gefressen oder des Fuchses Beute werden. Heimlich haltet Ihrs, seid verschlagen und habet geschwinde Ränke. Vertreibe sie, Gott, wie der Rauch vertrieben wird; wie Wachs schmilzt, lasse sie schmelzen. Sei mir Hort, Fels und Burg; hilf mir aus der Hand ungerechter Knechte. Aus meiner Noth schreit meine Stimme, streckt nachts meine Hand sich zu Dir. Den Nachbarn wurden wir eine Schmach; Spott und Hohn Allen, die um uns sind. Singet ewiglich von der Gnade des Herrn und kündet für und für seine Wahrheit. Sie ist, Herr Gott, um Dich her; und Keiner gleicht Dir an Macht. Du herrschest über das ungestüme Meer und stillest, wann Dir beliebt, seine Wellen. Dein starker Arm zerstäupt die Feinde. Mir graben die Hochmüthigen Gräber, die Dein Gesetz verbietet. Mit Lüge verfolgen sie mich und hätten mich schier umgebracht. Groß ist die Schaar der Verfolger und Widersacher; ohne Ursache stehen die Fürsten wider mich und legen mir Stricke. Ich aber halte stracks alle Deine Gebote. Meine Klage schütte ich in Dein Ohr. Erforsche mich, Herr, und erfahre mein Herz. Prüfe mich und erkenne, wie ichs meine. Bin ich auf schlechtem Weg, so leite Du mich auf guten. Die mich verderben möchten, sind mächtig. In den Schänken singen sie Spottlieder über mich. Und Derer, die mich grundlos hassen und verleumden, sind mehr, als ich Haare auf meinem Haupt habe. Wie lange sollen sie prahlen und trotziglich reden und sich groß noch, die Uebelthäter, berühmen? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte nicht hören? Der das Auge gebaut hat, nicht sehen? Schauet die Wunderwerke Gottes: der das Meer austrocknet, die Füße vor Straucheln bewahrt, die Seelen lebendig erhält. Wie Silber geläutert wird, hat er uns geläutert; in den Marterthurm ließ er uns werfen, auf unsere Lenden eine Last legen, Menschenfaust über unser Haupt hinfahren, in Feuers und Wassers Noth uns leiden. Danach aber hat er uns erlöst und erquickt. Singet dem Herrn ein neues Lied: der da sieget mit seiner

Rechten und mit seinem heiligen Arm. Jauchzet ihm, mit Drommete und Posaune, mit Psalter und Harfe; jauchzet dem Herrn und König! Das Meer, und was drinnen ist, die Erde, und was drauf wohnet, dröhne ihm Dank; jubelt, Gebirge, und frohlocket, Flüsse: denn Gott kommt, zu richten, der ist aller Welten Schöpfer, und sein in Ewigkeit gerechter Wille spricht allen Völkern das Recht."

„Ein jeglicher Mensch sei schnell, zu hören, langsam aber, zu reden, und langsam zum Zorn. Leget ab alle Unreine und alle Bosheit. Die Pferde halten wir im Zaum: und er lenkt ihren ganzen Leib. Den größten Schiffen weist im stärksten Sturm ein kleines Steuerruder den Weg: wohin es will, dahin müssen sie. Also ist auch die Zunge ein kleines Glied und richtet dennoch großes Unheil an: gleich einem lohenden Scheit, das eine Welt in Brand bringt. Alles Gethier der Erde, des Meeres, der Luft hat der Mensch gezähmt; nur die Zunge, den nimmer ruhenden Ausspeichler tötlichen Giftes, kann er nicht zähmen. Die Zunge lobt Gott und flucht dem Menschen, der nach Gottes Bild gemacht ist. Quillt denn aus eines Brunnens Rohr Süß und Bitter? Trägt der Feigenbaum Reben und der Weinstock Feigen? Aus Neid und Zank wächst Wirrniß und eitel böses Ding. Gerechtigkeit aber ist Friedensfrucht und wird Friedlichen in Frieden gesät. Haß und Neid, Streit und Krieg erwirbt Euch nichts. Die nicht einmal wissen, was morgen sein wird, errechnen den Handelsnutzen auf ein Jahr voraus. Was aber ist des Menschen Leben? Ein Dämpflein, das ein winziges Weilchen währt und dann spurlos in Alldust zerflattert."

Die Ueberlebenden sind dem Totenheer Schuldbürgen und Schuldner. Aus der Scholle, die vom Blut dieses Heeres gedüngt ward, sproßt ihnen Wonnemondshoffnung. Aus Flanderns und Frankreichs, Rußlands und Galiziens, Ungarns und Osmans Erde. In jede rann der Saft deutscher Mannheit. Neun Monate sind, die Werdezeit eines Menschenkindes, um: und des Feindes Hastgefuchtel, das neue Helfer herbeiwinken, die Doppelung des Schergensoldes ankünden soll, bewiese noch Blinden, daß ihm, trotz seinen sieben Häuptern, seinen sechs Kronen, der Glaube an das Gelingen des Unterfangens fast schon entglitten ist. Singet die That deutschen Wollens! Doch strecket Euch nach dem Jubelsang nicht zu Rast; sondern bleibet wach und harret der Geister, die, als Gläubiger, am Verfalltag ihnen Pflichtiges heischen.

Neuland.

Seit je her haben die Einsichtigen erkannt, daß die in der Sozialen Frage zum Ausdruck kommende Erkrankung der menschlichen Gesellschaft von dem unvermittelten Uebergang von der Natur zur Kultur, dem Land zur Stadt, herrührt. Bei den Versuchen, die man, von dieser Erkenntniß ausgehend, bisher zur Steuerung der Landflucht und der Rückverpflanzung der überschüssigen Stadtbevölkerung auf die Scholle unternommen hat, wurde aber an die Lockmittel, die das Landvolk in die Stadt ziehen, zu wenig oder gar nicht gedacht.

Die Industrie vermag den Werth der menschlichen Arbeitkraft durch die Maschine und die qualifizirte Leistung zu steigern. Sie kann auch die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte zu jeder Tages- und Jahreszeit gleichmäßig ausnutzen, ihren Betrieb nach der Nachfrage regeln. Deshalb vermag sie auch verhältnißmäßig höhere Löhne zu zahlen, die einer höheren Lebenshaltung entsprechen. Die Landwirthschaft kann ihre Arbeitkräfte nicht im Werth steigern. Sie vermag sich der Maschine nur in beschränktem Maße zu bedienen. Für die qualifizirte Arbeit hat sie überhaupt keine Verwendung. Nur in der Saat- und Erntezeit kann sie Kraft voll ausnutzen. Sie kann ihren Betrieb auch nicht der jeweiligen Nachfrage entsprechend ausdehnen. Deshalb ist sie hauptsächlich auf Saisonarbeiter, Häusler und Anlieger angewiesen. Wenn sie ihre Arbeiter dauernd beschäftigt, kann sie ihnen nur geringe Löhne gewähren.

Zu der Aussicht auf höhere Löhne kommt noch das kulturelle Moment, das die Landarbeiter unwiderstehlich nach der Stadt zieht. Auf Schritt und Tritt wird dem Landmann, wenn er zum Militär in die Stadt geschickt wird, seine Unbeholfenheit den städtischen Kameraden gegenüber zum Bewußtsein gebracht. Mit Bewunderung und Ehrfurcht blickt er auf die peinliche Sauberkeit, die Lichtfluthen, auf den Luxus, die feinere Geselligkeit und die reichlichen Bildung- und Zerstreuungmöglichkeiten; voll Neid auf die höhere Bewerthung der menschlichen Arbeitkraft. Wenn er nach beendetem Militärdienst überhaupt noch aufs Land zurückkehrt, wirkt er als Apostel des städtischen Lebens auf die Dorfjugend aufreizend.

Das sind die Thatsachen. Im Jahr 1882 entfielen im Deutschen Reich von je 100 Personen aller Berufsarten 42,5 auf die Landwirthschaft. Bis 1907 sank diese Ziffer auf 28,6. Während dieses Zeitraumes ist die Industriebevölkerungziffer von 45,5 auf 56,2 gestiegen. In Folge dieser Abwanderung müssen zur Bebauung des deutschen Ackerbodens immer mehr Ausländer herangezogen werden. Im Jahr 1890 betrug noch die Zahl der fremden Landarbeiter Hunderttausend jährlich; 1913 ist sie auf eine halbe Million gestiegen. Diese Thatsachen scheinen zwar für die Landwirthschaft in ökonomischer Hinsicht unwichtig zu sein. Die Erträgnisse der landwirthschaftlichen Produktion sind in den Jahren 1908 bis 1912 gegenüber den Jahren 1885 bis 1889 auf rund

16½ Millionen Tonnen gestiegen. Die Nachtheile aber, die dem Staat aus der Heranziehung so vieler fremder Landarbeiter erwachsen, sind offenbar. Rußland, das neben Oesterreich den größten Theil der Saisonarbeiter nach Deutschland schickt, versucht schon, diese Landarbeiter auf eigenem Boden zu beschäftigen. Die Verwirklichung dieser Absicht kann für die deutsche Landwirthschaft zur Katastrophe werden. Die fremden Landarbeiter entziehen dem Land jährlich Hunderte von Millionen, die sie nach ihrer Heimath schicken, während die abgewanderte Landbevölkerung den Kommunen und Gewerkschaften als Arbeitlose zur Last fallen.

In den Jahren 1890 bis 1891 hat die preußische Regirung ein Rentengutsgesetz erlassen, wonach Denen, die sich auf dem Land ansiedeln wollen, vom Staat drei Viertel des Kaufbetrages als Darlehen gewährt werden. In einem Erlaß vom achten Juni 1907 wurde auch noch die Begründung von Rentengütern bis zu einer Mindestgröße von 12,5 Ar (ein halber Morgen) zugelassen unter der Voraussetzung, daß sie von Kommunalverbänden, Genossenschaften oder gemeinnützigen Gesellschaften in die Hand genommen würden. Für jede nach der Vorschrift ausgeführte Ansiedlung eines Landarbeiters gewährt der Staat dem Ansiedlungunternehmer eine Beihilfe von 800 Mark für jede Stelle und 10 Mark für jeden angefangenen Hektar der zu besiedelnden Fläche.

Ueberblickt man das Ergebniß dieser mit so gewaltigen Mitteln und Kräften einsetzenden Staatsaktion, so wird man an den kreißenden Berg erinnert, der eine Maus gebiert. Bis ins Jahr 1911, also in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, sind rund 18000 Kolonisten angesiedelt worden: 900 jährlich. Wie verschwindend gering nimmt sich diese Summe gegenüber der Bevölkerungzunahme und der anhaltend starken Abwanderung nach der Stadt aus! Weniger noch haben die privaten Vorschläge und Versuche gefruchtet. Sering verlangte für die innere Kolonisation die Auftheilung von einer Million Hektar. Schmoller forderte zu diesem Zweck das Doppelte. Franz Oppenheimer verlangt die Auftheilung des Großgrundbesitzes, besonders der Fideikommisse, und glaubt, dadurch „die landwirthschaftliche Bevölkerung Deutschlands von 17 Millionen Köpfen, von denen mindestens 12 bis 13 Millionen proletarische Elemente, also Landarbeiter, Parzellen- und Zwergwirthe sind, auf 34 Millionen wohlhäbiger Elemente“ erhöhen zu können. Andere erwarten alles Heil von der Auftheilung der preußischen Domänen. Dabei muß man bedenken, daß es sich hier im Ganzen um 400000 Hektar handelt, während die landwirthschaftlich benutzte Fläche Preußens 23 Millionen Hektar umfaßt. Den ersten praktischen Versuch, der allerdings nur mittelbar zu einer erfolgreichen Durchführung der inneren Kolonisation führen konnte, hat Pastor von Bodelschwingh unternommen, als er Arbeitlose Oedland bearbeiten ließ. Der Weg von der Gelegenheitarbeit auf dem Land bis zur dauernden Ansiedelung war freilich weit, zumal es sich hier um ein verwahrlostes Menschenmaterial handelte.

Alle Versuche zu einer Agrarreform müssen erfolglos bleiben, wenn man sich nicht entschließt, die Lockmittel, wodurch die Stadt die Landbevölkerung unwiderstehlich anzieht, die Industrie und ihre Kultur, aufs Land zu bringen. Ein solcher Schritt mag wohl im ersten Augenblick unmöglich erscheinen. Aber die Geschichte lehrt uns, daß ein starker Wille auch Solches vollbringen kann. Man mag die auf dem Glauben an die Möglichkeit eines willkürlichen Eingreifens in die Naturgesetze beruhende mosaische Religion ablehnen: den Sozialreformator Moses muß jeder Verständige rühmen. Wer lieber der Bibel selbst als der modernen Bibelkritik, die doch nur auf einer Wortauslegung beruht und sich jeder empirischen Nachprüfung entzieht, zu glauben geneigt ist, wird finden, daß Moses schon als Jüngling die Nothwendigkeit einer Synthese zwischen der ländlichen Natur und der städtischen Kultur erkannt hat, bei der praktischen Durchführung dieser Erkenntniß jedoch einen Weg eingeschlagen hat, dem man stets nachgehen muß, wenn man auf dem Gebiete der Sozialreform je etwas Großes und Bleibendes erreichen will.

Nicht mit einem Wort wollte er die Soziale Frage beantworten; er hat vielmehr nur an einem winzigen Theil der Menschheit seine Ideen zu verwirklichen gesucht, in der sicheren Erwartung, daß sie, wenn sie sich als gut erwiesen habe, von selbst weiter wirken werde. Die Menschen, die er sich für seine Zwecke ausgesucht hat, hatten nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Das Haupthinderniß, woran alle großen Reformen zu scheitern pflegen, ist der einheimische Boden, worin die alten Vorurtheile eben so wie die Pflanzen wurzeln. Diesem Hinderniß ist Moses ausgewichen: er hat sein Volk auf einen neuen Boden verpflanzt.

Das Bewunderungwertheste ist, daß er seinen Plan nicht in einer tiefgründigen Schrift vergraben oder unausgereift in die Massen geworfen hat, sondern sich erst in die stille Einsamkeit, in die Arabische Wüste, zurückgezogen und vierzig Jahre lang an der Ausgestaltung seines Planes gearbeitet hat, ehe er an die Verwirklichung ging.

Für die deutsche Agrarreform kämen zunächst die Proletarierschichten in Betracht, die über ein Existenzminimum nicht hinausstreben, aber auch das Nothwendigste nicht erreichen können. Zu ihnen gehört in erster Reihe das große Heer der Arbeitlosen, deren Anzahl auf eine Million jährlich geschätzt wird. In zweiter Reihe kommen die in den Existenzkampf gedrängten Frauen, die als Heimarbeiterinnen oder in den Geschäften und Werkstätten so schlecht bezahlt werden, daß sie dabei darben müssen, wenn sie sich nicht der Schande preisgeben. In dritter Reihe stehen die arbeitenden Familienväter, die bei aller Anstrengung nicht genug verdienen können, um ihre Kinder ausreichend zu ernähren. Endlich kommt noch das geistige Proletariat hinzu, das oft schlechter daran ist als die gewöhnlichen Arbeitlosen, weil es, im Hinblick auf seine äußere Stellung, sein Elend verbergen zu müssen glaubt. Die Mindestzahl aller dieser Menschen, die in den

Großstädten ein hoffnungloses Dasein fristen, dürfte etwa zwei Millionen betragen.

Alle Sozialreformer haben die Ausführung ihrer Pläne nur durch ein Eingreifen in fremde Rechts- und Gewohnheitsphären vollbringen zu können geglaubt. Hierin macht auch Moses keine Ausnahme. Das Land der Verheißung mußte erst anderen Völkern geraubt werden. Alle kommunistischen und sozialistischen Programme denken an gewaltsame oder freiwillige Expropriation. Selbst die gemäßigten Agrarreformer der Gegenwart glauben, ohne Auftheilung des Großgrundbesitzes nicht auskommen zu können. Durch die Widerstände, auf die jedes gewaltsame Eingreifen stoßen muß, haben sie sich ihre Aufgabe erschwert oder, bis auf Moses, geradezu unmöglich gemacht. Von dieser Erkenntniß ausgehend, haben die Utopisten zur Basis ihrer Pläne stets ein herrenloses Land irgendwo in einem verschollenen Erdtheil gewählt.

Vor solchen Versuchen und Vorschlägen hat eine innere Kolonisation, die sich zunächst auf die Urbarmachung des Oedlandes beschränkt, den großen Vortheil, daß sie nützlich wirken kann, ohne dabei fremde Interessen zu verletzen, und daß man, um sie zu verwirklichen, nicht erst in die Ferne zu schweifen braucht. Nach einer Ministerialdenkschrift giebt es in Deutschland eine Million Hektar unkultivirten Hoch- und Uebergangsmoors, eine Million Hektar unkultivirten Niederungmoors und anderthalb Million Hektar kulturfähigen mineralischen Oedlandes. Um diese Zahlen würdigen zu können, muß man bedenken, daß die ganze landwirthschaftlich benutzte Fläche Deutschlands nach der Statistik von 1897 32½ Millionen Hektar umfaßt und daß der gesammte Großgrundbesitz (von 100 Hektar an gerechnet), von dessen Auftheilung die Agrarreformer sich alles Heil versprechen und wozu es doch in absehbarer Zeit kaum kommen kann, 7,8 Millionen Hektar umfaßt. Daß die angeführten 3½ Millionen Hektar Oedland urbar gemacht werden können, ist nach den Urtheilen aller Sachverständigen gewiß. Der Plaggenstich und die Weide, wozu früher das Oedland für die Landwirthschaft benutzt wurde, sind jetzt bei der Verwendung des künstlichen Düngers und den Fortschritten der Stallfütterung entbehrlich geworden. Durch eine Urbarmachung des Oedlandes könnte also nur Nutzen, kein Schade und keine Interessenverletzung entstehen.

Im Jahr 1912 hat der Kaiser im Deutschen Landwirthschaftrath über die Erfahrungen berichtet, die er mit seinem Gut Cadinen gemacht hat. Es handelt sich um die Melioration von rund 500 Morgen sumpfigen Torflandes am Haffstrand, das bis dahin gänzlich unbrauchbar war, weil nur Erlen, Schilf und Sumpfgras darauf wuchsen. Die Kosten für Entwässerung und Sandbestreuung des Moorbodens, künstlichen Dünger und Aehnliches betrugen rund 73 000 Mark. Als Jahresertrag waren 12 000 Mark zu verzeichnen. Diese Zahlen sind allerdings weder für den Kleinbetrieb noch für eine Wirthschaft großen

Stils maßgebend. Herr Hans Ostwald, der Leiter des Vereins für innere Kolonisation, berechnet auf Grund der Erfahrungen, die er in der Kolonie bei Reppen gemacht hat, die Erwerbung, Bewirthschaftung und den Ertrag eines Morgen so:

Bodenpreis	Mark	120	bis	200
Dung und Arbeitlohn . . .	„	400	bis	500
Pflanzung und Verwaltung .	„	300		
	Mark	820	bis	1000
jährlicher Ertrag	„	150	bis	300

Mührer hat in seinem zusammen mit Keup herausgegebenen Buch auf Grund der Beobachtungen, die er an gewöhnlichen Landwirthschaften gemacht hat, ausgerechnet, daß die Produktion von marktfähigen Ackererzeugnissen pro Hektar jährlich in den Kleinbetrieben auf 259 Mark, in den Großbetrieben auf 235 Mark sich beläuft. Die so auffallend weit auseinandergehenden Berechnungen erklären sich daraus, daß Ostwald mit einer äußerst intensiven und rationell betriebenen Garten- und Viehzucht rechnet.

Setzt man nun den Durchschnittsertrag von 200 Mark pro Morgen und nimmt man von den 3½ Millionen Hektar nur 2 Millionen Hektar (8 Millionen Morgen) als kulturfähig an, so würde die landwirthschaftliche Ausnutzung dieser Fläche rund 2 Milliarden Mark jährlich ergeben. Nach einer annähernden Schätzung verwenden Kommunen und Privatgesellschaften auf die Unterstützung der zuvor angeführten Proletarierschichten, die ein Existenzminimum durch Arbeit nicht zu erlangen vermögen, eine Milliarde Mark jährlich. Durch eine glückliche Vereinigung dieser kümmerlichen Existenzen mit dem brachliegenden, auf Arbeitkräfte harrenden Boden könnte also das Nationalvermögen Deutschlands um 3 Milliarden Mark jährlich bereichert und den Arbeitlosen zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen werden.

Zur Durchführung müßte ein nach außen hin als Wohlthäter, nach innen aber, den Arbeitern gegenüber, als Arbeitgeber auftretender Verein so ausgerüstet werden, daß er als Kolonisator und industrieller Arbeitgeber die in Betracht kommenden Proletariermassen auf dem Oedland unterbringen, lohnend beschäftigen und zugleich der Segnungen der städtischen Kultur theilhaftig machen kann. Er siedelt etwa auf je hundert Hektar hundert Kolonisten an, so daß auf jeden ein Hektar kommt. Die Wohnungen werden nach den Reformgrundsätzen, wie sie jetzt in den Städten angestrebt und zum Theil schon durchgeführt sind, errichtet. Die Einführung moderner Kultureinrichtungen wird dadurch erleichtert, daß alle Kolonien durch die Centralleitung mit einander verbunden sind.

Durch moderne Einrichtungen und unter fachmännischer Leitung kann der Kolonist bei einer Arbeitleistung von wenigen Stunden im Tag so viel herauswirthschaften, daß er im schlimmsten Fall vor der

äußersten Noth geschützt bleibt. Den größten Theil des Tages kann er für gewerbliche und industrielle Arbeit verwenden, zu der ihm der Verein durch die Errichtung von Werkstätten und Fabriken Gelegenheit bietet. Wohl werden in der ersten Zeit die meisten Kolonisten für solche Beschäftigungen sich nicht eignen. Da es aber bei maschinellem Betrieb und unter fachmännischer Leitung zum großen Theil nur auf mechanische Arbeiten ankommen wird, werden diese Arbeiten leicht erlernbar sein. Für die Heimarbeiterinnen, zum Beispiel, die jahraus, jahrein in dumpfen, dunklen Wohnungen Mäntel, Blusen und Hemden zu Hungerlöhnen herstellen, wird es eine Erlösung oedeuten, wenn ihnen die Gelegenheit geboten wird, auf eigener Scholle, in hellen, luftigen Räumen diese Arbeit zu einem angemessenen Lohn zu verrichten. Der größte Theil dieser Erzeugnisse wird nach dem Muster der Konsumvereine und in den Kolonien selbst abgesetzt; das Uebrige in Waarenhäusern, die der Verein in den Städten errichtet.

Um den Hauptfehler zu vermeiden, den, außer Moses, alle Sozialreformer gemacht haben, muß man, bevor an die Verwirklichung geschritten wird, nicht nur einen bis auf alle Einzelheiten entworfenen Plan ausarbeiten, sondern auch alle Verwirklichungmöglichkeiten und Hindernisse erwägen. Dazu ist eine systematische Aufstellung aller für dieses Problem in Betracht kommenden Fragen nöthig. Ein Ueberblick über die Geschichte der Sozialreform zeigt, daß die meisten Pläne, die nur in Büchern niedergelegt wurden, der Menschheit verloren sind. Die wenigen Ideen, die das Glück haben, von Sammlern aufgegriffen zu werden, bleiben so lange liegen, bis irgendein Baumeister kommt, der daraus Einiges herausgreift, um es für sein Gebäude in einem ganz anderen Sinn zu verwerthen. Ein Beispiel: Welche Erwartungen haben die Liberalen und Sozialdemokraten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an ihre Ideen des geeinten Deutschland, des geheimen und direkten allgemeinen Wahlrechtes gesetzt und wie ganz anders haben diese Ideen sich in Bismarcks Bauplan gestaltet!

Für die Durchführung der hier angedeuteten Ideen scheint der 1911 von Hans Ostwald gegründete Verein für „soziale innere Kolonisation“ geeignet, die Arbeitlosen auf Oedland zu beschäftigen, der dabei aber den Arbeitern gegenüber als Arbeitgeber auftritt. Jahre lang hatte Ostwald seinen Gedanken propagirt, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Da entschloß er sich 1911 zur That. Mit 120 Mark in der Kasse gründete er den Verein für soziale Kolonisation, kaufte in der Nähe von Reppen 40 Morgen Oedland und ließ es von Arbeitlosen urbar machen. Immer wieder lud er nun Sachverständige und Interessirte zur Besichtigung ein und hatte schließlich den Erfolg, daß Regirung, Kommunen und alle Parteien seinen Versuch zu fördern trachten. Von diesem Verein und seinem energischen Leiter ist zu hoffen, daß er den Muth haben wird, auch den von mir skizzirten Zukunftplan auszuführen.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Bankroffts Erlebniß.*)

Als Bankrofft die Allee zu seiner Wohnung hinunter ging, dachte er: Es ist ärgerlich, daß ich gerade heute diesen Unsinn von Satire zu Ende bringen muß!

Wie ist es doch? Ein Herr Y. hat sich bei einer (ich gebe es zu) bemerkenswerthen Gemeinheit ertappen lassen. Immerhin nur einer schlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße geht. Aber er hat sich erwischen lassen. Und was thue ich, Bankrofft, Mitmensch und überlegener Zeitgenosse? Ich verarbeite das Faktum dieses Reinfalls zu einer... Satire. Ich thue es, weil ich leben muß und, wenn ich es nicht thäte, meinen alten Ueberzieher noch ein Jahr länger tragen müßte.

Er brannte sich eine Cigarette an. Der Anblick des bläulich zarten Rauches, der in einer sanften Schwenkung um seinen Kopf entglitt, brachte ihn auf andere Gedanken. Er lächelte.

Und heute, vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht in einer Stunde wird es geschehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloses Stimmchen wird sich in den Chorus der Lebensstimmen mischen. Aus gesunden Lungen wird es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Mysteriums der Geburt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnunglosigkeit dieser Lebensschreie wird der Dank an die Mächte des starken Willens liegen, der es herbeigesehnt hat.

Und er, Bankrofft, wird der Vater sein. In schweigender Seligkeit wird er, dessen Inbrunst die Erfüllung des tiefsten Wunsches der Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geschlossenen Thür vorüberschleichen. Und sein Herz wird stillstehen vor Glück, wenn ein helles Lachen von ihrem Munde sich in das hilflos lustige Plärren des Kindes mischt. Der Andere aber, der Gatte, wird mit Vaterstolz die Glückwünsche der Freunde entgegennehmen, indeß Bankrofft zu seiner armsäligen Junggesellenwohnung hinaufsteigt, um sich über einen Herrn Y. satirisch zu ergehen, dessen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüberzieher zu kommen.

Bankroffts Gesicht verzog sich. Plötzlich sah er auf.

Was war Das? Eine gedrungene alte Frau hastete mit hochrothem Gesicht, laut aufweinend und gestikulirend, die Allee herauf, ihm entgegen. Sie rief in abgerissenen Sätzen die Entgegenkommenden an, lauter fremde Menschen, die sich, gerührt durch ihren Schmerz, mit ihr einließen, dann aber rathlos, achselzuckend weiter gingen.

Bankrofft blieb erstarrt stehen. In ihm sagte eine Stimme: O Gott! O Gott! War Das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden

*) Aus dem Skizzenbuch „Die Flucht aus Berlin“, das, als sechster Band, in Langens Mark-Büchersammlung erscheint.

mochte, weil er einmal eine gemüthlose Aeußerung über ihren Hund gethan haben sollte? Ihre Mutter!

Er stürzte zu der alten Frau hin, ergriff ihre Hände, sah ihr ins Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es geht zu Ende... oh! Es ist ja schon vorbei!“ Sie stampfte in der Hilflosigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.

Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vorhang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er riß sich los und rannte ohne Besinnung in das Cigarrengeschäft. Sein Hut war heruntergefallen; er merkte es nicht.

In dem Laden erwischte er das Telephonbuch, blätterte verzweifelt, rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle. Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort. Gott sei ihm gnädig, wen er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!

Er war so erschöpft, daß er sich am Ladentisch festhalten mußte. Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause sammelten. Vor dem Hause, in dem sie... vielleicht schon nicht mehr war.

Er ließ sich Cigarren geben, vergaß, zu bezahlen, rannte den Weg zurück und kam vor dem Haus an, als im offenen Fenster ihrer Wohnung eben, blaß und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde. Vor dem Hause standen Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern, entschlossen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.

Bankrofft brach sich wüthend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter ihm fielen zwei Kinder hin und heulten; eine alte Frau schimpfte.

Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelnd und weinend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlotternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden. Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen Sie... Ich weiß nicht, was ich thue... Ich fürchte mich!“ Seine Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem weinerlichen Husten.

Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick sah er zu dem Mann nieder, der wie ein Haufen leerer Kleider vor ihm lag. Er preßte die Lippen zusammen, hob den Mann empor. Es fuhr ihm durch den Kopf: Was ist mir dieser Mensch? Plötzlich standen ihm Thränen in den Augen. Er faßte den Kraftlosen fest unter den Arm und fragte mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Ist es vorbei?“

Der Mann wußte keine Antwort. Er stotterte sinnlos vor sich hin, dann schrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!“

Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten Pathos dieses Schmerzes. Warum schrie dieser Mann: Mein Weib!

Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der sich in beklommener Neugier die Nachbarn aufgestellt hatten. Im Zimmer, in dem sie lag, war Alles in Verwirrung. Die Hebeamme, im weißen Kittel, mit hochrothem Gesicht, lief rathlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem rasenden Ge-

baren ihres Schmerzes. Der Mann hockte mit abgewandtem Gesicht auf einem Stuhl.

Auf dem Bett lag die junge Frau; nackt, schmal, mit wächsernen Gliedern... Bankrofft stand am Ende des Bettes.

Einen Augenblick war es ganz still.

Aus dem Nebenzimmer kam ein leise glucksender Laut. Die Hebamme nahm Bankrofft, dessen starre Ruhe ihr imponirte, bei Seite. Er wischte sich über die Stirn; und mit einem Mal (er wußte nicht, wie es kam, und wurde sich Dessen gar nicht bewußt) mußte er lächeln. Die Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rothes Klümpchen lag es in seinem Korb und brummelte vor sich hin.

Aus Bankroffts Augen fiel eine Thräne mitten in das kleine Gesicht, das sich komisch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme sah ihn vorwurfsvoll an.

Es klingelte. Der Arzt stürzte herein, warf seine Sachen hin und befühlte die Tote. Alle schwiegen athemlos; sogar die kleine dicke Frau weinte nicht mehr.

Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben, rasch reiben!“ kommandirte er. Bankrofft riß in größter Hast irgendetwas vom Kleiderhaken und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die Anderen folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie Alle dieses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte. Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte nicht, nach ihr hinzusehen. Bankrofft sah mit weitgeöffneten Augen geradeaus.

Er sah den Ehemann vor einem wächsernen Bein mit nicht sehr gut gepflegten Zehen klagend auf dem Boden liegen, das Haar zerrauft und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier um sich verbreitend.

„Dieses Bein gehörte mir!“ weint er mit einer wunderlich glucksenden Stimme, „mir, mir, — und nun ist es dahin!“ Die Stimme erstirbt in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhebt sich von Neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht rechtlich erworben? Hab' ich es nicht gehegt und gepflegt? Und nun? Gott, o Gott!“ Die Klagen ersterben in den Tiefen eines an Mund und Nase gepreßten Taschentuches.

Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er, lächelnd zwar, aber mit verstehender Gelassenheit, ein Klägliches von sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun erst bist Du mir ganz und für immer gewonnen, Du kleine Mädchenseele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken Deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung; wo ist ein Anfang, wo ist ein Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies Alles erleben durfte!

Der Arzt machte mit jähem Ruck eine abwehrende Bewegung mit

der Schulter; und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweiflung wieder aus.

Der Ehemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Toten den Rücken zu kehren, mit tiefer, feierlicher Stimme: „Herr Doktor, soll Das heißen, daß ich... nichts mehr... zu hoffen habe?“

Bankrofft wiegte den Kopf. Er stand noch einen Augenblick an ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, stilles Gleiten. Geliebte! sprach eine dunkle Stimme aus der Tiefe seiner Seele. Dann entfloh er dem lauten Schmerz, der aufs Neue um ihn zu wüthen begann.

Als er in seinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in seiner Tasche. Er legte ihn vor sich auf den Tisch und lächelte.

Bis zum Morgen saß er rauchend und lesend am Tisch. In seinem Gesicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebniß. Er neigte manchmal horchend den Kopf auf die Seite. Er hörte das hilflose Stammeln eines Kindes und ein warmes, helles Frauenlachen.

Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten sich.

Er blieb den ganzen nächsten Tag in seinem Zimmer. Als er am zweiten Tag morgens hinunter ging, um Briefe nach der Post zu bringen, traf er den Ehemann mit einem glänzenden Cylinderhut und einem Flor um den Arm im Hause. Er nahm die Beileidsäußerungen der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.

Bankrofft grüßte und ging schweigend an den Leuten vorbei. Niemand dankte ihm; Alle sahen ihm verletzt, kopfschüttelnd nach.

Peter Scher.

Deutscher Sang.

Vaterland.

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts;
Uebel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch!

Walter von der Vogelweide.

In leuchtenden Herbstestagen.

Bei Sedan wars, wo Großes geschah,
In leuchtenden Herbstestagen.
Bei Sedan wars, hei, Hurra, da
Gings Frankreich an den Kragen.

Hei, Hurra! Freunde, Das war eine Schlacht,
Das war germanisches Schlagen!
Da wurde deutsche Arbeit vollbracht
In leuchtenden Herbstestagen.

Auf stieg bei Sedan der deutsche Aar.
Hei, Hurra! Empor zu der Sonnen!
Jauchze nur, jauchze, Du Heldenschaar:
Die Schlacht ward gewonnen, gewonnen!

Der gallische Hahn im Staube wohl lag
Zu Frankreichs ewiger Schande . . .
Wir aber feiern nun Sedantag
Im heiligen Vaterlande.

Des Mittelalters egyptische Nacht
Dämmert noch jenseits vom Rheine . .
Fest steht und treu die deutsche Wacht
Im himmlischen Sonnenscheine.

Es lebe hoch das Deutsche Reich
Von Holstein bis Oberbayern!
Acht Feinde! Wir schlagen sie windelweich!
Das wollen wir heute schon feiern.

Im einigen Deutschland . . . Hei, Hurra! Herbei!
Wir kennen nicht Zaudern noch Zagen.
Uebers Jahr, übers Jahr sind von Euch wir frei
In leuchtenden Herbstestagen.

Der Mann, der dieses Lied gemacht
(Hört es voll Stolz ihn sagen),
War selbst bei Sedan in der Schlacht
In leuchtenden Herbstestagen.

Richard Voß.

Lied an Alle.

Sei gesegnet, ernste Stunde,
die uns endlich stählern eint;
Friede war in Aller Munde,
Argwohn lähmte Freund wie Feind —
Jetzt kommt der Krieg,
der ehrliche Krieg!

Dumpfe Gier mit stumpfer Kralle
feilschte um Genuß und Pracht;
jetzt auf einmal fühlen Alle,
was uns einzig selig macht —
  Jetzt kommt die Noth,
  die heilige Noth!

Feurig wird nun Klarheit schweben
über Staub und Pulverdampf;
nicht ums Leben, nicht ums Leben
führt der Mensch den Lebenskampf —
  Stets kommt der Tod,
  der göttliche Tod!

Gläubig greifen wir zur Wehre
für den Geist in unserm Blut;
Volk, tritt ein für Deine Ehre,
Mensch, Dein Glück heißt Opfermuth —
  dann kommt der Sieg,
  der herrliche Sieg!

Richard Dehmel.
(Aus dem Flugblatt: „Der Krieg.")

Heil den Gefallenen.

Selig, die gefallen
Für das Vaterland!
Ihre Geister wallen,
Wonnig hohen Hallen
Himmlisch zugewandt.

Dort in trautem Kreise,
Dort in stiller Ruh,
Hochentzückter Weise
Hören sie dem Preise
Ihrer Väter zu.

Alle haben droben
Theil an uns wie eh:
Glücklich, die erhoben
Aus der Kämpfe Toben
Zu des Himmels Höh'!

Martin Greif.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf	M.	pf
An Gehälter, Weihnachts-Gratifikationen an die Beamten, feste Bezüge der Direktion, allgemeine Unkosten und besondere Ausgaben aus Anlaß des Krieges	25 955 948	66		
„ Kriegsfürsorge für die zum Heere einberufenen Beamten	1 954 019	70		
„ Wohlfahrtseinrichtungen für die Beamten (Klub, Kantinen und freiwillig übernommene Versicherungs-Beiträge) .	296 560	18		
„ Beamtenfürsorge-Verein	1 470 246	01		
„ Steuern und Abgaben	4 166 064	73		
„ Rückstellung für Talonsteuer	250 000	—		
„ Gewinnbeteiligung an Vorstand usw.	848 197	28	34 93[illegible] 046	56
„ Abschreibungen auf Bankgebäude	1 196 207	87		
„ Abschreibungen auf Mobilien	901 288	57	2 097 496	44
„ Zur Verteilung verbleibender Ueberschuß			41 074 4[illegible]2	06
			78 103 025	06
Kredit.	**M.**	**pf**	**M.**	**pf**
Per Saldo aus 1913	4 266 912	31		
abzüglich der 1. Rate des Wehr-Beitrags	598 496	—	3 668 416	31
„ Gewinn auf Wechsel und Zinsen	43 411 793	18		
„ Gewinn auf Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	711 726	38		
„ Gewinn auf Effekten	—	—		
„ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte	—	—		
„ Gewinn auf Provision	23 937 327	30		
„ Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei fremden Unternehmungen und Kommanditen	6 373 761	89	71 434 008	06
			78 103 025	75

Vermögensaufstellung am 31. Dezember 1914.

Vermögen.		M.	pf
a. Bergwerks- und Hütten-Abteilung.			
Zeche ver. Rheinelbe & Alma	M. 20 281 687,28		
„ ver. Stein & Hardenberg	„ 14 620 451,40		
„ Erin	„ 6 771 57?,51		
„ Hansa	„ 4 780 636,96		
„ Zollern	„ 12 059 476,43		
„ ver. Germania	„ 6 789 964,62		
„ Monopol	„ 16 888 737,20		
„ Westhausen	„ 6 822 530,75		
„ ver. Bonifazius	„ 17 930 581,97		
„ ver. Hamburg & Franziska	„ 2 308 803,96		
„ Pluto	„ 17 126 792,22		
Sandgewinnungsanlage in der Haardt	„ 1 175 829,31		
Hauptkabel-Konto	„ 592 459,46		
Hochofen- u. Gießereianlage Gelsenkirchen	„ 23 388 196,10		
Hochofenanlage Duisburg	„ 3 400 284,26		
Eisensteingruben	„ 1,—	154 738 012	43
b. Abteilung Aachener Hütten-Verein.			
Stahl- u. Walzwerksanlage Rothe Erde	M. 22 550 6?2,75		
Adolf-Emil-Hütte, Esch	„ 51 529 622,79		
Hochofenanlage Esch	„ 13 178 ?35,42		
„ Deutsch-Oth	„ 4 030 878,?5		
Drahtfabrik Eschweiler	„ 2 189 447,05		
Röhrenwerk Eller	„ 2 588 6?8,92		
Konto f. Grubengerechts., Grubenbeteil. u. Grubenanl. Esch	„ 15 321 877,21	114 392 2?3	09
c. Eigentum für gemeinsame Zwecke		2 634 548	81
		271 ?64 764	??
Konto der Beteiligung bei Syndikaten und Verkaufsvereinigungen		123 580	—
Konto der Beteiligung bei anderen Gesellschaften		[illegible]0 081 221	51
Magazin-Konto	M. 16 874 098,49		
Vorräte-Konto	„ 14 091 847,35	30 965 945	84
Konto für Wertpapiere		2 385 543	24
Kassa-Konto		1 212 199	95
Wechsel-Konto		877 785	31
Schuldner: a) Banken	M. 12 484 900,05		
b) Sonstige	„ 44 184 879,15	56 669 170	20
		393 880 819	38

Verbindlichkeiten.		M.	pf
Aktien-Kapital-Konto		180 000 000	—
Anleihe-Konto		64 978 000	—
Konto der ausgelosten Schuldverschreibungen		539 859	—
Rücklage-Konto		40 447 ?84	36
Besonderes Rücklage-Konto		11 100 000	—
Beamten- u. Arbeiter Unterstützungs-Konto		4 895 289	65
Gewinnanteil-Konto		159 036	—
Anleihe-Zinsschein-Konto		1 059 660	—
Gläubiger:			
a) Löhne und Gefälle	M. 7 411 272,56		
b) Hypotheken	„ 17 395 006,22		
c) Schulden auf längere Kündigung	„ 3 085 6?0,—		
d) Beamten-Sparkasseneinlagen	„ 9 188 645,09		
e) Sonstige	„ 28 ?67 449,78	75 647 973	65
Gewinn- und Verlust-Konto		15 062 325	72
		39? 880 819	38

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.		M.	pf
Zinsen-Konto		3 595 979	50
Provisions-Konto		78 789	88
Unkosten-Konto		2 253 080	57
Unfall-Entschädigungs-Konto		9 936	40
Konto für freiwillige Zuwendungen an Arbeiter und deren Familien		188 061	89
Konto der Kosten zur Bekämpfung der Wurmkrankheit		18 745	71
Bergschäden-Konto		750 000	—
Konto für wohltätige Zwecke		200 000	—
Konto für zweifelhafte Forderungen		4 714	89
Kriegskosten-Konto		842 309	29
Konto der öffentlichen Lasten		9 340 238	70
Abschreibungs-Konto		15 901 481	91
Reingewinn		15 062 325	72
		48 245 664	46

Haben.		M.	pf
Gewinnvortrag aus 1913		2 627 680	31
Konto für den Rohgewinn	M. 43 206 594,91		
„ „ Einnahm. a. unser. Beteilig. b. and. Gesellsch.	„ 2 411 389,24	45 617 984	15
		48 245 664	46

Gelsenkirchen, den 17. April 1915.

Gelsenkirchener Bergwerks Aktien-Gesellschaft.

Kirdorf. Funcke.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Mai 1915.

Deutscher Frühling.

Vergißmeinnicht.

Fritz von Preußen (der dem urtheillosen Kindergelall über das Halbjahrtausend der Hohenzollern-Herrschaft grimme Glossen nachgehöhnt hätte) besinnt die Zufälle des Siebenjährigen Krieges. Am Ausgang des Jahres 1761 ist das Waffenglück dem Preußen untreu geworden. Schlesien ist verwüstet, Polen gesperrt, Kolberg gefallen, Stettin gefährdet, der Weg nach Berlin, in die Kurmark den Russen offen. Der König hat noch dreißigtausend Mann; Bruder Heinrich nicht mehr. Rekruten und Pferde, Nährmittel und Kriegsgeräth sind weder zu haben noch auf sicherer Straße in die leeren Lager zu schaffen. Muß das Haupt des Staates verzweifeln? Niemals. Großes wird nur aus muthiger Beharrlichkeit. Der König langt nach Tataren- und Türkenhilfe; weil er aus Europa nicht Beistand zu hoffen hat. Wahn. „Diesen Völkern ist Alles käuflich. Der Unterschied zwischen dem Schacher der Orientalen und dem anderer Völker scheint mir, daß der Europäer einige Scham heuchelt, der Orientale sich ohne Erröthen entehrt." Ihm ähnelt John Stuart Graf Bute, der die Macht des großen Pitt, nach dessen Rücktritt aus dem Staatssekretariat für die Angelegenheiten des Südens, geerbt und den Willen Englands (und des von ihm erzogenen Königs) in eine neue Bahn gepeitscht hat. Das Kleid seiner Ehre, knirscht Fritz, ist aus grobem Gewebe. Und

Bute meint, der Staatsmann solle, dürfe nie anderes Gewand tragen. Er stellt Preußen vor die Wahl, sich in jeden von dem britischen Geldgeber befohlenen Frieden zu fügen oder nicht einen Shilling noch zu erhalten. Auch dieser Gnadenborn ist also verstopft. Naht dem Helden die Nacht, dem Adlerland dauernde Dürre? Am fünften Januar 1762 stirbt Elisabeth von Rußland. Am fünften Mai hat ihr Neffe, der sich als Gossudar aller Reussen Peter den Dritten nennt, mit Preußen den Friedensvertrag, am neunzehnten Juni schon ein enges Bündniß geschlossen. Der von Oesterreichs Staatskanzler, dem Fürsten Kaunitz, gegen Preußens deutschen Machtanspruch geschmiedete Schlagring ist geborsten. „Von allen europäischen Mächten war Oesterreich am Meisten von dem Ereigniß in Rußland entsetzt. Preußen schien dem Untergang nah, galt den Staatsmännern schon als verloren: wird aber durch den Tod einer Frau gerettet und behauptet sich durch den Beistand der russischen Macht, die besonders eifrig zu seinem Sturz mitgearbeitet hatte. Wovon hängt Menschenwerk ab? Winzige Triebkräfte bestimmen und wandeln das Schicksal der Reiche. So groß ist des Zufalls Gewalt. Er spottet eitler Menschenklugheit und erfüllt hier, zerstört dort die Hoffnung der Sterblichen." Am neunten November, nach den preußischen Siegen bei Freiberg, Saaz, auf dem sächsischen Landsberg, läßt Bute den Vorvertrag des Westmächtefriedens unterzeichnen, der den Franzosen Gelderland, Wesel und Klewe hinwirft. Bald danach kommt der Vertrauensmann der Oesterreicher und Saxo-Polen in Fritzens meißener Hauptquartier. „Ich dürfte fordern, von den in Preußen angerichteten Gräueln und Verwüstungen entschädigt zu werden; will aber aus Friedensliebe darauf verzichten, wenn keiner der Feinde mir Entschädigung abverlangt. Ein Federstrich soll mir nicht nehmen, was des Schwertes Streich vertheidigt hat und noch länger vertheidigen könnte. Will das Haus Oesterreich ernstlich mit mir verhandeln, dann kann das Ziel nur ein billiger Friede sein, der keiner der kontrahirenden Mächte den Besitz schmälert." In Hubertusburg verhandelt Friedrichs Rath Hertzberg mit dem Oesterreicher Collenbach. Zehnter Februar 1763: Pariser Friede (England-Frankreich, das bald, gegen die Gewährung eines Neutralitätvertrages für Flandern, die preußischen Provinzen räumt). Fünfzehnter Februar: Hubertusburger Friede (Oesterreich-Preußen). „Ist nicht

erstaunlich, daß alle List und Macht der Menschen so oft durch unerwartete Ereignisse und Schicksalsschläge genarrt wird? Mußte nicht, als der Krieg begann, jeder vernünftige Mensch sich das Ende anders denken? Wer konnte voraussehen oder ahnen, daß Preußen dem Angriff einer so furchtbaren Liga, die Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden und das ganze Heilige Römische Reich vereinte, widerstehen, aus solchem Krieg ohne Besitzverlust hervorgehen, Frankreich aber, trotz seinen gewaltigen Mitteln und starken Bündnissen, die wichtigsten Landstücke in Ostindien verlieren und das Opfer des Krieges sein werde? Möge solches Beispiel die großen Plänemacher unter den Staatsmännern lehren, daß selbst der umsichtigste Menschengeist all die feinen Verkettungen nicht deutlich genug zu durchschauen vermag, um Zufallsereigniß erkennen oder gar erwirken zu können. Vergangenes, dessen Ursachen dem Auge erreichbar sind, können wir erklären; das Urtheil über Kommendes irrt stets: weil die Ursachen zweiter Ordnung, deren Spiel man erst spät merkt, deren Wirkung aber in die allgemeine Ordnung der Dinge einbegriffen ist, sich auch dem verwegensten Blick entziehen. Nicht nur in unserem Jahrhundert haben Staatsmänner sich getäuscht. Viele große Unternehmungen mündeten fast in das Gegentheil Dessen, was die Urheber gewollt hatten. Denn alle menschlichen Dinge sind wandelbar, alle Pläne und Ereignisse, wie wir selbst, ewigem Wechsel unterthan. Nach dem Krieg waren Oesterreich und Frankreich, war sogar England tief verschuldet und beinahe kreditlos. Preußens Regirung hatte Geld und Kredit; doch die Provinzen waren durch die Raubgier und Barbarei der Feinde verwüstet worden. Die Zeit wird ihnen Wohlstand, Blüthe, Glanz zurückbringen. Auch die anderen Staaten werden sich erholen. Dann wird neuer Ehrgeiz neue Kriege anzetteln und neues Unheil stiften. Denn zum Wesen des Menschengeistes gehört, daß Beispiele Keinen bessern. Die Thorheit der Väter fruchtet den Kindern nicht; jedes Geschlecht muß seine eigene Dummheit machen. Gebe der Himmel, daß Preußen in unverwelklicher Blüthe prange und fortan vor dem Jammer, dem Elend bewahrt bleibe, die in diesen Zeiten wirren Umsturzes das arme Land heimsuchten! Mögen preußische Könige nie wieder zur Wahl verhängnißvoller Gewaltmittel gezwungen sein, nach denen ich greifen mußte, als der Haß und Ehrgeiz europäischer Fürsten das Haus Brandenburg

vernichten und den Preußennamen für immer aus dem Buch der Geschichte tilgen wollte! Ein weiser Minister könnte Europa aus der üblen Lage, in die es gerathen ist, befreien und den Ruhm des Friedensstifters erwerben: höheren Ruhm, als ein Friedensstörer durch glänzende Siege zu erlangen vermag. Unsterblich ist, wer einen Krieg endet, der noch viel Unglück und Elend bringen, doch, selbst bei längster Dauer, das Antlitz Europas nicht ändern kann." Der siebenjährige hat den Preußen keinen Landgewinn beschert.

Maiglocken.

Aus dem „Temps“: „Das friedliche Volk des Großherzogthumes Luxemburg hat keine Neigung in Martyrien. Die vier- oder fünfhundert Soldaten des winzigen Staates (kaum halb so groß wie ein französisches Departement) konnten an Widerstand gegen Deutschlands Wehrmacht auch nicht denken. Auf der Bahn, die Deutschland seit dem Frankfurter Frieden beherrscht, zum Theil auch in Automobilen wurden die Truppen Wilhelms des Zweiten nach Luxemburg gebracht. Um seinem Einfall den Schein des Rechtes zu sichern, erfand Deutschland die Mär, Frankreich habe zweimal die Neutralität Luxemburgs verletzt. Die Ausrede war vorbereitet worden. Im Morgengrau des zweiten Augusttages, sechsunddreißig Stunden vor der deutschen Kriegserklärung gegen Frankreich, wurden in Luxemburg die Aufrufe angeklebt, die unsere Neutralitätverletzung behaupteten und, schon ein paar Tage zuvor (während wir, um jeden Konflikt zu vermeiden, unsere Truppen zehn Kilometer hinter der Grenze hielten), in Koblenz gedruckt worden waren. Die Unwahrheit dieser Behauptung wurde von dem luxemburgischen Ministerpräsidenten erwiesen. Frankreich, sagte er in einer Protestnote, habe die Absicht, dem Boden Luxemburgs fern zu bleiben, aber auch die Furcht, von dem berüchtigten luxemburger Loch her überrannt zu werden, dadurch gezeigt, daß es den Eisenbahnstrang, der Truppen ins Großherzogthum befördern konnte, auf seinem Gebiet abschnitt. Die Thronrede erneute, im November, den Protest. Die Großherzogin sprach damals den Satz: ‚Unser Recht ist verkannt worden, bleibt aber ungeschmälert.‘ Doch bald erfuhren die Luxemburger, daß ihre zwanzigjährige Fürstin Wilhelm den Zweiten zu Tisch einlud und daß alle deutschen Fürsten, die durch Luxemburg kamen, im Schloß eine

Aufnahme fanden, die von innerem Widerstreben gegen die Einbrecher, obwohl sie sich wie in einem annektirten Land betrugen, nicht das Geringste merken ließ. Mit dem Glauben an Deutschlands Redlichkeit haben die Luxemburger zugleich die Liebe zu ihrer Fürstin verloren. Ihre nationale Würde ist gekränkt, ihr Vertrauen getäuscht worden und sie wenden sich deshalb von der fremden Dynastie ab. Den entstandenen Schaden hat der deutsche Reichsschatz ersetzt, die requirirten Güter bezahlt; aber die deutsche Presse hat, mit ihrem bekannten Taktsinn, gethan, als sei Luxemburg dadurch für seine Geduld belohnt worden und eigentlich noch zu Dank verpflichtet. Trotzdem die Geistlichkeit, in ihrem Groll gegen das republikanische Frankreich, sich den Deutschen freundlich zeigte, sind die Katholiken mit dem Herzen bei den Verbündeten. Der Katholikenführer Prüm hat in einem Offenen Brief der deutschen Centrumspartei vorgeworfen, daß sie sich der kaiserlichen Moral und dem ‚alten Gott‘ der Nietzsche und Haeckel verknechtet habe. Diese Flugschrift (die deutsche Behörde ließ sie beschlagnahmen) ist eine kräftige Anklage gegen den Krieg und Art, wie unser Feind ihn führt ... Herr Macfarlane, Vicepräsident der Gesellschaft amerikanischer Volkswirthe, hat in einer Brochure, die in französischer Sprache geschrieben und in Philadelphia gedruckt worden ist, empfohlen, ‚dem Eber die Hauer auszubrechen‘: den Deutschen den Ueberreichthum an Kohlenzechen zu nehmen und ihn den Franzosen zu geben, die zu wenig Kohle haben. Nur dadurch könne Deutschland entwaffnet werden. Frankreich müsse das westfälische Kohlenbecken erhalten. Wir machen diesen Wunsch des amerikanischen Nationalökonomen nicht zu unserem; in uns sind starke Bedenken, die dagegen sprechen. Nicht des Landerwerbes wegen, sondern wegen des Hinweises auf ein Bündel wichtiger Fragen verdient der Vorschlag Beachtung. Wir müssen uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß Wirthschaftfragen für die Politik von höchster Bedeutung sind. Nicht nur mit der Nationalitätenfrage, mit der Vollendung der Völkereinheit wird der kommende Kongreß sich zu beschäftigen haben, sondern auch mit den Lebensbedingungen der Wirthschaft, Industrie, Schiffahrt, des Handels: weil all diese Dinge für das Gedeihen der Staaten und für ihr Verhältniß zu einander ungemein wichtig geworden sind ... Unsere Feinde sollen beschlossen haben, in einer Stadt der besetzten De-

partements ein Bismarck-Denkmal zu errichten. Ein in seiner Wüstheit ganz und gar urdeutscher Einfall. Stellts Euch vor: Franzosen sollen, so lange der Feind im Land haust, täglich das Steinbild des Kanzlers sehen, der in jeder Bewegung sich als Hasser Frankreichs verrieth! Uns muthen sie einen Bismarck aus Stein oder Bronze zu; sie selbst aber wollten in ihren Städten nicht das Standbild Heinrichs Heine dulden, ihres herrlichsten Dichters, der sie so gut gekannt hat. Unser armsäliger Franzosenverstand kann die Vornehmheit dieses Gestus nicht fassen; wir können nur, sobald die Umstände es erlauben, das Standbild zertrümmern, mit dem die Großmuth Derer, die sich Verkünder der ‚Kultur‘ nennen, uns beglücken will.“ Daß irgendein halbwegs vernünftiger Deutscher nie im Ernst daran gedacht hat, dem Boden Frankreichs ein Bismarck-Denkmal aufzubürden, braucht kaum erwähnt zu werden. Merkenswerth aber ist die hohe Einschätzung Heines, die hier, nicht zum ersten Mal seit dem Kriegsausbruch, ans Licht kommt, und die Anschuldigung, er werde in Deutschland nicht so bewundert, wie ihm gebühre. Die Jugend hat der scheckige Künsteler freilich nicht mehr in seinem Bann. Und des Aberwitzes, ihn für „Deutschlands herrlichsten Dichter“ auszugeben, wird im Land Goethes und Walters, Kleists und Schillers, Hebbels und Moerikes wohl nur selten noch ein Erwachsener schuldig. Aus seiner Schöpfung ist viel abgewelkt. Von seiner Tafel nur Manches noch schmackhaft. Der Umfang, der Funkelglanz seines Talentes erzwingt Bewunderung. Nur: der Träger dieses Talentes war ein unreiner Mensch, der sich von Frankreich besolden ließ, seine Feder, Eines, der mit Pranke und Mähne des Rebellen prunkte, dem Fürsten Metternich anbot, reiche Verwandte und den eitlen Meyerbeer für sein Behagen auszunutzen trachtete und sich bis dicht an den Erpresserdunstkreis verirrte. Nicht ein Schuft, doch ein so hemmungslos schwacher Mensch, daß der Widerstand gegen den Plan, ihm ein, auf offenem Markt, urtheillosem Gewimmel sichtbares Denkmal zu setzen, aus gesundem Urtrieb deutscher Volkheit kam.

„Seit acht Monaten stärkt Italien sein Heer, das auf dem Kriegsfuß zwei Millionen Männer umfaßt und, durch Landwehr und Landsturm zweiten Aufgebotes, auf drei Millionen gebracht werden kann. Die Infanterie verfügt über 99 Linienregimenter, 12 Regimenter Bersaglieri, 2 Grenadiere, 12 Bersaglieri-Rad-

fahrer, 12 Schützen, 12 Grenzwächter, 12 Alpenjäger; die Kavallerie hat 16 leichte Reiter-, 9 Ulanen-, 4 Dragoner-Regimenter; Artillerie: 12 Gebirg-, 13 Festung-, 36 Feld-Artillerieregimenter und 6 mit Schwerem Geschütz; dazu kommen Flieger, Pioniere und andere Technikertruppen ... In einem Offenen Brief an eine Dame, die ihn gefragt hatte, ob sie einer Friedensgesellschaft beitreten solle, sagt Herr Theodore Roosevelt: ‚Eine Kirche wird geschändet, wenn ihre Diener zwar gegen die zweitausend Jahre hinter uns liegende Missethat der Pharisäer donnern, aber gegen die Gräuel von heute kein Wort finden. Solchen Predigern gleichen die Führer der Friedensbewegungen in den Vereinigten Staaten. Belgien ist ein Blutmeer geworden, in das Männer, Frauen, Kinder versanken. Die Belgier haben sich tapfer gegen die Bedränger gewehrt. Das Schriftstück aber, das Sie mir einsandten, sagt kein Wort gegen die Schändlichkeit, deren Schauplatz Belgien war, und scheint in die Verdammung des Krieges auch die Belgier einzuschließen. Rathen Sie den Friedensfreunden, sich zur Brandmarkung des Einbruches in Belgien zu vereinen und unsere Republik aufzurufen, damit sie all dem Abscheulichen ein Ende setze. So lange Das nicht geschieht, ist alles Gewinsel nach Frieden dumm und schädlich; liefern Alle, die solchen unwürdigen Pazifizismus fördern, ihr Land grenzenloser Verachtung aus‘... Nicht nur gegen die Presse: auch gegen die Kinos wüthet die Willkür der Censur. Abgeordneten, Schriftstellern, Künstlern, Journalisten wurden verbotene Films gezeigt. Geplünderte Städte, Sammellager, die Bewegung deutscher Truppen, Artilleriemanöver. Die Szene ‚Das Holzgewehr‘: Hinschlachtung eines Knaben, weil er mit einer Spielzeugflinte auf einen Ulanenoffizier gezielt hat. ‚Das Bad des Präfekten‘: dem ein Spitzbube die Kleider und Amtsrechte stiehlt. Nach der Vorführung sagte ein Abgeordneter: ‚Wenn man auf diese Weise die Oeffentliche Meinung einschnürt, wird man einen Sturm erwirken. Willkür darf in einem freien Land nicht in Allmacht wachsen‘... In Italien haben die Leute des deutschen Wirthschaftgeneralstabes alle Arbeitgebiete, mit der Hilfe der Finanzagenten, dem deutschen Einfluß geöffnet. Nicht einmal der Seehandel wurde verschont. Der Wille zum Fortschritt wurde in Italiens Handelsschiffahrt gehemmt oder für Deutschland ausgenützt. Bittere Klage über diesen Zustand kam in den unabhängigen Zeitungen

zu offenem Ausdruck. Der Abzug der Organisatoren dieser wirthschaftlichen Ueberwältigung hat begonnen; und damit die Befreiung Italiens, das, wie alle anderen Länder, dafür sorgen wird, daß die unternehmunglustigen deutschen Geschäftemacher nach dem Friedensschluß nicht wieder Einlaß finden. Auf dem Bahnhof von Chiasso war die Abwanderung vieler Deutschen aus Italien merkbar. Nicht nur Frauen und Kinder: auch Kaufleute und Industrielle sind, in großer Zahl, abgereist. Italien ist von einem Theil der Deutschen erlöst, die sich in Gewerbe und Handel die besten Plätze gesichert hatten... Wir dürfen uns nicht darüber täuschen: Frankreich hat ‚die Achtung‘ der Deutschen gewonnen. Ob wir auf diesen Erfolg Werth legen? Daran darf man mit Fug zweifeln. Doch die Thatsache bleibt: die Unterthanen des Kaisers blicken mit Achtung, fast mit Respekt auf uns. Wo man, in Deutschland, ahnt, wie es auf der Westfront steht, giebt man zu, daß die Rechnung auf Frankreichs Schwachheit falsch war. Vielfach hört man drüben den Satz: ‚Die Franzosen sind nette Kerle‘. Die Achtung Derer, die dem Bruch des Völkerrechtes und der Staatsverträge, der Einäscherung von Loewen, dem Gemetzel von Dinant und Termonde, der Zerstörung von Senlis, Arras und der Kathedrale von Reims, die allen Schändungen und Plünderungen zujauchzten, ist uns lästig; wir möchten uns davon vor unseren Verbündeten entschuldigen und sie überzeugen, daß wir, trotz dieser unerwünschten Achtung, ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft würdig geblieben sind. Die Deutschen merken, daß sie betrogen worden sind, und möchten am Liebsten kreischen, nur gegen das ihnen eingebildete, von allen Lastern zerfressene, in Revolution gleitende Frankreich wollten sie kämpfen, nicht gegen den ruhmreichen Vertheidiger der Freiheit, und der Krieg sei also nur aus Versehen entstanden. Unsere Faust drückt sie nieder, der Wahn zerplatzt; plötzlich entdecken sie an uns allerlei Tugenden und Kräfte. Das ist echt deutsch. Außerdem: sie taumeln dem Abgrund zu, wittern, daß sie genöthigt sein werden, mit der Stimmung Anderer zu rechnen, und fürchten, einsam zu bleiben. Die Stunde der Gerechtigkeit naht... In Zalescziki haben österreichische Offiziere einem russischen Gefangenen, weil er seine Kameraden nicht verrathen wollte, die Zunge ausgeschnitten. Um dieses ungeheuerliche Verbrechen zu ahnden, ließ Großfürst Nikolai allen gefangenen österreichischen

Offizieren den Degen abfordern. Die Zahl der in Rußland gefangenen Oesterreicher und Ungarn beträgt nun fast eine halbe Million... Nachdem der Schatzkanzler Lloyd George gesagt hatte, das englische Feldheer zähle jetzt 720 000 Mann, fügte der Unterstaatssekretär des Kriegsamtes hinzu, die Rekrutirungziffer halte sich auf ungeminderter Höhe und Lord Kitchener sei überzeugt, daß die Männer Britaniens jedem neuen Aufruf mit der selben Begeisterung folgen werden. In der Grafschaft Essex haben sich von 50 000 wehrfähigen Männern bisher 47 000 gestellt. Die großen Munition-Fabriken des Vereinigten Königreiches haben mit 2500 kleineren Fabrikanten Verträge geschlossen, die ihnen deren Mitarbeit zur Munitionlieferung sichern. Herr Lloyd George hält die Einführung allgemeiner Wehrpflicht in England nicht für nöthig."

„Die Regirung der Vereinigten Staaten hat in ihrer Antwort auf die Beschwerde des Deutschen Botschafters ihren Willen zur Wahrung unbedingter Neutralität bestätigt. Mit Bedauern, schrieb Herr Bryan, sehe er, daß Graf Bernstorff zu glauben scheine, die Regirung könne die Waffenausfuhr verbieten und sei, weil sie es nicht thue, ungerecht gegen Deutschland. ‚Sie kann aber während des Krieges nicht ihre eigenen Neutralitätvorschriften ändern und das Verhältniß zu den kämpfenden Nationen von dem Grundsatz gleicher Rechte lösen; denn damit würde sie eben in ungehöriger Weise die Pflicht des neutralen Staates verletzen, die sie auf allen Wegen nach bestem Gewissen zu erfüllen getrachtet hat. Das Verbot des Waffenhandels wäre in dieser Stunde eine grobe Pflichtverletzung, die das Ehrgefühl der Vereinigten Staaten nicht dulden dürfte.‘ Je lauter in Deutschland die Wuth tobt, desto fester schließt sich in Amerika der Ring Derer, die in der Antwortnote den vollkommenen Ausdruck nationaler Würde und heller Vernunft erblicken. Um die abenteuernde Logik der berliner Reichskanzlei zu erkennen, braucht man nur den Siebenten Artikel der (von Deutschland, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten unterzeichneten) Haager Konvention vom achtzehnten Oktober 1907 zu betrachten; da steht: ‚Eine neutrale Macht ist nicht verpflichtet, die für Rechnung eines Krieg führenden Staates erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition, überhaupt von Kriegsgeräth, für Heer oder Flotte, zu hindern.‘ Deutschlands Klage kommt aus dem Aerger darüber, daß England ihm und seinen

Verbündeten die Seewege sperrt. Dürfen die Vereinigten Staaten diesen Nachtheil austilgen und Deutschland begünstigen? Das fordert Berlin von ihnen. Wenn sie aber den Mächten, die das Meer beherrschen, Waffen und Munition vorenthielten, würden die Vereinigten Staaten aus der Neutralität, in die internationale Verträge sie verpflichten, in Parteilichkeit übergehen. Präsident Wilson hat Deutschland leise gewarnt, mit der Hilfe der Deutsch-Amerikaner (Herr Roosevelt nennt sie, im Metropolitan Magazine, ‚vaterlandlose Amphibien, die dennoch zwei Vaterländer haben möchten und das einst verleugnete vorziehen') in den Vereinigten Staaten Unruhe zu stiften. Die Treiberei der deutschen Agenten und die Ermordung amerikanischer Bürger durch deutsche Untersee-piraten haben drüben so tief verstimmt, daß in manchen Zeitungen gesagt wird, wenn die Geduld der Amerikaner auf noch schwerere Proben gestellt werde, könne es zu schroffem Abbruch der Beziehungen kommen. Das ist kaum noch zu fürchten, seit der Präsident die Deutschen zur Ordnung gerufen hat." Wer fordert, daß dem Deutschen Reich überall sein Recht werde, darf nirgends verlangen, was ihm nicht gebührt. Die Vereinigten Staaten sind berechtigt, die Ausfuhr von Waffen und Munition zu gestatten. Durch solche Erlaubniß wird keine Neutralitätpflicht verletzt. Sonst dürften wir ja auch nicht wünschen, daß Rumänien Waffen und Munition durchlasse. Uns zu Gunst Alles, uns zu Schaden nichts erlaubt: das Bekenntniß zu so schwammiger Sittlichkeit wird nur vom Feind uns angedichtet. Herr Wilson hat Fluch nicht verdient.

„Der Akademiker Henri Bergson hat in einer Rede gesagt: ‚Manche Psychologen erklären die meisten Nervenstörungen aus einst erlebter Enttäuschung. Das gilt auch für die Seele Frankreichs. Vor vierundvierzig Jahren hat sie eine große Enttäuschung erlebt, die sie vergessen zu können wähnte, doch nicht verwinden konnte. Nicht eine Enttäuschung eitler Selbstgefälligkeit; diese Wunde wäre geheilt. Nein: Frankreich sah sich zweier Provinzen beraubt, das Recht von der Macht überwältigt, Brutalität, List und Lüge vom Erfolg gekrönt; es neigte sich in Zweifel an der Gerechtigkeit, an all den großen Kräften, deren Körper es gewesen war. Und weil wir zweifelten, wurden wir unzufrieden; mit uns selbst und mit einander. Noch in dem Antipatriotismus einzelner Schwätzer war die Spur des verwundeten Idealismus, des ent-

täuschten Patriotismus zu finden. Dieses Leid wird morgen verschwunden sein. Die große Ungerechtigkeit wird gesühnt, das Recht von der Macht wiederhergestellt. Frankreich siegt, gewinnt mit den ihm entrissenen Landestheilen das Selbstvertrauen zurück und weiß wieder, daß Freiheit und Gerechtigkeit unzerstörbare Ideale sind.'.. Holländischen Gärtnern ist der wunderhübsche Einfall gekommen, unseren Verwundeten Tulpen und Hyazinthen zu schicken. Täglich gelangen hundert Kisten mit solchen Blumen in die Lazarete in und bei Paris. In dem blonden Frühlingslicht, das die großen Säle des Leidens durchsonnt, blüht nun Etwas von der Schönheit Hollands und seiner verzauberten Landschaft. Das zierliche Milchmädchen aus Haarlem, mit dem gestickten Mieder und dem goldenen, Bienenfühlhörnchen ähnelnden Schmuckgehäng im Haar, bringt uns das mitleidige Herz Hollands an die bleichen Siechbetten. Schwarze, veilchenfarbige, rosa Tulpen, Hyazinthenzweiglein mit durchsichtigem Fleisch vermählen sich der alten Blüthenpracht Frankreichs und umduften lenzlich die Leidenslager. Dankbar grüßen wir die wippenden Boten Hollands, die Boten des Glückes und der Genesung... Nur ein Verbrechen blieb noch, durch das unsere Feinde sich vor der Geschichte entehren konnten. Im Ysergebiet ward es Ereigniß. Um einen Gegner, wider den sie im offenen Kampf nichts vermögen, zu überwältigen, wenden sie Stickgas an. Diese Schandthat ist ein offener Bruch des in Berlin und Wien bestätigten haager Beschlusses, der den Krieg führenden Staaten verbietet, ‚Geschosse anzuwenden, deren einziger Zweck die Verbreitung erstickender oder tötender Gase ist.' (Deklaration vom neunundzwanzigsten Juli 1899.) Weil die Erstickung nicht durch den Bombenwurf, sondern durch Allerlei neues Kriegswerkzeug bewirkt wird, behaupten die Deutschen, nicht gegen die übernommene Pflicht gehandelt zu haben. Wen soll diese heuchlerische Ausrede täuschen? Wer wagt, sich zu stellen, als wisse er nicht, daß Stickgas, Giftgas, nicht irgendeine besondere Verbreitungart, untersagt werden sollte? Die Angabe, das selbe oder ein ähnliches Mittel sei seit Monaten von den Verbündeten angewandt worden, ist eine schamlose Lüge. Die Wahrheit ist, daß die Deutschen sich längst zu dieser Ungeheuerlichkeit rüsteten; vor ein paar Wochen haben wir erzählt, daß sie, im Norden von Hasselt, an Hunden, die im Schützengraben festgebunden waren, aus weiter Ent-

fernung zu diesem Zweck Versuche machten. In Holland hatte ein Deutscher unserem Berichterstatter ausgeplaudert, das Stickgas werde das letzte Mittel zur Erzwingung deutschen Sieges sein. Die Deutschen verzweifeln an der Möglichkeit, zu siegen, und im Grausenstaumel vor dem nahen Zusammenbruch entschwindet ihnen jede Vernunftherrschaft über ihr Handeln. Alles, denken sie, ist verloren: sei es denn auch die Ehre ... Aus London kommt die Nachricht, daß Italien mit der Triple-Entente einen Vertrag geschlossen habe. Noch in der Stunde, die ihm die Vollendung seiner Einheit ermöglicht, hat das Königreich den guten Willen zur Verhandlung mit Oesterreich-Ungarn gezeigt. Die aber mußte scheitern. Die Einschüchterung, die Fürst Bülow durch den Senator Carafa d'Andria versuchte (dieser Senator wollte die Regirung in den Entschluß zur Wahrung der Neutralität überreden), zeigte, daß der Köcher des Schützen leer geworden war. Italiens Eintritt in den Krieg ist nun gewiß und muß zugleich den Eintritt Rumäniens erwirken, das ihm seit dem vorigen Sommer durch einen Bündnißvertrag gegen Oesterreich-Ungarn gesellt ist. Die Doppelmonarchie muß auf zwei neuen Fronten gegen frische, bis ins Kleinste sorgsam gerüstete Truppen fechten. Der rumänische Abgeordnete Istrati hat im Giornale d'Italia die Thatsache des italorumänischen Bündnisses bestätigt und die Sehnsucht nach dem Tag ausgedrückt, der die Verbrüderung italischer und rumänischer Krieger in Budapest sehen werde ... Lord Cromer (Sir Evelyn Baring), der lange britischer Oberkommissar in Egypten war, sagt in einem Brief an die Times, er stimme mit der Regirung darin überein, daß die Antwort auf die Frage nach der Zukunft des Khalifates getrost den Musulmanen überlassen werden müsse. ,Wie mir scheint, ist ihre Meinung, die geistliche Macht des Khalifen könne nur wirksam werden, wenn seine weltliche Unabhängigkeit verbürgt ist. Den Ersatz des Türkensultans durch einen anderen Khalifen würden sie hinnehmen; sich aber ernstlich verletzt fühlen, wenn er gezwungen würde, sich einem nicht musulmanischen Einfluß auszusetzen. Der Zweck meines Eingriffes in die Debatte des Oberhauses war, eine gründliche Prüfung der Frage anzuregen; unsere besten Orientkenner müßten, in Gemeinschaft mit ihren musulmanischen Berathern, ein Manifest entwerfen, das die Musulmanenwelt beruhigen und ihr die Ueberzeugung schaffen kann,

daß Großbritanien entschlossen ist, die Unabhängigkeit jedes Khalifates zu wahren. Der Antwort des Lord Crewe habe ich, mit aufrichtiger Freude, entnommen, daß die Regirung die Tragweite der Frage fühlt und ihr mit dem nöthigen Ernst nachdenkt.'"

„Die austro-deutsche Diplomatie spielt in Rom jetzt den für die Schlußrunde aufgesparten Trumpf aus: Triest soll, nach dem Muster Hamburgs, Freie Stadt werden. Damit sind wir bei der Adriafrage angelangt, die für Italien nicht nur völkische und politische, sondern im Wesentlichsten militärische Bedeutung hat. So lange Italien die furchtbar befestigte, durch tiefe Häfen und durch das Vipernnest des Archipels geschützte Illyrerküste in der Hand einer militärisch starken Großmacht vor sich sieht, ist es immer bedroht und niemals Herr seines Hauses. Triest als neues Hamburg: Das genügt nicht. Italien muß sich ganze, unantastbare Freiheit sichern. Der Südslawenausschuß einer großen österreichischen Stadt schlägt den Italern ein Abkommen vor, dessen Haupsätze lauten: ,Wir begünstigen den italischen Einbruch und verbürgen Italiens Vorherrschaft in der Adria, wenn uns Südslawen, die einen Bund mit einem slawischen Balkanstaat schließen (also einer serbokroatischen Koalition), im rein slawischen Süden der Adriaküste ein paar Handelshäfen überlassen werden.' Der (weder serbischem noch russischem Einfluß zugängliche) Ausschuß will die Befreiung des slawischen Gebietes mit der Hingabe aller italischen Landstriche an Italien bezahlen. Um die Unterzeichnung des zwischen der Triple-Entente und Italien vereinbarten Paktes aufzuhalten, bemühen die Deutschen sich fiebernd, ihre kriegerischen Erfolge als gewaltig hinzustellen. Jeder örtliche Augenblickserfolg wird aufgebauscht. Der bei Langemarck, mit Stickgas, errungene soll, wie einst der von Soissons, als großer Sieg gelten. Auch die Diplomatie dieses Reiches arbeitet mit Giftgasen. Wir blicken neugierig auf solches Treiben; halten uns aber an wahre Thatsachen: und mit denen können wir, politisch und militärisch, zufrieden sein... Die ,Kaiserin Maria', einer der drei auf der Nikolajew-Werft am Schwarzen Meer gebauten Dreadnoughts, ist jetzt in den Dienst gestellt worden; er hat so viele Schwere Geschütze wie die drei modernsten Panzerschiffe der Schwarzemeerflotte. Der Zar und Großfürst Nikolai wurden auf ihrer Rückfahrt aus Przemysl nach Lwow (Lemberg) überall von Geistlichen, Städtern und Bauern freudig

begrüßt. In Lwow fuhr der Zar durch die Stadt und betrachtete sie dann von einem Hügel aus, den er erstiegen hatte. Beim Prunkmahl im Haus des General-Statthalters von Galizien waren die Großfürsten Nikolai und Peter Nikolajewitsch, Alexander Michaelowitsch, die Großfürstinnen Xenia und Olga, Prinz Peter von Oldenburg und der Hausminister die Gäste des Zaren. In Neubulgarien ist der berühmte makedo-bulgarische Rebell Sandanskij gemordet worden; um ihm für die im Balkankrieg geleisteten großen Dienste zu danken, hatte die Sobranje ihm und seinen Genossen Begnadigung von Mord erwirkt. Bulgarien hat in Italien dreihunderttausend Gewehre bestellt, die sehr schnell geliefert werden müssen. Die Gemeinden Philippopel und Plewna haben den russischen Armeen große Haufen Cigaretten geschickt. Das Dunkel, das die Absicht der bulgarischen Regirung umhüllt, hat zur Lähmung der Griechen mitgewirkt, die für die Triple-Entente eintreten wollten, trotzdem Kaiser Wilhelm an seinen Schwager telegraphirt hatte: ‚Weh Jedem, der wider mich die Hand erhebt!‘ Auch Rumänien hat im Hinblick auf Bulgarien lange gezögert. Das bulgarische Volk aber schaut stolz auf den Landsmann und Liebling, der ein russisches Corps führt, und könnte sich nie zu einem Krieg im Bund mit seinem Erbfeind, dem Türken, entschließen, der vier Jahrhunderte lang die Bulgaren in Martyrleid gezwungen hat. Ist Italien und Rumänien erst im Europäerkampf, dann wird auch Sofia das Zaudern verlernen. Vom Yser bis an den Bosporus offenbart sich unsere Ueberlegenheit; und der Ruhm der Heere fördert die Arbeit der Diplomaten, die jetzt auch Grund zu froher Zufriedenheit haben ... Da mit der Beschießung Venedigs gerechnet werden muß, sind die schönsten Gemälde und Skulpturen aus den Museen und aus der Markuskirche in Sicherheit gebracht worden. Die öffentlichen Denkmale und das Bildnerwerk an Gebäuden werden durch Sandsäcke geschützt. Ueberall wachen Feuerwehrposten. Italien, das den herrlichen Golf und Hafen von Valona schon hat, forderte von Oesterreich: das Trento bis an den Brenner, Istrien (mit Triest) bis hinter Fiume, alles zwischen den Flüssen Zermagna und Narenta liegende Land mit sämmtlichen Dalmatinerinseln; Kroatien würde seinen Theil der Adriaküste erhalten und von der Narenta bis Durazzo Serbien herrschen, das auch Cattaro sammt den berühmten Mündungen

bekäme. Ein in Parlament und Presse mächtiger italischer Politiker sagte unserem Mitarbeiter Carrère, Italien könne nur dann neutral bleiben, wenn ihm Alles einst Entrissene zurückgegeben und, von Oesterreich-Ungarn und Deutschland, verbürgt werde, daß auch die Freiheit und Unabhängigkeit anderer Nationen (Serben, Belgier, Polen) nicht angetastet werden soll ... Die Berichte über deutsche ‚Siege' erzählen immer wieder von russischen Gefangenen. Selbst Einer, der diese berliner Phantasien für Wahrheit nimmt, müßte sich sagen, daß die Russen alle Verluste ersetzen und, im Nothfall Jahre lang, ihr Heer stets auf der selben Ziffernhöhe halten können; so lange, wie auf einer der drei Fronten der Feind fechten will. Noch haben sie nicht ein Viertel ihrer Reserven eingezogen. Im Anfang haben ihre Feldzüge nie Erfolg beschert. Zuerst siegten die Schweden: aber Peter schlug sie bei Pultawa; Napoleon kam bis nach Moskau: aber Zar Alexander unterzeichnete in Paris den Friedensvertrag. Rußlands Kriege haben auch fast immer lange gedauert; der gegen Japan geführte war unpopulär und die allgemeine Unzufriedenheit gebot, ihn früh zu enden: sonst hätte auch ihn vielleicht der Sieg gekrönt. Der geniale Feldmarschall Hindenburg hat nicht alle Seiten des Russenproblemes klar erschaut. Mit einem Hauptschlag, der Einnahme von Warschau, wollte er den Feind vernichten. Was wurde draus? Ein Schwertschlag ins Wasser; und mancher andere ist ihm gefolgt. Niederlagen, ungeheure sogar, hinterlassen im Russenheer keine Spur. Die Leute sagen: ‚Nitshewo! Gott wird dafür sorgen, daß auch wir an die Reihe kommen.' Für eine Weile mag Wissenschaft triumphiren, der Stratege über Titanen siegen; doch eben nur für eine Weile. Bald wird man überall merken, daß Rußland aufrecht bleibt, daß die Zahl seiner Kämpfer nicht schrumpft, daß seine Söhne, bis an die Achseln im Schnee oder in glühender Sonne, unermüdlichen, unerbittlichen Schnittern gleichen, die nur der Tod hinzustrecken vermag. Und auch er hat nicht das letzte Wort. Die Lücken, die er aufreißt, schließen sich wieder, alle Maschinentheile werden erneut, bis jedes Hinderniß überwunden, der Zähste ins Geständniß der Ohnmacht gezwungen ist. Die russische Dreschmaschine wird nicht ruhen, ehe die letzte Garbe entkernt ist ... Wenn wir hören, daß die Hamburg-Amerika-Linie sieben neue Dampfer, jeden zu siebenzehntausend Tonnen, bestellt hat, fällt uns, noch zu rechter Zeit, ein, daß wir

uns gegen den deutschen Versuch, die Handelsübermacht vom Sieger zurückzugewinnen, schon jetzt waffnen müssen. An diese Pflicht hatte ein sehr kluger, erfahrener, der Französischen Republik eng befreundeter Diplomat (Herr Tittoni?) uns gestern gemahnt. Was, fragte er, ‚soll ich meinen Landsleuten antworten, wenn sie über die Unsicherheit Eurer Fahrpläne klagen, deren Angaben so oft durch Strikes vereitelt werden? Seid vorsichtig! Das besiegte Deutschland wird alle Kräfte und Mittel aufbieten, um im Frieden, durch den Frieden sich eine glanzvoll einträgliche Rache zu sichern. Nützet die günstige Stunde! Denn die Deutschen werden wiederkommen.‘ Dieser Satz war und blieb sein Leitmotiv. Auf Waldwegen steht der Wanderer manchmal nachdenklich vor einer kribbelnden Schlängellinie, die den ganzen Pfad zu sperren scheint: vor der Prozession der Raupen, die, langsam, aber sicher, alle Lenzkeime vertilgen werden. Der Wanderer zerquetscht ein paar Raupen mit seinem Stiefelabsatz, durchbricht an einzelnen Stellen die häßliche Linie und geht dann weiter. Wenn er zurückkehrt, hat der Zerstörerzug sich wieder formirt und seine Spitze klettert schon zum Sturm auf den gefährdeten Stamm empor. Wir sahen die Deutschen nicht kommen. Achtung! Wenn wir noch einmal in Gleichgiltigkeit oder Zerstreutheit sänken, würden sie wiederkommen.“

„Italiens und Rumäniens Entschluß, ihr Schwert in die Wagschale zu werfen, sichert beiden Königreichen einen neidenswerthen Platz in der Geschichte. Mit welcher gewissenhaften Klugheit sie ihr Handeln vorbereitet haben, erkennt das Auge, das in den vorigen Augustmonat zurückschweift. Das eingekesselte Oesterreich, das erschütterte Deutschland wird die Tiefe des Abgrundes, dem unersättliche Gier sie entgegenreißt, ermessen lernen, wenn Rom und Bukarest ihren Beschluß verkündet haben. Mag die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Kriegslage günstig nennen, mag Harden sagen, der Friede müsse Deutschland die geistige und politische Hegemonie sichern: solche abstrahirte Hoffnungseligkeit wird die Wirrniß der Oeffentlichen Meinung nicht klären. Hinter dem Schein froher Zuversicht nistet der Zweifel, die Angst vor dem Ereigniß des nächsten Tages. Trotzdem das Kanzlerblatt verbietet, schon von Frieden zu reden, setzt Herr Dernburg, Deutschlands Agent in den Vereinigten Staaten, seinen Werbezug bei den Friedensfreunden fort. In Wien erwägen die Austro-Deutschen,

wie sie in einem gewandelten Erdtheil sich am Besten einrichten könnten; die Magyaren brechen den Gottesfrieden und nehmen den Kampf für Ungarns Unabhängigkeit wieder auf; Czechen und Slowenen träumen von dem Tag, der die unter Habsburgs Szepter geknechteten Völker befreien wird. Mit welchem Herzen kämen die furchtsamen Zauderer, die kein Opfer gewagt haben, von dem Friedenskongreß in ihr Vaterland heim? Ihrem Blick ist die Pflicht offenbar geworden: kein Einschüchterungversuch wird die Erfüllung hindern. In Deutschland wird jetzt die Frage erörtert, welches Volk der schlimmste Feind, welches drum zu zerschmettern, in willenlose Ergebung zu zwingen sei. Jeder antwortet so, wie der Wunsch, seiner Sonderkundschaft zu schmeicheln, ihm befiehlt. Die Sozialdemokratie hat, mit dem Schlagwort, Europa müsse vor der russischen Reaktion gerettet werden, die Massen in den Krieg gehetzt; die Alldeutschen aller Haarfarben zehren von dem ererbten Franzosenhaß; die Vertreter der Großindustrie, des Handels, der Finanzmächte wollen den Briten die Seeherrschaft entreißen und dem deutschen Drang alle Weltstraßen für immer öffnen. Je nach der auszubeutenden Sucht schwankt die Meinung, wer Deutschlands ärgster Feind sei; nach neun Kriegsmonaten noch. Belgier, Briten, Franzosen, Russen sind einig: ihr Erzfeind ist der schnöde Geist, der die Machtanbetung bis zu völliger Verachtung des Rechtes treibt und unter dessen Welttyrannei sie sich niemals ducken wollen. Schon darin ist sichernde Siegesbürgschaft: Wir kennen, Alle, unseren Feind und jeder unserer Streiche trifft ihn, der zugleich der Feind aller gesitteten Menschheit ist... Miß Christabel Pankhurst, die Führerin der englischen Suffragettes, schrieb uns, sie und ihre Mutter seien, wie fast alle Stimmrechtsheischerinnen, in inniger Uebereinstimmung mit den französischen Frauen, die, unter der Führung von Juliette Adam, den feministischen Friedenskongreß mißbilligen und den Krieg fortsetzen wollen, bis der deutsche Militarismus gebrochen, Deutschlands Vorherrschaft in Europa unmöglich gemacht und, durch das Bündniß der Westmächte, dauernder Friede verbürgt ist... In Paris ist die Skepsis, die Pose zerstreuter Gleichgiltigkeit, die Abneigung von ernsten Dingen und Menschen aus der Mode gekommen. Spottsucht und Schlaffheit sind weggeweht. Das Bewußtsein, eine in der Menschheitgeschichte einzige Stunde zu erleben, stärkt uns Alle. Die ge-

sunde, kräftig freimüthige französische Heiterkeit, die unbesiegbar lustige Kraft des Geistes und Gemüthes, in deren Besitz unsere Krieger noch im Scheiden dem Leben zulächeln, ist das schönste Erbe, das die Furcher der französischen Erdscholle ihren Kindern hinterließen. Sie hat das trübe Gewölk, das uns den ansteckenden Dunst trunkener Barbarei über den Rhein herwirbelte, von unserem Himmel gescheucht. Die Ungeheuer aus der Germanenwalhalla, wo, auf einem Thron aus Gerippen, Wilhelms ‚alter Gott‘ sich in Menschenblut besäuft, schrecken mit ihrer wüthigen Drohung die gegen teutonische ‚Kultur‘ widerspänstigen Völker nicht mehr. Wer, im Stil schlichter Wahrhaftigkeit, all die Herrlichkeiten des Heldengedichtes, in dem unzählige Namenlose Bewunderung erwarben, zu schildern vermöchte, wäre eines Ehrenplatzes im dankbaren Gedächtniß der Nachwelt gewiß. Wenn ein Spion jetzt, in den Tagen der lenzlichen Truppenschau, die Pariser bespähte, wärs kein Unglück. Nicht weit genug kann die Erkenntniß des Seelenzustandes dringen, in dem unsere gute Stadt, unser tapferes Volk lebt... Die Syndikatskammer der pariser Gärtner läßt ihre Warnerstimme erschallen: ‚Die Boches verkaufen die Maiblumen mit der Wurzel; wir schneiden sie ab. Nur französische Maiblumen bringen Glück!‘ Lasset uns schwören, nur abgeschnittene zu tragen. Und möge Flora für die Huldigung dadurch danken, daß sie Mars bittet, uns seine Gunst zu bewahren... Am vierundzwanzigsten April sah die Villa Malta den letzten Abendempfang dieses Geselligkeitjahres und wohl auch der bülowischen Botschafterzeit. Das letzte Fähnlein der römischen Germanomanen war aufgeflattert. Trübe Ahnung webte durch die Säle. Die Furcht vor feindlichen Kundgebungen hatte empfohlen, die Villa mit Karabinieri und Schutzleuten zu umstellen. Doch ringsum blieb es still; kein Laut störte die letzte Weihehandlung einer glanzvoll-fruchtlosen Diplomatenmission. Nun sind die Kronleuchter erloschen, die Wienerwalzer verstummt und des Tages unverkünstelles Licht prallt in die Säle. ‚Der Karneval ist aus, die Rosenblüthe nah.‘ Italien ist um seine Fahne geschaart und harrt des Rufes zur Vollendung seines nationalen Einungwerkes. In Mailand, dem Herzen Norditaliens, hat eine Riesenversammlung das Ministerium aufgefordert, ohne noch längeres Säumen in den Kampf für die Größe des Vaterlandes einzutreten. Den

Gedanken an Generalstrike hat der Arbeiterausschuß schroff abgelehnt. Herr Ludwig Calda, Sekretär der genueser Arbeiterbörse, sagte, die Internationale sei durch den Verrath der deutschen Sozialisten zerstört worden und Italiens Proletariat müsse zur Niederwerfung der Kriegsanzetteler mitwirken. Auch Turati ist gegen den allgemeinen Ausstand und sprach in begeisternden Sätzen von dem in Martyrien geschändeten Belgien und dem überfallenen Frankreich. Die Katholische Volkspartei sagt in einem Aufruf, sie wäre froh gewesen, wenn Italiens gerechten Wünschen ohne Krieg Erfüllung geworden wäre, könne aber nicht billigen, daß man diesen Wünschen, dem Ausdruck italischen Kulturwillens, enge Grenzen setze. Das Königreich Holland möchte am Vatikan einen Vertreter haben. Der, heißts in der Stampa, könnte im Kriegsfall auch die Gesandtschaftarbeit Preußens und Bayerns übernehmen; den Gesandten Oesterreich-Ungarns soll der Spanier vertreten. Ein italo-schweizerischer Vertrag sichert den Kantonen auch für den Kriegsfall den Waarenbezug aus Italien. Die Ansaldo-Werke in Genua liefern ein Geschütz (für 402 Millimeter), das an Zerstörerkraft den deutschen Zweiundvierzigern gleich, doch leichter und beweglicher ist. Die bukarester Regirung veröffentlicht eine lange Liste von Mineralien, Chemikalien und Urstoffen, deren Ausfuhr sie vom letzten Apriltag an verbietet ... Dr. Haldane, der an der Front die Wirkung des Stickgases geprüft und einige Kanadier untersucht hat, fand sie in Athemnoth, mit bläulichem Antlitz und kam zu dem Schluß, daß die Absicht auf Erstickung durch Chlor oder Brom verwirklicht werden sollte. Der Bericht der belgischen Untersuchung-Kommission sagt, das Gas sei aus Feuer, das vor den Schützengräben angezündet worden war, aus geschleuderten Blechflaschen, aus Röhren und Granaten gekommen, habe drei Kilometer weit gewirkt, Auswurf und Erbrechen herbeigeführt, Augen und Schleimhäute gereizt und die Opfer mindestens für Stunden in Starrheit geworfen. Von der Vorbereitung dieses abscheulichen, vom Kriegsrecht geächteten Kampfmittels hatte man schon in den letzten Märztagen gehört... Herr Dernburg wird in den Vereinigten Staaten von Mißgeschick verfolgt. Durch sein kynisches Betragen, durch den frechen Versuch, als falsch Erwiesenes immer wieder, mit eiserner Stirn, für Wahrheit auszugeben, hat er die Amerikaner gegen sich empört... Dem ‚Stock in Eisen', in den die Altwiener,

um einem Wunsch Erfüllung zu sichern, Nägel eintrieben, und der jetzt einem gepanzerten Baumstumpf gleicht, ist, auf dem wiener Schwarzenbergplatz, der ‚Wehrmann im Eisen' nachgebildet worden. Wer eine Krone zahlt, darf einen Nagel in den Holzleib einschlagen. Schon sind zwei- bis dreihunderttausend Nägel drin. Der Deutsche Botschafter war, am Tag der Enthüllung, so gnädig, dem Wehrmann einen goldenen Nagel ins Herz zu hämmern. Das war eine symbolische Handlung, deren Sinn weder er selbst noch das Volk von Wien geahnt zu haben scheint ... Der Jubel, der, am achtundzwanzigsten April, in Odessa den Zaren empfing, ist nicht zu beschreiben. In überreichem Schmuck b.ühte die Stadt wie ein Märchengebild. Fünfundzwanzigtausend Schulkinder, alle Studentenverbände, ungeheure Bürgermassen empfingen den Kaiser mit Musik und donnerndem Hurra. In der Kathedrale zeigte der Erzbischof ihm das alte Kupferkreuz, das aus den von Krimkriegern gespendeten, damals vom erzbischöflichen Segen geweihten Münzen hergestellt wurde. In Nikolajew, am Schwarzen Meer, hat der Zar viele Gaben für den Kriegsbedarf erhalten und auf der Werft einer Kiellegung zugesehen. Auf Schritt und Tritt wurde er von den Arbeitern mit freudiger Begeisterung gegrüßt. Viele erhielten Taschenuhren, die sie noch lange an den Besuch des Kaisers erinnern werden." Nur an diesen Besuch?

Rjetsch: „Die Abnahme der Kriegslust in Oesterreich hat bei uns ein merkwürdiges Echo gefunden. Die Russen reden jetzt in ganz gemüthlichem Ton von Denen, die eigentlich doch an dem Krieg schuldig sind ... Der Kohlenmangel wird empfindlich. Trotz allen Verheißungen liefert das Verkehrsministerium nur 2500 Pud täglich, ein Zehntel des Bedarfes. Vielleicht muß die petersburger Wasserleitung abgesperrt werden. Der Straßenbahngesellschaft wurde empfohlen, ihre Kessel für Naphthaheizung umzubauen." Nowoje Wremja: „Der Verbraucher von Waare ist in unbequemer, fast gefährlicher Lage. Wir müssen hoffen, daß Alles, was möglich ist, zur Verhütung noch ärgerer Schwierigkeit geschieht. Die Einheit der Organisation fehlt. Jeder Gubernator läßt, nach seinem Belieben, Ausfuhrverbote oder andere Vorschriften ins Land gehen. Daher kommt es, daß in einem Gubernatorium Ueberfülle und Spottpreis zu finden ist, während im Nachbargebiet die selben Produkte unerschwinglich sind." Russkoje Slowo:

„Die Schiffrhederversammlung in Nishnij Nowgorod hat beschlossen, die Mannschaftlöhnung um dreißig Prozent zu erhöhen. Der Matrosenmangel hat die Wolgaschiffahrt sehr geschädigt. Weil in Astrachan Thee fehlt, hat der Gubernator den woronescher Bezirksausschuß ersucht, zehn Wagons mit Thee durchzulassen. Für Naphthaprodukte will der Ministerrath Höchstpreise beschließen. Der Warschauer Kommerzbank ist gestattet worden, in Lemberg eine Filiale zu eröffnen." Ob dieses Töchterchen alt werden kann?

Am elften Januar 1915 schrieb Ministerpräsident Venizelos an König Konstantin von Griechenland: „Bisher konnten wir neutral bleiben; so lange die Bündnißpflicht gegen Serbien es gestattete. Jetzt heischt nicht nur eine sittliche Pflicht unseren Eintritt in den Krieg: uns winkt ein Gewinn, der aus Hellas ein so großes und starkes Reich machen müßte, wie noch vor ein paar Jahren der hitzigste Optimist nicht für möglich hielt. Dieser Gewinn ist nicht ohne ernste Gefahr einzubringen. Nach langer und gründlicher Ueberlegung dünkt mich, daß wir dieser Gefahr nicht ausweichen dürfen. Hauptgrund: sie bliebe bestehen, selbst wenn wir bis an das Ende des Krieges unsere Neutralität zu wahren strebten. Würde der austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem natürlichen Drang in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnügen: wird es nicht Bulgarien zum Vormarsch ins serbische Makedonien einladen? Dann müßten wir Serbien helfen; oder wären durch die Verletzung der Bündnißpflicht entehrt. Wer darauf keinen Werth legt, muß sich doch sagen: das durch die Störung des Balkangleichgewichtes gestärkte Bulgarien würde uns, die dann keinen Bundesgenossen, keinen Freund mehr hätten, sofort oder später angreifen. Wir müssen die Mitwirkung Rumäniens und sogar Bulgariens erstreben. Gelingt uns, alle christlichen Balkanstaaten zu einen, dann schwindet nicht nur die örtliche Gefahr, sondern diese Einheit kann auch beträchtlich auf die Sicherung der von der Triple-Entente gewollten Vorherrschaft einwirken. Damit der Plan gelinge, müssen wir den Bulgaren Wichtiges gewähren. Bis heute haben wir nicht nur jedes Gespräch darüber abgelehnt, sondern auch gesagt, daß wir gegen jede große serbische Konzession an Bulgarien seien, weil sie das durch den Bukarester Frieden geschaffene

Balkangleichgewicht, den Bulgaren zu Gunst, stören würde. Diese Politik war bis heute richtig. Ists aber nicht mehr, seit uns aus Kleinasien die Erfüllung alter Wünsche winkt. Um aus der Hoffnung eine Gewißheit zu machen, können wir auf der Balkanhalbinsel einige Opfer bringen. Wir müssen zunächst auf den Widerspruch gegen serbische Konzessionen verzichten; selbst wenn sie bis an das rechte Ufer des Wardar reichen. Wird dadurch Bulgariens Mitwirkung oder, mindestens, wohlwollende Neutralität noch nicht verbürgt, dann würde ich vor dem schmerzhaften Entschluß, Kawala zu opfern, nicht zaudern: weil ich dadurch das Griechenthum in der Türkei retten und unserer Reichsherrschaft fast alle Gebiete eingliedern könnte, in denen je, im wechselnden Lauf der Jahrhunderte, der Hellenismus sein Haupt erhob. Dringt meine Meinung durch, dann muß Bulgarien, unter der Bürgschaft der Entente-Mächte, sich verpflichten, in den ihm eingeräumten Bezirken allen Besitz der Menschen zu kaufen, die nach Griechenland auswandern wollen. Griechische Menschen und Güter in den neuen Grenzen Bulgariens würden gegen bulgarische Menschen und Güter in unserem Gebiet ausgetauscht. Menschenaustausch und Güterrückkauf würden von einer fünfköpfigen Kommission überwacht, in die England, Frankreich, Rußland, Griechenland, Bulgarien je einen Vertreter zu senden hätten. Erst nach der Erfüllung aller Vertragsbedingungen würde Kawala von uns geräumt. Eine völkische Ordnung und ein endgiltiger Balkanbund wäre erlangbar; ein Mutualbürgschaftvertrag würde die verbündeten Staaten von der Pflicht zu steter Heeresstärkung entlasten und ihnen Muße und Vermögen zu innerer Entwickelung lassen. Streckt Bulgarien sich über den Wardar hinaus, dann müssen wir, als Ersatz der günstigen Ostgrenze von heute, eine starke Nordgrenze gegen dieses Königreich haben, die der Bezirk Doiran-Gewgelij uns schüfe. Da, leider, nicht gewiß ist, ob selbst solche Hingabe der bulgarischen Habgier genügen würde, müssen wir uns mindestens den Beistand Rumäniens sichern, ohne den der Kampf allzu gefährlich würde. Natürlich müßten die Mächte der Triple-Entente uns das zum Krieg nothwendige Geld leihen und auf ihren Märkten den Einkauf der Waaren und Geräthe erleichtern, die wir brauchen. Bleiben wir unthätige Zuschauer, dann können uns, außer den angedeuteten, noch andere Gefahren erwachsen. Selbst wenn Oesterreich

und Deutschland auf neuen Einfall in Serbien verzichten, werden sie, um den Sieg zu erringen, sich von Flandern und Polen, den Hauptkriegsschauplätzen, abwenden; und siegen sie, dann können sie die Balkangewichte so vertheilen, wie nach der Zerschmetterung Serbiens möglich würde; die Unabhängigkeit aller kleinen Staaten wäre bedroht und wir verlören zunächst die Inseln. Siegt keine Gruppe endgiltig und kehrt der Zustand wieder, der vor dem Krieg war, dann wären in der Türkei rasch alle Griechen niedergemetzelt. Wenigstens würde die Türkei, die aus einem gegen drei Großmächte dreist unternommenen Krieg ungeschmälert und als Bundesgenossin Deutschlands hervorginge, nicht zaudern, die Griechen in Schaaren wegzujagen und ihre Habe zu rauben. Deutschland wird sie nicht hindern, sondern froh sein, wenn aus Kleinasien, dem Zukunftziel seiner Begierden, ein Mitbewerber getilgt wird. Ganz Griechenland aber würde in eine Wirthschaftkrisis gerissen, wenn Tausende griechischer Menschen ausgeraubt und von ihrer Scholle gejagt würden. All diese Gründe fordern unseren Eintritt in den Krieg. Selbst eine Niederlage könnten wir in dem tröstenden Bewußtsein überdauern, für die Befreiung unserer noch geknechteten, noch von schlimmer Gefahr umdrohten Volksgenossen, für die edelsten Werthe der Menschheit und für die (nach germano-türkischem Sieg arg gefährdete) Unabhängigkeit der kleinen Staaten gefochten zu haben. Uns bliebe die Achtung, die Freundschaft starker Nationen, die unser Griechenland geschaffen und ihm seitdem immer wieder geholfen haben. Weigern wir den Serben, was uns die Bündnißpflicht befiehlt, dann erschüttern wir die Grundlage unseres sittlichen Lebens, setzen uns den ernstesten Gefahren aus und bleiben einsam, ohne Freunde, allen Vertrauens unwürdig."

Sechs Tage danach schrieb Venizelos: „Eure Majestät kennen Rumäniens Antwort auf unseren Vorschlag zu gemeinsamer Unterstützung Serbiens. Mir scheint, daß Rumänien nur schlagen will, wenn Bulgarien mitschlägt. Uebrigens hält auch unser Generalstab einen graeko-serbo-rumänischen Kampfbund für gefährdet, so lange Bulgarien nur durch eine Neutralitäterklärung gebunden ist, die es in jedem Augenblick brechen kann. Deshalb müssen wir, auch mit unserer Seele schmerzlichen Opfern, versuchen, die Kampfgemeinschaft aller Balkanstaaten zu erwirken. Was uns, für den Fall der Verständigung mit Bulgarien, Sir

Edward Grey in Kleinasien verheißt, fügt dem durch zwei siegreiche Kriege ums Doppelte vergrößerten Griechenland ein neues, eben so großes und mindestens eben so reiches Hellas an. Ich bin gewiß, daß wir in Kleinasien 125 000 Quadratkilometer erlangen würden. Das abzutretende Balkanland (Sali-Chaban, Kawala und Drama) ist reich, an Umfang aber nur ein Sechzigtel des damit zu erwerbenden; und obendrein erhielten wir den Grenzstrich Doiran-Gewgelij. Wir verlören 30 000 und gewönnen 800 000 Griechen; und ich bin überzeugt, daß alle, mit deren Verlust wir rechnen müssen, sich, nach dem Verkauf ihrer Güter, bis auf den letzten Mann in dem griechischen Kleinasien ansiedeln würden. Daß sich je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten werde, ist unwahrscheinlich. Nützen wir sie nicht, dann ist das kleinasiatische Griechenthum uns verloren. In jedem Fall: siegt die Triple-Entente, dann theilt sie, mit oder ohne Italien, in Europa und Kleinasien die Türkenländer; siegt der deutsch-türkische Bund, dann bleiben nicht nur die aus Kleinasien gejagten Griechen, zweihunderttausend, heim- und besitzlos, sondern unzählige müssen ihnen noch folgen und Kleinasien wird die Beute der Deutschen. Dürfen wir zaudern, da Schicksalsgunst uns den Weg in ein Griechenland weist, das fast alle einst vom Hellenismus beherrschten Gebiete umfaßt und dem, mit höchst fruchtbaren Bezirken, die Vorherrschaft im Aigaiermeer zufällt? Der Generalstab fürchtet, die Verwaltung so großer neuer Landstrecken könne schwierig und unsere Schwächung (durch den Krieg) ärger werden als die Bulgariens, das uns bald danach angreifen könne. Ich unterschätze die erste Schwierigkeit nicht. Immerhin beweist das Ergebniß unserer Verwalterarbeit in Makedonien die Leistungfähigkeit des Hellenismus. Der Glaube, daß wir schneller als die Bulgaren müde werden, ist durch die Balkankriege widerlegt worden. Richtig ist, daß in den nächsten Jahren, bis unser Heer reorganisirt, die Rekrutenmenge aus dem neuen Griechenland ihm eingereiht ist, der Kriegsfall uns zwingen würde, einen Theil unserer Streitkräfte in Kleinasien zu lassen, um dort etwa versuchte Aufstände niederzuzwingen. Solche Versuche sind übrigens unwahrscheinlich; nach dem Tode des Osmanenreiches wird der Musulman ein ruhiger Unterthan sein. Zweitens: die in Kleinasien nöthigen Truppen würde das dort heimische Griechenvolk selbst uns sehr bald lie-

fern. Drittens: für die Gefahrenzeit würde die Triple-Entente sich uns zu Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichten. Bulgarien wäre nach dem großen Krieg von der Verwaltung und Organisation seiner neuen Gebiete in Anspruch genommen; und verblendet der Herr im Himmel es so, daß es uns anzugreifen wagt, dann zwingt die Dankesschuld Serbien, uns zu helfen. Wenn die Bulgaren Kawala schon als Preis für die Erhaltung ihrer Neutralität fordern oder verlangen, daß wirs sofort, vor der Kriegsentscheidung, räumen, müssen wir auf das Abkommen verzichten. Dann hätte Bulgarien unseren Eintritt in den Krieg gehindert, uns bliebe die Freundschaft der Triple-Entente und sie würde nicht nur unser Interesse wahren, sondern uns auch, nach dem Krieg, finanziell unterstützen. Die Lebenskraft, die das neue Griechenland gezeigt hat, wirbt ihm das Vertrauen, daß es nach dem Zusammenbruch der Türkei ein starker Helfer zur Erneuung des Orientlebens sein wird. Unser Vaterland darf zuversichtlich auf den Beistand, finanziellen und diplomatischen, der Mächte rechnen, deren Vertrauen ihm eine so geschwinde Vergrößerung zugedacht hat. Muthig darf es den herrlich hellen Weg beschreiten, der sich ihm aufthut. Als ein Glück betrachte ich, daß Eure Majestät in der Vollkraft Ihrer Jahre sind und nicht nur mit dem Schwert ein größeres Griechenland zu erobern, sondern auch das eroberte politisch gut zu organisiren vermögen. Wenn einst die Stunde schlägt, werden Sie Ihrem Erben ein vollendetes, übermenschlich großes Werk hinterlassen, ein Vermächtniß, wie nur wenigen Fürsten je zu häufen gelang. Ich bin Eurer Majestät ergebener Diener Venizelos." (Den Wortlaut der beiden Briefe hat zuerst die athenische Zeitung „Patris" veröffentlicht.) Wollte der russo-dänische König länger warten als sein kretischer Minister? Ist ihr Zwist nur Maskenspiel? Träumt Venizelos von einer Krone und will der eingewanderten Dynastie die Krümel der in seinen Balkankriegen erworbenen Volksgunst wegblasen? Amtlos sitzt er in Luzern; nicht machtlos noch ohne wichtigen Verkehr. Und aus Athen kommt die Kunde, Hellas wolle erst schlagen, wenn es mit der Triple-Entente ganz einig sei. „Die Vorstellung, daß Thrakien, die Wiege griechischer Kultur, aus dem Türkenjoch erlöst werden soll, läßt die Weisen der Erde in Wonne erbeben. Dürfen nur die Griechen solcher Freude nicht theilhaft sein?" Dieser Frage der Ve-

nizelistenmehrheit antwortet die Regirung: „Die Triple-Entente weiß, um welchen Preis sie unsere Mitwirkung haben kann." Daß er noch nicht gewährt worden ist, nährt den Glauben, der Nenner der Werthsumme könne Byzantion heißen. Einst lasen wir, der Sohn Georgs und Olgas wolle sich als den zwölften Konstantin numeriren: und dadurch andeuten, daß er die Nachfolge der Palaeologen, also Konstantinopel, für seinen Stamm begehre.

Tausendschön.

„Singet dem Herrn und jauchzet dem erschrecklich furchtbaren Erdenkönig, der die Völker unter unsere Füße zwingt, die Kriegswagen in Feuer verbrennt, die Wurfspieße splittern heißt und auf dem Meer die Schiffe zerbricht! Betet: so wird er aus dem Himmel Euch gewähren, bis Eure Freude völlig ist. Ihr hörtet Gleichniß und Sprichwort, sollet fortan aber Rede hören, die ohne Rückhalt ist. Und dennoch nicht nur Hörer sein. Solche, nämlich, betrügen sich leicht selbst und ähneln Einem, der sich im Spiegel beschaut und danach schnell vergessen hat, wie er gestaltet ist." Am Sonntag Rogate schallts, am Sonntag vor Christi Himmelfahrt, von den Kirchenkanzeln. Und der Erinnerung an das von Paulus, vor dem Bilde des unbekannten Gottes und auf dem Richtplatz, in Athen Erlebte folgt die Warnung vor Aberglauben und der Sucht nach neuer, früh und spät Neues kündender Botschaft.

„Jeder will Neues hören", pfaucht Fritz im Lager von Peterswaldau; „wie lange Schweidnitz sich noch halten, wann das bunte Oesterreicherheer mürbe sei, der leidig verschleppte Krieg endlich einschlafen werde". Neun Wochen: dann entschlummert der Siebenjährige. Achthundertfünfzigtausend Europäer hat er getötet, Preußens Volk um eine halbe Menschenmillion verkleint: und dem Heldenstaat nichts Greifbares, Münzbares eingebracht. Dennoch wird aus diesem Krieg Weltwende; wird der ertraglose Friede, in den der nüchterne Genius des Königs ihn ausglimmen läßt, der Fittich, der den Adler von Leuthen himmelan hebt. Weltwende: Amerika, in das, von Nord und Süd, französischer Einfluß sickern und strömen konnte, wird englisch; Britania die Hüterin, die kaum noch bedrohte Herrin des Meeres und des aus ihm gefischten Hortes, der sie reich und träg, fett und selbstsüchtig macht, ihren sauberen Leib mit Schornsteinruß verqualmt, ihre Arme und Beine,

die ehernen Zinken, allzu dick umgüldet; Frankreich muß von dem Plan, das verrunzelte Deutschland zu vierteln und mit der versailler Knallpeitsche zu gängeln, einstweilen abstehen und ärgert sich Eiterherde an, aus denen 1789 dann gelber Stank und rother Lebenssaft quillt und die Bonapartes Schröpfkur und Brunststiftung überdauern. Beiden Westmächten baut der Krieg das Schicksal. Im Osten narbt er Oesterreichs schlesische Wunde tief, nimmt dem Haus Habsburg den Glanz und die Tragkraft deutscher Großmacht, schmiedet Preußens Menschenbündel in den Eisenreif eines Nationalempfindens, eines Glaubens an werdende, seit der Reformation leis dem Schoß der Wissenswelt sich entbindende Kräfte und ätzt den lautersten Gemüthern den Willen zur Gestaltung neuer Deutschheit, eines, trotz Oesterreich, wider Oesterreich, lebensfähigen deutschen Staates ein. Das sind Folgen des Siebenjährigen Krieges, der, wie jeder Schulknabe weiß, keinen Fruchtkern in die Scheune des Fritzenstaates gefördert hat und der ihm nur glimpflich vorüberging, weil Elisabeth, „die nordische Hure“, die Helferin der sittsamen Frau Maria Theresia, zu rechter Zeit starb.

Aus einem Grab kann Friedenslenz, kann Kriegsnoth keimen. An dem selben Maitag, an dem Rußlands Dritter Peter (ohne zu merken, daß seine liebe Frau Katharina lüstern schon nach der Krone äugte) den Frieden mit Preußen schloß, verflackerte einst das Leben des noch nicht greisen Mannes, dem von Deutschen die Hauptschuld am Unheil unseres Krieges zugeschrieben wird; von blinden, die jetzt den Weltrichterchor führen und, als träfe solcher Spruch nicht auch ihren Kaiser und dessen ganzes Geschwister, jeden Sohn einer Britin in des Höllenpfuhles Schwefeltiefe verdammen. Nur fünf Jahre gingen, seit in dem Buckingham-Palast, wo die Wehmutter ihn vom Schoß Victoriens gelöst hatte, Eduard, als König der siebente, starb. Länger als ein Lustrum dünkt uns der seitdem durchbangte Zeitraum. King Edward hätte diesen Krieg nicht geführt; wäre ihm, ehe die Sturmglocke schrill über das Inseleden hin kreischte, behutsam ausgebogen und hätte unter Gewitterwolken so unenglisch untüchtige Leute, den beredten Gehilfen der Mrs. Asquith, den eitlen Seedilettanten Churchill und den pfiffigen Demagogen Lloyd George, nicht auf der Steuerbrücke des schwanken Staatsschiffes geduldet. Der Sohn eines Koburgers, Enkel einer Sachsenprinzessin, Schwager eines Deut-

schen Kaisers war nie ein Feind deutschen Wesens. Nur, wie zuvor Johannes von Salisbury, der Scholastiker und Sekretär des Kanzlers Becket, niemals willig, Teutonen das Amt des Völkerrichters zu gönnen. Weil der Neffe laut das Recht zur Mitwirkung an „jeder Entscheidung auf der Erde“ gefordert hat, wandelt der Oheim Turf und Startlinie britischer Politik. Ueberwindet, um mit Japan und Frankreich Verträge schließen zu können, das Vorurtheil seiner Landsmannschaft: den Rassestolz, der sich aus verachtendem Ekel von dem Farbigen wegwendet, und den schwerblütigen Ernst des Angelsachsen, der in dem Franzosen lange nur einen brauchbaren Modisten und ergötzlichen Windmacher sah. Die Wurzeln unserer Kraft, sprach er zu den Treusten, sind gefährdet; wollt Ihr sie schützen, den Vorsprung unseres Handels, die Seeherrschaft unserer Flotte, das Uebergewicht in den islamischen Ländern sichern, dann müsset Ihr Euch ins Unvermeidliche schicken und die gestern von oben Angesehenen morgen zu Bundesgenossen küren. Krieg? Mit dem kann er vielleicht schrecken; würde ihn aber nicht führen. Dem Sieg, der die Deutschen schwächen, nicht in Ohnmacht pferchen könnte, würde rasch die Vorbereitung des Rachefeldzuges folgen: und ein Jahrhundert steter Kriegsgefahr kann das Weltclearinghouse nicht ertragen. Im berliner Rathhaus betont Eduard den Wunsch nach einem guten, herzlichen Verhältniß zum Deutschen Reich; im Kaiserschloß spricht er, in der Abschiedsstunde, das erste Wort über Politik: Deutschlands Flottenbau sei, bei dem schnellen Wachsthum seines Ueberseehandels, begreiflich und kein Grund zu Feindschaft. (In der Wilhelmstraße wird just der Vertrag unterzeichnet, der den Deutschen Marokko, Nordafrika und die Straße ins Mittelmeer sperrt.) Abschied für immer. Der Feind seines Neffen? Die beiden Temperamente, die, so lange das jüngere gährt, nicht mit einander zu hausen vermochten, wären am Ende noch in ziemliche Eintracht gelangt. Wenn Deutschland sich wieder erinnerte, daß jedes Bronzegeschütz Fritzens von Preußen die Inschrift „Ultima regis ratio“ trug, wurde es gar zu stark. Ihm die Gedächtnißflamme zu schüren, hütete Eduard sich, seit er, nach der Novemberentladung, nicht mehr mit Einem nur zu rechnen hatte. Als König und Kaiser wollte er nicht, wie als Fürst von Wales so oft von dem Kugeltischharker, das Verbotswort hören: „Rien ne va plus!“ Bis ans Ende

zinste sein Einsatz; brachte aus Paris, Rom, Reval ansehnlichen Gewinn. Was es besaß, sollte dem Deutschen Reich bleiben; doch fürs Erste nicht Stärkendes zuwachsen. In dem Ergebniß der Balkankriege hätte der Schöpfer des neuen Monarchentypus die Krönung seines Wunsches gesehen. Er konnte länger leben. An Klothos dünnstem Spinnfaden hängt das Schicksal der Reiche.

Auf Elisabeth Petrowna, die fromme Buhlerin, folgte bald Katharina, die gottlos geniale, die einer Habsburgerin nicht aus Uebellaune gegen den Preußen geholfen, Rußlands Mittagssonne nicht am Westhimmel gesucht hätte, sondern auf das vertürkte Byzantion blickte und den Enkel, weil sie ihm die Marmaraherrschaft erhoffte, auf den Namen Konstantins taufen ließ. Eduards Europäerplatz ward bis heute nicht besetzt. Zwei seiner Vettern, ein Konstantin und ein Ferdinand, der gern Symeon hieße (ungern aber als Statthalter nur, nicht als Kaiser, in Zarigrads Sophienkirche schritte), langen nach dem Oströmerdiadem, von dem auch Westroms verständigem König die südslawische Frau den Traum der Balkanzaritza ins Ohr geraunt haben mag. Welche Kurzsicht, zu wähnen, dieses beispiellos ungeheuren Krieges Ernteumfang werde auf einem triefenden Schlachtgefild, und streckte es von der Düna sich bis an den Don, bestimmt und das Scheuerthor werde sich bis in den nächsten Menschheitsommer schließen, wenn hier eine Provinz verloren, dort eine gewonnen, einer Grenze Schlagbaum mit anderer Farbe bestrichen ist! Aus dem oschatzer Jagdschloß Hubertusburg, das jetzt Irre und Sieche herbergt, kam Weltwende. Und aus unserem Krieg soll Kleinkram werden? Noch blinkt nicht der Erntemond. Maia-Majesta herrscht, die gute Göttin und Schützerin alles Keimens und Sprossens, lenzlicher Wehen und Mutterschaft; die Fauna, der Roms Weibvolk eine Mastsau opferte, mit Milch und Honig den Feiertag netzte. Schauet nun Deutschlands Frauen an solchem Werk! Ihre treue Sorge für Alles, was einem Schoß, der Erde oder der Mannesgehilfin, entblühen will; für Alltägliches, ohne dessen Ordnung und Nährgewißheit kein Fest, nie wieder Hochzeit der Nation werden könnte. Schauet unter der selben Sonne die härtere Fron germanischer Männer, der Säer, Zeuger, Ackerer, Krieger, und ihr gewichtiger erntes Weihspiel, Waffentanz und Mairitt durch duftende Blumenauen und das Todaustragen, die Ertränkung oder Verbren-

nung des Winterriesen, den der Gott des jungen Jahres, da das große Himmelslicht ins Zeichen der Zwillinge trat, vom Gebieterstuhl stieß. Nicht eine Strohpuppe umschäumt diesmal der Strom, umlecken die rothen Zungen des Majafeuers: über hunderttausend und abermals hunderttausend Grüfte, über das Grab eines ganzen Mannheitlenzes hin flammt es, stirbt und verraucht. Hoch lasset es wirbeln, ehe es erlischt; denn Luftraum und Herzkammer der Heimath muß von häßlichen Dünsten geläutert werden. Unreines Gefäß trübt allmählich den edelsten Trank.

Aus der göttlich durchsonnten Azurfluth des zehnten Kriegsmonats funkeln uns zehn Gebote. Spreize Irdisches, Einzelgestalt oder Volk, nie sich in Selbstvergottung; Jedem haften Fehler in Fülle an und Keiner wird ungestraft zum Spiegler, den Eitelkeit rasch Höcker und Warzen, Beulen des Leibes und Schwielen der Seele, vergessen lehrt. Bleibet dem Feind, dem Verleumder noch vornehm gerecht; auch entschuldbare Unbill erniedert und von Geifer wird die sauberste Lippe ein Pustelsumpf. Wehret Fremden nicht Waffen, die Ihr selbst Euch nicht weigern wollt; der Rost böser Nachrede fräße sonst schnell Euer blankes Schwert. Fordert von ihnen niemals, was Ihr niemals geleistet habt noch je leisten werdet; sie ziehen Euch morgen der Lüge, Verschweigerkunst, Tüncherlist, deren Ihr gestern sie ziehet. Erlaubet, die Ihr in sicherem Behagen hauset, Euch nicht die Hitze und Wuth, die dem Krieger draußen, in Noth und Lebensgefahr, den Blutlauf schleunigt, ihn über Entbehrungzwang hinweg spornt. Duldet nicht, daß dem Verdienst seine Krone geraubt, ein Spatz ins Nest des Adlers gebettet werde; der zagste Ausflug erwiese ihn Aller Augen als einer Feldspätzin, höchstens einer Zaunkönigin Brut. Huldiget dem kühnsten und klügsten Helden; doch gestattet nicht, daß an seinen Namen sich Gewerbssucht, Erwerbsgier klebe, und schicket vom Schimmer den Blick in das Dunkel, wo Schultze und Schmidt, Quargelhuber und Strösel Deutschlands Siege erfechten. Taumelt nicht aus Räuschen in Katzenjammer, aus Prahlergelall, das die Welt sammt dem Himmelszelt kaufen und bar bezahlen möchte, in Gesindescheu, die über die Seligkeit des Groschenschmuggels nicht hinaus zu trachten wagt. Flennet nicht in jede Morgenröthe, jede Nachtbräune, weil sie nicht Freudenpost, dem knurrenden Kater nicht den schmalsten Bückling gebracht hat; mit Glücksbotschaft seid Ihr überstopft und

würdet erst recht wieder gesund, wenn Ihr lange fasten oder Gräten beknabbern müßtet. Wahret, zehntens, im Gewühl der Massenmeinung dem Hirn frei eigenes Urtheil; kränzet nicht, weil andere bluten, Eure Stirnen, wischet nicht Schweiß, der von anderen rann, und hisset die Hausfahne nur, wenn zuvor Euer Herz geflaggt hat.

Tausende, Zehntausende dreifarbiger Tücher bläht der Frühlingswind. Alle Kirchner lassen, von Masuren bis an den Bodensee, den Glücksklöppel an die Glockenwand sausen. Die Schuljugend ist der Pflicht ledig; hört hastig erlesene Feierrede und springt aus dürrer Buchwelt dann in lustiges Leben. Weil in Westgalizien die Russenfront durchstoßen, vielleicht das ganze Südwestheer des Zaren aus seiner Erobererstellung gelockert und in eilige Rückzugsbereitung gedrängt worden ist. Eine bewundernswerthe Leistung des Strategen, des Truppen- und Geräthbewegers, der durch Europa hin und her geworfenen, nie müden, nie von neuer Fährniß geschreckten noch mürrisch säumenden Mannschaft. „Ein Erfolg, dessen Tragweite sich noch gar nicht übersehen läßt.“ Den die nach Triumph lüsterne Menge aber, wie Fädeljungfern den hohen Stapel der Gasthauswäsche, flink mit Ziffern bestickt. Wenn er sich übersehen läßt, ist, so hoffen wir, der Tag für Fahnen und Glocken. Wehen und dröhnen sie zu oft, dann bleicht der Weiheglanz; dieses Wundermais Sonne selbst schiene dem Auge fahl, das sich Wochen lang von ihr satt getrunken hätte. Ist Schullehre nicht ersehnte Geistesspeise, nicht seligen Mühens köstlichster, neues Paradies öffnender Lohn, sondern Strafe, die erlassen, von der begnadigt wird, wenn einer Hoffnung Knospe aufsprang? Muß im Gedächtniß, der Einzelmenschen und Völker, die Erinnerung an Fahnenpomp und Thurmgejauchz nicht einsam bleiben, um, wie Erlebniß, Jahrzehnte lang nachzuwirken? Sänke Altar, Kreuz und Kelch nicht in Hausrathsrang, wenn Fuß, Hand, Lippe sie nicht so selten und in schaudernder Ehrfurcht drum fühlte? Und haben wir in drei Kriegsjahreszeiten, nicht, gewiß guten Glaubens voll, mit dem sichtbarsten, hörbarsten Aufwand äußerer Froheitzeichen, schon Tage gefeiert, die aus klärender Ferne nur durch die Willensleistung, nicht durch den Machtertrag, noch des Wonnekleides und Jubelklanges ganz werth erscheinen? „Hunderttausend Gefangene werden, wenn Kasse gemacht wird, doch, wenigstens, herauskommen; die erste Schänkentaxe, Börsen-

schätzung war über die halbe Million hinaufgeklettert.“ Scheltet die seelisch Armen, die also faselten, nicht mit allzu rauher Rüge. Ihr ließet sie, kleine Bürger aus enger Gasse, unter neun Monden, in eisigem Winter sogar, zwischen Chrysanthemen wandeln und entwöhntet sie der Freude an Gänseblumen und Maßliebchen, die, dennoch, Amaranten, unverwelkliche Kinder Floras, sind.

Schönere begehrt Deutschlands Frühling nicht. Und Deutschlands Volk würde in Prunk die für kommenden Kampf ums Dasein unentbehrliche Bescheidung in derbe Gewohnheit verlottern. Wir dürfen zufrieden sein, können unverzärtelte Rede ertragen und müssen die Verdächtigung absträngen, Illuminirung des von unseren Kriegern Erkämpften solle Zweifelnde in furchtsamen Stillstand schüchtern. Vom Letten- bis ins Araberland, von der Schelde bis an den Bosporus ist der Deutsche mit Hirn und Arm vornan. Solcher That, so tausendköpfiger Tüchtigkeit stärkendes Bewußtsein kann kein Schmäher ihm zerbeizen. Ohne Geckerei, ohne Uebermuth will ers einwurzeln; und im Gefecht erwägen, im Eisenhagel und Feuergestöber, wo er das Ziel gewaltigen Heldenthuns klug zu suchen, wie den hinführenden Weg oder Schlüpfpfad zu finden habe. Noch blinkt nicht der Erntemond; ist zu Feierkurzweil karge Muße. „Winzige Triebkräfte bestimmen und wandeln das Schicksal der Reiche. Zufall erfüllt hier, zerstört dort die Hoffnung der Sterblichen.“ Ob er unsere erfüllt oder zerstört: wir müssen aufrecht stehen. Jeder da, wo er, auf seinem Platz oder Plätzchen, ins Ganze Nutzen stiften kann. Die Feldherrnrechnung bleibe den Verantwortlichen; wann Rußland, wann Frankreich „fertig“, Massenverschiebung, Ueberschwemmung, Entscheidung möglich sein wird, ist im sicheren Port, bei Bier oder Kaffee, nimmermehr zu erklügeln. Der Verzicht auf thörichte Vor-, Drein-, Nachrede ist um so leichter, als diesen Krieg nicht das Schwert, nicht der Schlachtendenker noch das Führergenie enden kann; und dieses Ende wird der Enkel nur rühmen, wenn es nicht aus Welttrümmern geschaufelt, sondern feindlicher Erkenntniß deutscher Wucht, Behendheit und Kraftsparmeisterschaft in der günstigsten Stunde abgerungen ward. Deutschlands Weide blüht, sein Gesträuch strotzt von Saft, seine heitere Menschheit strafft sich in hohen Ernst und will nicht eines Maimittages Frist feiernd vertändeln. Denn des Lenzes Frucht soll ihr den Winter wärmen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Mai 1915.

Höllenfahrt.

Bis in den elften Maimorgen, der den Abschluß dieses Heftes fordert, ist keiner der drei Hauptfragen, die alles deutsche Sinnen mit furchtlos frommem Schauder umdrängt, noch Antwort geworden. Wird das von unserer Südostarmee und austro-ungarischen Kerntruppen geschwächte Russenheer umfaßt, von der Nachschubs- und Rückzugsmöglichkeit abgeschnitten, aus Galizien getrieben? Nimmt Italien, was es ohne Schwertstreich erlangen kann, oder trachtet es nach der Stillung alten Rachedurstes und stellt, den neuen Dreibund ins Hirn zu treffen, nicht nur gegen Oesterreich und die Türkei je ein Heer auf, sondern gesellt sich auch in Frankreich und Flandern dem Massenangriff der Westmächte? Wirkt die Zerstörung des englischen Luxusdampfers Lusitania, die ungefähr fünfzehnhundert unbewehrte Menschen ums Leben brachte, eine wesentliche Wandlung unseres Verhältnisses, äußeren und inneren, zu noch neutralen Staaten? Der nächste Glockenschlag kann Antwort künden; dem ungeduldigen Auge scheint der Klöppel schon zu beben. Doch weil nie, seit Krieg ist, an einer Woche so schweres Gewicht hing, nie eine von Schicksal so trächtig war, darf just diesmal zuckende Nervengier nicht über den Hebel des Willens herrschen. Was über die großen Gegenstände bisher geschrieben wurde, kam fast immer aus Wuth oder aus Unwissenheit; war meist in den Angaben nicht richtig, im Urtheil (oder Vor-

urtheil) über volklich-politische Regungen nicht gerecht. Ohne Nutzen also fürs Reich; nur neues Blendmittel. Wers braucht, weiß längst, in welchen Hökerständen es zu finden ist. Hier nicht. Um keinen Preis der Erde, des Himmels, der Höllenschatzkammern würde ich süßen Giftstoff verschleißen. Und da dem Amtlosen im Bereich einer Nation, die in Verhängnißzeit unmündig sein will, jede Möglichkeit, zur Minderung dräuender Gefahr mitzuwirken, gesperrt ist, beschränkt er sich heute in die Fortsetzung des (weder bequemen noch Lohn spendenden) Unternehmens, Stimmen aus der Fremde, leis grollende und gellende, dem Verständniß der nicht umnebelten Deutschen, die wissen wollen, was draußen ist, was gedacht, ausgesprochen, angedeutet wird, faßlich zu machen.

Aus der Gazette de Lausanne: „Schon in der ersten Aprilwoche waren im Bezirk von Verona mindestens zehn Armeecorps zusammengezogen, deren Aufgabe sein soll, das Festungviereck Mantua-Verona-Peschiera-Legnano zu vertheidigen. In der selben Gegend waren beträchtliche Fliegerabtheilungen untergebracht und alle Vorbereitungen eines großen Feldzuges im Gang. Ende April sollte auch die Schwere Artillerie fertig sein. Im ‚Secolo‘ wird erzählt, der Statthalter von Istrien habe, in italischer Sprache, Aufrufe an die Bewohner der austro-italischen Grenzbezirke drucken lassen, die (heißts darin) geräumt werden sollen; da Oesterreichs Heer aber den ‚Feind‘ bald wieder vertreiben werde, solle das Volk ruhig bleiben und sein Vertrauen nicht erschüttern lassen. Marchese Cappelli, einst Minister des Auswärtigen, hat gesagt, was Italien fordern müsse, könne Oesterreich-Ungarn, ohne sich selbst zu zerstücken, nicht gewähren; deshalb sei rasche Verständigung Italiens mit der Triple-Entente nöthig. Die deutschen Konsuln rathen denn auch ihren Landsleuten zu schleuniger Abreise; sie wissen recht wohl, daß die Verhandlungen des Fürsten Bülow ertraglos bleiben müssen. Auf beiden Seiten sucht man, natürlich aus völlig verschiedenen Gründen, Zeit zu gewinnen. Professor Crespi, der seine Heimath durchreist und viele Abgeordnete gehört hat, meint, um die Maimitte werde Italien losschlagen. Die im Tessin lebenden Offiziere haben schon den Gestellungbefehl erhalten; die Mannschaft der Panzerschiffe ‚Marsala‘ und ‚Cavour‘ ist, am Tag der Flaggenverleihung, aufgefordert worden, den Ruhm des Vaterlandes zu mehren; und die dreiundachtzig Pfad-

finderabtheilungen (giovanni esploratori) wurden in Rom gemustert. Dort hat sich ein Ausschuß nicht felddienstfähiger Studenten gebildet, der die Aushilfe in der Verwaltung des Staates und der Gemeinde, die Verwundetenpflege und anderen waffenlosen Kriegsdienst organisiren, den dafür ausgesetzten Sold den Kriegerfamilien überlassen will und dem der Sohn des Ministerpräsidenten Salandra angehört. Freilich ist auch die Stimme Derer, die für die Wahrung der Neutralität sind, nicht zu überhören. Der Krieg hat dem Handel Italiens Riesengewinne eingebracht. Triest ist lahm, Marseille zu Unthätigkeit verdammt: also wird in Genua das Geld gescheffelt. Auch in anderen Städten blüht manche Industrie (Automobile) und Italien kann, so lange es seine Arbeiter in den Fabriken läßt, nicht nur den kämpfenden und den neutralen Völkern ungeheure Gütermengen liefern, sondern auch hoffen, sich einen Theil dieser Gelegenheitkundschaft über die Kriegszeit hinaus zu erhalten. Großindustrie und Großkapital bemühen sich deshalb, den einträglichen Zustand vor Störung zu schützen ... In Tours sah ich die Lager der deutschen Gefangenen. Schon am Bahnhof hatte ich sechzig auf ihrem Weg an die Arbeit getroffen. Je Vier und Vier; eisengraue Uniform, kleine runde Mütze mit rother Kokarde; sie marschiren gut, werden von sechs Mann, die ein Sergent führt, bewacht und kümmern sich nicht um die gaffende Menge. Dann ging ich ins Lager. Der Posten präsentirt das Gewehr und ein schmaler Weg führt an die Thür eines Gutsgebäudes. Der große Schlafraum ist nicht sehr hell, aber behaglich, warm und sauber. An allen Wänden Betten. Die Befehle werden von französischen Offizieren zunächst den deutschen Unteroffizieren gegeben. Einer von ihnen, den ich nach Essen, Kleidung, Behandlung, Brieffreiheit und Aehnlichem frage, antwortet immer: ‚Es geht‘. In der Küche herrscht ein deutscher Koch mit seinem Gehilfen. Beide aus Altona. Die Behandlung sei gut. Manchem schmeckts, Manchem nicht. Ein berliner Haarschneider sagt, es könnte ein Bischen mehr zu essen geben; ist aber nicht unzufrieden. Die Arbeit am Eisenbahnkörper vereint französische (ein Drittel) deutschen Soldaten (zwei Drittel) und scheint ein kameradschaftliches Verhältniß geschaffen zu haben. Ich höre keine Beschwerde; auf die Frage nach dem Wesen des Franzosenheeres die Antwort: ‚Die Mannschaft ist gut‘. Oft den leisen Seufzer über die unzulängliche Nahrung-

menge. Anfangs erhielt jeder Gefangene täglich 250 Gramm Fleisch; jetzt giebts nur noch 125. Das, wird gesagt, sei nöthig, damit die Franzosen in Deutschland besser genährt werden; die Gefangenen sollen die Kostkürzung nach Deutschland melden. Dort erhält der Gefangene nur 80 Gramm Hackfleisch und 500 Gramm Brot; hier 750 Gramm Brot und außerdem 50 für die Suppe. Kein Deutscher wills glauben; und doch ists reine Wahrheit. Daß die Leute hier trotzdem gesund aussehen, erklären sie durch den Hinweis auf den Lebensmittelzuschuß aus der Heimath. Die Packete kommen, unversehrt, nach ungefähr vierzehn Tagen an. Nirgends eine Klage über schlechte Behandlung. Viele sträuben sich gegen die Vorstellung, das Wohlwollen könne aus menschlicher Gefühlsregung kommen, und glauben, es sei die Folge der Furcht vor den Deutschen, deren Sieg ja gewiß sei. Davon sind Alle fest überzeugt. Nie hätte ich solche seelische Vereinheitlichung ganzer Massen für möglich gehalten; soll man sie bewundern oder bejammern? Als dächte in tausend oder abertausend Köpfen ein Hirn: so ists. Empfindsamkeit, Verstand, Ausdrucksform sind verschieden; doch die Persönlichkeit ist verschwunden und Alle regirt das Hirn des allmächtigen Staates. Vielleicht sind die unsühnbaren Gräuel dieses Krieges aus der Selbstvergottung der Rasse, aus einer religiösen Leidenschaft zu erklären, die zu jedem Opfer, jeder Grausamkeit stimmt; die für den Glauben geführten Kriege waren in aller Geschichte ja die gräßlichsten. Ich habe mit Protestanten, Katholiken und Gottlosen, mit Sozialisten, Liberalen, Konservativen, Dummen und Klugen, Gebildeten und Ungebildeten gesprochen: von der Allmacht und dem Recht des großen Deutschen Reiches und der Germanenrasse waren Alle unerschütterlich überzeugt. In Deutschland muß man um Erlaubniß bitten, ehe man mit einem Gefangenen spricht; hier darf man mit jedem unter vier Augen so lange reden, wie Beiden beliebt. Auch die angeklebte Warnung und die Sonderstrafe fehlt hier; das Disziplinargesetz gilt für die französischen genau so wie für die deutschen Soldaten, die, ohne Schwächlichkeit, menschlich, als Menschen, behandelt werden. Ein junger Sachse blieb steif und fest auf der Behauptung, in Deutschland seien 1 700 000 französische, in Frankreich nur 30 000 deutsche Gefangene; kein Zweifel bringt ihn aus dieser Gewißheit. Nur die Leute, die mindestens eine Weile im Ausland gelebt haben,

sind vernünftigem Zweifel zugänglich. Ein Badenser, der in Sankt Moritz Ladenkassirer gewesen, bei Notre Dame de Lorette, in einem mit Blut und Leichentheilen angefüllten Wäldchen, gefangen worden war und gut Französisch spricht, ließ mich die ernste Sorge des Patrioten hören: und schien mir drum menschlicher als seine Kameraden, die sämmtlich nach dem selben Muster geschnitten, unnahbar stolz auf ihr unbesiegliches Deutschland sind und doch stramm stehen, wenn ein Unteroffizier vorübergeht. Ein französischer oder ein deutscher: die Ehrfurcht vor der Tresse ist ihnen eingeboren, der bedingunglose Gehorsam, als die zuverlässigste aller Tugenden, ihrer Seele eingewurzelt. Daß man die Seele, nicht den Leib nur, in so starre Zucht zu knebeln vermocht hat, ist eine dem freien Mann abscheuliche Vorstellung. Diese Masse hinterläßt den Eindruck großer, aber blinder Macht. Ein anderes Lager, das mir gezeigt wird (‚weil wir nichts vertuschen wollen‘, sagt der Offizier), ist nicht in so gutem Zustand. Ein großes, ummauertes Grundstück; hier und da ein paar Bäume; niedrige Baracken. Dunkel, aber reinlich und ohne Mißgerüche. Die Krankenstation ist leer und die Gefangenen, die ich sehe, scheinen gesund und haben keinen Grund zu Beschwerde. Zwei kräftige Kerle schöpfen aus dem Brunnen, der zwischen Bäumen steht, Wasser für die Küche. ‚Wie es geht? Nicht gut, nicht schlecht; so so; man lebt: Das ist die Hauptsache.‘ Auch ein elsassischer Unteroffizier, der seit sieben Jahren im deutschen Heer dient und hier die Aufsicht hat, glaubt an Deutschlands Sieg. ‚Die Franzosen schlagen sich gut, aber die Deutschen sind furchtbar stark, großartig vorbereitet und haben Alles berechnet. Ich bin auf deutschem Boden geboren, habe in Deutschland gedient, würde aber auch im französischen Heer dienen, wenn der Elsaß wieder an Frankreich fiele. Hoffentlich würde man mir meine Dienstjahre anrechnen. Ich bin Berufssoldat. Das ist ein ehrliches Gewerbe. Die Pflicht kann sich ändern, muß aber immer erfüllt werden. Unter allen Umständen würde ich meine Pflicht thun.‘ So haben, im Lauf der Geschichte, Millionen Söldner gedacht, die sich einem Führer, einer Fahne verlobt hatten, ohne der Sache nachzufragen, die sie vertheidigen sollten. Plötzlich bin ich weltenweit von dem Bürger-Soldaten, der für seine Erde und Sippe, für Heim und Kinder ficht. Der Mann, mit dem ich soeben sprach, ist weder Deutscher noch Fran=

zos, sondern Soldat; er würde für Frankreich so gut und so gern wie für Deutschland kämpfen. Doch unter Allen, die ich sah, war er der Einzige seines Schlages; die anderen Elsasser sprachen nicht wie er. Der Briefverkehr ist, natürlich, unter Aufsicht. Die Art der Censirung konnte ich nicht prüfen, da aus den eingegangenen Briefen nichts zu tilgen war. Der Kommandirende General, der mich sehr freundlich empfing, sagte, daß die gefangenen Krieger nur für die großen Staats- und Gemeindebetriebe arbeiten, niemals für Private; durch diese Begrenzung werde Ausbeutung und Mißbrauch ausgeschlossen. Alle Behandlungfragen werden von urtheilsfähigen und wohlwollenden Menschen geprüft und Menschlichkeit sei das höchste Gesetz. Fast jeder Gefangene erhält Sold; keiner, aus begreiflichen Gründen, mehr als fünfzehn Francs im Monat. Wer aber mehr mitgebracht oder von Haus erhalten hat, muß es im Kommandanturbureau abgeben und kann davon nach freier Wahl einkaufen. Er sagt dann, was er haben will, und bezahlt den Lieferer mit einer Anweisung auf sein Depot; kann also mehr Kleider, Nährmittel und andere Waare kaufen, als von fünfzehn Francs möglich wäre." Solche Schilderung durchwandert auf Flügelsohlen die Erdfeste. Ist sie irgendwo, uns zu Ungunst, falsch: Antwortet laut, unzweideutig, schnell, statt das Getuschel fortwirken, fortschaden zu lassen... „Im Serbischen Staatsanzeiger fanden wir die folgende Todesanzeige, die eine Spartanermutter ins Land gehen ließ: ‚Slobodan P. Jowanowitsch, Unterlieutenant der Infanterie, wurde am dreißigsten November vor Belgrad verwundet, starb am ersten Dezember und ruht im Hof der Kirche von Mali-Pojarewatz. Siebenmal, mein Sohn, habe ich Dich aus Krankheit und Lebensgefahr errettet. Ich habe Dich behütet und erzogen, bis Du neunzehn Jahre alt warst und, mein Aeltester, Dein Leben für das Vaterland hingeben durftest. Dein Vater wäre, auch wenn ers erlebt hätte, für den Waffendienst in diesem heiligen Krieg zu alt gewesen. An seine Stelle bist Du getreten. Hast Deine Pflicht gethan und Dich geopfert, um zur Befreiung unseres Landes, das so viel gelitten hat, mitzuwirken. Dein jüngerer Bruder, Deine Mutter, Deine drei Schwestern werden Dich beweinen. Doch Du hast Deinen Vater und Deinen Hauptmann Miljutin Petrowitsch, der neben Dir fiel, wiedergefunden. Wir wissen, daß Du als furchtloser Held für Serbiens Größe gefallen bist. Wir flehen zu Gott,

daß er Dir lohne und daß die grausam heimgesuchte Erde der Ahnen Dir leicht sei. Deine arme Mutter Wassilia'. Der serbische Historiker und Staatsrath Kowatschewitsch sprach am Grab seines einzigen Sohnes, der bei Kumanowo gefallen war und von der Mutter und fünf Schwestern beweint wurde: ‚Fahre in Frieden hin, mein Sohn! Ich weine nicht, sondern bin stolz auf Dich: denn Du stiegst zu den Helden auf, die in dichter Millionenschaar, duldend und fallend, Leib und Seele unseres Volkes gerettet haben. Fahre hin, mein Sohn, und melde den Helden vom Amselfeld, melde dem Zaren Duschan, dem Zaren Lazar, all den Märtyrern serbischen Stammes, daß Kossowo nun gerächt ist' ... In dem fünfunddreißig Jahre alten Roman ‚Die fünfhundert Millionen der Begum' von Jules Verne ist ein Kapitel (das achte), das sich heute wie Weissagung liest. Dem Kanonenkönig Schultze hat in Stahlstadt, nach einem Nachtmahl, das Sauerkraut und Würstchen auftischte, der schweizer Techniker Marcel gesagt, er glaube nicht an die Möglichkeit deutscher Weltherrschaft und sei überzeugt, daß, zum Beispiel, die französische Artillerie, weil sie aus stärkerem Erfindergeist komme, mehr leisten werde als die deutsche. Schultze zittert von Zorn und entschließt sich, dem Geschäftstheilhaber die neuste, bisher verheimlichte Erfindung zu zeigen: ein Belagerungsgeschütz, das dreihunderttausend Kilogramm wiegt und dessen Feuermaul anderthalb Meter breit ist. ‚Auf zwanzigtausend Meter schlägt das Geschoß durch eine Platte von vierzig Zoll Dicke wie durch eine Butterstulle. Mit dieser Kanone kriegen wirs. In Ihrem Gehirn, lieber Marcel, ist noch ein Bleibsel keltischer Gedanken, der Ihnen auf die Länge schaden müßte. Recht und Unrecht, Gut und Böse: Das schwankt je nach der Uebereinkunft. Nur die großen Naturgesetze haben feste Wurzeln. Das Gesetz des Wettkampfes ums Dasein ist so unumstößlich wie das der Schwerkraft. Wer vernünftig ist, schickt sich drein und handelt danach. Hunderttausend Träumer sind verloren, wenn fünfzigtausend Deutsche mit meiner Kanone gegen sie vorgehen.' Man hört die Kulturweltlichen ... Für die Kunst war die Beschießung der Kathedrale von Reims das gräßlichste Unglück, das sich erdenken ließ. Ein vollkommenes Kunstwerk, dem nirgends ein anderes sich vergleichen kann, ist für immer dahin. Ahnt die Menschheit, was sie verloren hat?"

Journal de Genève: „Am Palmensonntag des Jahres 1815

stand das Serbenvolk, das seit elf Jahren um seine Erlösung aus dem Türkenjoch focht, unter dem Wojwoden Milosch Obrenowitsch zu neuem Kampf auf. Kein Leid, keine Enttäuschung hat den Heldenmuth dieses Volkes gebrochen. Nach den Siegen von 1912 und 13 hoffte es, endlich Ruhe zu finden. Der Tag von Sarajewo schreckte es wieder auf. Auf österreichischem Boden, unter den Augen der österreichischen Polizei, hatten österreichische Unterthanen den Thronfolger getötet: Das wurde der bequeme Vorwand zur Bestrafung Serbiens; für seine Siege, seine heldische Vaterlandliebe, seinen muthigen Entschluß, dem mächtigen, unversöhnlich feindsäligen Nachbar den Weg zu sperren, sollte es gezüchtigt werden. Doch es will lieber sterben als noch einmal in Knechtschaft sinken. Ein Theil des Landes ist verwüstet, der andere nur noch von Weibern und Kindern bewohnt. Alle Männer, Knaben und Greise, stehen, an der Donau, an der Sawe, an der Drina, im Feld; Großväter neben den Enkeln. Unter solchen Umständen feiert das Märtyrervolk das erste Jahrhundertfest seiner Freiheit. Der Glanz seiner Siege durchleuchtet die Welt; sein Leid trägt es stumm und sträubt sich fast gegen die Anerkennung des gewaltigen Dienstes, den es, nach Jahrhunderten harten Kampfes gegen den Einbruchsversuch asiatischer Barbarenhorden, auch jetzt wieder der Sache des Rechtes, der Gerechtigkeit geleistet hat. Seine Losung ist: Lieber Tod als Knechtschaft! In getrostem Vertrauen harrt es aus; und ist drum würdig, an der Seite der größten und civilisirtesten Völker zu kämpfen ... An Bord des Schiffes, das aus dem Piraeus abdampft, ist ein schottischer Oberst; Führer eines Garderegimentes, Parlamentsmitglied, Adjutant des Königs. In einer Handtasche, die er nie, weder bei Tag noch nachts, nicht einmal bei Tisch, aus seinem Griffbereich läßt, sind Befehle für die Dardanellen-Armee. Groß, schon grau, mit einem Gesicht, in dem unheilbare Trauer sich unzähmbarer Thatkraft gesellt. Er hat den ganzen Feldzug in Frankreich mitgemacht und seinen Sohn dort verloren. Unter dem Bürgerrock trägt er sein Kriegerhemd, das vorn vielfach gestopft ist. Der Krieg, sagt er, ist etwas Fürchterliches. ‚Ich habe Dinge gesehen, die ich nie vergessen werde. Und es kann noch lange dauern; über ein Jahr hinaus. Aber wir müssen siegen. Sehen Sie, wie sich Frankreich verändert hat; weil eben doch eine Seele in ihm ist.‘ Während er diese

Worte sprach, blickte er aufs grau ruhende Meer hinaus. Die wichtige Tasche war zwischen seine Füße geklemmt. Und aus seinem Auge schimmerte so viel Vertrauen und frohe Gewißheit, daß der Ernste in diesem Augenblick einem Lachenden glich ... Im überfüllten Saal der Reformation hat, am vierten Mai, Herr Füglister die Verwüstung der Stadt Loewen geschildert. Er macht den Eindruck eines redlichen Mannes, den sein Gewissen drängt, für die Wahrheit zu zeugen und, durch die Darstellung Dessen, was er gesehen hat, Fälschung zu widerlegen. Er verfügt über Dokumente, Zeugnisse, Photographien und will die Tage und Nächte des Schreckens in einem Buch ausführlich beschreiben. Er fordert die deutsche Regirung auf, Neutralen eine unparteiische Untersuchung zu gestatten und allen Zeugen zu verbürgen, daß ihre Aussage ihnen keinerlei Schaden bringen werde. Mit dem Muth und der Redlichkeit eines echten Schweizers spricht er aus, was er gehört und gesehen hat; thäte ichs nicht, sagt er, so wäre ich ehrlos." Was Herr Füglister (einstweilen in allen Hauptstädten der Schweiz, bald aber gewiß auch in denen anderer Länder) erzählt, klingt ungeheuerlich und müßte, wenn nur ein Viertel davon als wahr erwiesen würde, uns untilgbaren Schaden stiften. Jeder Deutsche darf hoffen, daß sein Vaterland Schändendes nicht zu verheimlichen hat, und muß deshalb wünschen, daß Unbefangenen (Schweden, Schweizern, Holländern) die Möglichkeit schrankenloser Untersuchung gewährt werde. Die Presse, nicht nur die uns feindliche, der ganzen Erde erwähnt den Zeugen Füglister und seine Behauptung, das in Loewen, durch die Schuld deutscher Truppen, Geschehene „verrücke die bisher gekannten Grenzen des Grausens". Wir dürfen nicht thun, als halle die Anklage des Schweizers unserem Ohr vorüber ... „Ein Prinz der in Egypten regirenden Familie, der in diesen Tagen durch die Schweiz reiste, sagte zu einem unserer Mitarbeiter: ‚Ein Volk, das in Unabhängigkeit strebt, braucht Volksschulung und wirthschaftlich gesichertes Dasein. Das will England uns geben. Wir freuen uns seines Schutzes, der uns auch gegen uns selbst schützt und allmählich lehrt, wie eine Nation, ohne zu stolpern, gehen kann. Die turko-deutsche Bedrohung Egyptens? Ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Das beweisen die Grenzscharmützel deutlich. Die Türken wissen auch genau, daß Egypten sie kennt, ihrer Herrschaft sich allzu gut er-

innert und keine Gemeinschaft mit ihnen haben will' ... Im englischen Unterhaus hat Sir Edward Grey auf eine Frage geantwortet: ,Deutschlands Vertreter im Haag haben niemals irgendein Bedenken gegen den Siebenten Artikel ausgesprochen, der den Neutralen gestattet, den Krieg führenden Staaten Waffen, Munition, Geräth zu liefern. Deutschland hat selbst von dieser Bestimmung Gebrauch gemacht, als es, während des Burenkrieges, seinen Fabriken erlaubte, Munition nach England zu verkaufen. (Waffen und Munition soll es, als neutrale Macht, auch den kämpfenden Balkanvölkern geliefert haben.) Die Regirung der Vereinigten Staaten hat der Britaniens im Lauf des Krieges nie Waffen oder Munition geliefert; den Fabrikanten neutraler Staaten sind solche Geschäfte aber in jedem Umfang erlaubt.' In seiner Budgetrede sagte der Schatzkanzler Lloyd George: ,Der Erfolg des Krieges ist gewiß; ungewiß nur die Dauer. Währt er noch ein Jahr, dann brauchen wir, da der Tag im Durchschnitt 2100000 Pfund Sterling (um ein Kleines mehr als in Deutschland) kostet, 1132000000 Pfund, von denen 270000000 durch Steuern gedeckt werden können. Wir müssen bezahlen, was wir im Ausland und was unsere Verbündeten im Britenreich kaufen. Ihnen können wir große Dienste leisten: die Seeherrschaft wahren, nach und nach ein dem der Festlandsmächte an Größe gleiches Heer aufstellen und, wie in der Zeit Bonapartes, den Bundesgenossen die Finanzlast abnehmen. Das vermag England. Nur darf die Rekrutirung weder den Ausfuhrhandel noch die Herstellung von Munition schmälern. Doch wer Alles wägt, findet, daß für die Rekrutirung noch reichlicher Raum bleibt.' Neue Steuern oder Zölle werden erst nöthig sein, wenn der Krieg sich noch lange hinzieht."

Herr Gabriele d'Annunzio (in Deutschland einst zu andächtig gelobt, jetzt, weil sein hitziger Patriotismus nicht in unseren Kram paßt, viel zu roh geschimpft) in La Petite Gironde: „Italien ist, schon durch seine Lage, zu ähnlicher Einwirkung auf das Werden der Balkanstaaten berufen, wie sie den Westmächten, Frankreich und England, auf die Auferstehung Italiens beschieden war. Ueber die Adria hin wird es die wohlthätigen Strahlen senden, die diesen angstvoll unruhigen Staaten das Mittagslicht der Civilisation weben. Der Rumäne, Roms kräftiges, sinnendes Kind, beweist, daß dieses Geschick sich erfüllen muß. Die Römerstraße war stets die

beste, der römische Cement haltbarer als jeder andere." Aus L'Humanité: „Die des Sieges sicheren Krieger des Sozialismus sind bessere Patrioten als alle Anderen; in heller Begeisterung eifern sie, sterben sie für das Heil des Vaterlandes, für die Befreiung der Völker. Morgen wie heute, im Frieden wie im Krieg werden sie kämpfen, als Soldaten der Republik, der Demokratie, des Sozialismus, der Arbeitererlösung. Sie wissen, daß die Vernichtung der deutschen Kaiserei ein wahrhaft revolutionäres Werk ist und den Bund selbständiger, friedlicher Völker, die Vereinigten Staaten von Europa vorbereitet." (Also spricht der Genosse Vaillant.) „Italien wird zuerst den Dreibundvertrag kündigen, dann ein paar Jahrgänge mobil machen und Deutschen und Oesterreichern den Krieg erklären, drittens ein Grünbuch, mit allen zum Verständniß des Streites nothwendigen Aktenstücken veröffentlichen, viertens der Kammer die Thatsache des Krieges anzeigen und die Gewährung der Geldmittel fordern. Die trübsälige Miene der Deutschenfreunde und Dreibündler zeigt schon deutlich, daß der Todeskampf der Neutralität begonnen hat. Die rumänische Regirung soll ihren Gesandten angewiesen haben, sich mit der römischen über den gemeinsam zu wandelnden Weg zu verständigen ... Die organisirten Arbeiter der Französischen Republik haben am ersten Mai einen Beschluß gefaßt, dessen Hauptsätze lauten: ‚Wir bleiben der Arbeiterinternationale unerschütterlich treu! Wir sind gegen jede Zerstückung der deutschen Nation, gegen jede gewaltsame Eroberung, der neuer Völkertotschlag folgen müßte. Weil dieser Krieg der letzte sein muß, fordern wir: Unantastbare Freiheit der Völker; Verzicht auf alle geheime Diplomatie; Begrenzung der Wehrmacht, später völlige Abrüstung; Verpflichtung, jeden Völkerstreit durch Schiedsgericht schlichten zu lassen'." Herr Anatole France in den petersburger Nowoski: „Wir haben den Krieg nicht gewollt, aber wir führen ihn bis ans Ende und rasten von dieser grausen, wohlthätigen Arbeit nicht, ehe die deutsche Kriegsmacht völlig zerstört ist. Wir lieben den Frieden zu sehr, um ihn schwächlich, schielend, mit morschen Knochen sehen zu wollen; stark, groß, edel und dauerbar soll er sein. Ein Verbrecher ist, wer Frieden ersehnt, ehe die Unterdrückergewalt, die nun ein Halbjahrhundert auf Europa lastet, ganz und gar zerstampft und des Rechtes hehre Herrschaft gesichert ist. Bis dahin hat nur der Mund unserer Ka-

nonen zu sprechen. So viele Helden können nicht vergebens gefallen sein. Unsere Stunde, die Stunde der Gerechtigkeit naht. Die Freiheit selbst kämpft für uns: drum ist der Triumph unserer Sache gewiß.“ Der Allverspotter spricht schon wie Victor Hugo.

Oberst Barone im Giornale d'Italia: „Die Vorbereitung, die uns beim Ausbruch dieses ungeahnten Krieges nöthig schien, um die Schlagkraft unseres Heeres zu stärken, ist vollendet. Die Mannschaft und ihr Geist, die Waffen und die Führer: Alles vereint sich zu ungeheurer, zum Kampf bereiter Macht. Wer anders spricht, ist unwissend oder unwahrhaftig.“ Idea Nazionale: „Der Chef unseres Großen Generalstabes, General Cadorna, ist der Sohn Raphaels Cadorna, der im März 1849 nach Mailand geschickt wurde, um dem österreichischen Feldmarschall Radetzky den Waffenstillstand zu kündigen. Im Jahr 1859 war er Stabschef des Generals Cucchiari, dann toskanischer Kriegsminister. Bei Custozza focht er nicht mit, führte aber 66 die Vorhut der Armee Cialdinis, die in Eilmärschen den Isonzo erreichen, die Oesterreicher aus dem Grenzbezirk jagen, sich auf Triest stützen und im Nothfall über die Alpen nach Wien marschiren sollte. Er trieb den Feind aus Versa und wollte nach Triest vorrücken; da Bismarck aber allein mit Oesterreich verhandelte, mußte Italien sich in Waffenstillstand und Friedensschluß bequemen. Im Krimkrieg hat General Raphael Cadorna in einer Front mit Franzosen und Briten gefochten. Er hat auch Frankreichs Waffenrock getragen, den Kabylenkrieg mitgemacht und sich das Kreuz der Ehrenlegion erkämpft. Wunderliche Wiederkunft des Geschehens: der Sohn des Cadorna, der Triest besetzen sollte, führt heute Italiens Heer.“ Le Cri de Paris: „Victor Emanuel hütet sich, in der Zeit diplomatischer Verhandlung seine persönliche Meinung auszusprechen. Wer sich aber des Irredentagefühles erinnert, das der junge König einst freimuthig aussprach, konnte an tiefe Wesensänderung nicht glauben. Neulich hat der König denn auch zu einem Demokraten gesagt: ‚Weder mit den deutschen Junkern noch mit den österreichischen Betbrüdern konnte ich mein Heer marschiren lassen.‘ Auf die Frage, ob er im Kriegsfall beim Generalstab, in Bologna, bleiben werde, kam die Antwort: ‚Die Herren in Bologna brauchen Ruhe für ihre Arbeit. Ich gehe mit dem Heer vorwärts. Zelt und Bett sind schon bereit‘.“

Der Schutt von Ostia.

Vielleicht giebt es auf der ganzen Erde keinen Platz, auf dem eine solche Menge echter griechischer Kunst begraben liegt wie bei Ostia. Dort wurde nämlich der Schutt abgeladen, den der neuntägige Brand der Stadt Rom im Jahre 64 aufgethürmt hatte. Tacitus sagt in den Annalen: „Zur Aufnahme des Bauschuttes bestimmte er (Nero) die Sümpfe von Ostia und ordnete an, daß die Schiffe, die Getreide auf dem Tiber nach der Stadt gebracht hatten, als Rückfracht den Schutt stromabwärts führten.“ Man darf sich nun unter Bauschutt nicht nur werthlose Trümmer denken. Griechen und Römer liebten nicht, am Alten zu stückeln und zu flicken. Das Beschädigte warf man weg und setzte Neues an seine Stelle. Wo Tempel niedergebrannt waren, ließ man die Baureste unbenutzt liegen und baute auf dem Grunde, der jetzt mit den Kunstfragmenten des alten Baues geebnet wurde. Wenn Das für Athen und Olympia gilt, so galt es erst recht für das Rom der Kaiserzeit, wo die Bausucht so gewaltige Formen annahm, daß ein Kaiser die Bauten seines Vorgängers wohl abtragen ließ, um für seine Baupläne Platz zu schaffen, und wo Reichthum und Luxus keine Grenzen kannten. In dem Bauschutt, den Nero damals nach dem Riesenbrand wegräumen ließ, um schnell eine neue Stadt für die in Nothbaracken geborgenen Bürger und Platz für seine domus aurea entstehen zu lassen, wurde gewiß ohne Wahl Alles mit fortgeschleppt, was der Brand zu Boden gestreckt hatte. Wenn es gelänge, die Stellen bei Ostia wieder zu finden, wo der Schutt abgeladen wurde: so wäre eine reiche Kunst-Ernte zu erhoffen. Damals verbrannten das uralte Heiligthum des Servius Tullius, der Luna, der „große Altar“ und die Kapelle, die der arkadische Euander dem hilfreichen Herkules geweiht hatte, Numas Königshaus und das Heiligthum der Vesta mit den Penaten des römischen Volkes.*) Dazu die durch so viele Siege erworbenen Kostbarkeiten und Prachtstücke griechischer Kunst. „An wie vieles Unersetzliche mögen sich mitten in der heutigen Pracht der wiedererstehenden Stadt ältere Zeitgenossen noch erinnern!“

Den Umfang des Brandes bezeichnet Tacitus so genau, daß wir das Gebiet noch mit ziemlicher Sicherheit umschreiben können.**)

---

*) Tacitus nennt vor Allem die altehrwürdigen Kultstätten; die Zahl der verwüsteten Gebäude sei nicht festzustellen gewesen.

**) Wir sahen 1888 im berliner Ausstellungpark ein großes Panorama, das diesen Brand sehr anschaulich darstellte; diese Darstellung war aber nicht ganz richtig, wie Professor Otto Richter, einer der besten

Er brach aus „an dem Theil des Cirkus, der an den palatinischen und cälischen Berg grenzt", also unterhalb des später von Severus erbauten Septizonium in der Nähe des heutigen San Gregorio. Das Palatium mit der ganzen Umgebung wurde eine Raub der Flammen; also auch Neros neuer Palast, der mit Kunstschätzen überladen war. Nero betrachtete den Brand von dem Palast des Maecenas aus, der nordöstlich von der Brandstätte, auf dem Esquilin lag.*) Nach dieser Richtung nahm auch das Feuer seinen Weg, das Forum im Wesentlichen und das Kapitol ganz verschonend. Nero gab den Fliehenden in dem Park des Maecenas eine erste Unterkunft. Andere fanden Zuflucht auf dem Marsfeld, also im Nordwesten, in den Bauwerken des Agrippa, also in der Gegend des Pantheon, und in den Parkanlagen des Kaisers selbst, jenseits vom Tiber, nördlich vom Kastel San Angelo (Moles Hadriana). Am sechsten Tag wurde dem Brand im untersten Theil des Esquilin ein Ziel gesetzt: unter der Stelle, wo jetzt die Kirche Santa Maria Maggiore steht. Das gelang dadurch, „daß man auf eine gewaltige Strecke hier Gebäude niederlegte." Kaum aber war man hier des Brandes Herr geworden, als an einem anderen Ende der Stadt, auf den praeda Aemiliana, ein neuer Brand mit gleicher Wuth ausbrach. Das war im äußersten Norden der Stadt, am Monte Pincio. Dort war nach dem Bericht des Tacitus der Verlust an Menschenleben geringer, um so größer aber der an Tempeln und Säulengängen, die zum Vergnügen des Lustwandelns geschaffen worden waren.**) Von den vierzehn Regionen, in die Rom getheilt war, „blieben nur vier unversehrt; drei waren bis auf den Erdboden niedergebrannt, in den übrigen standen nur noch wenige beschädigte und halbverbrannte Hausreste aufrecht." Der zweite Brand hielt drei Tage an. Die gesammte Brandstätte der neuntägigen Feuersbrunst hatte, wenn Tacitus richtig darstellt, einen ums Dreifache größeren Umfang als das Feuer, das in London 1666 dreizehntausend Gebäude zerstörte.

Ein Vierteljahrtausend lang hatten die Römer ihre Stadt mit dem Kunstraub griechischer Städte geschmückt. Welche unübersehbare Menge edelster Kunstwerke in dem Brandschutt lagen und mit ihm in die Sümpfe von Ostia abgeladen wurden, deutet die Aufzählung von Statuen an, die Plinius in den kunst-

---

Kenner des alten Rom, in den „Blättern für Architektur und Kunsthandwerk" am Bericht des Tacitus nachweisen konnte.

*) Von ihr sah man, wie Horaz singt, nach Westen gewandt, ganz Rom zu seinen Füßen, nach der anderen Seite hin die Campagna.

**) Der Wind trieb bei diesem zweiten Brand das Feuer vom Pincio nach Westen zu, also nach dem Quirinal und Viminal.

historischen Kapiteln seiner historia naturalis giebt. Wir können uns von dem Reichthum und der Pracht der in Rom schon damals aufgestellten Kunstwerke kaum noch eine zutreffende Vorstellung machen. Rom übertraf an Menge und Schönheit der Kunstwerke selbst Athen. Wo Plutarch von Rom spricht, geschieht es immer mit staunender Bewunderung seiner „unvergleichlichen Herrlichkeit.“ Auch Strabo, der griechische Geograph, der als Zeitgenosse des Caesar Rom beschreibt, rühmt die Pracht des Marsfeldes und seiner Portiken, Haine, Tempel, Theater und Amphitheater, all Das so verbunden und herrlich, daß man geneigt sei, die Stadt selbst nur als Nebenwerk zu achten. „Betritt man sie aber, beschreitet das alte Forum und sieht, wie sich Eins an das Andere reiht, die stolzen Hallen der Basiliken, die Tempel, das Kapitol und die herrlichen Kunstwerke, die dort und im Palatium und in dem Wandelgang der Livia stehen, dann vergißt man leicht Alles, was man zuvor gesehen hat.“ Besonders Agrippa, der große Staatsmann und Feldherr des Augustus, hatte darauf gedrungen, daß die römischen Großen ihre Kunstschätze öffentlich aufstellten. Wir dürfen also vermuthen, daß durch den Brand Tausende von Säulen, Statuen, Dreifüßen, Altären, Hauskapellen und kunsthandwerklichen Arbeiten aller Art zerstört wurden; Vieles kann nicht völlig vernichtet, sondern nur zerbrochen und dadurch für die verwöhnten Römer entwerthet sein. Die hätten auch auf dem Ausgrabungfeld von Olympia nicht ein Stück des Aufbewahrens für werth erachtet. Uns macht der Abfall noch reich.

Das Kunstverzeichniß des Plinius ist schier unübersehbar; und doch sind von all den Werken, die er in Rom vorfand, bisher nur zwei ans Licht gefördert worden: der Laokoon und der Farnesische Stier. Man kann sich auch danach einen ungefähren Begriff machen von der Masse Dessen, was zu Grunde gegangen und noch nicht wieder gefunden ist. Das Meiste davon darf man freilich nicht in Rom, sondern müßte man eben bei Ostia suchen. Man würde nichts Unbeschädigtes finden, aber von Werken des Phidias, Praxiteles, Skopas, Myron sind selbst Torsen und Fragmente kostbar. Und wie viel Aufklärung wäre aus alten Bautrümmern, Inschriften und Hausgeräthen zu erhoffen!

Ich sollte meinen, daß man bei methodischen Nachforschungen, unter Beachtung des alten Tiberlaufes, der alten Küste, der geologischen Bedingungen und der bisherigen Anzeichen von Ziegel- und Schuttlagerungen, die Stellen finden müßte, wo Ausgrabungen mit Aussicht auf Erfolg zu machen wären.

München. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

West und Ost.

Ueber den Rhein . . .

(August 1914.)

Tag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.
Nacht und Tag und Tag und Nacht
Ueber den Rhein die lebendige Fracht.
Nur Athempausen, im Lied keine Lücken,
Der eiserne Sang über allen Brücken,
Tag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.
Und dazwischen die jungen, hellen
Stimmen hoch oben über den Wellen.
Drunten am Stadtrand, schwarz an dem Ufer
Stehen Winker und glühende Rufer,
Stehen bis unter den Brückenbogen.
Wagen um Wagen kommt gezogen,
Thränen rinnen, Fäuste sich ballen,
Bis die letzten Takte verhallen,
Bis der nächste Eisenzug
Jugendernte nach Westen trug . . .
Frühnebel steigen aus Weiden und Wiesen,
Die tausend Hörner Reveille bliesen;
Die Sonne drückt drauf, der Dunst geht tiefer,
Mittag liegt auf dem Rebenschiefer.
Es ruft aus Thürmen, klingt aus Kapellen,
Fensterreihen an Klosterzellen
Leuchten golden und leuchten roth,
Sommerabend um Burgen loht,
Sommerabend versinkt im Blauen,
Blanke Sterne in schwarzsammtene Dörfer schauen.
Frühlicht, Goldroth, Nachtschwarz auf den Felsen,
Thalab sich die gliedrigen Schlangen wälzen,
Machen linksum, die dunkeln Kolonnen,
Ueber die Wasser: und sind zerronnen.
Nacht und Tag und Tag und Nacht
Ueber den Rhein die lebendige Fracht.
Schneide Eisenrad Glieder der Schächer!
Hämmere Schlag in die Friedensbrecher!
Schwarzes, ruhloses, erzenes Band

Schnüre das Herz von Engelland!
Tag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.

Im Regen . . .

Das sind die bösen grauen Schwestern,
Die in den Regenhöhlen spinnen,
Aus dem Gespinnst ihr graues Linnen
Hinwerfen über Sein und Sinnen,
Die Zukunft fangen und das Gestern.

Und alle Wolken hängen nieder,
Wie Totenlaken feucht, und schleifen
Am Boden. Und die Schwestern greifen
Die Kehlen mit den kalten, steifen
Würgfingern, knebelnd Wort und Lieder.

In langen, dunkeln Bataillonen
Auf langen, dunklen Straßenbändern
Hinziehts in feindlich grauen Ländern . . .
Und tote Pferde an den Rändern
Und halbversunkene Kanonen.

Bis Gottes Sonnenschwert mit Strahlen
Den Regen fällt und in die Sümpfe
Reißt das Gespinnst um Weidenstümpfe
In grauen Fetzen; Männerrümpfe
Sich straffen bei den Schlachtsignalen.

Da fliehn vom Marschfeld und vom Herde
Daheim die spinnenden Alraunen,
Da sinkt der Feind mit bleichem Staunen,
Sinkt Jericho den Siegsposaunen —
Und tausend Farben hat die Erde.

In Lyck.

Heiß war die Schlacht,
Kleine Wolken mit weißen Flügeln
Jagen noch mövengleich über den Hügeln,
Blei fährt und Eisen tief in den Schacht
Zwischen den Tannen,
In die Thalrinne, mit Menschen gestopft,
Granatstücke hacken, Shrapnellwirbel klopft

Auf Knäuel von Leibern, Rädern, Gespannen . . .
Ein wüthender Strom ohne Bett, ohne Rast,
Nun hat ihn der Sturm in der Flanke gefaßt,
Wirft ihn hinaus auf Brachfeld und Wiesen,
Muß Alles zerstäuben, zerflattern, zerfließen.
Hochgepeitschte Menschenwellen
Schlagen am Waldrand an, zerschellen.
Noch aus den letzten, hintersten Gräben
Quillt es hervor, will fliehen und leben,
Will nicht ersticken in den Gehäusen,
Drängt heraus aus der Qual . . .
In die Russenknochen fährt das Signal,
Bohrt der Avanciermarsch der Preußen.
Sie kommen keuchend in langer Kette,
Die Kolben hoch, gradeaus die Bayonnette,
Eisen, die zucken und jäh erröthen,
Die Pfeifer lassen die Pickelflöten,
Russengewehre, vom Boden gegriffen,
In pommerschen Händen: ist auch gepfiffen.
Nur der Trommler hört nicht auf,
Neben dem Hauptmann, im Dauerlauf,
Sturmlied geklopft, bis das Kalbfell reißt,
Bis das Blut von den Fingern schweißt.
Da ist kein Entrinnen . . .
Baumlange Kerle, Sibirier, Tataren
Heben die Hände hoch in Schaaren,
Halber von Sinnen.
Regimenter liegen zu Boden gehetzt,
Batterien in Stücke zerfetzt,
Schwadronen ohne Pferde, athemlos vom Laufen.
Preußischer Landsturm macht Ordnung im Haufen,
Tellermützen schwanken in endlosen Reihn;
Rückwärts geht es nach Lyck hinein.
Im Licht des Mittags hub es an,
Immer Sechs und Sechs und Mann an Mann;
Und trabt durch die Nacht der dunkle Hauf
Und hört am andern Mittag nicht auf.
Und da war es, in Lyck.
Tausende kommen noch immer gefangen
Und deutsche Soldaten vom Schlachtfeld zurück,
Rothe Rinnen auf Stirnen und Wangen,
Verwundete werden hereingefahren,
Leuchtende, blasse Helden auf Bahren
Getragen. Und Aerzte und Ordonnanzen,
Und grenzwärts Ulanen mit flatternden Lanzen.
Und da war es, in Lyck.

Vor den Häusern am Marktplatz, geschwärzt vom Brand
Im Menschenbrodem der Kaiser stand,
An einer Fahne haftet sein Blick,
Die Seide durchlöchert von Kugelspur,
Der Träger in zerfetzter Montur,
Hinter dem Träger das Bataillon.
Da klingt ein Kommando, ein kurzer Ton,
Da reißt es die totmüden Knochen zusammen
Und die Kerle stehen in Flammen.
Eins — Zwei, Eins — Zwei
Und Augen rechts und stramm vorbei
Und Mann an Mann, immer Sechs und Sechs
Und der Preußenmarsch Fridericus Rex.
Eins — Zwei, Eins — Zwei
Und kerzengrade jede Reih',
Der Fuß sich senkt, der Fuß sich hebt,
Der Marktplatz dröhnt, die Straße bebt,
Eins — Zwei, Eins — Zwei:
Und dann ein Halt und ein einziger Schrei,
Ein Schrei, wie wenn Eisen auf Eisen springt,
Ein Schrei, wie flügge Falken schrein,
Ueber Felszacken im Morgenschein.
Dann Einer fängt an und singt,
Ein Chor braust auf wie Orgelglanz,
Von Siegern „Heil Dir im Siegerkranz!"
Die Hand am Helm der Kaiser steht
Und dankt ihnen all . . .
Im Wind die zerschossene Fahne weht.
Und er heißt sie liebe Kameraden . . .
Links und rechts ziehn die grauen Schwaden
Gefangener Russen. Durch Schnee und Pfützen
Stapfen sie, Fellköpfe und Tellermützen;
Ein Flüstern geht durch die endlose Heerde,
Ein Staunen und des Verstehens Geberde.
Einer sagt voll Bitterkeit:
„Der Kaiser! So nah! Und der Zar so weit!"
Weiter wälzt sich die dunkle Fluth
Trüb durch brennender Dörfer Gluth,
Herzen in Ketten, Seelen in Schlingen,
Die kein Sklave je zerreißt,
Ueber gesenkten Häuptern kreist
Jubel der Freien mit Falkenschwingen . . .

Dresden. Julius Ferdinand Wolff.

Englands Seeraub.

(Nach alten Familienpapieren und Akten.)

Das Handlunghaus Hinrich Dultz & Söhne in Altona, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Rhedereikontor für eigene Rechnung in Ansehen, verlor für sich und seine Mitinteressenten 1807 und 1808 im Krieg Englands gegen Dänemark das Gesammtvermögen an Schiffen und Ladungen: Ct. 900 544,12. Das ist die Verlustangabe nach einer in allen Einzelheiten sorgsamen Aufstellung aus dem Juni 1836. Sechs Schiffe kamen in Frage:

1. Margaretha (groß 148 Commerz. Lasten),
2. Konferenzrath von Aspern (152½ C. L.),
3. Schiff Grönland (grönländisch) (153½ C. L.),
4. Schiff Delphin (grönländisch) (65 C. L.),
5. das Kauffahrteischiff Metta und Mathilda (118 C. L.),
6. das Kauffahrteischiff Sophia Amalia (61 C. L.).

Sämmtliche Schiffe kehrten nach reichem Walfischfang aus Grönland zurück. Nach Aussage und schriftlicher gewissenhafter Berechnung einiger Schiffsmannschaft und Fluthküper betrug der sehr reichliche Fang des Jahres 1807

für Margaretha	Ct. 98 108
für Konferenzrath von Aspern	127 500
für Grönland	106 129
für Delphin	92 100,
also der Betrag für die Ladung der vier Schiffe	Ct. 423 837

Hinzu kommen noch die Kauffahrteischiffe Metta und Mathilda und Sophia Amalia. Der buchmäßigen Berechnung der Schiffe und Inventarien nach ihrem Werth folgt die Feststellung, wann und wo die Schiffe angehalten wurden und in welche feindliche Häfen sie geschleppt worden sind.

Diesem Bericht schließt sich auch eine Darstellung der zu Unrecht von den Engländern vorgenommenen Prise an, aus dem hier Einiges verzeichnet werden mag. „Alle Schiffe sind lange vor der Kriegserklärung Englands gegen Dänemark und vor der Ausgabe von Kaperbriefen auch alle von englischen Kriegsschiffen genommen. Es heißt auch expreß in den Kondemnation-Akten: ‚Das Schiff N. N. ist angehalten worden vor der Elbe von Seiner Majestät Fregatte Quebeck Ld Visc. Falkland, darauf nach Plymouth gebracht und nachher in Folge ausgebrochenen Krieges gegen Dänemark Seiner Majestät als rechtmäßige Prise zugesprochen.'" Wie die Pässe wörtlich 1807 lauteten, können wir nicht mehr genau bestimmen, da sie natürlich mit den Schiffen und Schiffspapieren genommen und der englischen Admiralität übergeben wurden. (Dort sind sie auch, wie aus dem Schreiben eines londoner Rechtsanwalts hervorgeht, aufgefunden worden.) Von 1805 haben wir die Abschrift eines solchen Passes, der

lautet: „Das Schiff N. N., Commandeur N. N., dem Handlunghaus Hinrich Dultz & Söhne zugehörend, kann von der Elbe ungeachtet der Blockade frei aus- und einsegeln. Es wird Seiner Majestät Schiffen befohlen, solches Schiff nicht allein unmolestirt zu lassen, sondern es in vorkommenden Fällen zu schützen.“ Trotzdem, heißts in dem Bericht, sind solche Schiffe mit solchen Pässen an Bord ohne vorhergegangene Warnung, ja, wie wir gehört haben, ohne ausdrücklichen Befehl, angehalten, mehrere Tage vor der Elbe bewacht und dann nach England gebracht worden.

Als die Mannschaft endlich entlassen wurde und nach Hause kam, sagte sie in der Verklarung: „Die Offiziere und Mannschaft der Fregatte Quebeck haben versichert, daß Dänemark mit England in Frieden, aber von den Franzosen Holstein besetzt sei, deshalb scheine der Schutz nothwendig.“ Der Bericht sagt darüber: „Schöne Lügen! Wenn Das vors Parlament käme!“ Wahrscheinlich hat Dieses die Furcht gethan, heißts dann weiter. Denn nach der Aussage der Mannschaft lagen sie mehrere Tage hart Bord an Bord mit vier unserer Grönlandschiffe, zwei oder drei glückstädter Schiffen und einem bremer. Die Mannschaften waren täglich mit den englischen Matrosen zusammen. Sie sagten, Lord Falkland habe höchstens sechsunddreißig Mann an Bord gehabt und die übrige Besatzung sei stets in Booten aufs Watt kommandirt gewesen. Hätten nun unsere Mannschaften gewußt, daß sie ihr Eigenthum verlieren und in Gefangenschaft wandern sollten, dann hätten sie, als die Stärkeren, sich befreit und selbst die englische Fregatte in die Elbe eingebracht.

Ein Schlußsatz des Berichtes mag noch besonders hervorgehoben werden. „Wir bemerken noch, daß von unserer Regirung (Dänemark) in dem scheußlichen Krieg aller Verkehr mit England, alle Korrespondenz gesetzlich, sogar bei Lebensstrafe, verboten war. Wir konnten also nichts unternehmen und sind deshalb auch nicht den juristischen Formen vor und bei der Kondemnation der Schiffe verfallen. Uebrigens ist diese betrübliche Sache auch immerfort ministeriell und privatim, so viel wir vermochten, betrieben worden; aber vors englische Parlament, wie viele Freunde uns riethen, konnten wir sie der großen Kosten wegen nicht bringen.“

Ferner liegt die Abschrift eines Briefes an die Herren Vorsteher der Löblichen Kommerzirenden Gesellschaft in Altona, die Herren Wannholz und Sommer, vom neunten Dezember 1834 vor, unterzeichnet von L. M. A. Brammer, vormals Associé der Firma Hinrich Dultz & Söhne. Darin wird gesagt, daß seit dem Frieden immer wieder ministeriell und privatim beim englischen Gouvernement Ersatz gefordert worden ist; leider ohne Erfolg. Ein Theil der Mannschaft, Kommandeur, Steuermann und die Partfahrer von vier der Firma Dultz gehörenden Schiffen, hat sein Geld von der englischen Regirung nach guter Taxe erhalten. Dabei handelte sichs wohl nur um die Löhne und geringe Antheile, die den Schiffsmannschaften und Par-

tenfahrern als Abschlagszahlung zugestanden wurden. Der Brief fährt fort: „Die vor Ausbruch des Kriegs von Engländern unrechtmäßig vor der Elbe aufgebrachten Schiffe und Ladungen wurden dabei nicht freigegeben bezw. durch Entschädigung ausgezahlt. Im Gegentheil hatte das englische Ministerium im September 1834 den englischen Unterthanen, die durch dänische Kondemnation Verluste nachweisen konnten, mit dem Erlös seiner Prisen entschädigt, das dänischer Unterthanen Eigenthum derzeit eingebracht hatte. Durch mehrmalige persönliche Audienzen bei Seiner Majestät dem König von Dänemark und auch bei dem verstorbenen Minister Grafen von Schimmelmann wurde der frühere Mitinhaber der Firma Dultz unterrichtet, ,daß vor Jahren diese unglückliche Reklamation-Sache von der Regirung betrieben ward und daß damals in Uebereinkunft bereits der gegenseitige Verlust durch holländische Kommissare taxirt worden und folgendes Resultat herausgebracht ist. Der Verlust dänischer Unterthanen durch englische Wegnahme habe 22 Millionen holländischer Gulden und durch Wegnahme von dänischer Seite 6 Millionen holländischer Gulden betragen.“ Diese Taxe ist von dem Minister Grafen von Schimmelmann als Bevollmächtigtem des Königs angenommen worden. Der englische Minister habe sich nicht zur Kompensation und Auszahlung von 16 Millionen verstehen wollen. Wohl nicht mit Unrecht beruft man sich auf den Grundsatz, daß Privateigenthum, sofern es nicht unter Kriegscontrebande fällt, geachtet zu werden verdient, nicht aber geraubt werden darf.

Ein kleiner Staat wie Dänemark erfüllte in ähnlichen Fällen seine Pflicht redlich; England, im Bewußtsein seiner Seeherrschaft, fand solche Ehrlichkeit nicht nöthig, sondern nahm das Privateigenthum fremder Kaufleute in Besitz und hielt sich daran schadlos. Deshalb sah sich das Handlunghaus Hinrich Dultz & Söhne im Jahr 1809 gezwungen, seine Firma gänzlich zu liquidiren.

Wie dieser Familie erging es natürlich auch anderen, die sich durch Fleiß Wohlstand erworben hatten. Handlunghäuser in Kopenhagen und Flensburg mußten die Hoffnung begraben, jemals auch nur einen Theil des Verlorenen wiederzusehen.

In einer Eingabe an den König von Dänemark, die von den Geschädigten durch ein besonders dazu erwähltes Komitee überreicht wurde, hieß es: „Lange, ehe England, am vierten November 1807, Dänemark den Krieg erklärt hatte, lange, ehe der Admiral Gambier und der General Cathcart ihre Proklamation im August 1807 erließen, hatten die Engländer begonnen, dänische Handelsschiffe aufzubringen und mit Embargo zu belegen, wodurch gegen 300 in den verschiedenen englischen Häfen zurückbehalten wurden. Alle diese Schiffe mit ihren Ladungen wurden kondemnirt. Der dänische Handelsstand litt dabei den ungeheuren Verlust von fast 1 500 000 Pfund Sterling. Die Kondemnation streitet gegen das Völkerrecht und England würde den dänischen Unterthanen ihren Verlust wiedererstattet haben, wenn

die englische Regirung sich 1814 zu den selben gerechten Grundsätzen bekannt hätte, wozu sie sich im Frieden zu Aachen bekannte.“ Offenbar war diese Eingabe der letzte Versuch, wenigstens für einen Theil der Verluste von der dänischen Regirung Ersatz zu erhalten, nachdem England abgelehnt hatte, zu bezahlen.

Das kleine Dänemark mußte sich im Kieler Frieden den Bedingungen Englands fügen und zufrieden sein, daß es nicht auch noch die auf eine halbe Million Pfund geschätzten englischen Verluste zurückzuerstatten hatte. Von einem Ausgleich im Sinn der früher erwähnten holländischen Taxe ist keine Rede mehr. England verzichtet auf eine halbe und gewinnt dabei eine ganze Million Pfund Sterling.

Die „Evening Mail“ vom vierten Juni 1836 bringt einen Artikel über die Reklamation dänischen Eigenthums. Darin heißt es: „Die Sache der dänischen Reklamanten soll, wie es scheint, noch einmal, hoffentlich zum letzten Mal, vor das Parlament gebracht werden. Man darf nicht vergessen, daß diese Forderungen in drei verschiedene Klassen eingetheilt sind, nämlich Buch-Schulden, Güter, die auf dem Lande konfiszirt, und Schiffe und Ladungen, die in einem Hafen oder in der Ostsee genommen wurden. Den Reklamanten der ersten Klasse ist durch die Einwilligung des Parlaments in letzter Sitzung Vergütung gewodren und Herr Spring Rice hat zur Schadloshaltung der zweiten Klasse die Summe von 78 000 Pfund bewilligt; aber er verweigert der dritten Klasse Ersatz, weil ‚die Wegnahme nach Kriegsrecht und Gebrauch, wie er bei allen Nationen Europas gilt, geschehen sei.‘ Ausgezeichnete Rechtsgelehrte sind aber der Meinung, daß die Umstände, unter denen die Verluste erlitten wurden, nicht die Auslegung zulassen, welche die Treasury ihnen beizulegen bemüht sei, daß im Gegentheil aller übliche Kriegsfug und Kriegsbrauch verletzt wurde. Eine andere Entschuldigung, kaum der Erwähnung werth, ist, daß die Bewilligung des Schadensersatzes ein gefährliches Beispiel (für die Zukunft) sein würde. Offenbar ist es die Pflicht der Regirung, beim Ausbruch eines Angriffskrieges, den sie selbst veranlaßte, so weit es in ihrer Macht steht, für die Entschädigung der eigenen Unterthanen, die durch solchen Angriff Schaden erleiden, zu sorgen. Gerechtigkeit und Billigkeit fordern gerade hier, wo die Regirung große Summen erlangte, Entschädigung zu gewähren, besonders, weil zu dem Geldverlust in vielen Fällen noch das Leid der Gefangenschaft kam. Hätte Herr Spring Rice die Gerechtigkeit auf seiner Seite, dann wäre seine Sorge für Pfunde und Schillinge zu loben. Nun aber muß er seinen Widerstand aufgeben.“

Dieser Artikel hatte den Antrag im Parlament nicht schlecht vorbereitet; er war wohl von Rechtsgelehrten inspirirt, vielleicht von Leuten, die die Sache der dänischen Reklamanten zu vertreten hatten. Ueber die Parlamentssitzung, in der die Entscheidung fiel, heißt es im Hamburgischen Korrespondenten vom dreiundzwanzigsten Juli 1836: „In der Freitagsitzung beantragte Mr. Clay, daß die Bittschrift der

Individuen, welche durch die von Seiten der dänischen Regirung im Jahr 1807 veranstaltete Konfiskation zu Schaden gekommen, an einen Ausschuß gehe. Nachdem er sich über die berühmte Expedition nach Kopenhagen verbreitet, namentlich über die, wie er sich ausdrückte, ‚friedliche Wegnahme‘ der dänischen Flotte, schien er sich zu wundern, daß der damalige Befehlshaber von Kopenhagen England als im Kriegszustand mit Dänemark befindlich angesehen und demnach die Konfiskation alles englischen Eigenthums angeordnet habe. Erst im Jahr 1834 gelang es den Betheiligten, ihren Forderungen Eingang zu verschaffen. Sie wurden in drei Klassen eingetheilt. Die erste, Buchschulden enthaltend, wurde zu 125 000, die zweite, ausgeladene Güter, zu 78 000 Pfund-Sterling angeschlagen. Die dritte Klasse, konfiszirte Schiffe und Ladungen, wurde abgewiesen; und auf weitere Beschwerde erklärte das Schatzamt im Oktober des vorigen Jahres, die Konfiskation von Schiffen und Ladungen in Häfen und auf der See sei dem Kriegsgebrauch gemäß und die Bewilligung einer Entschädigung würde ein gefährliches Präzedens bilden. Nun aber sei den Betheiligten niemals bekannt geworden, daß England Krieg gegen Dänemark führte. Als die Flotte vor Kopenhagen erschien, sei noch keine Feindsäligkeit von der dänischen Regirung begangen worden. Auch sei das weggenommene englische Eigenthum im Vergleich mit dem dänischen, das drei bis vier Millionen Pfund Sterling betrage, sehr unbedeutend und die Entschädigung eine Sache der Nationalehre und Gerechtigkeit. Ferner behauptete er, die Wegnahme der dänischen Schiffe sei eine Raubhandlung Englands gewesen. Der Kanzler der Schatzkammer bedauerte, daß seine gebieterische Pflicht als Ministers der Krone die Abweisung der Forderungen vorschreibe, weil das Prinzip der Anerkennung die bedenklichsten Folgen in kommerzieller und diplomatischer Beziehung haben könne. Aus seiner Rede ergab sich, daß die Forderungen für Schiffe und Ladungen nur 6641 Pfund betragen; die beiden anderen Klassen sind entschädigt worden. Auch berief er sich auf die Ansicht der jetzigen Kronjuristen, ohne sich auf Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Feindsäligkeiten einlassen zu wollen. Denn sei ein Krieg einmal begonnen, so sei Völker- und Kriegsrecht das selbe. Es wurde für und wider das Prinzip gestritten. Die Herren Hume und O'Connel hofften, das Haus würde ein so schändliches Plünderungsystem nicht billigen; ähnliche Vorgänge bildeten noch kein Völkerrecht und die Praxis sei nicht immer Gesetz. Mr. Goulburn, früher Kanzler der Schatzkammer, wies aber darauf hin, daß, wenn man alles auf hoher See Genommene, weil Rheder und Eigenthümer von der Kriegserklärung noch nichts wußten, ersetzen wollte, Englands ganzer Reichthum dazu nicht genügen würde. Der Antrag wurde mit 59 gegen 51 Stimmen verworfen.“

War damals England nicht von dem selben Geist beherrscht, der es noch heute regirt?

Hamburg. Emil Kullberg.

Ein Heldentod.*)

Fancioulle war ein bewundernswerther Possenreißer und gehörte beinahe zu den Freunden des Fürsten. Aber auf Leute, die sich von Beruf der Komik widmen, üben die ernsten Dinge eine unselige Anziehungskraft aus, und wie wunderlich es erscheinen mag, daß sich Vaterland- und Freiheitgedanken despotisch eines Komoediantengehirnes bemächtigen: Fancioulle gerieth eines Tages in die Verschwörung einiger unzufriedenen Edelleute.

Es giebt überall brave Leute, die der Regirung jene gallsüchtig veranlagten Individuen hinterbringen, welche die Fürsten absetzen und eine Gesellschaft umwälzen wollen, ohne sie zu befragen. Die in Rede stehenden Herren, unter ihnen auch Fancioulle, wurden festgenommen und zu einem gewissen Tode verurtheilt.

Ich glaube gern, daß der Fürst ganz böse ward, seinen Lieblingkomoedianten unter den Rebellen zu finden. Der Fürst war weder besser noch schlimmer, als andere zu sein pflegen; aber eine übertriebene Empfindlichkeit machte ihn in vielen Fällen grausamer und willkürlicher als alle seinesgleichen. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Schönen Künste, übrigens ein ausgezeichneter Kenner, doch auch ein unersättlicher Lüstling; ziemlich gleichgiltig gegen die Menschen und die Moral, selbst ein wirklicher Künstler, kannte er keinen gefährlicheren Feind als die Langeweile. Und die seltsamen Anstrengungen, die er machte, um diesem Welttyrannen zu entfliehen oder ihn zu besiegen, würden ihm von einem strengen Geschichtschreiber gewiß den Beinamen eines „Ungeheuers“ eingetragen haben, wenn er in seinem Reich Anderes zu schreiben erlaubt hätte, als was der Freude und dem Rausch, einer der süßesten Formen der Freude, diente. Das große Unglück dieses Fürsten war, daß er niemals einen genügend großen Spielraum für sein Genie besaß. Es giebt junge Neros, die in zu engen Grenzen ersticken und deren Namen und guten Willen die künftigen Jahrhunderte niemals erfahren. Die unvorsichtige Vorsehung gab ihnen größere Fähigkeiten als Staaten.

Plötzlich lief das Gerücht um, der Herrscher wolle alle Verschworenen begnadigen; und der Grund dieses Gerüchtes war die Ankündung einer großen Vorstellung, bei der Fancioulle eine seiner größten und besten Rollen spielen sollte und bei der, sagte man, sogar die verurtheilten Edelleute mitwirken sollten; ein offenes Zeichen, fügten die oberflächlichen Geister hinzu, daß der beleidigte Fürst edle Absichten hege.

Bei einem eben so natürlich wie bewußt excentrischen Manne war Alles möglich, selbst die Tugend, selbst die Milde, besonders, wenn er

*) Aus Baudelaires „Gedichten in Prosa“, die Herr Camill Hoffmann, ein Dichter den Dichter, übersetzt hat und im Inselverlag erscheinen läßt. Der Schöpfer der „Fleurs du mal“ wird im Spiegel dieser Prosa nicht kleiner; und doch ist sie in Deutschland unbekannt geblieben.

hoffen konnte, unerwartete Genüsse dabei zu finden. Aber für Diejenigen, die, wie ich, in die Tiefen dieser seltsamen und kranken Seele dringen konnten, war es viel wahrscheinlicher, daß der Fürst über die szenischen Talente eines dem Tod geweihten Menschen urtheilen wolle. Er wollte die Gelegenheit benutzen, um ein physiologisches Experiment von großem Interesse zu machen und zu erforschen, wie weit die gewöhnlichen Fähigkeiten eines Künstlers durch die außergewöhnliche Lage, in die er geräth, geändert oder entstellt werden können; gab es in seiner Seele außerdem eine von Milde mehr oder minder geleitete Absicht? Das ist ein Punkt, der niemals klar werden konnte.

Als endlich der große Tag gekommen war, entfaltete der kleine Hof seine ganze Pracht; und es wäre für Den, der es nicht gesehen hat, schwer, zu fassen, was die bevorrechteten Stände eines kleinen Staates mit ihren beschränkten Mitteln an Pracht bei einer wahren Feierlichkeit zu zeigen vermögen. Diese war doppelt wahr, nicht nur durch den Zauber des ausgestellten Prunkes, sondern auch durch das sich hinzufügende moralische und geheimnißvolle Interesse.

Fancioulle trat besonders in stummen oder wortkargen Rollen hervor, die oft die wichtigsten in jenen Feendramen sind, deren Gegenstand ist, das Geheimniß des Lebens bildlich vorzuführen. Er trat leicht und mit einer vollendeten Ungezwungenheit auf die Bühne, was dazu beitrug, bei den vornehmen Zuschauern den Gedanken an Gnade und Vergebung zu befestigen.

Wenn man von einem Schauspieler sagt: „Das ist ein guter Schauspieler", so bedient man sich einer Formel, die ausspricht, daß sich an der Stelle der Persönlichkeit noch der Schauspieler, Das heißt: die Kunst, der Aufschwung, der Wille, denken lasse. Nun, wenn ein Komoediant im Verhältniß zu der von ihm dargestellten Persönlichkeit Das sein sollte, was die besten antiken, wunderbar beseelten, lebenden, sehenden Statuen im Verhältniß zu der allgemeinen und wirren Idee der Schönheit sind, so war hier ein einziger und gänzlich unvorhergesehener Fall. Fancioulle war an jenem Abend eine vollendete Idealisirung, so daß es unmöglich war, sich nicht eine lebendige, mögliche, wirkliche zu denken. Dieser Possenreißer kam, ging, lachte, weinte, krümmte sich, mit einer unzerstörbaren Aureole um das Haupt, einer nur mir allein sichtbaren Aureole, in der sich in seltsamer Verbindung die Strahlen der Kunst und des Märtyrerthums mischten. Fancioulle trieb, ich weiß nicht, mit welcher besonderen, göttlichen und übernatürlichen Anmuth, die ungewöhnlichsten Possen. Meine Feder zittert und Thränen einer immerwährenden Rührung steigen mir in die Augen, während ich den unvergeßlichen Abend zu schildern versuche. Fancioulle bewies mir auf eine entscheidende, unwiderlegbare Art, daß der Kunstrausch mehr als irgendein anderer geeignet ist, die Entsetzen eines Abgrundes zu verschleiern; daß der Genius am Rande des Grabes mit einer Freude, die ihn das Grab zu sehen hindert, Komoedie spielen kann, ihn, der sich ja in einem Paradies befindet, das keinen Gedanken an ein Grab oder einen Untergang zuläßt.

Das ganze, so übersättigte und möglichst leichtfertige Publikum unterlag bald dem allvermögenden Zwange des Künstlers. Niemand träumte mehr von Tod und Trauer und auch nicht von Hinrichtung. Jeder ergab sich, ohne sich zu beunruhigen, den erhöhten Genüssen, die der Anblick eines Meisterwerkes der lebendigen Kunst bietet. Die Ausbrüche der Freude und der Bewunderung ließen das Gewölbe des Hauses immer wieder mit der Heftigkeit eines ununterbrochenen Donners erbeben. Der Fürst selbst fiel berauscht in den Beifall des Hofes ein.

Dennoch war für ein klar sehende Auge sein Rausch nicht ungemischt. Fühlte er sich besiegt in seiner Despotenmacht? Erniedrigt in seiner Kunst, die Herzen zu entsetzen und die Geister zu lähmen? Um seine Hoffnungen gebracht, in seinen Vermuthungen verhöhnt? Solche nicht genau gerechtfertigte, aber gewiß nicht unberechtigte Gedanken kreuzten meinen Geist, während ich das Antlitz des Fürsten beobachtete, auf dem sich unaufhörlich eine neue Blässe zu der gewöhnlichen hinzugesellte, wie Schnee zu Schnee sich gesellt. Seine Lippen schlossen sich immer enger und enger und seine Augen erglühten von einem inneren, dem des Neides und des Hasses ähnlichen Feuer, selbst dann, wenn er ostentativ dem Talent seines alten Freundes, des seltsamen Possenreißers, der den Tod so trefflich narrte, Beifall klatschte. In einem Augenblick sah ich Seine Hoheit sich zu seinem kleinen, hinter ihm stehenden Pagen beugen und ihm Etwas ins Ohr flüstern. Der schelmische Gesichtsausdruck des hübschen Kindes wurde von einem Lächeln erhellt; und dann verließ es lebhaft die fürstliche Loge, wie um sich eines dringendes Auftrages zu entledigen.

Einige Minuten später unterbrach ein scharfer, langer Pfiff Fancioulle in einem seiner besten Augenblicke und zerriß mit einem Mal Aller Ohren und Herzen. Und von dem Platz des Saales, von wo diese unerwartete Mißbilligung erschallt war, stürzte sich ein Kind mit ersticktem Lachen in den Korridor.

Aufgerüttelt, geweckt aus seinem Traum, schloß Fancioulle zuerst die Augen, öffnete sie dann fast sogleich, maßlos vergrößert, wieder, öffnete den Mund, wie um krampfhaft Athem zu holen, schwankte ein Wenig nach vorn, ein Wenig nach hinten und fiel dann starr und tot zu Boden.

Hatte der wie ein Schwertstreich schnelle Pfiff den Henker wohl getäuscht? Hatte der Fürst selbst die mörderische Wirkung seiner List vorausgesehen? Man darf daran zweifeln. Beklagte er seinen theuren und unvergleichlichen Freund Fancioulle? Es ist süß und sogar berechtigt, Dies zu glauben.

Die schuldigen Edelleute hatten zum letzten Mal bei einem Schauspiel mitgewirkt; in der selben Nacht wurden sie hingerichtet.

Seit dieser Zeit kamen manche mit Recht geschätzte Mimen verschiedener Länder an den Hof, um vor dem Fürsten zu spielen; aber keiner von ihnen vermochte das hohe Talent Fancioulles zurückzurufen noch die Gunst zu gewinnen, die dem Einzigen gewährt worden war.

Charles Baudelaire.

Börse.

Die berliner Börse ist seit Ende Juli 1914 geschlossen. Nicht das Börsenhaus; in dem ist täglich Versammlung. Nur: einen amtlich beaufsichtigten Handel und offizielle Kurse darf es nicht geben. Das letzte Kursblatt, mit dem Datum des dreißigsten Juli 1914, wird als Reliquie aufbewahrt. Aber die Mannen von der Spreeburg schlafen nicht wie Barbarossa im Untersberg. Wer in ihren Kreis tritt, findet kein stummes Geschlecht. Wohl hallen die kräftigen Männertöne der Rufer im Kursstreit nicht, wie in Friedenstagen, von den Mauern wider; aber schließlich ists einerlei, ob Kurse gemurmelt oder gebrüllt werden. Sie werden genannt; Börsenpapiere werden umgesetzt. Daß in Berlin dieser „freie Verkehr“ sich immer weiter gedehnt, einen von Woche zu Woche größeren Effektenkreis umschlossen hat, wird als ermunterndes Zeichen regen Geschäftstriebes angesehen. Der Spekulant hat ein so zähes Leben wie irgendein Wesen der Protozoenwelt. Nur wird er nicht von der Luft satt. Um zu verhindern, daß ein Massenangebot das Kapital allzu sehr entwerthe, hat man die Verkaufsmöglichkeiten eingeengt. Nur das „Streben nach oben“ stößt in der Zeit des Börsenhandels ohne Kurszettel nicht an Schranken. Soll man diese Verkehrsform dulden, legitimiren oder verbieten? Die Strengen, denen die Börse der Auswuchs moderner Geschäftstechnik scheint, verlangen, daß die Händler aus dem Hitzigtempel getrieben werden. Klügere meinen, die Börse habe gezeigt, daß sie auch im Krieg möglich und nützlich sei; was London, Paris, Newyork sich ungefährdet leisten konnte, dürfe Berlin ohne Zögern wagen.

Einstweilen bleibt es, wie es seit Monaten war. Wer die Börsenräume schließt, drängt die Geschäftlustigen auf die Straße oder ins Kaffeehaus. Und Winkelbörsen taugen nicht in die deutsche Volkswirthschaft. Mit der Vertreibung aus dem Börsenparadies wäre gar nichts erreicht. Die Bankiers könnten in ihren Kontoren für die Wünsche der Kundschaft sorgen; und es gäbe genug willige Zwischenträger, die alle Preise von Mund zu Ohr brächten. Und was würden die „unbefangenen“ Wirthschaftkritiker in London und Paris sagen, wenn in den Zeitungen plötzlich nichts mehr von der Börse stünde! „Völliger Zusammenbruch der deutschen Wirthschaft“: mindestens. Zwar leben und sterben wir nicht von Dem, was die Feinde sagen; doch ists nicht nöthig, ihrer Phantasie nachzuhelfen. Soll also der amtliche Handel wiederhergestellt werden? Wer die Frage bejaht, muß ganz sicher sein, daß der erste Kurszettel nicht das Zeichen zum Ausverkauf geben wird. So lange das Ende des Krieges ungewiß ist, möchten Kleinmüthige gern jede Möglichkeit benutzen, ihren Effektenbesitz zu versilbern. Sie lauern sehnsüchtig auf die Wiedereröffnung der Börse, um Hals über Kopf zu verkaufen. Und Keiner weiß, wie solche Abgabe wirken und ob die neue Käuferschaar stark genug sein wird, um den Strom zu dämmen. In den Darlehnskassen liegen Wechselpapiere,

die, als Pfänder, die Darlehnskassenscheine sichern. Die Beleihung ist auf der Grundlage eines bestimmten Kurses erfolgt. Der muß ungeschmälert bleiben, damit die Kassen nicht gezwungen sind, von ihren Schuldnern Nachschüsse zu fordern. Auch Das wäre noch kein Unglück. Nur eine unnöthige Gelegenheit zu vermeidbaren Kommentaren. Wenn nun viele Effekten verkauft werden, so können gerade die Papiere, welche die Kassen beliehen haben, sich entwerthen. Das ist nicht gewiß, aber möglich. Gäbe es etwas ungünstigere Schlachtberichte, dann geriethe vielleicht der ganze Kursbau ins Wanken. „Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen.“ Je breiter der Kreis der Börsengeschäfte, desto größer die Nervosität. Diese Gefahr schwindet, sobald das Endergebniß des Krieges sichtbar geworden ist. Noch darf man nicht rathen, den amtlichen Kurszettel zum Spiegel aller Stimmungen und Verstimmungen zu machen. Denn noch naht das Ende nicht.

Der freie Verkehr schließt Ultimogeschäfte aus. Die sind ohne amtlichen Kurs nicht denkbar. Was umgesetzt wird, muß bar bezahlt werden. Die großen Banken und Bankfirmen, die der Stempelvereinigung angehören, halten sich an den Beschluß, daß jetzt das Börsengeschäft ruhe. In den Depositenkassen werden deshalb Aufträge für Kauf oder Verkauf von Werthpapieren nicht angenommen. Und trotzdem werden Effekten umgesetzt? Die Vermittler dieses Handels sind die kleineren Bankiers, die sonst gegen die Aktienbanken nicht aufkommen konnten. Der Kriegsgott war ihnen gnädig. Sie sind frei und dürfen handeln. Muth zeiget auch der Spekulant. Das Börsenhaus ist offen, Zeit hat man im Ueberfluß und die märchenhaften Reichthümer, die den Heereslieferanten nachgesagt wurden, reizten die Phantasie. Am Meisten, natürlich, die Waffenaktien. Das waren zwar schwere Kanonen, manche hinter uneinnehmbarer Schutzwehr; aber einzelne Stücke kamen doch ins Rollen und konnten aufgefangen werden. Da nur wenige umgesetzt wurden, stand der wachsenden Nachfrage ein kleines Angebot gegenüber; und dieses Mißverhältniß förderte den Kurs. Aus erfolgreichen, durch weithin sichtbare Kurssteigerung lockenden Spekulantengeschäften entwickelte sich ein ansehnlicher Handel; denn die Zahl der beachteten Papiere wurde immer höher getrieben und die Menge der Käufer wuchs. Nach den Aktien der Waffen- und Munitionfabriken kamen die der Chemischen Industrie, der Bergwerke und Hütten, sogar der Schiffahrt, deren Schicksal noch in undurchsichtigen Wolken schwebt. Die wiedererwachte Neigung zu Aktien läßt sich nicht wegreden. Für die Stücke sorgt der Bankier, der an Geschäften gut verdient und deshalb die in den Banken liegenden „geschobenen“ Effekten nach und nach einzulösen vermag. Das gilt nur für Papiere, auf denen ein Kursgewinn liegt; noch also für die Minderzahl. Viele Aktien blieben von der Kriegskonjunktur unberührt, weil nicht jedes gewerbliche Unternehmen für die Heeresverwaltung arbeiten kann. Engagements, deren Lösung Verlust brächte, weil der Kurs sich nicht erholen konnte,

bleiben unerledigt; und der Börsenvorstand setzt in jedem Monat den Preis für das Prolongationgeld fest. Der Abbau dieser schwebenden Börsenverpflichtungen ist, durch das Steigen gewisser Kurse und die Einlösung bestimmter Papiere, erleichtert worden. Die Summe der noch bestehenden Engagements, die Ende 1914 auf rund 300 Millionen Mark geschätzt wurde, hat sich also verringert. Nur einmal hat der Börsenvorstand die Zahlung eines Nachschusses (5 Prozent) durch die Geldschuldner angeordnet. Im letzten Oktober. Seitdem ist für den Abbau nur geschehen, was die Entwickelung des freien Verkehrs mit sich brachte. Und mit diesem Ergebniß darf man zufrieden sein. Neulich erwog der Börsenvorstand eine neue Abschlagszahlung; kam aber zu keinem Entschluß. Daraus ist zu folgern, daß ihm die Angelegenheit nicht dringlich schien. Für die Papiere, deren Werth sich seit Ende Juli 1914 gebessert hat, ist sie ohnehin erledigt. Bei den anderen Effekten würde aber die Nachzahlung nicht mehr Schwierigkeit machen als die 5 Prozent im Oktober, da die Bankiers seitdem bares Geld eingenommen haben. Und die Kundschaft, die zuletzt für die Zahlungen aufkommen muß, ist im Wesentlichen auch nicht ärmer geworden. Den Banken bringt die Thätigkeit der vermittelnden Bankiers eine Umwandlung von weniger liquiden Vermögensposten in bares Geld; die Bankleiter können ihre Effektenportefeuilles erleichtern, ohne sich direkt an den Geschäften zu betheiligen. Auf den Großbankthronen im Börsensaal langweilen sich ein paar Angestellte; von den Königen wird nur selten einer sichtbar (und auch dann nur als harmloser Spazirgänger). Börsenkurse werden nicht veröffentlicht. Den Preisen fehlt der Rechtsgrund. Es ist wie bei den Aktien ohne Börsennotiz, für die jeder Bankier einen Kurs, zu dem er kauft und verkauft, nennen kann. Die Freiheit ist zugleich Willkür. Doch wird ja Niemand gezwungen, mitzuhandeln.

Daß der amtlich nicht anerkannte Handel manchen Nutzen gestiftet hat, ist durch den Erfolg der Kriegsanleihen bewiesen worden. Das Publikum hätte von einer Kursbewegung nichts erfahren, wenn die Börse nicht gewesen wäre. Da wurde die Nachfrage für die Anleihe erster Ausgabe sichtbar; und das Publikum konnte das Klettern des Kurses beobachten. Auf den Erfolg der zweiten Emission darf die Börse sich berufen. Auch für den Handel mit ausländischem Geld sind die Zusammenkünfte der Bankiers wichtig. Man braucht nicht immer Kurse zu nennen; ein großer Theil der fremden Devisen erfreut sich eines unverdienten, nur in äußeren Umständen wurzelnden Vortheils. Die Börse hat die Beschaffung ausländischer Zahlungmittel eben so erleichtert wie den Verkauf ausländischer Effekten an neutrale Plätze. Den Vereinigten Staaten, Holland und der Schweiz brachte der Erwerb ihrer eigenen oder anderer Werthpapiere aus deutschem Besitz schon durch den ungleichen Kurs des Geldes einen Gewinn. Deutschland aber erhöhte seinen Bestand an Barmitteln und dadurch die Leistungfähigkeit für die finanziellen Ansprüche des Krieges.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Börsenverkehr im Kriege.

Am 31. Juli vorigen Jahres wurde die Berliner Börse für den offiziellen amtlichen Börsenverkehr geschlossen und dadurch den Effektenbesitzern die Möglichkeit genommen, Wertpapiere zu realisieren resp. Gelder in Effekten anzulegen. Die Börsenräume blieben für die Börsenbesucher geöffnet und es entwickelte sich alsbald ein nichtamtlicher Verkehr in ausländischen Noten und Devisen, während der Effektenverkehr vollkommen brachlag. — In den Reihen des Publikums empfand man diese börsenlose Zeit vielfach sehr unangenehm, und die hiesige Bankfirma Mosse & Sachs machte es sich zur Aufgabe, einen Effektenaustausch durch einen von ihr ins Leben gerufenen Privatverkehr nach Möglichkeit wieder herzustellen. Wenn diesem Verkehr auch der amtliche Charakter fehlte, so hat er sich doch im Laufe der Zeit gut eingebürgert und dem Publikum grosse Dienste geleistet.

Die Berliner Grossbanken haben sich ebenso wie die der Stempelvereinigung angehörenden Berliner Bankiers bisher von der Teilnahme an diesem Effektenverkehr ausgeschlossen und zwar mit Rücksicht auf die diesbezüglichen Wünsche des Reichsbankpräsidenten und des Handelsministers. Infolgedessen sind alle diejenigen Kreise, welche am Effektengeschäft Interesse haben oder nehmen wollen, vorerst darauf angewiesen, sich an diejenigen Privatbankfirmen mit der Vertretung ihrer Interessen zu wenden, welche sich im Laufe der letzten 9 Monate diesem Geschäftszweig zugewandt haben und dazu gehört heute eine Reihe der Berliner Privatbankgeschäfte.

Es hat sich im Laufe der Zeit ein ausserordentlich lebhafter Verkehr entwickelt, der den Beweis seiner Existenzberechtigung mehrfach erbringen konnte. — Die Kurse fast aller momentan an der Börse gehandelten Werte sind mit Rücksicht auf die günstige militärische Situation der Zentralmächte in diesem Weltkriege, bei weitem höher, als bei Ausbruch des Krieges. Dies trifft speziell zu bei allen Aktien derjenigen Industrie-Gesellschaften, welche durch Kriegslieferungen Gewinne erzielt haben, die die üblichen Jahreserträgnisse in Friedenszeiten ganz erheblich übersteigen, aber auch die Werte des Montan-Marktes, des Marktes der Schiffahrtswerte und die Elektrizitätsindustrie, die chemischen Werte, der in- und ausländischen Renten waren im Privatverkehr ganz erheblich höher bewertet, als am 31. Juli 1914, und es ist dadurch dem Publikum eine günstige Gelegenheit geboten, sich im Falle von Geldbedarf der Börse zur Abstossung ihrer Effekten zu annehmbaren Preisen zu bedienen und dadurch sich unabhängig zu machen von Kreditgebern, welche für den einzelnen mit Zinsopfern verknüpft sind und seine geschäftlichen Transaktionen häufig unangenehm beeinflussen können.

Dadurch, dass der Kreis der an dem genannten Verkehr beteiligten Bankfirmen ein sehr grosser geworden ist und infolgedessen die in jedem Handel wünschenswerte Konkurrenz geschaffen ist, können die sich bei diesem Verkehr herausbildenden Kurse als ziemlich massgeblich betrachtet werden. — Wenn auch naturgemäss kein dem amtlichen Verkehr entsprechender, stabiler Einheitskurs für die einzelnen Werte festgestellt werden kann, so sind doch die Differenzen der zu erzielenden Preise so minimal, dass man den Handel bedingungslos gutheissen kann. Speziell bei Gelegenheit des herannahenden Quartals wird sich der Privatverkehr für das anlagesuchende Publikum einer besonderen Aufmerksamkeit erfreuen und diesem Gelegenheit geben, eine Reihe guter und infolge des Krieges chancenreicher Industrie- und Rentenwerte zu erwerben.

Auch unserer Kriegsanleihe kommt der Privatverkehr in starkem Masse zugute. Den besten Beweis dafür liefert die Tatsache, dass die Berliner Grossbanken mit Rücksicht auf die sich im Privatverkehr geltend machende starke Nachfrage nach diesem erstklassigen Anlagepapier sich mehrfach veranlasst sah, den Verkaufspreis zu erhöhen.

So sehr es auch zu wünschen wäre, dass dieses Interregnum an der Berliner Börse nicht mehr von allzu langer Dauer sein wird, so kann man doch zusammenfassend behaupten, dass sich der Bankierstand dieser schweren und eigenartigen Zeit gegenüber durchaus als gewachsen erwiesen hat und der von ihm ins Leben gerufene neuartige Privatverkehr eine respektable, ernst zu nehmende Bedeutung erlangt hat. L.

Kriegssommer in Travemünde.

Herrliche Ostertage waren der Waterkant um das liebliche Travemünde herum beschieden. Sie bestätigten von neuem die alten Eindrücke, daß ein Aufenthalt in Travemünde zu den schönsten Reiseerinnerungen auch der verwöhnten Welttrotter gehört. Hierzu kommt, daß Travemündes Lage derart ist, daß seine Gäste auch die Abendstunden in Licht und Helligkeit genießen dürfen, ein Vorzug, den es mit nur wenigen Ostseebädern 1915 teilen wird. Die rührige Kurverwaltung hat auch diesmal alles getan, den Aufenthalt behaglich zu gestalten. Altbekannte Hotels sowie für Ruheliebende die Pension Daheim sorgen für bequeme, allen Anforderungen gerecht werdende Unterkunft. **Welttrotter.***)

*) Siehe „Zukunft" der Jahrgänge XXI und XXII.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Mai 1915.

Kennst Du das Land?

Am zwanzigsten Mai 1882 wurde der Vertrag unterzeichnet, der das junge Königreich Italien dem deutsch-österreichischen Bund einknüpfte. Nach zehnjähriger Vorarbeit; in der freilich lange Pausen entstanden waren. Durch fühlbare Begünstigung des italischen Einungstrebens und durch oft wiederholten Hinweis auf Italiens Erbanspruch in Adria und Mittelmeer hatte Bismarck für die Stunde der Auseinandersetzung mit Frankreich die Neutralität der Römer erwirkt; wie Großbritaniens durch den Entschluß, keinen deutschen Krieger, nicht einmal einen verwundeten, auf den Boden Belgiens gelangen zu lassen, den Louis Napoleon für sich und seine Franzosen begehrte. An Mazzini, der Nordafrika als den Erbtheil seines Volkes forderte, schrieb der Preuße: „Verwandte können das Mittelmeer nicht unter einander theilen. Die Herrschaft über dieses Meer gebührt Italien, dessen Küsten dort ums Doppelte länger als Frankreichs sind. Marseille und Toulon können sich mit Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Ankona, Venedig, Triest nicht vergleichen. Italiens Minister müssen stets an die Aufgabe denken, ihrem Lande die Herrschaft über das Mittelmeer zu sichern." So spricht er im Jahr des Krieges gegen Oesterreich; und nennt Triest eine italische Hafenstadt. Die erste Frucht dieses Staatsmannsmühens, das Gelände unvermeidlichen Krie-

ges vor störendem Einbruch zu schützen, ist die Römerstimmung, die 1870 hindert, daß Frankreichs Wunsch, an seiner Ostgrenze mindestens ein italisches Armeecorps gegen Deutschland aufmarschiren zu sehen, erfüllt wird. Nach dem Krieg ist Italien, dessen Theilstaaten dem Wink des Franzosenkaisers gehorcht haben und dessen König das von Louis Napoleon erpreßte Wort, nicht nach Rom zu gehen, gebrochen hat, ohne Großmachtstütze; seit dem Tag von Lissa ohne Flotte und bald auch mit so lockerem Heeresverband, daß an einen Waffengang nicht zu denken ist. In Wien (von Andrassy) und in Berlin (von Bismarck) hören 1873 die Minister Minghetti und Visconti-Venosta, die den zweiten Victor Emanuel an die Höfe begleiten, die Andeutung des Wunsches nach intimer Verständigung; kommen aber, schon weil sie die Thür nach Frankreich nicht sperren wollen, über unverbindliches Gespräch nicht hinaus. Bald danach werden die Stimmen schriller, die den Ruf nach rascher Befreiung der unerlösten Stammesgenossen („Italia irredenta") durch das Stiefelland schicken. Südtirol, Görz, Istrien, Triest, Dalmatien sollen den Habsburg-Lothringern genommen, dem Vaterland einverleibt werden; leiser klingt der Schrei grimmiger Sehnsucht nach Malta, Korsika, Nizza und dem Schweizerkanton Tessin. Wien wird unruhig. Graf Wimpffen, der Botschafter Oesterreich-Ungarns, bittet in Rom die Regirung, die Irredentisten des Gesetzes Härte fühlen zu lassen. Fehlt der Wille oder die Kraft? Nach Franz Josephs Gegenbesuch in Venedig schwillt die Schaar der Feinde Oesterreichs. Schon wird ein Zug Freiwilliger nach Dalmatien vorbereitet; wüthet in Triest und Ragusa die Polizei; tuschelt man vom „Abbruch des diplomatischen Verkehres". Graf Robilant möchte aus Wien auf langen Urlaub gehen und Oesterreichs römische Botschafterwohnung bleibt eine Weile leer. Dann zieht, im Februar 1877, Baron Haymerle ein. Noch aber wird der Himmel nicht heller. Andrassy hört, Italien habe sich mit Rußland über Balkanfragen verständigt; hört, daß es für Montenegro eintritt; und wittert die Vorbereitung italischen Uebergriffes nach Albanien, den Oesterreich-Ungarn niemals, „unter keinen Umständen, weil sichs um eine Lebensfrage handelt", dulden dürfe. Ein Konsulatsbeamter und der Militärbevollmächtigte Italiens werden in Wien der Spionage geziehen. Russo-türkischer Krieg. Präsidentschaftkrisis (Mac Mahon) in Paris. Keine Zeit für Italien.

Das aber will Fühler ausstrecken. Wie denken die Großmächte sich die Neugestaltung der Besitzrechte auf dem Balkan? Kammerpräsident Crispi wird auf die Rundreise geschickt. Offizieller Auftrag: zu erkunden, ob ein internationales Gesetz möglich sei, das die Rechte des Bürgers im Ausland ordne; geheimer: zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, was in Europa werden wolle. Im September ist er in Gastein bei Bismarck, dem ihn Kaudell, als klugen Patrioten, empfohlen hat. „Wenn Italien von Frankreich angegriffen wird, würde ich rathen, ihm beizustehen. Mit Oesterreich möchte ich befreundet bleiben; meine Hauptsorge ist, es in gutem Verhältniß zu Rußland zu erhalten. Sie, Herr Crispi, fürchten, daß Rußland den Oesterreichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina angeboten habe oder noch anbieten werde?“ „Ja; und dieser Besetzung könnten wir nicht ruhig zusehen. Wir sind auf der Ostalpenseite ohne Grenzschutz und, wenn Oesterreich seine Stellung an der Adria stärkt, jedem Einbruch ausgeliefert.“ „Ich wiederhole, daß ich mit Oesterreich befreundet bleiben möchte. In Feindschaft würden wir nur gezwungen, wenn Oesterreich die polnische Bewegung förderte. Ein neues katholisches Reich an unserer Grenze, ein neues Polenreich dort: Das geht nicht. Das wäre ein Frankreich im Norden, der natürliche Bundesgenosse jedes Franzosenstaates; und würde den Verlust preußischer Landestheile bedingen. Wir können nicht auf Danzig und Posen, nicht auf die Flußmündungen in die Ostsee verzichten und nach Rußland hin eine noch weiter offene Grenze haben. Bosnien aber und die ganze Orientfrage berührt kein deutsches Interesse. Sollte Oesterreich Bosnien besetzen, dann mag Italien für sich Albanien oder ein anderes Türkengebiet an der Adria nehmen. Ich würde bedauern, wenn Sie mit Wien nicht in Ordnung kämen; aber einen Krieg würden wir für keins der beiden Reiche führen.“ Eine Provinz an der Adria, antwortet Crispi, „genügt uns nicht; wir brauchen einen Grenzschutz nach Ost: sonst kann Oesterreich, wanns ihm beliebt, aus seinen Alpen in unser Land einfallen.“ Aus München schreibt er an den Ministerpräsidenten Depretis: „Bismarck ist bereit, über ein Bündniß zu verhandeln, das uns gegen französischen Angriff sichert. Ein Bündniß gegen Oesterreich will er nicht. Die Orientfrage berühre kein deutsches Interesse. Er sagte: Nehmen Sie sich Albanien!“ In Berlin laden die Reichstagsmitglieder

den Kollegen aus Rom zum Ehrenmahl und rühmen in Tischreden die Nützlichkeit deutsch-italischer Verbündung. Am vierundzwanzigsten September sieht Crispi, in Berlin, den Kanzler noch einmal. Das selbe Ergebniß wie in Gastein: gegen Frankreich, nicht gegen Oesterreich. „Suchen Sie Andrassy auf; ich habe ihm gesagt, daß die Annexion Bosniens Ihnen unangenehm wäre. Der Papst? Den habt Ihr so in Watte gewickelt, daß man ihn nicht treffen kann.“ Ehe Crispi nach London geht, bittet Depretis ihn, dort zu betonen, daß in Italien kein vernünftiger Mensch an ein Bündniß mit Oesterreich denke. In Wien seufzt Robilant: „Hier ist Alles uns feindlich. Weil wir das Trento und Illyrien für uns begehren, bleibt der nationale Hader in diesen Gebieten wach. So sagt man hier; und behauptet, die habsburgische Monarchie könne in Lebensgefahr kommen, wenn wir alles von Italern bewohnte Land, das sie jetzt besitzt, von ihr fordern. Andrassy antwortet auf jede dahin tastende Frage, die Monarchie sei zur Entscheidung durch die Waffen bereit.“ So rauh bürstet in Budapest seine Rede nicht über die Fragen des Gastes hin. „Nicht die Sprache allein bestimmt die Nationalität; auch Bodenbeschaffenheit und Wirthschaftzustand wirken mit. In Triest würden Sie am Tag nach Ihrem Einzug verwünscht; Sie könnten sich dort nicht halten. Mit der Grammatik ist Politik nicht zu machen. Ich will Freundschaft mit Italien und frage nicht, ob in der Presse oder den Parlamenten Anderes verlangt wird. Ein austro-italischer Handelsvertrag ist möglich; hat mit Politik nichts zu thun. Mit dem Orient wird der Kongreß sich beschäftigen.“ Kein Wort über Bosnien und Adria.

Der Berliner Kongreß giebt den Oesterreichern Bosnien (das Rußland ihnen schon in Reichstadt zugesagt hat); trägt den Franzosen, von Bismarck und D'Israeli, den Rath ein, nach Tunis zu gehen; und entläßt Italien, das durch Corti schlecht vertreten ist, ohne jede Bescherung. Der Athem der Garibaldis bläst den Willen zur Erlösung der Irredenta zu weithin lodernder Flamme auf. Menotti, der älteste Sohn des Führers der „Tausend“, die Sizilien erobert haben, wirbt Kämpfer für die Befreiung Triests und des Trento. Und der mit dem Lombardengroll gegen Oesterreich aufgesäugte Ministerpräsident Cairoli scheint dem Irredentismus so hold, daß der wiener Generalstab in Südtirol Truppen sammelt. Das Buch „Italicae Res“ (von dem Baron Haymerle, der, als Bru-

der des Botschafters, Militärbevollmächtigter in Rom gewesen war) ruft den Italern zu, nur ein Oesterreich, das sich selbst dem Tod nah fühle, werde fremder Forderung ein Stück seines Bodens räumen. Die schroffe Absage schürt den Brennstoff. Beim Begräbniß des Generals Avezzana, der dem Irredentistenbund vorgesessen hat, werden die Quasten des Bahrtuches von zwei Ministern, einem Unterstaatssekretär und dem Abgeordneten Imbriani, dem wildesten Feind Oesterreichs, gehalten. Der höchste Fiebergrad ist erreicht; wird aus der Krisis nun Krieg? Nein. Am zwölften Mai 1881 schließt Frankreich (Ministerpräsident: Ferry, Auswärtiges: Barthélemy-Saint-Hilaire) mit dem überrumpelten Bey von Tunis den Vertrag von Kassar-Saïd; am neunten Oktober ziehen seine Truppen in Tunis ein. „Nur, um die unbotmäßigen Stämme in Gehorsam zu zwingen.“ Nie, höhnt Crispi, „werden sie freiwillig wieder abziehen; jedes Blatt der Weltgeschichte warnt vor solcher Selbsttäuschung.“ England stimmt der Dehnung französischen Kolonialbesitzes zu: weil ein Italien, das, außer Sardinien, Sizilien und dem Inselchen Pantellaria, das Kap Bon und Biserta beherrscht, das Ostbecken des Mittelmeeres sperren, mindestens den Handelsverkehr mit dem Orient erschweren könnte; weil Britenvorsicht wünschen muß, daß in Tunis eine andere Macht gebiete als in Palermo. Zornig wendet Italien sich von der Französischen Republik ab. Wohin? Cairoli hat die Verhandlungen mit dem Deutschen Reich lässig geführt und hätte sie, trotz der Mahnung seines Sekretärs Maffei und des Deutschen Botschafters Keudell, am Liebsten ganz aufgegeben, da Bismarck ihm sagen ließ, von Rom müsse er über Wien nach Berlin reisen. „Zuerst Verständigung mit Oesterreich; dann mit uns.“ Das schmeckt bitter. Doch Italien ist einsam. Und Haymerle, Andrassys Nachfolger am wiener Ballhausplatz, betheuert, daß er weder an Albanien noch an Saloniki denke, den status quo in Südosteuropa erhalten wolle und den Italern Tripolitanien und sogar Kreta gönne (das Zar Alexander für Griechenland fordert). Am zwanzigsten Mai 1882 knotet Italien sich dem deutsch-österreichischen Bund ein, der noch nicht drei Jahre alt ist. Im August wird in Triest eine Verschwörung entdeckt, deren Ziel war, den Kaiser Franz Joseph zu töten. Der Plan wird vor der Ausführung vereitelt und Oberdank, der eine Bombe werfen sollte, hingerichtet. Er ist Oesterreicher,

wie die Mörder Franz Ferdinands, ist, wie sie, von den Fanatikern der Stammesheimath in Wuth gehetzt worden. Aus dem Mordplan von 1882 wird aber weder eine Drohnote noch Krieg.

Um, als frommer Katholik, das Gefühl des Papstes zu schonen, war Franz Joseph, nach dem Antrittsbesuch des Königs Umberto, nicht nach Rom gekommen. Eine junge Dynastie muß ihr Ansehen ängstlich wahren. Weil auch Kaiser Wilhelm, im sechsundachtzigsten Lebensjahr, nicht bis an den Tiber reisen kann und die Vertretung durch den Kronprinzen nicht genügt, geht Umberto nicht nach Berlin. Der Geheimbund hat die Luft nicht, wie dem Feuer heimlicher Liebe nachgerühmt wird, zu wärmen vermocht. Die Irredentisten wähnen sich verpflichtet, unter jedem Mond von Triest und Trient, von Görz und Ragusa zu reden. Die Folge ist, daß Wien und Budapest (Taaffe und Tisza) sich den Italern kühl zeigen und daß Bismarck des Bundes nicht froh wird. Wenn die Genossen einander mißtrauen, ist Oesterreich im Fall russischen Angriffes nicht des Nachbars in Südwest sicher: und ihm diese Sicherheit zu schaffen und der Gefahr italo-slawischer Verständigung vorzubeugen, war doch der Hauptzweck der Anknüpfung gewesen. Wie sind die Römer den Russen zu entfremden? Wenn England, dessen Einladung, nach Egypten mitzugehen, Mancinis Blindheit abgelehnt hat, sich ihnen wieder inniger befreundet, trennt es sie von dem nordischen Versucher. Robilant möchte, nun als Minister (seit dem Herbst 1885), die Verträge mit Berlin und Wien erneuen und zugleich mit nützlicherem Inhalt füllen. Schutz der italischen Interessen im Mittelmeer? Den kann Bismarck nicht gewähren; doch vielleicht von England erwirken. Am ersten Februar 1887 besucht er den Botschafter Sir Edward Malet. „Sie wollen, eben so wie wir, den Frieden erhalten. Dafür müssen Sie aber auch Etwas thun; bleiben Sie der Festlandspolitik ganz fern, dann giebts kein dauerndes Gleichgewicht der Kräfte. Wir haben ein ziemlich loses Abkommen mit Italien, ziehen daraus aber keinen rechten Nutzen, wenn des Partners Küsten bedroht sind und er nicht weiß, ob er sein Heer, dessen Vormarsch die befestigten Alpenpässe hindern, in jeder Stunde zu Schiff an den Feind bringen kann. Als möglichen Feind betrachte ich jetzt nur Frankreich, das ja nicht nur an Elsaß-Lothringen, sondern auch an Egypten noch denkt. Diese Sehnsucht könnten wir fördern; auch

die russische nach dem Bosporus und den Dardanellen. Solche Wege würde ich aber nur im Nothfall betreten. Lieber wäre mir, wenn Sie dem König von Italien im Mittelmeer seine Rechte verbürgten und dadurch eine Defensivstellung stärkten, die auch Ihnen, gegen unruhige Elemente in Frankreich und Rußland, Vortheil verheißt. Oeffentliche Meinung? Die macht man. Die entsteht aus allerlei Flüßchen, deren breitesten jede geschickte Regirung beherrscht." Neunzehn Tage danach wird der Dreibund erneut. Noch im selben Jahr (der Bulgarenwirren) verständigen England, Oesterreich-Ungarn und Italien sich über die Behandlung der nächsten Orientprobleme. Bismarck telegraphirt an den Ministerpräsidenten Crispi: „Die Aehnlichkeit unserer Geschichte, unserer nationalen Wünsche und der Gefahren, die uns drohen können, hat zwischen unseren Ländern eine Interessengemeinschaft geschaffen, die mir die Vorbedingung eines natürlichen und dauerhaften Bündnisses zu sein scheint." In Friedrichsruh sagt er zu dem Gast (der eine Militärkonvention und die Zusage milden Verfahrens gegen die österreichischen Italiener heimbringen möchte): „Ueber Orientfragen müssen Sie mit dem Grafen Kalnoky einig werden. Wir sind da nur die Nachhut unserer Verbündeten. Die Hauptsache ist für Sie ein gutes Verhältniß zu England." Im Sommer 1889 wird in Rom erzählt, Frankreich, das durch den Zollkrieg, den Kolonialhader und durch Crispis Neigung zu Deutschland verärgert ist, wolle Italien zu Land und, von Toulon und Algier aus, zu See überfallen. Bismarck, dems der Abgeordnete Cucci in Varzin meldet, glaubt dem Gerücht nicht. „Wer heutzutage einen Krieg mit einem räuberischen Ueberfall beginnt, wird von der ganzen civilisirten Welt geächtet. So wahnsinnig sind die Leute in Paris doch nicht. Das wäre: Finis Galliae; und nicht, wie 1870, mit fünf Milliarden abgethan. Fängt Frankreich an, so haben wir England für uns. Ich habe mit besonderer Freude gesehen, wie sorgsam und klug Herr Crispi, einerlei, ob Whig oder Tory regirte, sich um das Wohlwollen Englands bemüht hat. Das brauchen Sie." So lange es währt, ist der Dreibund fest. Und lockert sich schnell in der dunklen Keimzeit anglo-deutschen Haders.

Manche Schicksalswende war geworden, seit, am Tag von Hastings, der für Preußen der Tag von Hochkirch und von Jena, für England der Todestag Wellingtons werden sollte, unser schon

vom Dämmern der kaunitzischen Koalition bedrohter König Fritz an Karl von Braunschweig über die britischen Diplomaten schrieb: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an den Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie sind Narren und von lächerlicher Anmaßung.“ Friedrich kannte zwar nicht alle Winkel deutscher Geschichte, hatte aber in seinen Archiven einen Theil der Akten, die Ranke, Droysen und Treitschke später benutzten, und wußte wenigstens, was in seinem Jahrhundert geschehen war. Weshalb hatte Deutschland im Rastatter Frieden den Elsaß nicht wiedergewonnen? Weil England nicht wollte; weil Queen Anne, King George und ihr Viscount Stanhope (der schon früh von der spät erst gelungenen Versöhnung Frankreichs träumte) sich mit der utrechter Anerkennung ihrer Rechte auf die Hudsonbai, Neufundland und Neuschottland begnügten und, nur um dem armen deutschen Vetter Freude zu machen, der ihnen so willfährigen Regirung des Sonnenkönigs nicht zumuthen mochten, außer Kehl und Altbreisach auch noch Straßburg herauszugeben. Ueber ein Königswort kamen sie, auch wenns in einer mit dem Reichssiegel versehenen Urkunde stand, leicht hinweg. Seit die Kurfürsten von Hannover auf dem Angelnthron saßen, wurde auch die besondere Antipathie gegen Preußen deutlicher sichtbar; nicht nur, unter dem zweiten Georg, in der Zeit des Aachener Friedens nach dem Krieg um die österreichische Erbfolge, sondern jedesmal, wenn ein Preußenkönig nicht bereit war, seine Macht nach dem londoner Wink gegen Frankreich oder Rußland zu brauchen. Einst sollte Deutschland (Ranke hats für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges nachgewiesen), jetzt sollte Preußen geschwächt werden. Deshalb ließ Wellington Ludwig den Achtzehnten durch eine Hecke britischer Bayonnettes in die Tuilerien einziehen und vereitelte so wieder die Rückgabe der alten Reichslande Elsaß und Lothringen, die der Dreibund vor dieser zweiten Restauration fordern, doch nicht dem befreundeten König seiner Wahl abtrotzen konnte, ohne die schwierige Stellung des Bourbon unmöglich zu machen. Deshalb war der Gedanke, Preußen könne in der wichtigen Handelsstadt Leipzig herrschen, dem Lord Castlereagh so unerträglich, daß er Hardenbergs Vorschlag einer provisorisch Preußen anzuvertrauenden Verwaltung Sachsens schroff ablehnte und, als Friedrich Wil-

helm sich nicht vom Zaren Alexander trennen wollte, Frankreich und Oesterreich, die Feinde des Preußenstaates, dringend in ein Bündniß überredete, dem England mit Geld und Söldnern Hilfe leisten werde. Der selbe Mann hatte vorher ein österreichisch-preußisches Bündniß gegen Frankreich erstrebt und in den Tagen des Wiener Kongresses an den Staatskanzler Hardenberg geschrieben, die Gerechtigkeit fordere, daß Sachsen, „das Hauptwerkzeug zur Zerstückung Preußens“, der preußischen Krone zufalle. „Der König von Sachsen hat kein Recht auf Wiedereinsetzung oder Entschädigung; und was er zu seiner Vertheidigung anführt, klingt so, daß es den Kommandanten einer Festung, der ähnlich spräche, in die Gefahr bringen könnte, nach Standrechtsspruch erschossen zu werden“. Wer weiß, ob ohne Englands zweideutige oder geradezu feindsälige Politik die Kriege von 1866 und 1870 unvermeidlich geworden wären? Der Vertrag vom dritten Januar 1815, der alte Aspirationen Frankreichs, Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten zu neuer Kraft nährte und die heimlich fortwirkende entente cordiale der Westmächte schuf, war ja kein Ereigniß von Eintagsbedeutung. „Nach der Absicht seines eigentlichen Urhebers, Talleyrands“, sagt Treitschke, „war der Bund (den Vertrag hatten, außer Talleyrand, Metternich und Castlereagh unterzeichnet) unzweifelhaft dazu bestimmt, mit überlegener Macht das erschöpfte Preußen zu überfallen und von seiner neu errungenen Großmachtstellung wieder herabzustürzen.“ Der welfische Reichsgraf zu Münster-Ledenburg, dessen schlauem Mühen die Hannoveraner den Königstitel zu danken hatten, rief damals triumphirend: „Wir spielen eine Partie en trois; ist der Feind geschlagen, so gehts gegen den Freund.“ Das war 1815. Vier Jahrzehnte danach sagte Palmerston, England müsse und werde dafür sorgen, daß Dänemark im Besitz der Herzogthümer bleibe. Im Januar 1864 versuchte John Russel, Palmerstons Nachfolger im Auswärtigen Amt, Frankreich, Rußland und Schweden in eine Koalition zum Schutz Dänemarks zu ziehen. Louis Napoleon weigerte seinen Beitritt, das dänische Flehen fand drum in England taube Ohren, aber noch im Mai jauchzte das Oberhaus dem Lord Grey zu, der ihm vorlog, die dänische habe bei Helgoland die österreichische Flotte geschlagen. Die Kombinationen wechselten: die mißtrauische Feindschaft gegen Deutschland und Preußen blieb. Friedrich Wilhelm der Vierte, der

sich, trotz aller Enttäuschung, so tief vor Englands Macht gebückt, nur zum Krieg gegen Rußland das verlangte Kontingent nicht gestellt hatte, mußte sehr harte, oft unverschämt beleidigende Worte hören und in einem Brief an Bunsen schließlich wehklagen, seine Rede sei in London nicht mehr beachtet worden als „das Gebell eines Hündchens“. Und doch hatte sein anglophiler Minister Bülow nach Pollocks Sieg über die Afghanen eine Note nach England gesandt, die den heute noch schmerzenden Satz enthielt: „Mit Großbritanien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und einer beständigen innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des Britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren.“ (Im Telegrammstil späterer Zeit hätte der Satz gelautet: Britische Freude ist deutsche Freude.) Dabei wurden über das fatherland, die Biertrinker und struppigen Pfeifenraucher am Hofe Vickys und Alberts die schnödesten Witze gerissen und im Unterhaus die deutschen Legionäre wie hergelaufenes Lumpenpack verhöhnt. Im Krieg von 1870 hat England zwar den Schein der Neutralität gewahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Was der unvorsichtige Kronprinz Friedrich in Briefen an Mitglieder der britischen Königsfamilie und in Lagergesprächen mit englischen Berichterstattern über deutsche Kriegspläne ausplauderte, wurde flink stets nach Paris oder ins französische Hauptquartier gemeldet. Und Lothar Bucher hat an einen Fall erinnert, in dem England auch offen die Völkerrechtsvorschrift verletzt hat, um Frankreich gefällig zu sein. „Ein deutscher Kauffahrer wurde innerhalb der englischen Hoheitgrenze, dicht unter dem hohen Vorgebirge Beechy Head, auf dem sich eine Küstenwache befindet, aufgebracht. Man hat aber nie gehört, daß die Reklamationen der deutschen Regirung einen Erfolg gehabt hätten, und Thatsache ist, daß die englische Regirung die französische nicht veranlaßt hat, die auf englischem Gebiet gemachte Prise freizugeben.“ (Welcher Höllenlärm wäre in London noch 1904 entstanden, wenn Frankreich in seinen indochinesischen Gewässern den Russen einen so frechen Uebergriff erlaubt hätte!) Damals saßen die Whigs am Ruder. Lord Granville hat aber verrathen, daß auch D'Israeli ein antideutsches Bündniß mit Rußland plante. Und wer konnte vergessen, was Deutschlands schüchterne kolonialpolitische Anfänge von England

zu leiden hatten, wie lange deutsche Menschen in fremden Erdtheilen unter britischer Mißgunst, britischer Anmaßung seufzten? Konnte es vergessen sein, da wir doch erlebten, wie England in den Tagen des Aufstandes der Hereros und Hottentoten seine Neutralitätpflicht auffaßte? Die Deutschen waren dort zwar die Pioniere der weißen Rasse, deren Herrenrecht England sonst so eifrig wahrt; aber Hendrik Witbooi und seine Leute wußten, was sie der heimlichen Huld Großbritaniens zu danken hatten.

Nicht schelten soll man die Briten: sie handeln, wie sie müssen. Nicht täglich ihnen vorplärren, daß wir die besseren, edleren, die völlig selbstlosen Menschen sind: darüber lächeln sie nur. Doch wir durften auch nie im Pagenton von der Stammverwandtschaft und von der Christenpflicht zu frommer Verträglichkeit säuseln, sondern mußten des Satzes gedenken, den Palmerston nach der pariser Februarrevolution im Unterhaus sprach: „Nur Träumer können wähnen, der Verkehr der Völker regle sich nach den selben Gesetzen wie der Verkehr einzelner Menschen, nur Träumer sich der romantischen Vorstellung hingeben, das Verhältniß der Völker, der Regirungen werde wesentlich oder gar dauernd durch Freundschaft oder ähnliche Gefühlsregungen bestimmt.“

Deutschland hatte keinen Grund, den Briten dankbar zu sein, und hundert Gründe, sie zu fürchten. Mit der des Mannes nicht unwürdigen Furcht, die auf Achtung beruht und das Zittern nie lernen wird. Großbritanien ist ungeheuer stark. Das größte Weltreich, von dem die Geschichte weiß; drei Viertel der heute bewohnbaren Erde sind britisches Sprachgebiet. Wer auf dem Rigi neben einem als Lord maskierten Schneider aus Liverpool gesessen, Heines thörichte Schilderungen englischen Lebens gelesen hat oder seine Weisheit aus Witzblättern schöpft (die besten selbst sind in allen Fragen internationaler Politik allzu oft Höflinge der erbärmlichsten Philistertriebe), Der glaubt England und die Engländer zu kennen. Krämerseelen; tückisch und feig; steif, mürrisch und spleenig; ohne Kultursehnen; nur Sportnarrheit und Gewinnsucht im Schädel. So ungefähr ist das volksthümliche Bild. Daß die kräftigsten neuen Theorien, die uns Natur und Geist erkennen lehrten, in England geboren wurden, daß Shakespeares Heimath auch im neunzehnten Jahrhundert unter allen Völkern die zeugungfähigste Literatur (nicht: Dichtung) hatte, wird übersehen. Daß

der Brite den Sport liebt und beim Golf oder Fußball fast so viel Zeit verbringt wie der Deutsche beim Bier, soll ihn lächerlich machen. Ist ers, weil er drauf hält, daß seine Grafschaft im Cricketmatch siegt? Dient sein Spiel, das den Körper stählt, nicht dem Vaterland? Ginget Ihr nie in den Hyde Park und sahet Euch die firnen Greise an, die sich, zu Hunderten, da auf schlanken Pferden tummeln? Die jungen Mädchen, die alten Damen im Westend, die Arbeiter mit ihrer proles auf den Massensportplätzen: sehet und vergleichet sie den blutarmen, früh welken, verfetteten und verrunzelten Gestalten, denen man in Festlandsstädten auf Schritt und Tritt noch begegnet. Der Brite schien heiter, gesund und tapfer. Auf seiner vom Wogenprall umdröhnten Insel, die ihm bald, wie Sieglindens Sohn seine Welt, zum engen Tann ward, hat er rasch erkannt, daß nur der Starke die Erde zu erobern vermag, und sich die Hygiene geschaffen, die ein in Fabriken und Kontore gepferchtes Volk braucht, um nicht zu verkümmern. Sein Leben und Handeln ist vernünftig; er kann ohne Demüthigung gehorchen und ohne Tyrannenwillkür Gehorsam erzwingen. In Indien befiehlt ein Commissioner, der nur über ein Häuflein Weißer verfügt, Millionen brauner Menschen, die nicht wagen, vor seinem Blick die Stirn zu furchen. In London vereinen sich, wenn ein Putsch zu fürchten ist, Herzoge mit Kellermiethern zum Konstablerdienst; Jeder, mag er Märchenschätze oder ein paar Pfund zu verlieren haben, leistet den Eid, erhält Stab und Armbinde und marschirt in Reihe und Glied gegen die Feinde der Gesellschaft. Keiner verläßt sich auf die Büttelzunft oder winselt sie gar herbei. Wie in Schillers Reiterlied fühlt sich der Mann: „Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein". Und weil dieses Bewußtsein immer bereiter Wehrkraft alle Köpfe beherrscht, wird dem Rededrang, der Kritik, der Spottsucht volle Freiheit gewährt; darf man über den König und seine Minister, über Institutionen, Beamte und Volkscharakter unangefochten das Frechste sagen. Nicht von dem höchsten Reichsbeamten ließe der Brite sich knechten. Junge Männer und Mädchen verkehren in unbefangener Intimität, verleben ohne Tantenaufsicht auf dem River ganze Tage mit einander: und kein rohes, kein lüsternes Wort stört die harmlose Fröhlichkeit; wer das Ohr anständiger Frauen mit Zoten belästigte, wäre schon nach dem ersten Versuch in jeder sauberen Ge-

sellschaft unmöglich. Wir loben, was Lobes werth ist. Krämerseelen? Sie dachten nicht an ihren Kram, setzten ihn der ärgsten Lebensgefahr aus und opferten Milliarden, um Bonaparte zu vernichten, dessen suggestiver Willensgewalt nur sie, in ganz Europa sie allein nicht erlagen. „Und wenn dem British Empire eine dunkle Stunde naht, die seine Grundmauern bedroht, werden aus allen Erdtheilen ihm starke angelsächsische Männer zu Hilfe eilen und der Menschheit zeigen, wie unversiechbar die Kraft dieses Volkes ist."

In Deutschland leben Menschen, die all diese Vorzüge britischen Wesens priesen. Die wußten, daß England kräftigen Menschenstoff, den zum Kampf ums Dasein tauglichsten Adel und tüchtige Frauen hat, klug genug war, sich vor den endemischen Uebeln aller Demokratien zu hüten, und bis ins zwanzigste Jahrhundert, wie in den Zeiten der Rosenkriege, eine Oligarchie blieb. Die sich ärgerten, wenn sie in den Zeitungen Schimpfreden gegen Britanien fanden, und früh und spät im Blick des Leun die Hoheit bewunderten. Das waren die Leute, die nicht begriffen, wie man auch nur ein armes Wörtchen für das Reussenreich sprechen könne, da Deutschland doch mit England gehen müsse, immer mit England nur. Sie waren nicht so gefährlich wie die Britenfresser, die während des Transvaalkrieges das Reich der Angeln schon vernichtet sahen und für die edlen Buren (das Heldenthum dieses nüchternen und bauernschlauen Splittervolkes hat sich inzwischen ja eben so herrlich offenbart wie seine Vorliebe für Deutschland) in Liebe erglühten. Sie hatten wenigstens ein für reale Machtverhältnisse offenes Auge. Waren leider nur keine Politiker und bewunderten ohne rechtes Verständniß. Nie wäre England geworden, was es ist, wenn nicht alle Schichten empfunden hätten, was Palmerston aussprach: daß nicht Gefühlsregungen das Verhältniß der Völker und der Staaten bestimmen. Der einzelne Brite würde nur mit Ekel einen gelben Mann an seinem Tisch sehen. Das Britenvolk jauchzte den Japanern zu, weil sie ihm als Werkzeug gegen Rußland so guten Dienst leisteten, und hätschelt widrige Hottentoten, wenn sie gegen deutsche Kolonisatorenpläne zu brauchen sind. Werden wir die Grundsätze praktischer Politik niemals erlernen? Die Engländer immer verachten, weil sie, so lange es irgend geht, Andere für sich fechten lassen und ihre Kriege nur mit Gold, nicht mit Blut, dem edelsten Gut jeder Volkheit, bezahlen? Immer mit abs-

trahirten Rechtsbegriffen und Gefühlen wirthschaften, statt, jedem Einspruch taub, nur den Vortheil der Nation nachzufragen? Ob wir den russischen Menschen lieben oder den Zaren sammt seinem feilen Tshin verabscheuen: wir wünschten uns Rußland als Kunden und Bundesgenossen. Und ob wir den freien und starken Briten bewundern, den Quäker, Heuchler, Cantanbeter bespötteln: wir mußten uns gegen Englands Stoßgewalt waffnen.

In der dünnen politischen Satire Arbuthnots, die den Namen John Bull übers Erdrund trug, heißt der Holländer Frog und der Brite Bull. Der Frosch glaubt, ganz wie in Lafontaines Fabel, wenn er sich in seinem Sumpf aufblähe, werde er dem Bullen an Größe und Kraft gleichen. Auch Deutschland schien den Engländern lange nur ein geblähter Frosch, dem bald der Athem ausgehen müsse. Der einwandernde Deutsche bot billigere Arbeit an als der britische Ingenieur, Agent, Clerk oder Kellner, ließ sich schlechter behandeln, beeilte sich, sein nationales Gewand auf dem Markt abzulegen und sich angelsächsischem Wesen anzupassen, trug vielleicht gar Wollhemden und konnte ohne Badewanne leben: Grund genug, ihn zu verachten. Mit diesen Leuten, dachte man, die ihren Körper nicht trainiren, ohne Alkohol nicht lustig sein können und als Dreißiger schon einen Bauch haben, wird Deutschland nicht die Welt erobern. Ein hübsches Land; very nice. Dresden, Nürnberg, Freiburg, Heidelberg, Rothenburg; alte Kirchen und Schloßruinen; und überall Musik, Wurst und Münchener Bier: für eine Lenzreise recht geeignet. Auch eine sehr nette und strebsame Industrie, der man mit gutem Profit vorwärts helfen darf, weil sie uns keine Konkurrenz machen kann. Long ago. Der Deutsche wurde in England noch nicht gern gesehen, aber respektirt und kein Brite denkt daran, Deutschland gering zu schätzen. Unsere Industriellen und Händler sind den Citybeherrschern gefährlich geworden. England hatte manchmal die stärkeren Persönlichkeiten. Deutschland immer die stärkere Organisation. Der preußische Lieutenant, das Kohlensyndikat, die Deutsche Bank, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die Badische Anilinfabrik und die Sozialdemokratie: diese sichtbarsten Früchte deutscher Zucht reifen in Albions Seeklima nicht. Die Konkurrenz wurde bald um so lästiger, als der deutsche Arbeiter sich mit schlechterem Lohn beschied, der deutsche Techniker gründlicher vorgebildet, der deutsche Kundenfänger besser geschult

und in weiteren Blick gewöhnt war. Dem Wunsch der Staatsmänner, die junge Festlandsmacht unter Druck zu halten, gesellte sich die Wuth der im Wirthschaftkampf Bedrängten. Die Reibungfläche war größer, der politische Verkehr schwieriger geworden.

Dennoch schien die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes fern. Bismarck, der leider nie in London akkreditirt gewesen war und sich als Kanzler deshalb allzu oft auf Buchers Emigrantenurtheil verließ, wußte, mit seinem sicheren Augenmaß und majestätischen Menschenverstand, doch immer, was er von England hoffen dürfe und fürchten müsse. Daß hinter dem alten Wilhelm ungeduldig eine englische, englisch fühlende Prinzessin stand, die mit heftigerem Willen den Gatten in die Bahn ihres Wesens zwang, war nicht bequem, mußte aber ertragen werden. Drei Kriege wurden gegen Englands Wunsch zu siegreichem Ende geführt und die deutsche Flagge durfte, in vorsorgend bedachtem Tempo, dem Handel nach Afrika folgen. Der Kanzler sprach mit Beaconsfield freundschaftlich, mit Gladstones Leuten so deutlich, daß er nicht mißverstanden werden konnte, und schickte in eiligen Fällen seinen von Granville und Salisbury hochgeschätzten, mit Rosebery und Rothschild befreundeten Sohn Herbert nach London. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten Briten und Deutsche einander noch lange höflich ertragen. Ein halbes Jahrhundert, meinte er, braucht das Deutsche Reich, um sich innerlich zu festigen, in Ost und West die neuen Grenzen zu sichern, und kann so lange die Rolle des saturirten Staates spielen; nachher wird man weiter sehen. Das Verhältniß war leidlich, weil das Auge Bismarcks, der die Ueberlieferung englischer Politik kannte, nicht von Illusionen geblendet war und weil drüben Whigs und Tories wußten, daß dieser Minister sich niemals in den Dienst britischer Wünsche stellen, nie ihr Büttel sein werde.

Britania lernte schnell wieder hoffen, als Bismarck weggeschickt war. Victorias Sohn, der Enkel des Koburgers Albert, hatte als junger Prinz zwar die Schwester, die sich „eine halbe Engländerin“ nannte, ausgezankt und, als er sich in den Finger geschnitten hatte, auf einem Kasernenhof laut gesagt, er hoffe, bei dieser Gelegenheit den letzten Tropfen englischen Blutes loszuwerden. Doch ein junger Herr ändert sich wohl; man macht ihm auch was vor. Nach den unbehaglichen Tagen von Narwa ging der Kaiser nach London; und das Resultat dieser Reise war der Sansibar-

vertrag, der uns zwar Helgoland brachte, England aber den Hauptschlüssel zu Ostafrika in den Schoß warf. Blood is thicker than water: das alte Wort, das den Germanentrotz einst über das Schwachheitsymbol des Taufwassers hinweg getröstet hatte, wurde nun recht oft in einem neuen, den Briten wohlgefälligen Sinn angewandt. Von der deutsch-englischen Waffenbrüderschaft viel geredet. Der greisen Königin zärtlich gehuldigt. Und das junge Haupt des Kaisers von der englischen Presse täglich mit neuen Holzpapierkränzen umwunden. Hatte er nicht die Nationalhelden Wellington und Kipling gefeiert und den hungernden Hindus das gute Geld berliner Bankdirektoren gesandt? War die Freundschaft mit Rußland nicht schon recht frostig geworden? Die Depesche über Jamesons Raid war noch nicht vergessen. Das würde aber nicht wieder vorkommen. Der Kaiser hatte sich entschuldigt, seinen Dragonern laut frohe Heimkehr gewünscht und an manchem Festtag englische Uniform angezogen. Nie hatte der Union Jack in hellerer Sonne geflattert. In Asien nichts und nichts in Afrika zu fürchten. Sansibar, Witu, Sudan, Vaal- und Orangeland erobert. Blut ist dicker als Wasser. Hoffnung winkt fröhlich. „Dieser Deutsche Kaiser vergißt nicht, daß er dem Schoß einer Britin entbunden ward."

Wenn er nur nicht so oft vom Werth der Seeherrschaft spräche! „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." „Der Dreizack gehört in unsere Faust." „Reichsgewalt ist Seegewalt." „Bitter noth thut uns eine starke Flotte." Wozu ist die denn nöthig? Zum Schutz des Exporthandels? Das glaubt kein Brite. Nur zum Kampf gegen England braucht das Deutsche Reich eine große Schlachtflotte. Wird dieser Kampf etwa geplant? Deshalb in der islamischen Welt so zärtlich um Liebe geworben, ein deutscher Prinz als Küstenwächter nach Holland geschickt, Amerikanern und Franzosen jede erdenkliche Artigkeit erwiesen? „Ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf keine große Entscheidung mehr fallen." Keine? Auch nicht in Asien? Das also war die Absicht des Pachtvertrages? Seit Caprivi entlassen war, wurde auch wieder von der Nothwendigkeit guter Beziehungen zu Rußland geredet; von Jahr zu Jahr lauter. Ohm Paul wurde sacht zum Germanenherrgott. Von der Themse bis zum Tweed fraß das Mißtrauen weiter. Wenn der Kaiser nach London oder Cowes kam, den Tenniscoat oder den Galarock des Flottenadmirals anzog und wie ein guter

Kamerad mit den englischen Seeleuten verkehrte, schien Alles wieder in Ordnung. Nur währte die Freude nie lange. Leis erst, dann vernehmlicher wurde die Frage gestellt, ob die Briten warten dürften, bis Deutschland stark genug sei, um sie im Lebensnerv treffen zu können. Das wäre ausbündige Thorheit, antworteten Fachleute wie Lee und Fitzgerald; antwortete mit ihnen das ganze Volk, dessen politischer Instinkt unbeirrbar ist. Der franko-britische Vertrag wurde geschlossen, wider alle Tradition einer fremden Macht in Marokko ein Vorrecht eingeräumt, das Schwergewicht maritimer Machtentfaltung in die Nordsee verlegt, für neue Marineanlagen eine erste Rate von hundertundzwanzig Millionen Mark gefordert, die französische Flotte zum Küstenbesuch eingeladen und dem verstärkten Kanalgeschwader als Manövrirplatz die Ostsee angewiesen. Mit all diesen Maßregeln blieb England im Bereich unbestrittener Hoheitrechte. Doch schon im Jahr 1905 wurde den Zirpern und Werbern hier gesagt: „Zwischen Deutschland und England war nie Freundschaft, wird nie Freundschaft sein, bis Deutschland die Briten das Fürchten gelehrt oder ihnen unzweideutig bewiesen hat, daß es den Raum, den sein expansiver Drang braucht, nicht aus dem englischen Ländergebiet sich erobern will. Friedfertiges Geplärr wirkt nicht auf die Briten; und eben so wenig die Betheuerung, daß unsere Schiffe gewiß und wahrhaftig nicht gebaut sind, um dem Inselreich die Herrschaft über die Weltmeere zu bestreiten. England hat heute keinen Pitt, Palmerston oder D'Israeli, wird nicht vom Willen der Masse regirt und kann, da Flotten nicht aus der Erde zu stampfen sind, getrost warten, bis es sich noch besser gerüstet und von den finanziellen Folgen des Burenkrieges völlig erholt hat. Der Gedanke, die Engländer ließen sich von der Furcht vor einem munter nach Indien marschirenden Russenheer schrecken oder, während ihre Kanalschiffe in der Ostsee manövriren, an der Themsemündung überrumpeln, konnte nur in allzu arglosen Gemüthern keimen. Wer die britische Weltmacht rasch schwächen wollte, mußte den Versuch wagen, ehe Südafrika erobert war. Damals war England vereinsamt, gehaßt und durch die Schwierigkeit des selbst von Chamberlains Kaufmannsgenie unterschätzten Beginnens verwirrt; seitdem hat es in Asien sich Japan, in Europa Frankreich verbündet und von Belgien und den skandinavischen Staaten mindestens wohlwollende Neutralität zu erwarten."

Italiens Küstenschützer ist unser Feind geworden. Auch, endlich, wieder Frankreichs Freund. Jeder britische Staatsmann, hatte Stockman einst an Victoriens koburgischen Gatten geschrieben, „muß Italien gegen Frankreich stärken.“ Wohin schmolz der Schnee solcher Unlustwinter? Er hüllte Westeuropa noch ins Leichenkleid, als Campo Fregoso dem dritten Rom den Erdprimat zusprach. „Vergebens haben England und Frankreich nach dem Römererbe getrachtet und uns in Nordafrika zu ersetzen versucht. In Egypten leben fünfzehntausend, in Tunis und Algerien noch mehr Italer und ihr Geist waltet überall, als Gestalter und Wegbahner, in Künsten, Gewerbe und Handel. Der ganze Nordrand Afrikas ward uns von der Natur selbst als Siedelstätte zugedacht.“ Von deren Bändigern aber geraubt. Egypten: englisch; Algerien und Tunesien: französisch. Von solchem Verlust hat Crispi in Abessinien Entschädigung gesucht; doch nur Distel und Dorn gefunden. Megaloman nennt er sich, größensüchtig; spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Durch seine Heimath schleicht Noth, seit er den Franzosen den Handelsvertrag kündigte; im Staatshaushalt fehlt an allen Ecken das Geld und im Süden siehts aus wie im Siechenspital. „Folge der Abkehr von der Lateinerbrüderschaft. Der Knecht Bismarcks dünkelte sich stark: und daß Italiens Dankbarkeit niemals die Zeit seiner Schwachheit überdauern werde, hat, bald nach dem franko-italischen Krieg gegen Oesterreich, Thiers vorausgesagt.“ Doch der Rachegott reckt schon den Arm. Italien hat seinen nächsten Hauptmarkt verloren und muß, um nicht in Papier zu ersticken, sein Metallgeld theuer aus Frankreich zurückkaufen. Weil Umberto seinem Sohn Victor Emanuel (der jetzt König ist) erlaubt hat, im heiligen Metz eine deutsche Parade zu sehen, straft das französische Kapital ihn durch hastige Auswanderung und durch wilde Sturmläufe gegen die fünfprozentige Rente und die Eisenbahnbonds. Italien verliert eine Milliarde Lire und der Finanzminister Sidney Sonnino muß gestehen, daß im Haushalt hundertsiebenzehn Millionen fehlen. Der Hunger, flüstert der Vertreter der Französischen Republik am Quirinal, wird uns Italien zurückerobern. Aus Deutschland kommt Hilfe. Nach dem Bankenkrach („Panamino“) dringt deutsches Kapital und deutscher Unternehmermuth über die Alpen. Als Negus Menilek bei Adua das Heer Baratieris geschlagen hat, ist Crispi von steiler Höhe gestürzt

worden; durch das Getos der Volkswuth: trotzdem er (was heute merkenswerth ist) in der Kammer auf Monte Citorio eine gefügige Mehrheit hatte. Rudini und Visconti-Venosta sputen sich in die Versöhnung Frankreichs. Sieben Monate nach dem Fall des „Tyrannen“ sind sie mit dem Minister Hanotaux einig. Vor dem Ablauf des Jahres 1898 ist auch ein neuer Handelsvertrag fertig. Die Rente steigt, die Valuta kräftigt sich, alles Geschäft blüht auf und Italien kann in kurzer Zeit seine Staatsrente, Bahnobligationen und Industrieaktien (im Kurswerth von anderthalb Milliarden) aus Deutschland zurückkaufen. Der Abgeordnete Fiamingo hat darüber gesagt: „Auch wenn Frankreich nicht unser Recht auf Tripoli anerkannt hätte, wären wir, durch die deutsche Wirthschaftkrisis, genöthigt worden, uns der Republik zu nähern. Der deutsche Geldmarkt war zu schmal; unser junges Reich konnte Gewerbe und Handel nur ins Weite entwickeln, wenn Paris wieder sein Bankier wurde. Kehren wir jemals in die Politik der Nadelstiche gegen die Franzosen zurück (woran freilich nicht zu denken ist), dann kostet sie uns Hunderte von Millionen und unser Wohlstand welkt. Ohne einen Mann mobil zu machen, kann Frankreich uns ungeheuren Schaden thun. Italien könnte den Dreibund lösen und einsam bleiben, eine der Französischen Republik feindliche Politik aber nicht lange überleben.“ Daran hat in Deutschland kaum Einer gedacht. Freundschaft? In unseren Tagen, rief Ferry, „gab und giebt es hinter den Alpen keine Franzosenpartei.“ Immerhin: eine „traditionelle Freundschaft“, die man ins Schaufenster legen darf. Und die der Dreibund nicht stört. Minister Prinetti spricht: „Dieser Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen.“ Minister Delcassé antwortet: „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen uns gerichteten Drohung werden.“ Also: beiden Feinden des Deutschen Reiches innig gesellt. Das war schon vor zehn Jahren. Als die Stimme Britaniens uns rauh anpfauchte und die Minister Seiner Huldvollen Majestät fragten, ob Klugheit nicht rathe, den Krieg, dem doch nicht auszubiegen sei, heute lieber als morgen zu führen. Als Rußland geschlagen und in den Concern geködert worden war, dem Japan und Italien schon zugehörten. Mit diesem

Genossen gingen wir nach Algesiras. Und staunten, weil er stets gegen uns stimmte. Er konnte nicht anders: denn die Erlaubniß, Tripolitanien zu erraffen, hatte er ja mit dem Versprechen bezahlt, Frankreich in Marokko niemals zu stören. Deutschland war der bescheidenste Geschäftstheilhaber, den die Sonne je sah.

Oft wurde hier, ohne ein Scheltwort gegen Italien, gewarnt; zu oft? So Ehrwürdiges, rief Mancher, darfst Du nicht höhnen.

Höret! „Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa-Budapest-Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: ‚Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen.‘ Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaubert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der, ohne selbst gefährdet zu sein, uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den ‚Usurpatoren' von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Aug' trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Umbertos Minister Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol stehe Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit dem Heer der Habsburger einstweilen noch nicht die

Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern. Im Marokkohader und im Balkanstreit. Als der fünfte Kanzler sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, regnet es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von dem Botschafter Barrère herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzelnd aufschaut und wimmert: ‚Es scheint zu regnen.‘ Was soll nun geschehen? Was geschehen muß. Wenn das starke Deutsche Reich, das der Menschheit Genesung verhieß, nicht zum Kinderspott werden soll. Ruhig und artig muß der Kanzler zu dem Herrn der Consulta sprechen. ‚Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Für sich und seine Konsorten wünscht es auf dem Balkan Raum; und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht recht vereinbar findet. Wäre nicht das Beste, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem verständlichsten Grund: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrges Fortdauer stifte doch

keinen Schaden. Halten Sie den Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Ehre und Gut des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch schöner aussieht als die kahle Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. Seht Ihr: neben mir steht auch Einer! So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Und braucht deshalb nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre eine Staatsverbrechen. Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheint mirs zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge vors Auge stellt.' Wollen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit in seiner ganzen Wucht auf uns laden?" (Aus dem Heft vom dreißigsten Oktober 1909.)

Fünf Jahre danach mußten wir fürchten, auch dieses einstweilen Letzte bleibe uns nicht erspart. Unter dem fünften Mond stand unsere Mannschaft im Kampf gegen die vier Gefährten Italiens: da prasselt von Monte Citorio das Gewitter ins Thal. Als es ausgelärmt hat, merkt der Durchnäßte, daß der Abgeordnete Giovanni Giolitti sich der vergeßlichen Europa ins Gedächtniß zurückgeschrien hat. Er ist nicht mehr Minister, nur selten noch als

Parteihaupt sichtbar und manche Italer meinten, mählich erlösche seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die Zeit großen Römerschicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stolzirender Abgeordneten eingerechnet werden, sondern den Zauberlehrlingen zeigen, was er mit zwei dürren Besenstielstücken, er allein, vermag. „Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.“ Ministerpräsident Salandra hat gesprochen. „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor einer ungeheuren Umwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute absehen kann, die aber das Machtverhältniß auf dem alten Erdtheil ändern wird, und wir haben Lebensinteressen zu vertheidigen, unsere Großmachtstellung zu wahren, gerechtem Anspruch Erfüllung zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn das Recht nicht mehr gilt, bürgt nur die Kraft noch für die Zukunft eines Volkes. In so gefährdeter Zeit müssen alle inneren Parteikämpfe enden. Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf uns genommen. Das Land will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall bereit.“ Die Regirung nimmt den Beschluß des Abgeordneten Bettolo an: „Mit vollem Recht und nach reiflicher Ueberlegung hat Italien sich für neutral erklärt. Der Regirung, die, im Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, mit dem tauglichsten Werkzeug für die Sicherung unserer höchsten Lebensinteressen handeln wird, spricht die Kammer ihr Vertrauen aus.“ (Mit 413 gegen 49 Stimmen.) Zuvor hat, als Letzter, Herr Giolitti gesprochen. Bleibt irgendwo noch der winzigste Zweifel, ob Italien beim Ausbruch dieses Krieges der Dreibundpflicht ledig war? Dann wirbelt ihn der Zorn Giovannis hinweg. „Die Frage ist beantwortet worden, als, vor sechzehn Monaten, Oesterreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Am neunten August 1913 erhielt ich von dem Marchese di San Giuliano die folgende Depesche: ‚Oesterreich zeigt uns und dem Deutschen Reich die Absicht an, gegen Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser Vorgang müsse als ein zur Vertheidigung nothwendiger angesehen werden. Deshalb seien die Verbündeten zu Beistand verpflichtet. Nach meiner Ueberzeugung ergäbe solches Handeln nicht den

Bündnißfall. Ich möchte im Einvernehmen mit Deutschland die Ausführung des österreichischen Planes hindern, halte aber für nöthig, daß wir unzweideutig aussprechen, uns scheine solches Handeln nicht ein von Vertheidigungpflicht gebotenes, also auch dadurch nicht der Fall geschaffen, für den uns der Dreibundvertrag zu Beistand zwingt.' Diese unzweideutige Erklärung haben wir der austro-ungarischen Regirung gegeben. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli 1914. Wir standen also auf festem Rechtsboden und handelten durchaus ehrlich, als wir unsere Neutralität ankündeten. Diese wachsame und bewaffnete Neutralität, in deren Empfehlung ich mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alle Bürger unseres Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft." Beifallssturm. Ein Schwarm umdrängt den alten Hexenmeister; Jeder jauchzt und schüttelt dankbar die Hand des Siebenzigers aus Mondovi. Seit zwanzig Jahren, seit er, am zehnten Dezember 1894, die schlimmen Akten, die Crispis Mitschuld an der unsauberen Sache der Banca Romana erwiesen, der Kammer vorlegte, hat kein Dokument ihm je solchen Jubels Widerhall eingebracht.

Unserem Strafgesetzparagraphen 353[a] (der, seit Arnims Rebellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zugelassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Aehnliches steht wohl auch in Italiens Poenbüchern. Und stünde es nicht drin: Herr Giolitti, der selbst einst Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider den Willen seines Schützlings Salandra eine bisher verheimlichte Diplomatendepesche ins Licht zu legen und als Abgeordneter einen wichtigen Vorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsidenten gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frankreich, England, Rußland, so rasch und so laut, daß man vermuthen darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte Citorio bekannt gewesen. Zweck: zu erweisen, daß nach dem Doppelmord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort an die Geschworenen betheuert, er habe aus freiem Willen, nicht als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft zuzurufen: „Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges, von jäher Empörung durch den Prinzenmord und vom Ueberfall friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, köderst Du

hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daß Ihr, was jetzt ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Beistandsleistung erforschtet, auch den Eingriff Rußlands und Frankreichs, also die Weitung des Kriegsschauplatzes über austro-serbisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir haben gewählt." Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke den Gewaffneten aus dem Lager? Aufs Schlachtfeld. Abgeordneter Barzilai: „Ich stimme für die Regirung, weil sie die Einheit aller Italiener verheißt." Ferri: „Nur, wenn unvermeidliche Nothwendigkeit dazu zwingt, müssen wir für unseren gerechten Anspruch mit der Waffe eintreten." Sacchi: „Der Erfolg der Regirung ist der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch endlich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal heranreifen sieht." Bissolati: „Italien kann einem Kampf nicht fern bleiben, der über sein Lebensinteresse entscheidet und dessen Ende den Sieg des Imperialismus oder der Demokratie bringen muß." Torre: „Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer hervorgehen." Labriola: „Nicht die Wiederherstellung des Balkanbundes, sondern die Stärkung deutscher und österreichischer Macht wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig, dann wird die Regirung ihn führen." Chiesa: „Alle Republikaner werden die Regirung stützen, wenn sie, um unser Recht zu erkämpfen, in den ungeheuren Europäerstreit eingreift." Aus den sichtbarsten Blättern schallt Jubel: „Nun ward uns Gewißheit!" In der Kammer wird ein Aufruf aus Triest vertheilt, der stöhnt: „Unmöglich wäre, Tollheit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde ungenützt verstriche. Sorget, Abgeordnete, dafür, daß italischer Boden von fremder Herrschaft, fremdem Gesetz frei, die Einheit und Unabhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder Italermund, ohne des Feindes Rache fürchten zu müssen, für das Vaterland zeugen dürfe." Flink folgt die Meldung, Herr Take Jonescu habe telegraphirt: „Rumänien wird sich der Triple-Entente gesellen; nur der Tag seines Eingriffes ist noch unbestimmt."

San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen der bukarester Verhandlungen über den Balkanfrieden, am neunten August 1913, geschrieben. Ein paar Wochen zuvor hatte er den König Victor Emanuel und dessen Frau, die Tochter Nikolas von Montenegro, nach Kiel begleitet (wo sie, auf der Reise nach Schwe-

den, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unseres Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: „Eine weithin wirkende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den ‚Extratouren‘ mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherrschaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundesfreundschaft es an dieses Ziel bringen kann.“ Das dünkte mich gefährlicher Aberglaube; deshalb sagte ich hier am zwölften Juli 1913: „Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Seit Italien am Syrtenmeer herrscht, von Malta und Kypros, von Frankreichs tunesischer Provinz und vom englischen Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergriff nach Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst langer und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die Lockweise zu: ‚Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen.‘ Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Deutschland muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es, allein, sich gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibundes und seiner Vorposten in Südwest und Südost zu wehren hat.“ Am siebenzehnten Juli hatte Herr Schebeko, Rußlands Gesandter, den rumänischen Ministerpräsidenten Majorescu ersucht, den Vormarsch der Truppen auf Sofia zu hemmen; die Regirung des Zaren bürge den Rumänen schon jetzt für die Gebietsabrundung bis an die Grenzlinie Turtukaja-Dobritsch-Baltschik. (Grünbuch der rumänischen Regirung: Les événements de la péninsule balcanique; l'action de la Roumanie.) Italien giebt in Sofia „den dringenden Rath“, diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so meldet Oesterreich-Ungarns Gesandter, Franz Joseph dem König der Bulgaren gegeben. Am letzten Julitag rühmt Herr Pichon die weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischen Regirung; und warnt, in den ersten Augusttagen, die Bulgaren vor dem Trugwahn, der Friedensvertrag, über den in Bukarest verhandelt

werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am sechsten August sagt er zu dem Gesandten Lahovary: „Frankreich ist gegen jede Revision des Vertrages.“ Die wünscht Oesterreich-Ungarn; läßt den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majorescu den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der „besonders darüber sich freut, daß Rumänien den Balkanhader zu enden vermocht hat.“ Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di San Guiliano in Abbazia. Offiziöse Nachschrift: „Wieder ist völlige Uebereinstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zu Tage getreten.“ Aus dem Achilleion telegraphirt der Kanzler des Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen: „Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl der Befriedigung anzuschließen, das Sie darüber empfinden.“ Vier Wochen danach sagt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Rumäniens „Anlehnung an alte Freunde“ werde dauern. Pflicht zwingt mich, auf die Thatsachen gemeiner Wirklichkeit hinzuweisen. „Der Rumäne bewundert in dem Franzosen das Musterbild seiner Kulturmenschheit; er ist auf die Freundschaft der Slawen, des Südens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches, angewiesen; sein Großrumänien kann nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen und er läßt die Bezirke, in denen unter Habsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als das geknechtete Rumänien bezeichnen. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine That gelungen.“ Rußland weiß, natürlich, was im August 1913, noch einmal, geplant war; sieht in Oesterreichs Getechtel mit den Ruthenen und in der Anwerbung deutscher Offiziere fürs Jungtürkenheer Ergänzungen des (vertagten, nicht aufgegebenen) Planes: und rüstet sich; so rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag. Aus der Kölnischen Zeitung wird darob, im März, der Legende deutsch-russischer Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet. „Rußland schiebt seine Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu haben ist, hat seinen Präsenz- und Cadrestand beträchtlich erhöht; will die Polen versöhnen; die Rumänen in ihre historische Pflicht

zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurück-schmeicheln; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-Ungarn Italiener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dalmato-Slowenen, von Deutschland Franzosen und Briten Allerlei zu begehren haben." Das steht am siebenten März 1914 in der „Zukunft". Am sechzehnten Mai: „In diesem Sommer wird Schicksal." Nach dem Besuch des Zaren in der rumänischen Hafenstadt Konstanza wird hier das Rumänenziel gezeigt: „Aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten wächst ihm ein Gebiet von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern zu. Dieses Großrumänien handelt für die Zinzarei von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden) den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben vertheilt; wird Pfand und Bürgschaft romano-slawischer Freundschaft. Mit Rußland kann sich Rumänien auch über den Verschluß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Und kein König ist stark genug, um dem eigenwilligen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen."

Giolittis Eingriff schien die unfreundlichste Handlung, die von Bosheit zu erdenken war. Der noch Verbündete wurde nicht nur in Sturm und Kälte allein gelassen, sondern auch grober Tücke geziehen. Aus West und Ost gröhlten unsere Feinde dem greisen Redner kanibalisch frohen Dank. So weit, mußte man denken, wirkt Englands Haß. Das sieht seine Hoffnung auf den Sohn der Britin, den Liebling von Cowes enttäuscht, fürchtet deutschen Vordrang ins Mittelmeer (wo es selbst nicht beliebt ist) und an den Persergolf und hat, um sein altes Indien sammt dem neuen, Egypten, zu sichern, den Italern noch reicheren Märchenschatz zugesagt als an dem Tag, da es sie am Nil gegen Frankreich als Prellbock aufstellen wollte. Nun, dachten wir weiter, rächt sich die Taubheit, die Bismarcks ernstes Warnerwort nicht vernahm: den Kaiserreichen könne der Bund mit Italien nur nützen, so lange die Drei den Briten befreundet seien. Der alte Schlaukopf Giovanni-Odysseus läßt sich nicht übers Ohr hauen noch wie ein Hündchen in den Korb prügeln. Der hat sich in die Zeiten zurückgeträumt, da der Römer das Mittelmeer Mare nostrum, der Venezianer die Adria den Golf von Venedig hieß, der Große Rath über Dalmatien herrschte, die

Mannschaft des Dogen Enrico Dandolo in Konstantinopel einzog. Kann aus solchem Traum nicht Wirklichkeit werden? Italien rühmt sich seines „heiligen Egoismus“, spricht lächelnd von seinem „proletarischen Imperialismus“ (der Pflicht, dem Auswanderergewimmel in einer Heimath, auf Römerboden Raum- und Gewinnmöglichkeit zu bereiten) und hat Machiavells Lehre nie vergessen: „Jeder nothwendige Krieg ist gerecht und heilig jede Waffe, nach der Einer griff, weil ihm andere Hoffnung nicht blieb.“ Tripolitanien und die Kyrenaika, Triest und Valona, Dalmatien und Albanien, Gorizia und Spalato, alles Welschland bis an den Brenner, Kleinasiens Flanke breit offen: die Vormacht aller Lateiner; kräftig derber als Frankreich, Spaniern und Rumänen beinahe ein Weltenrichter. „Bald schlägt die Stunde, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft.“ Aus bewaffneter Neutralität aufs Schlachtfeld. Ob Baron Sidney Sonnino so schrillen Ruf gern hört? Der hat, als der kranke Kronprinz Friedrich in San Remo war, den Dulder und dessen Vaterland in prächtig tönender Rede gefeiert. Der war ein Gehilfe Crispis; und in Paris drum nie hoch eingeschätzt. Einen zum Engländer erzogenen, in den Protestantismus zugelassenen Juden hat ihn Herr Tardieu. in seinem Buch über Algesiras, spöttelnd genannt. Albanien, das San Giuliano wie den blanken Leib einer Braut ersehnte, hat sein Erbe ja schon; keinen Grund also noch zu schnaubendem Zorn gegen den Nebenbuhler am Busen des „unsäglich geliebten Meeres“. Da wandelt sich, wie nach einem Donnerschlag im Feenmärchenspiel, das Bild. Von der Lippe Giolittis tönt kühle Mahnung: zu nehmen, was ohne Schwertstreich, ohne Ansaldos Mörser erlangbar ist: das Trentino, Gradiska, für Triest italische Selbstverwaltung; „nicht Alles, doch Mancherlei.“ Flüche umprasseln sein weißes Haupt. Den anglisirten Baron aber umjubelt der Erlöserwille der Garibaldiner und Imbrianer. Der Citrus blüht vom Lenz in den Herbst. Dem Dreibund reift der dreiunddreißigste Geburtstag. Und der Kanzler des Deutschen Reiches zählt die „weitgehenden Konzessionen auch territorialer Natur“ auf, durch deren Gewährung „die ständige Freundschaft zwischen der Doppelmonarchie und Italien gesichert werden soll“, und betheuert feierlich, daß „im deutschen Volk das Bundesverhältniß feste Wurzeln gefaßt hat“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

C. Lorenz Aktiengesellschaft zu Berlin.
Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
Kassa-Konto	15508	99
Wechsel-Konto	23824	31
Konto-Korrent-Konto	3702711	85
Kautions-Konto	226	40
Kautions-Aval-Kto. M. 688410,—		
Effekten-Konto	305568	75
Beteiligung K. Lorenz St. Petersburg	1	—
Fabrikations-Konto	845866	38
Rohmaterial-Konto	73150	63
Maschinen-Konto	1	—
Kontor-Mob.- u. Utens.-Konto	1	—
Patente-Konto	1	—
Modelle-Konto	1	—
Radio-Versuchsstation-Konto	1	—
Werkstatt-Utensilien-Konto	1	—
Werkzeug-Konto	1	—
Kto. f. bauliche Veränderungen	1	—
	4966866	31

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	1400000	—
Konto-Korrent-Konto	2266397	02
Kautions-Aval-Kto. M 688410,—		
Reservefonds-Konto I	140000	—
Reservefonds-Konto II	140000	—
Talonsteuer-Reservefonds-Kto.	14000	—
Gewinn- und Verlust-Konto	1006469	29
	4966866	31

Die Dividende v. 25 % sowie 7½ % Bonus, zusammen M. 325,— pro Aktie sind gegen Einlief. d. Div.-Scheins von heute ab zahlb.
bei der **Gesellschaftskasse,** Berlin SO. 26, Elisabethufer 5—6,
„ „ **Commerz- und Disconto-Bank,** Berlin, Hamburg, Hannover, Kiel,
„ „ **Nationalbank für Deutschland,** Berlin W.,
„ dem Bankhause **Wiener, Levy & Co.,** Berlin W., Charlottenstr. 60.

Berlin, den 12. Mai 1915.

Der Vorstand.

Vulcan-Werke Hamburg und Stettin Actiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M. pf
Kasse	20 018 62
Effekten	7 325 —
Beteiligungen	2 084 000 16
Debitoren	12 617 307 45
Materialvorräte, fertige und in Arbeit befindl. Gegenstände	40 069 901 73
Aval-Konto	31 574 638 29
A. Hamburg:	
Gebäude, Kanalisat., Gleisanlagen, Wohlfahrtseinr.	8 800 002 —
Hellinge-Anlagen	1 700 000 —
Maschinen, Elektrische Kraft- und Lichtanlagen	6 100 000 —
Werkzeuge, Utens., Oefen, Gasbeleucht. u. Modelle	6 600 003 —
Eiserne Schwimmdocks	8 000 000 —
B. Stettin:	
Grund u. Boden, Gebäude, Kanalisat., Gleisanlagen, Wohlfahrtseinrichtungn.	4 550 003 —
Hellinge-Anlagen	600 000 —
Maschinen, Elektrische Kraft- und Lichtanlagen	1 350 000 —
Werkzeuge, Utens., Oefen, Gasbeleucht. u. Modelle	1 700 004 —
Eiserne Schwimmdocks	650 000
	126 423 203 25

Passiva.	M. pf
Aktienkapital	15 000 000 —
Obligationen	9 886 000 —
Obligationen-Einlösungskto.	18 540 —
Reserve-Fonds	4 000 000 —
Assekuranz-Fonds	425 000 —
Unterstützungs Fonds	150 000 —
Pensions-, Witwen- u. Waisen kasse f. d. Beamt. d. Vulcan	50 000 —
Aktien-Talonsteuer-Konto	100 000 —
Obligat.-Talonsteuer-Konto	20 000 —
Obligationen-Agio-Konto	36 580 —
Ausstellungs- u. Versuchs-K.	25 670 06
Dotations-Konto	35 406 13
Allgemeine Kreditoren	11 704 583 51
Geleistete Anzahlungen auf in Arbeit befindliche Aufträge	52 290 921 40
Aval-Konto	31 574 638 29
Obligationen-Zinsen-Konto	94 890 —
Tantième-Konto	40 905 79
Dividende, rückständige	1 916 —
desgl. für 1914 = 6% auf M. 15000000.— Aktienkap.	900 000 —
Gewinn- und Verlust-Konto: Vortrag auf neue Rechnung	68 152 07
	126 423 203 25

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1914.

Debet.	M. pf	M. pf
Obligationen-Zinsen-Konto		449 115
Amortisations-Konto		2 825 010 62
Reingewinn		2 251 557 86
Verwendung:		
Reserve-Fonds	1 100 000	
Beamten-Pensionskasse	50 000	
Aktien-Talonsteuer-Kto.	17 500	
Obligat.-Talonsteuer-Kto.	5 000	
Obligationen-Agio-Kto.	10 000	
Dotations-Konto	35 000	
Ausstell.- u. Versuchs-Kto.	25 000	
Tantiemen	40 905 79	
Dividenden	900 000	
Vortrag auf neue Rechn.	68 152 07	
	2 251 557 86	
		5 525 743 48

Kredit.	M. pf
Effekten-Konto	10 065 —
Zinsen-Konto	16 169 39
Dividenden-Konto (verjährte Dividendenscheine)	360 —
Schiffsparte-Intraden-Konto	750 —
Fabrikations-Konto	5 498 399 09
	5 525 743 48

Blumenfreuden in ernster Zeit.

Wir Menschen von heute dürfen uns das Recht auf Freude nicht nehmen lassen, vielmehr haben wir die Pflicht, nach Kräften einander alles, was freudig in uns aufklingen will, mitzuteilen. Da sind es vor allem andern die Blumen im Garten, im Erker, auf unserem Balkon, in unseren vier Wänden, denen wir solch heitere Stunden des Vergessens in trüben Zeiten danken wollen und müssen. Wer Lust hat, sich seinen kleinen eigenen Frühling in sein Heim zu zaubern, schreibe getrost ins liebe märkische Buckow; da wohnt der Gärtner Weißhoff, der schickt ihm, wonach sein Wille geht! L.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Mai 1915.

Moral im Krieg.

Vor grauen Jahren.

Herzog Friedrich von Schwaben, der den Welfen verwandte Salierenkel, hat das Jahr, das seiner Kürung zum Deutschen König und seiner Krönung in Aachen (am neunten März 1152) folgte, mit klugem Ehrgeiz zu rascher Festigung der Staufermacht genützt. Seinem rothenburger Vetter Friedrich, dem Sohn des dritten Königs Konrad, unter dem die Macht vom Reich an die Kirche gefallen war, verlieh er das Herzogthum Schwaben; dem wichtigeren Vetter Heinrich, dem Löwen, das Herzogthum Bayern, das bisher zur Markgrafschaft Oesterreich gehört hatte. Mit der Römerkurie schloß er in Konstanz einen Vertrag, der beide Parteien zum Kampf gegen Normannen und Byzantiner verpflichtete und dem König für den Tag, der den Papst wieder zum Herrn der Stadt Rom gemacht habe, die Kaiserkrone verhieß. Im nächsten Herbst sammelt Friedrich bei Augsburg ein Heer von vierzehnhundert Rittern. Den Dünkel des sizilischen Königs Wilhelm brechen, Rom dem Papst zurückgeben, die Lombardei aus der Gewalt der Großstädte lösen: so sieht er im Süden sein Ziel. Er stellt die lombardische Lehnsverfassung wieder her und wird von dem vierten Hadrian, dem kühlen Briten, gekrönt; doch der Römeraufstand und der Widerwille seines Heerhäufleins gegen das Wagniß neuen Normannenkrieges treibt ihn nach Ankona und der Rückweg in die

Heimath wäre ihm an der Etsch von den Veronesen abgeschnitten worden, wenn Otto von Wittelsbach ihm und seinem Gefolge nicht aus der Klemme geholfen hätte. Hadrian muß sich vor dem Sizilierkönig beugen und wird drum von dem Kaiser des Treubruches geziehen: von dem Heinrich, der selbst das im Konstanzer Vertrag Zugesagte nicht zu leisten vermochte, also ein Recht auf die Gegenleistung nicht erlangt hat. Der Papst muß mit den Normannen, der Kaiser mit den Byzantinern Verständigung suchen: nur das Pergament überdauert das zweite Lebensjahr des Vertrages. In der Heimath kündet Friedrichs Mund den Reichsfrieden; wandelt sein Wille die um das Bayernland gekürzte Markgrafschaft Oesterreich in ein untheilbares, auch im Frauenstamm vererbliches Herzogthum; mehrt sein Bedürfniß, die Kaisergewalt auf Landbesitz zu stützen, bis an den Wasgenwald die staufische Hausmacht. Auf dem Fürstentag in Besançon flackert aus den glimmenden Funken des Römerstreites neuer Brand. Ein Sendschreiben des Papstes scheint den Kaiser zum Lehnsmann und Gnadensöldling der Kurie zu erniedern. Ueber das finstere Gemurr der Fürsten fegt die pfäffisch plumpe Frage des Kardinals Roland von Siena hin, wessen Gnade sonst, wenn nicht des Papstes, dem Kaiser die Reichsgewalt verliehen habe. Wieder regt sich zuerst der wilde Muth des Wittelsbachers; mit dem Schwert will er dem Italer die Antwort in die Fratze kerben. Der Kaiser verbietets; läßt in einem Rundschreiben aber die Häupter des Reiches wissen, daß er seine Krone von Gott, dessen Stimme in der Wahlhandlung der Fürsten spricht, habe und Jeden, der ihn Roms Lehnsmann heiße, als Widerchristen und Lügner ächten müsse. Auf dem Lechfeld empfängt er den Brief, in dem der Papst auf ungebührlichen Anspruch verzichtet, den nur Mißverstand ihm zutrauen konnte. Und zieht nun, auf fünf Paßstraßen, über die Alpen. Belagert, besetzt Mailand und erzwingt die Anerkennung schrankenloser Herrschaft über die Lombardei. Alles Recht, spricht zu ihm der Erzbischof, „kommt fortan aus Deinem Willen und das Land beugt sich dem Wort: Was dem Herrscher beliebt, hat die Kraft des Gesetzes“. Obendrein muß das Land dem Kaiser in jedem Jahr fünfzehn Millionen Mark steuern. Mißgriffe der Beamten schüren den Zorn der Städte. Genua, Crema, Piacenza empören sich gegen den fremden Eroberer; und ihnen folgt Mailand. Hadrian stirbt, ehe er den Entschluß, Fried-

rich zu bannen, ausgeführt hat, und die Mehrheit der Kardinäle wählt Roland von Siena, den Feind des Kaisers, zum Papst. Dieser Alexander, der dritte auf Petri Stuhl, wird von Victor, dem Erkürten der Minderheit, gebannt, ächtet selbst aber, im August 1160, den Kaiser, der inzwischen Crema zerstört und Mailand zum zweiten Mal erobert hat, und verbündet sich Engländern und Franzosen, die der Ruf Johanns von Salisbury eint: „Wer gab den Deutschen das Amt des Völkerrichters?“ Um diesen Dreibund zu lösen, greift Reinald von Dassel, des Kaisers Kanzler, bis in den Wipfel der Herrngewalt: nach Victors Tod setzt er die Wahl eines neuen Gegenpapstes durch, dem (Paschalis dem Dritten) er die Zustimmung Heinrichs von England wirbt, und überredet den Kaiser in den Schwur, nur diesen Papst und dessen Nachfolger anzuerkennen. Alle weltlichen und geistlichen Fürsten müssen den selben Eid leisten und, unter Androhung des Verlustes von Amt, Lehen, Dienst, von jedem Untergebenen heischen. Noch aber athmet Alexander. Aus Frankreich, das der Brite ihm entfremdet hat, eilt er nach Rom. Friedrich will ihn vom Priesterthron stoßen und zieht zum vierten Mal über die Alpen. Seine klügsten und tapfersten Helfer, Reinald und der mainzer Erzbischof Christian, schlagen die Römer, zwingen Alexander in hastige Flucht und recken die Gebieterhand über das Grab der Apostel. Da würgt Seuche das Heer der Deutschen. Tausende tötet der Gifthauch der Campagna. Reinald selbst sinkt ins Grab. Die Kunde von diesem Unheil, das die Papsttreuen Himmelsstrafe dünkt, bündelt die lombardischen Städte zu offenem Aufruhr. Byzantion, Sizilien, Venedig, die bang auf die Vorschiebung deutscher Macht blickten, schirmen das neue Trutzgebild. Friedrich muß fliehen. Kehrt noch einmal zurück. Will die Entscheidung über das Römerschicksal des Reiches erzwingen, wird von Heinrich dem Löwen aber, dem stärksten Laienfürsten, im Stich gelassen und bei Legnano geschlagen. Am neunundzwanzigsten Mai 1176. Er ist in Verhandlung mit Alexander genöthigt, den nie anzuerkennen er geschworen hat. Auf den Stufen der Markuskirche küßt er in Demuth den Fuß des Papstes. Dessen Arm hebt ihn in neues Fürstenrecht. Dessen Mund löst ihn aus dem Bann. Vier Jahre danach kniet Heinrich, der Welfenlöwe, vor Friedrich. Der hat ihm, dem Haupt der Laienfürsten, am Harz, an der Elbe und Ostsee den Besitz genommen. In Erfurt umarmt er den Reu-

igen; verpflichtet ihn, aus dem Reich zu scheiden, läßt seinem Geschlecht aber die braunschweigischen und lüneburgischen Lande. In Konstanz, wo er einst versprach, das Schwert des Kaisers zu werden, schließt er den Reichsfrieden mit den Lombarden. Der für die Kurie Normannen und Sizilier bekämpfen wollte, freit seinem ältesten Sohn, Heinrich, die normannische Erbtochter von Sizilien und Apulien. Wie viele Schwüre, Gelübde, Verträge hat Kaiser Friedrich gebrochen, da er, ein Siebenziger, auf dem Kreuzzug ins Heilige, vom Sultan Saladin geschändete Land, in der kalten Strömung des Salef ertrank? Und war dennoch ein deutscher Mann.

Achtzehntes Jahrhundert.

„Die Ansprüche des Königs von Preußen auf die meisten Herzog- und Fürstenthümer Schlesiens sind unbestreitbar. Das haben die Besitzer dieser Provinz selbst zugegeben: denn sie schlossen einen Vertrag mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der darin seinen Rechten auf die anderen schlesischen Herzog- und Fürstenthümer für den Kreis Schwiebus entsagte. Dieser Verzicht wäre giltig, hätte Kaiser Leopold den Kreis Schwiebus nicht mit schwärzester Treulosigkeit dem ersten König Friedrich von Preußen entrissen. Da somit das Aequivalent für den Verzicht zurückgegeben ist, tritt Preußen wieder in den Vollbesitz seiner Rechte und das ganze Abkommen mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm wird null und nichtig. Der König will kein Erbe antreten, sondern nur seine Rechte wahren. Da der Kaiser selbst keinerlei Anrecht auf die ihm strittig gemachten schlesischen Herzogthümer besitzt: mit welchem Recht kann seine Tochter (Maria Theresia) sie dann beanspruchen? Man kann doch nicht erben, was den Eltern niemals gehört hat! Nehmen wir aber den schlimmsten Fall an: daß man das Vorgehen des Königs als Verstoß gegen die Pragmatische Sanktion betrachtet. Dann ist hervorzuheben, daß der König von Preußen dem Kaiser die Pragmatische Sanktion durch den Vertrag von 1728 und unter der Bedingung der Garantie für das Herzogthum Berg verbürgt hat. Diesen Vertrag hat das Haus Oesterreich aber gebrochen, als es den vorläufigen Besitz der Herzogthümer Jülich und Berg dem Hause Sulzbach garantirte. Der König tritt also wieder in den Vollbesitz seiner Rechte, zumal man ihm als Aequivalent eigene Besitzungen des Kaisers versprochen hatte. Er wünscht nichts sehn-

licher als einen Ausgleich mit dem Haus Oesterreich; muß aber fordern, daß man seine gerechten Ansprüche achtet... Ich vergaß, hinzuzufügen, daß Schlesien stets ein Manneslehen gewesen und nur durch die Pragmatische Sanktion zum Weiberlehen geworden ist. Da aber meine Garantie null und nichtig wurde, trete ich jetzt wieder in den Vollbesitz meiner Rechte; denn das Kaiserhaus hat keine männlichen Nachkommen mehr. Das kann den anderen Gründen hinzugefügt werden." (König Friedrich der Zweite von Preußen im Dezember 1740.)

„In Wien kennt man keinen Unterschied zwischen Krieg führenden und Hilfe leistenden Mächten. Der wiener Brauch kann mit gleichem Recht in Berlin geübt werden und der König hätte, in gerechter Vergeltung, gegen die Sachsen als Verbündete der Königin von Ungarn die selben Maßregeln beschließen können, zu denen die Königin sich gegen die Preußen, Pfälzer und Hessen als Verbündete des verstorbenen Kaisers berechtigt glaubte. Doch solchen gewaltsamen Maßregeln widerstrebte der König aufs Aeußerste. Er wollte sich nicht zum Mitschuldigen der Ungesetzlichkeiten des wiener Hofes machen; denn er meinte, wenn die Gerechtigkeit auch aus der Welt verbannt sei, so müßte sie doch bei den großen Fürsten eine Zufluchtstätte finden. Statt Groll und gehässige Bitterkeit zu zeigen, ließ der König nach dem Tode des letzten Kaisers dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen freundliche Vorschläge machen, um einen Weg zur Versöhnung zu ebnen. Diese Vorschläge bewiesen die völlige Selbstlosigkeit Preußens und boten beträchtliche Vortheile und Gebietserweiterungen für das Haus Sachsen. Diese friedlichen Schritte waren nutzlos. Der Stolz des dresdener Hofes war geschwellt durch den kindlichen Gedanken, die sächsischen Truppen hätten viel zu dem Rückzug beigetragen, den die Preußen am Ende des vorigen Jahres antraten, um sich an der schlesischen Grenze aufzustellen. Die Wahnhoffnung auf große Eroberungen, die Eifersucht auf einen Nachbar, dessen Machtzuwachs es mit Grimm und Neid gesehen hat, das Aufschäumen der Leidenschaft (und wohl auch persönliches Interesse der Minister) macht den Hof blind gegen die wahren Bedürfnisse Sachsens und taub gegen die Stimme billiger Gerechtigkeit. Mit den Oesterreichern drangen die Sachsen in Schlesien ein und rückten bis Hohenfriedberg vor. Dort errangen die preuß-

ischen Truppen unsterblichen Ruhm; und die Folgen dieses Sieges zerstörten vollends die Pläne, die der Feind gegen die Macht des Königs geschmiedet hatte. Die ganze Welt weiß, welcher unerhörten Grausamkeiten die Feinde in Schlesien schuldig wurden; auf ihrem Andenken liegt Fluch und Schande und selbst Barbaren müßten sich einer Kriegführung schämen, wie sie hier von gesitteten und christlichen Völkern unternommen wurde. Während in Schlesien solche Gräuel geschahen und dem Himmel, dem gerechten Sühner aller Verbrechen, gefiel, sie vor Aller Augen furchtbar streng zu strafen, behauptete man in Dresden kaltblütig, Sachsen stehe nicht im Kriege gegen Preußen und der Führer der sächsischen Truppen habe nicht die Erbländer, sondern nur das neu erworbene Gebiet des Königs angegriffen. In solchen Sophistereien gefiel sich das dresdener Ministerium: als könnten kleine scholastische Spitzfindigkeiten, Haarspaltungen und kindische Wortklaubereien sein rechtwidriges Handeln in Rechtskraft heben. Schlesien war seit dem Breslauer Frieden von ganz Europa als preußisch angesehen worden; es war ein Erbe seiner Väter, das der König zurückgefordert und erobert hatte. Von dem Augenblick an, wo der König von Polen den König von Preußen, in Schlesien oder anderswo, angreift, führt er einen offenen Angriffskrieg gegen ihn. Wer ist so blöd, sich nicht zur Nothwehr berechtigt zu glauben, wenn eins seiner Glieder von einem Degenstich getroffen ward? Und wer so stumpfsinnig, mit der albernen Ausrede sich zu begnügen, nicht auf seinen Leib, sondern nur auf seinen Arm habe es der Feind abgesehen? Die Geduld und Mäßigung des Königs scheint nun an ihre Grenze gelangt zu sein. Die vortheilhaftesten Anerbietungen und die allerbeweglichsten Vorstellungen sind umsonst verschwendet worden. Das Maß ist voll. Nachdem alle Wege ans Ziel der Aussöhnung vergebens beschritten wurden, bleibt Seiner Majestät kein anderer Entschluß als der: den verderblichen Absichten des unversöhnlich starrsinnigen Fürsten zuvorzukommen und die sächsischen Unterthanen das selbe Leid fühlen zu lassen, das die Staaten des Königs von Preußen erlebt haben. Welcher Erfolg Seiner Majestät bei den bevorstehenden Operationen in Sachsen auch beschieden sein mag: er wird stets bereit sein, billige, mit seinem Ruhm vereinbare Vorschläge entgegenzunehmen, Festigkeit und Energie, aber auch Seelengröße und Mäßigung zu zeigen." (König Fritz im August 1745.)

Im Namen Rußlands, Oesterreichs, Frankreichs hatte der Botschafter Fürst Galizin in London eine Note überreicht, die empfahl, einen Friedenskongreß in Augsburg einzusetzen. Fritz zweifelte an der Aufrichtigkeit des wiener Hofes und gab diesem Zweifel in einer Satire Ausdruck, die er in die Form eines von einem österreichischen Offizier an einen schweizer Freund gerichteten Briefes faßte. „Sie fragen mich, lieber Freund, was es bei uns Neues giebt, und sehnen den Frieden herbei. Wie es scheint, fangen auch unsere Herrscher an, des Mordens, der Räuberei und Grausamkeit müde zu werden, die der Krieg mit sich bringt. Fühlt man Europa an den Puls, so merkt man, daß die Tobsucht nachläßt; vielleicht bedarf es noch eines Aderlasses, damit die Vernunft wieder die Uebermacht erhält. Wie ich höre, wird, während die Verbündeten kräftig gegen den König von Preußen vorgehen, über Friedenspräliminarien verhandelt. Ich schicke Ihnen das Ganze so, wie ich es erhielt. ‚Präliminarartikel des allgemeinen Friedensschlusses zwischen den Hohen Verbündeten und Ihren Majestäten den Königen von Preußen und von Großbritanien. Artikel Eins: Zwischen den diesen Vertrag schließenden Mächten soll ewiger Friede herrschen. Mit ruchloser Falschheit werden sie einander Freundschaft schwören und stets bemüht bleiben, einander zu schaden, bis Neid, Eifersucht, Ehrgeiz neue Mittel zum Ausbruch finden. Artikel Zwei: Die Mächte verpflichten sich, die Minister, die den Krieg herbeigeführt haben, henken zu lassen; nämlich... (diese Stelle ist mit so schlechter Tinte geschrieben, daß ich sie nicht entziffern konnte). Artikel Drei: Keine Macht ist zu Einspruch berechtigt, wenn eine andere daheim über die Thorheit, Tölpelei, dummen Streiche der Nachbarn laut zu lachen anfängt. Vier: Die Mächte verbieten ihren Schreibern, in Friedenszeit über Monarchen im Ton der Marktweiber zu reden. Fünf: Alle Kanonen, die an der ungeheuren Schlächterei des Krieges mitschuldig waren, werden sorgsam in die Zeughäuser gesperrt. Sechs: Da im Verlaufe von sechs Jahrtausenden reifliches Nachdenken an die Schwelle der Erkenntniß geführt hat, daß Hochmuth und Frechheit der Höfe oft blutigen Krieg erwirkte, verpflichten die Mächte sich, den hochtrabenden Stil und die eitle Anmaßung, die den Herrscher schlecht kleiden und der öffentlichen Ruhe Gefahr drohen, hinfüro fahren zu lassen. Sieben: Alle Mächte verzichten auf phantastische Pläne und beschließen, vernünftig zu wer-

den. (Ueber diesen Artikel wird am Meisten hin und her geredet. Gelingt hier gütliche Verständigung, dann können wir auf dauernden Frieden hoffen.' Möge der Himmel uns einen dauerhaften, nicht einen brüchigen bescheren!" (König Fritz im Frühling 1761.)

„Die Politik ist zum Chaos geworden. Die Schuld liegt in der Unruhe und Oberflächlichkeit, womit der Kaiser seit dem Tod seiner Mutter (Maria Theresia) die auswärtige Politik und seine persönlichen Geschäfte betreibt. In der Ueberzeugung, der König von Preußen sei der schlimmste Feind seiner ehrgeizigen Pläne, hat der Kaiser sich vorgenommen, ihm Rußland abspenstig zu machen, ihm also den wichtigsten Bundesgenossen zu rauben und ihn so zu isoliren, daß er der österreichischen Monarchie nicht mehr gefährlich werden könne. Zu diesem Zweck ist Kaiser Joseph nach Rußland gereist. Dort hat er die phantastischen Pläne Katharinas erfahren, die ihren jüngsten Enkel auf den Thron von Konstantinopel setzen wollte; hat sich bei der Zarin dadurch lieb Kind gemacht, daß er ihrer Eitelkeit schmeichelte und versprach, ihr mit allen Kräften gegen die Türken beizustehen. Er hat ein Bündniß mit ihr abzuschließen vermocht, aber die Rechnung ohne Frankreich gemacht, das die Vernichtung der ihm verbündeten Türkei nicht zulassen kann. Der Kaiser wollte Rußland von Preußen trennen und mit Rußlands Hilfe dann Preußen zu Boden schlagen. Zunächst wollte er die Stadt Danzig in einen Gewaltschritt gegen den König verleiten und die Danziger erfüllten den Wunsch des Kaisers. Aber die Mäßigung des Königs schlichtete den Zwist in Güte, die Zarin vermittelte und die strittigen Handelsfragen wurden so beantwortet, daß nicht leicht neuer Hader entstehen kann. Seit dem Tod ihres Günstlings Lanskoi ist die Zarin in tiefe Schwermuth versunken und läßt alle Geschäfte ruhen. Schwindet ihr der Gedanke an die Eroberung Konstantinopels, dann lockert sich ihr Bündniß mit dem Kaiser; und der Großfürst (Paul Petrowitsch) hält unerschütterlich zu Preußen. Man würde sich also übereilen, wenn man ein so nützliches Bündniß löste, um mit Frankreich, einer heruntergekommenen Macht, ein neues zu knüpfen. Der Einfluß der Königin (Marie Antoinette), der Schwester des Kaisers Joseph, würde auch die festesten Vereinbarungen über den Krieg lockern. Das Staatswohl und die bleibenden Interessen Preußens würden den Ränken der Höflinge und Weiber von Versailles ausgeliefert.

Solches Bündniß wäre nur ein übler Nothbehelf und höchstens Dem zu empfehlen, der anderswo keinen Genossen mehr fände. O Richelieu, Mazarin, Ludwig der Vierzehnte: was würdet Ihr sagen, wenn Ihr die Schande Eurer Nachfolger sähet! (König Fritz im November 1784: „Ueber die Politik“.)

„In Italien, Bürger General, hat die Französische Republik zwei Hauptfeinde zu bekämpfen: Sardinier und Oesterreicher. Die gefährlicheren sind, trotz ihrer kleineren Zahl, die Oesterreicher; weil sie Frankreich hassen, aus ergiebigen Kraftquellen schöpfen, unseren Urfeinden, den Engländern, innig verbunden sind und den turiner Hof so beherrschen, daß er ihren Wünschen und eigensinnigen Ansprüchen immer nachgiebt. Deshalb muß der Besitz und das Heer der Oesterreicher das Hauptziel Ihrer Angriffe sein. Unfälle ihrer Bundesgenossen bekümmern, wie Erfahrung gelehrt hat, diese Leute nicht; sie verlassen jeden ernstlich Gefährdeten, statt sich seiner kräftig anzunehmen, und denken nur an die Sicherung ihres Landes und der Vortheile, die es bietet. Auch der turiner Hof muß wünschen, daß die Oesterreicher aus Italien vertrieben werden. Warum aber verbündet er sich dann nicht der Französischen Republik? Familiengefühl mag den König von Sardinien in das Bündniß gegen Frankreich getrieben haben. Vielleicht aber hat auch die Thatsache mitgewirkt, daß wir, um uns eine bessere Grenze zu schaffen und die Oesterreicher wirksamer angreifen zu können, am Anfang des Krieges Savoyen und die Grafschaft Nizza besetzen mußten. Und wir von den Stürmen der Revolution Erschöpften könnten diesem Hof nicht so viel zahlen, wie er von Oesterreich und England erwarten darf. Der Kommandirende General soll nie vergessen, wie wichtig für uns ist, den Oesterreichern zu schaden. Um sie mit günstigerer Erfolgaussicht bekämpfen zu können, muß das Heer der Republik in Piemont vordringen. Sind die Oesterreicher besiegt, so werden die Piemontesen gern mit uns ein Bündniß schließen; bis dahin aber dürfen sie nicht etwa geschont werden, sondern müssen hohe Steuern zahlen, deren eine Hälfte in die Kassen der Republik fließen, deren andere dem Heer den Sold liefern soll. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem König von Sardinien wäre für den turiner Hof das Nützlichste; Piemonts Kräfte würden plötzlich gegen das Haus Oesterreich gekehrt und wir könnten hoffen, diesen schlimmsten Feind der Republik für

immer aus Italien zu jagen. Sie, Bürger General, dem wir schon so schöne Siege verdanken, hoffen Alles von dem Genius Frankreichs, von der Tapferkeit Ihrer Krieger, der Eintracht aller Unterführer und dem Vertrauen, das Jeder Ihnen entgegenträgt; das Direktorium setzt seine Hoffnung auf den Feldherrn der italischen Armee und auf die Heiligkeit der Sache, für die Frankreich sicht und die es nie aufgeben wird." (Carnot im Namen des Direktoriums an den Kommandirenden General Napoleon Bonaparte.)

„Wenn das Glück meinem Heer hold bleibt, bin ich nach ein paar Tagen Herr der königlichen Staaten jenseits vom Po. Diese Länder, die Oesterreich räumen muß, gehören von Rechtes wegen der Republik. Da ich aber fühle, wie hart es Ihrem König sein muß, fast all seine Provinzen von unseren Truppen besetzt zu wissen, schlage ich Ihnen vor, sechstausend Mann Infanterie und fünfzehnhundert Kavallerie zu meinem Heer stoßen zu lassen. Wenn sie mir zur Vertreibung der Oesterreicher geholfen haben, werde ich sie als Besatzung in die Staaten jenseits vom Po legen. Ich bitte, die Antwort zu beschleunigen. Der Wunsch, die Interessen Ihres Königs mit denen der Republik und des Heeres in Eintracht zu bringen, bestimmt mich zu diesem Vorschlag, den Sie gewiß höchst vernünftig finden werden." (Bonaparte an den Feldherrn des Piemontesenheeres.) „Wir möchten jeden Ihrer Wünsche erfüllen und die Verpflegung Ihres Heeres erleichtern, haben aber, beim besten Willen, nicht die Möglichkeit, Ihnen so viele Pferde zu liefern, wie Sie verlangen. Möge der Friede zwischen den Franzosen und uns lange währen!" (Victor Emanuel an Bonaparte.)

„Noch ein Sieg über die Oesterreicher: und Italien ist unser. Wir hoffen, daß Sie ihnen die Verbindung mit Mailand und dem wiener Hof abgeschnitten haben. Eilen Sie! Ruhe wäre gefährlich. Noch ist Lorber zu pflücken. Ihr Marsch muß uns die treulosen Engländer vom Hals schaffen, die zu lange schon Herren des Mittelländischen Meeres sind, und den Weg bahnen, auf dem Korsika dem ehrgeizigen Haus Braunschweig-Lüneburg zu entreißen ist. Der Herzog von Parma muß für sein zähes Verharren in der Bündnißpflicht büßen; was sein Land zu leisten vermag, muß es uns liefern. In Rom ist zu fordern, daß der Papst für das Heil der Republik öffentliche Gebete anordne. Um uns von dem Besuch, den Sie ihm machen, zu entschädigen, werden Sie ihm

einige seiner schönsten Gemälde, Statuen, silbernen Madonnen, Medaillen, sogar Glocken wegnehmen. Neapel muß alle Schiffe und alles Eigenthum der gegen uns kämpfenden Völker ausliefern und während der Kriegszeit kein Schiff aus feindlichen Staaten, insbesondere kein englisches, in seine Häfen einlassen; auch, wie wir kaum zu sagen brauchen, nicht unter neutraler Flagge... Unsterblicher Ruhm den Siegern von Lodi! Ihr rettet Euer Vaterland und zerstöret die Koalition, dieses Ungethüm, das uns verschlingen wollte. Eure Schläge zwingen die thörichten Oesterreicher, unsere Friedensbedingungen anzunehmen, gegen die ihr blinder Starrsinn sich bis jetzt gewehrt hat. Nachdem Sie die Lombardei von den Trümmern der österreichischen Armee gesäubert haben, werden Sie die Grenzen dieses Landes so wachsam schützen, daß neuer Einbruch nicht zu fürchten ist.“ (Das Direktorium an Bonaparte.)

Neunzehntes Jahrhundert.

Oesterreich und Preußen sind Glieder des Deutschen Bundes. Artikel Elf der Bundesakte bestimmt: „Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser Versuch fehlschlagen und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben.“ Im Januar 1866 schreibt Bismarck an die wiener Regirung, er werde das Bündniß lösen, wenn Oesterreich nicht seine Politik in Holstein ändere. Das, antwortet Graf Mensdorff vom Ballhausplatz, werde es unter keinen Umständen thun. Preußen ruft vierzigtausend Landwehrmänner früher als sonst unter die Fahne; schließt plötzlich den Landtag; läßt melden, König Wilhelm habe lange Besprechungen mit Moltke und Roon gehabt; verhandelt mit dem italischen General Govone über ein Bündniß gegen Oesterreich. Im Auftrag der wiener Regirung fragt der Gesandte Graf Karolyi in Berlin, ob Preußen die Gasteiner Konvention gewaltsam zerreißen und den durch das Grundgesetz zwischen deutschen Bundesstaaten verbürgten Frieden brechen wolle. Bismarcks Antwort scheint nicht ganz klar; klingt aber wie

Nein. Elf Tage danach befiehlt der König die Mobilmachung des Heeres. Nichts, schreibt Bismarck am sechsten April, „liegt den Absichten des Königs ferner als ein Angriffskrieg gegen Oesterreich.“ Das will, um einen unzweideutigen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, zuerst abrüsten, wenn Preußen spätestens am nächsten Tag folge. Preußen weicht aus; und fordert am letzten Apriltag als Vorbedingung Oesterreichs Abrüstung gegen Italien Neun Bundesstaaten („die Bamberger“) fordern, daß der Bund allen Gliedern die Abrüstung befehle. Der Antrag (vom neunzehnten Mai) wird einstimmig angenommen. Cirkulardepesche Bismarcks vom vierten Juni: „Alle Erkundigungen gestehen zu, daß der Entschluß, gegen Preußen Krieg zu führen, in Wien fest gefaßt ist. Das Eingehen in Verhandlungen soll Oesterreich nur Zeit für seine eigenen, noch nicht gänzlich vollendeten Anordnungen, besonders aber für die seiner Verbündeten sichern. Vielleicht wird man uns zuletzt glauben, wenn wir feierlich gegen jeden Gedanken an den Wunsch, unsere Ansprüche an die Herzogthümer durch Gewalt und mit Mißachtung der Rechte des Mitbesitzers geltend zu machen, protestiren. Wir vermögen mit ruhigem Gewissen an das Urtheil aller unparteiischen Staatsmänner zu appelliren, welcher Theil bis zum letzten Augenblick Versöhnung gewollt und Friedensliebe gezeigt hat.“ Preußische Truppen rücken in Holstein ein. Preußens Antrag, einem nach allgemeinem und gleichem Stimmrecht zu wählenden Parlament die Bundesreform zu überweisen, ist verschleppt worden. Am fünfzehnten Juni schlägt Bismarck vor, Oesterreich aus dem Bund zu stoßen. Das heischt gegen Preußens Willen zur Selbsthilfe den Beistand der Bundesmacht. Die Mehrheit sagt ihn zu. Preußens Vertreter ruft, durch diesen Beschluß sei das Bundesrecht gebrochen, der Vertrag unverbindlich geworden. Oesterreich antwortet: „Der Bund ist ein unauflöslicher Verein uud kein Glied kann aus ihm nach freiem Belieben scheiden.“ Preußen bleibt auf der Meinung, der Beschluß vom vierzehnten Juni habe das Leben des Deutschen Bundes geendet und ein neuer Staatenverein könne werden.

„Wir hatten vorausgesehen, daß die unvermutheten und nicht zu rechtfertigenden Rüstungen Oesterreichs eine verhängnißvolle Krisis herbeiführen würden. Diese Krisis ist jetzt ausgebrochen. Die drei neutralen Mächte haben die Gefahren der Situation zu

beschwören gesucht, indem sie die Fragen, welche den Frieden Europas bedrohten, gemeinschaftlichen Berathungen empfahlen; aber ihre Bemühungen sind an dem Widerstreben Oesterreichs gescheitert. Die Lösung der Elbherzogthümerfrage war durch die Verträge einer gemeinsamen Verständigung zwischen den beiden souverainen Mächten vorbehalten worden. Da Oesterreich sich von seinen Verpflichtungen lossagte, um jene Lösung außerhalb der von ihm unterzeichneten Verträge zu suchen, hat der König, unser erhabener Herr, sich genöthigt gesehen, seine Truppen in Holstein einrücken zu lassen, ohne indessen damit Oesterreich das Recht streitig zu machen, seine Truppen nach Schleswig rücken zu lassen. Der Bruch des Gasteiner Vertrages berechtigte Seine Majestät zu dieser Maßregel; die Pflicht, seine Rechte zu vertheidigen, gebot sie ihm. Oesterreich hat es vorgezogen, seine Truppen aus dem Herzogthum abziehen zu lassen, und indem es beim Deutschen Bunde eine willkürliche Klage auf Friedensbruch erhob, machte es dem Bundestage in Frankfurt eine Vorlage, deren bloße Zulassung zur Berathung schon einen offenkundigen Bruch des Bundesvertrages bildete. Der von Oesterreich in der Sitzung des elften Mai gestellte Antrag bezweckte nichts weniger als die Dekretirung des Bundeskrieges gegen eins der Bundesglieder, eine mit dem Buchstaben und Geiste der Verträge und mit deren Grundzweck durchaus unvereinbare Maßnahme. Dieser Antrag wurde, statt ohne Weiteres beseitigt zu werden, in der Sitzung vom Vierzehnten mit Stimmenmehrheit angenommen. Diese Verletzung des Bundesvertrages schließt nothwendig die Zerreißung des Bandes, welches die Mitglieder des Deutschen Bundes vereinte, in sich. Der Gesandte des Königs war beauftragt, Dies am Bundestage in eben derselben Sitzung zu erklären. Diese Vorgänge haben die Regirung Seiner Majestät von allen Verpflichtungen befreit, welche das Bundesverhältniß ihr bisher auferllegte, und zwar so, daß die bisherigen Bundesmitglieder keinen Anspruch mehr haben, Gerechtsame auszuüben, die ihnen nur in Gemeinschaft mit Preußen zustanden, oder sich ohne Preußen noch als Vertreter des Bundes zu benehmen. So sehen wir Bande zerrissen, welche Preußen während der Dauer zweier Generationen um den Preis mancher Opfer aufrecht zu erhalten bestrebt war, wenngleich es anerkennen mußte, daß sie nur sehr unvollkommen

den Anforderungen der Zeit entsprachen. Aber im Angesicht der offenen Feindsäligkeit, welche der Bundesbeschluß, die Bundesmacht gegen Preußen zu mobilisiren, offen bekundete, sah sich Seine Majestät in die Nothwendigkeit versetzt, auch jene Maßregeln zu treffen, welche die Sorge für die eigene Vertheidigung und die Pflichten gegen sein Volk gebieterisch von ihm forderten. Die Regirung des Königs hat zu dem Ende den norddeutschen Staaten, die an Preußen angrenzen, ein neues Bündniß angetragen, dessen Annahme die Gefahren beseitigen würde, die wir von der geographischen Lage dieser Staaten mitten zwischen Theilen des preußischen Gebietes zu fürchten hatten. Sie hat sich bereit erklärt, mit diesen Regirungen und mit einem deutschen Parlament in Verhandlungen zu treten, um die Hauptpunkte dieses Bündnisses festzustellen. Aber in Erwägung des Standes der Krise, in welcher wir uns befinden, hat sie diese Regirungen ersuchen müssen, vor Allem ihre Truppen auf den Friedensfuß zurückzuversetzen oder auch sie mit den unsrigen zur Bekämpfung der gemeinsamen Gefahr zu vereinigen und ihre Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes zu erklären. Die Regirung des Königs ist sich bewußt, bei Formulirung dieser Forderungen sich in so enge Grenzen geschlossen zu haben, wie die Sorge für ihre eigene Vertheidigung es ihr gestattete. Wenn so mäßige Vorstellungen nicht angenommen werden, so wird sie sich genöthigt sehen, sich auf ihre eigene Macht zu stützen und gegen die Regirungen, die sich als ihre entschiedenen Gegner kenntlich machen, alle Mittel, über die sie zu verfügen hat, zur Anwendung zu bringen. Die Verantwortlichkeit für die daraus entstehenden Folgen wird ganz und gar auf Die zurückfallen, die durch ihre feindlichen Umtriebe diese Situation geschaffen und im letzten Augenblicke die Hand, die Preußen ihnen geboten, zurückgestoßen haben werden." (Depesche Bismarcks an Preußens Vertreter im Ausland; vom sechzehnten Juni.)

„An meine treuen Sachsen! Ein ungerechtfertigter Angiff nöthigt mich, die Waffen zu ergreifen! Sachsen! Weil wir treu zur Sache des Rechtes eines Bruderstammes standen, weil wir festhielten an dem Band, welches das große deutsche Vaterland umschlingt, weil wir bundeswidrigen Forderungen uns nicht fügten, werden wir feindlich behandelt. Wie schmerzlich auch die Opfer sein mögen, die das Schicksal uns auflegen wird: lasset uns muthig

zum Kampfe gehen für die heilige Sache! Zwar sind wir gering an Zahl, aber Gott ist in den Schwachen mächtig, die auf ihn trauen, und der Beistand des ganzen bundestreuen Deutschlands wird uns nicht ausbleiben. Bin ich auch für den Augenblick genöthigt, der Uebermacht zu weichen und mich von Euch zu trennen, so bleibe ich doch in der Mitte meines tapferen Heeres, wo ich mich immer noch in Sachsen fühlen werde, und hoffe, wenn der Himmel unsere Waffen segnet, bald zu Euch zurückzukehren. Fest vertraue ich auf Eure Treue und Liebe. Wie wir in guten Stunden zusammengehalten haben, so werden wir auch in den Stunden der Prüfung zusammenstehen; vertrauet auch Ihr auf mich, deren Wohl das Ziel meines Strebens war und bleibt. Mit Gott für das Recht! Das sei unser Wahlspruch!" (Erlaß des Königs von Sachsen.)

„An mein Volk! In dem Augenblick, wo das preußische Heer zum entscheidenden Kampf auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter, zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater die unvergessenen Worte sprach: ‚Das Vaterland ist in Gefahr!' Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen uns in Waffen. Nur wenige Jahre sind es her, seit ich, aus freiem Entschluß und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser Oesterreichs die Bundeshand reichte, um deutsches Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Aus gemeinschaftlich vergossenem Blute hoffte ich auf das Erblühen der Waffenbrüderschaft, die zu einer festen, auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden Bundesgenossenschaft und damit zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, woraus Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Doch diese Hoffnung wurde getäuscht. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will im jüngeren Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, ist in allen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte, unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht blos aufgerufen, sondern selbst zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von

Feinden umgeben, und deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird eine Fußbreite Preußenbodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint sind und an dessen Ehre Gut und Blut zu setzen als die höchste und heiligste Aufgabe halten! Bei sorglicher Voraussicht Dessen, was nun eingetreten ist, habe ich es seit Jahren als die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, ein streitbares Preußenvolk für starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich blickt mit mir jeder Preuße auf die Waffenmacht, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem König an der Spitze wird das Preußenvolk sich als ein wahres Volk in den Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie Preußen durch innere Streitigkeiten gelähmt wähnen. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark, da dem Feinde gegenüber sich ausgleicht, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück oder Unglück vereint zu bleiben. Ich habe Alles gethan, Preußen die Lasten und Opfer des Krieges zu ersparen; Das weiß mein Volk, weiß unser Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblick habe ich gemeinschaftlich mit Frankreich, England und Rußland die Wege gütlicher Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich wollte nicht; und andere deutsche Staaten stellten sich offen auf seine Seite. So ist es denn nicht meine Schuld, wenn mein Volk einen schweren Kampf zu kämpfen und harte Bedrängniß zu erdulden hat. Aber es ist keine Wahl mehr geblieben. Wir müssen fechten um unsere Existenz, müssen in den Kampf auf Leben und Tod gehen gegen Diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitkriegen hervorgegangen, von der Stufe herabstoßen wollen, worauf seiner Fürsten Geist und Kraft und seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Flehen wir zum Allmächtigen, daß er unsere Waffen segne. Verleiht Gott uns Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch Diejenigen zerrissen ist, welche die Rechtsmacht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen. Gott mit uns!" (Erlaß des Königs Wilhelm; vom achtzehnten Juni.)

„Als die Befreiung unseres Landes von dänischer Herrschaft begann, durften wir hoffen, daß der Beseitigung fremder Usurpation bald die thatsächliche Anerkennung unseres Rechtes auf staatliche Selbständigkeit folgen werde. Die verbündeten Truppen kamen mit der Erklärung, die Rechte unseres Landes und die Rechte des Bundes in Bezug auf Schleswig schützen zu wollen. Welche die Rechte seien, haben Oesterreich, Preußen und der Bund gemeinsam vor Europa erklärt, als sie in London mein Recht anerkannten und die Vereinigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein unter meiner Regirung forderten. Statt der gehofften baldigen Einigung droht ein blutiger Kampf ganz Deutschland zu entzweien, weil Preußen von der bereits allseitig angenommenen Anerkennung unseres Rechtes zurückgetreten ist, weil gegen ein deutsches Land, dessen Schutz und Befreiung verheißen war, das Recht des Eroberers geltend gemacht werden soll. Wir beklagen es tief, daß unsere schleswig-holsteinische Sache, welche Deutschland einigen und kräftigen konnte, als Anlaß eines Kampfes dienen soll, der zur Zerreißung im Inneren, zur Erniedrigung vor Europa führen kann. Die Verantwortung tragen Diejenigen, welche das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens, durch die Anerkennung und Verwirklichung meines und Eures Rechtes die widerstreitenden Interessen auszugleichen, von sich gestoßen haben. Wir können dem bevorstehenden Kampf mit ruhigem Bewußtsein entgegengehen. Obwohl jeder Vertretung beraubt, welche die Stimme des Landes hätte zur Geltung bringen können, habt Ihr doch Niemand im Zweifel darüber gelassen, daß Ihr bereit waret, so viel an Euch lag, dem Frieden jedes mögliche Zugeständniß zu machen. Ich selbst habe mich zu jedem mit den Gesammtinteressen Deutschlands irgend verträglichen Opfer bereit erklärt, um das Recht unseres Landes mit den Wünschen Preußens in Einklang zu bringen. Mein ernstliches Bemühen ist daran gescheitert, daß die preußische Regirung keine Verständigung wollte. So stehen wir vor einem deutschen Bruderkriege, welchen abzuwenden wir nicht vermögen. Die Zukunft der Herzogthümer ist zwar der Anlaß aber nicht der Gegenstand des Kampfes. Es handelt sich jetzt um die Frage, ob Recht und Gesetz ferner in Deutschland gelten sollen. Schleswig-Holsteiner! Euch stehen zunächst schwere Tage der Prüfung bevor. Aber Ihr werdet muthig und treu am Recht festhalten. Ihr wißt

aus einer früheren trüben Zeit, daß die Gewissen nicht durch Bayonnettes bezwungen werden können und daß nur Der verloren ist, der sich selbst verloren giebt. So werdet auch Ihr jetzt den Druck der Gewalt ungebeugt ertragen, bis die Stunde der Befreiung schlägt. Eure Beamten werden, um im Interesse des Landes ihr Amt fortführen zu können, der faktischen Gewalt sich fügen müssen. Aber sie werden nichts thun, welches der ohne meine Zustimmung nicht möglichen Feststellung des Landesrechtes Nachtheil bringen würde. Ich habe für jetzt mich von Euch entfernen müssen. Nicht, um unser Recht aufzugeben, bin ich gegangen, sondern, um den Kampf für dieses Recht fortzusetzen. Ihr werdet mich immer da finden, wo die Selbständigkeit der Herzogthümer, wo ihre Untheilbarkeit und ihre Zugehörigkeit zu Deutschland vertheidigt wird. Ich danke Euch für die Liebe und Treue, welche Ihr von Anfang an mir entgegengebracht und durch alle Wechsel des Schicksals mir bewahrt habt. Die Bande, welche diese Jahre zwischen Fürst und Volk geknüpft haben, sind unlösbar. Niemand außer mir hat das Recht, Euch zu den Waffen zu rufen. Wenn aber der Tag kommt, wo ich zur Vertheidigung des Landes Euch um mich sammeln kann, werdet Ihr zu mir stehen, wie ich zu Euch. Haltet fest im Vertrauen auf Gott. Er wird Deutschland und Schleswig-Holstein nicht verlassen." (Herzog Friedrich an die Bewohner von Schleswig-Holstein.)

„An meine Völker! Mitten in dem Werk des Friedens, das ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungreform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesammtreiches festigen, den einzelnen Ländern und Völkern aber ihre freie innere Entwickelung sichern soll, hat meine Regentenpflicht mir geboten, mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen. An den Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, stehen die Armeen zweier verbündeten Feinde, in der Absicht, Oesterreich in seinem europäischen Machtbestand zu erschüttern. Keinem von Beiden ist von meiner Seite ein Anlaß zum Kriege gegeben worden. Die Segnungen des Friedens meinen Völkern zu erhalten, habe ich, Dessen ist Gott, der Allwissende, mein Zeuge, immer für eine meiner ersten und heiligsten Regentenpflichten angesehen und getreu sie zu erfüllen getrachtet. Allein die eine der beiden feindlichen Mächte bedarf keines Vorwandes; lüstern auf den Raub von Theilen meines Reiches, ist der günstige Zeitpunkt für sie der

Anlaß zum Krieg. Verbündet mit den preußischen Truppen, die uns als Feinde nun gegenüberstehen, zog vor zwei Jahren ein Theil meines treuen und tapferen Heeres an die Gestade der Nordsee. Ich bin diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krieges auf seine engsten Grenzen einzuschränken und in der innigen Verbindung der zwei mitteleuropäischen Großmächte, denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens zu Theil geworden, zum Wohl meines Reiches, Deutschlands und Europas eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen. Eroberungen habe ich nicht gesucht; uneigennützig beim Abschluß des Bündnisses mit Preußen, habe ich auch im Wiener Friedensvertrag keine Vortheile für mich angestrebt. Oesterreich trägt keine Schuld an der trüben Reihe unseliger Verwickelungen, welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen waren. Sie wurden zur Verwirklichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen und waren deshalb für meine Regirung auf friedlichem Wege unlösbar. So steigerte sich immer mehr der Ernst der Lage. Selbst dann aber noch, als offenkundig in den beiden feindlichen Staaten kriegerische Vorbereitungen getroffen wurden und ein Einverständniß unter ihnen, dem nur die Absicht eines gemeinsamen feindlichen Angriffes auf mein Reich zu Grunde liegen konnte, immer klarer zu Tage trat, verharrte ich im Bewußtsein meiner Regentenpflicht, bereit zu jedem mit der Ehre und Wohlfahrt meiner Völker vereinbaren Zugeständniß, im tiefsten Frieden. Als ich jedoch wahrnahm, daß ein weiteres Zögern die wirksame Abwehr feindlicher Angriffe und hierdurch die Sicherheit der Monarchie gefährde, mußte ich mich zu den schweren Opfern entschließen, die mit Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden sind. Die durch meine Regirung gegebenen Versicherungen meiner Friedensliebe, die wiederholt abgegebenen Erklärungen meiner Bereitwilligkeit zu gleichzeitiger gegenseitiger Abrüstung erwiderte Preußen mit Gegenansinnen, deren Annahme eine Preisgebung der Ehre und Sicherheit meines Reiches gewesen wäre. Preußen verlangte die volle vorausgehende Abrüstung nicht nur gegen sich, sondern auch gegen die an der Grenze meines Reiches in Italien stehende feind-

liche Macht, für deren Friedensliebe keine Bürgschaft geboten wurde und keine geboten werden konnte. Alle Verhandlungen mit Preußen in der Herzogthümerfrage haben immer mehr Belege zur Thatsache geliefert, daß eine Lösung dieser Frage, wie sie der Würde Oesterreichs, dem Recht und den Interessen Deutschlands und der Herzogthümer entspricht, durch ein Einverständniß mit Preußen bei seiner offen zu Tage liegenden Gewalt- und Eroberungpolitik nicht zu erzielen ist. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, die ganze Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimgestellt und zugleich die legalen Vertreter Holsteins einberufen. Die drohenden Kriegsaussichten veranlaßten die drei Mächte Frankreich, England und Rußland, auch an meine Regirung die Einladung zur Theilnahme an gemeinsamen Berathungen ergehen zu lassen, deren Zweck die Erhaltung des Friedens sein sollte. Meine Regirung, entsprechend meiner Absicht, wenn immer möglich, den Frieden für meine Völker zu erhalten, hat die Theilnahme nicht abgelehnt, wohl aber ihre Zusage an die bestimmte Voraussetzung geknüpft, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehenden Verträge den Ausgangspunkt dieser Vermittelungversuche zu bilden haben und die theilnehmenden Mächte kein Sonderinteresse zum Nachtheil des europäischen Gleichgewichts und der Rechte Oesterreichs verfolgen. Wenn schon der Versuch von Friedensberathungen an diesen natürlichen Voraussetzungen scheiterte, so liegt darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten führen können. Die neusten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offen Gewalt an die Stelle des Rechtes setzt. In dem Recht und der Ehre Oesterreichs, in dem Recht und der Ehre der gesammten deutschen Nation erblickte Preußen nicht länger eine Schranke für seinen verhängnißvoll gesteigerten Ehrgeiz. Preußische Truppen rückten in Holstein ein, die von dem Kaiserlichen Statthalter einberufene Ständeversammlung wurde gewaltsam gesprengt, die Regirungsgewalt in Holstein, welche der Wiener Friedensvertrag gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen hatte, ausschließlich für Preußen in Anspruch genommen und die österreichische Besatzung genöthigt, zehnfacher Uebermacht zu weichen. Als der Deutsche Bund, vertragwidrige Eigenmacht hierin erkennend, auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundes-

truppen beschloß, da vollendete Preußen, das sich so gern als Träger deutscher Interessen rühmen läßt, den eingeschlagenen verderblichen Weg. Das Nationalband der Deutschen zerreißend, erklärte es seinen Austritt aus dem Bunde, verlangte von den deutschen Regirungen die Annahme eines sogenannten Reformplanes, welcher die Theilung Deutschlands verwirklicht, und schritt mit militärischer Gewalt gegen die bundestreuen Souveraine vor. So ist der unheilvollste Krieg, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich Diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes. Ich schreite zum Kampf mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache giebt, im Gefühl der Macht, die in einem großen Reich liegt, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Recht Oesterreichs, durchdrungen sind, mit frischem vollem Muth beim Anblick meines tapferen, kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen wird, im Hinblick auf meine treuen Völker, die einig, entschlossen, opferwillig zu mir emporschauen. Die reine Flamme patriotischer Begeisterung lodert gleichmäßig in den Gebieten meines Reiches empor; freudig eilten die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres; Freiwillige drängen sich zum Kriegsdienst; die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zumeist bedrohten Länder rüstet sich zum Kampf und die edelste Opferwilligkeit eilt zur Linderung des Unglücks und zur Unterstützung der Bedürfnisse des Heeres herbei. Nur ein Gefühl durchdringt die Bewohner meiner Königreiche und Länder: das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einigkeit, das Gefühl des Unmuths über eine so unerhörte Rechtsverletzung. Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der Verständigung über die inneren Verfassungfragen noch nicht so weit gediehen ist, um in diesem ernsten, zugleich aber erhebenden Augenblick die Vertreter aller meiner Völker um meinen Thron versammeln zu können. Dieser Stütze für jetzt entbehrend, ist mir jedoch meine Regentenpflicht um so klarer, mein Entschluß um so fester, sie meinem Reich für alle Zukunft zu sichern. Wir werden in diesem Kampfe nicht allein stehen. Deutschlands Fürsten und Völker

kennen die Gefahr, welche ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht droht, deren Handlungweise durch selbstsüchtige Pläne einer rücksichtlosen Vergrößeruugsucht allein geleitet wird; sie wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des gesammten deutschen Vaterlandes sie an Oesterreich finden. Wie wir für die heiligsten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so auch unsere deutschen Bundesbrüder. Man hat die Waffen uns in die Hand gezwungen. Woh'an! Jetzt, wo wir sie ergriffen, dürfen und wollen wir sie nicht früher niederlegen, als bis meinem Reich sowie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwickelung gesichert und deren Machtstellung in Europa neuerdings befestigt ist. Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung. Ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem mein Haus von seinem Ursprung an gedient hat und der Die nicht verläßt, welche in Gerechtigkeit auf ihn vertrauen. Zu ihm will ich um Beistand und Sieg flehen und fordere meine Völker auf, es mit mir zu thun." (Erlaß des Kaisers Franz Joseph; vom zwanzigsten Juni.)

„Sieben Jahre sind vergangen, seit Oesterreich meine Staaten angriff. Ich zog das Schwert, um meinen Thron, die Freiheit meiner Völker und die Ehre des italischen Namens zu vertheidigen und für das Recht der Nation zu kämpfen. Der Sieg krönte das Recht. Gewichtige Gründe, die wir achten mußten, hinderten damals die völlige Durchführung des ruhmvollen Unternehmens. Eine der edelsten Provinzen Italiens blieb in den Händen Oesterreichs. Mein Herz schmerzte; doch Europa ersehnte den Frieden und ich mußte, um es nicht noch länger zu beunruhigen, auf Venezien verzichten. Jetzt steht Oesterreich in drohender Rüstung feindsälig an unserer Grenze und stört den friedlichen Ausbau des Königreiches. Rechtwidriger Herausforderung antworten wir mit gewaffneter Hand. Als befreundete Mächte die Schwierigkeit durch einen Kongreß zu lösen suchten, gab ich meine Zustimmung und damit den klarsten Beweis friedlicher Gesinnung. Doch Oesterreich weigerte jede Verhandlung; mag es auf seine Macht bauen: seines Rechtes ist es nicht gewiß. Auch Ihr, Italer, blicket stolz auf ein tapferes Heer und eine starke Flotte; dürfet aber auch Eurem heiligen Recht vertrauen, dessen Triumph naht. Ich fühle, daß nun

Wirklichkeit werden soll, was ich auf dem Grab meines hochherzigen Vaters einst gelobte. Wieder bin ich, noch einmal, der erste Soldat im Kampfe für Italiens Unabhängigkeit." (Aus dem Erlaß des Königs Victor Emanuel; vom zwanzigsten Juni.)

„Der Unterzeichnete muß den von Preußen geschaffenen Kriegsfall als einen Akt rechtloser Willkür bezeichnen. Die Königliche Regirung und ihr Heer sind im Stande der Nothwehr gegen einen rechtwidrigen, unerhörten Angriff auf ihre Selbständigkeit, auf ihre Ehre und geben sich der Hoffnung hin, daß Europa von dieser feierlichen Verwahrung des schwächeren Rechtes gegen das augenblicklich stärkere Unrecht Kenntniß nehmen werde." (Rundschreiben des hannoverschen Ministers Grafen Platen.)

„Sieg der Bundessache durch Oesterreichs und Sachsens Waffen auf der ganzen Linie! Bei Nachod fiel die Hauptentscheidung. Einem preußischen Parlamentär wurde der erbetene Waffenstillstand geweigert." Fast alle Hauptblätter Europas bringen diese Depesche (aus Prag). Drei Tage danach hört man, daß die Preußen überall gesiegt hatten. Dritter Juli: Schlacht bei Königgraetz. Fünfter: Kaiser Napoleon zeigt dem Italerkönig an, daß ihm Franz Joseph Venezien abgetreten habe und zu würdigem Friedensschluß bereit sei. Minister Visconti-Venosta antwortet, ein Waffenstillstand könne Italien nicht der Doppelpflicht, gegen das verbündete Preußen und gegen die nicht in Venezien, doch auf Oesterreichs Boden lebenden Italer, entheben, „nach deren Befreiung aus der Fremdherrschaft wir mit aller Kraft trachten müssen." Und läßt in Berlin melden: „Die Ehre und der einstimmige Wunsch des Volkes sichern dem preußischen Staat unsere Mitwirkung so lange, wie er sie fordert." Er verlangt außer Venezien das Trentino. Preußen beschränkt seine Unterstützung „auf das im eigentlichen Sinn Venezianische". Sechsundzwanzigster: Präliminarfriede von Nikolsburg. „Der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des Deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung seines Verbündeten, des Königs von Italien, zu beschaffen, sobald das venezianische Königreich durch Erklärung des Kaisers der Franzosen zur Disposition des Königs von Italien gestellt sein wird." Dreiundzwanzigster August: Pra-

ger Friede. „In Zukunft und für immer soll Friede und Freundschaft zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich, zwischen deren Erben und Nachkommen, Staaten und Unterthanen herrschen.“ In der Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses wird gesagt, die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt sei „nackte Gewaltthat, die zu Rechts- und Staatsbildung nicht mehr ausreiche“. Dritter Oktober: Wiener Friede. „Im Namen der Allerheiligsten und Untheilbaren Dreieinigkeit! Zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Italien, deren Erben und Nachfolgern, Staaten und Unterthanen, soll für ewige Zeit Friede und Freundschaft herrschen.“ Victor Emanuel empfängt von Oesterreich die eiserne Krone der Lombardei. In Turin spricht er am vierten November: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens. In dieser Stadt hat, vor achtzehn Jahren, mein Vater den Krieg für die Unabhängigkeit verkündet. Heute bringen Sie mir, seinem Nachfolger, die Kundgebung des Volkswillens aus Venezien, das nun in unser Vaterland eingefügt ist. Italien ist gemacht; noch aber ist das Werk nicht vollendet. Unsere Pflicht ist, es zu vertheidigen und zu vergrößern.“ Fünfzehnter Dezember: Erste Sitzung der zum Norddeutschen Bund Bevollmächtigten.

„Am fünfzehnten Juni hat der König von Preußen, unser leiblicher Vetter und bis dahin mein Verbündeter, mein Königreich, mit Verletzung der legitimsten und heiligsten Rechte, feindlich überfallen lassen. Von dem aufrichtigsten und sehnlichsten Verlangen beseelt, die zwischen den beiden mächtigsten Gliedern des Deutschen Bundes entstandenen Zerwürfnisse beseitigt zu sehen, und bestrebt, das Unglück zu verhüten, das aus einem Krieg Deutscher gegen Deutsche hervorgehen müßte, hat meine Regirung Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um im Geist des Friedens und der Versöhnung zu wirken. Ich überweise dem Urtheil aller Rechtschaffenen das Vorgehen der preußischen Regirung, die mein Vertrauen täuschte, indem sie mir die Erlaubniß entlockte, ihre Truppen durch mein Gebiet marschiren zu lassen, mit der geheimen Absicht, es mit Gewalt an sich zu bringen. Dem Unwillen der civilisirten Welt überweise ich diesen Angriff, verübt in vollem Frieden gegen das Land eines verwandten befreundeten und verbündeten Fürsten; und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mit mir diese schmähliche Verletzung der öffentlichen Moral, des Völker- und

Vertragsrechtes und der Sitten der in staatlicher Ordnung lebenden Nationen verdammen wird. Der König von Preußen hat, nachdem er mein Land auf eine heimtückische Weise besetzt hatte, geglaubt, es endgiltig behalten zu können und es für seinen Staaten einverleibt erklärt. Aber das Recht der Eroberung setzt einen Krieg nach den Grundsätzen des Völkerrechtes voraus. Doch niemals gab es zwischen mir und dem König von Preußen solchen Krieg. Die Einverleibung ist also eine unwürdige Usurpation, ein verbrecherischer, verabscheuenswerther Raub. Ich rufe die Hilfe aller Mächte an, die meine Souverainetät und die Unabhängigkeit meines Königreiches anerkannt haben, und bin überzeugt, daß sie niemals Macht vor Recht gehen lassen werden, da solches Prinzip, heute von Preußen angewandt, in Zukunft das Leben aller Monarchien, aller legitimen Staaten der Welt bedrohen könnte. Die Verantwortlichkeit für die Usurpation fällt auf Den zurück, der ihr Urheber ist.“ (Protest des Königs Georg von Hannover gegen Preußen; vom dreiundzwanzigsten September 1866.)

Zwanzigstes Jahrhundert.

„An meine Völker! Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündniß von mehr als dreißigjähriger Dauer, während dessen es seinen territorialen Besitz mehren und sich zu ungeahnter Blüthe entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen. Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet, wir haben unseren Bündnißpflichten stets getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog. Wir haben mehr gethan. Als Italien seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sandte, waren wir, um das Bündnißverhältniß und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen Herzen besonders nahgingen. Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen; und so muß sich das Schicksal vollziehen. Dem mächtigen Feind im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treu-

ster Waffenbrüderschaft mit dem Heer meines erlauchten Verbündeten meine Armeen siegreich standgehalten. Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner. Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzogs Albrecht und Tegetthoffs, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich vertheidigen werden. Ich grüße meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen. Ich vertraue auf sie und ihre Führer. Ich vertraue auf meine Völker, deren beispiellosem Opfermuth mein innigster väterlicher Dank gebührt. Den Allmächtigen bitte ich, daß er unsere Fahnen segne und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.“ (Erlaß des Kaisers Franz Joseph; aus der Wiener Zeitung vom dreiundzwanzigsten Mai 1915.)

„Der Dreibund sollte gegen französischen und russischen Angriff schützen. Uns? Wir hatten uns mit Frankreich längst, auch über Nordafrika, verständigt und kamen mit Rußland nicht erst in Racconigi ins Reine; Giers und Rudini fädelten ein, Iswolskij und Tittoni nähten fleißig. Wir brauchten in Europa keinen Schutz. Die zwei Genossen? Waren mit Denen, gegen die wir Assekuranz leisten sollten, in Krieg. Beide Vertragspflichten also ohne Inhalt, Sinn, politischen, militärischen Werth. Leere Hülsen. Wenn ich mich zween Männern zum Zweck einer Geschäftsgründung geselle und die Beiden dann, ohne mich zu fragen, ein Waarenhaus eröffnen, das ihr Können und Kapital ganz für sich heischt, fehlt unserem Abkommen das Ziel und ich kann mich seitwärts trollen. Warum fragten sie nicht? Wien und Berlin haben uns nicht gefragt; weil wir schon im Sommer 1913 gesagt hatten: Nicht gegen Serbien und Alles, was daran hängt. Das thaten San Giuliano und Giolitti, deren Oesterreicherhaß lächeln gelernt hatte; und auf die Besserung des Balkankriegsergebnisses wurde damals verzichtet. Durften wir 1914 mit in den Krieg? Nein: weil England den goldenen Donnerwagen des Ares lenkte. Das hätte sich, durch die Zerschießung unserer schönsten Küstenorte, durch Boykott der Halbinsel und Stank bei den Senussi, bitterlich gerächt. Durften wir auch nur wollen? Nein; denn unser Wirthschaftbedürfniß weist nach Frankreich (das wir nicht, wie mancher Germane meint, zu überflügeln trachten und ohne dessen Großmachtstellung wir sippen-

los einsam wären), unser Wunsch, gegen Oesterreich und Ungarn uns den Slawen zu befreunden, nach Rußland; und daß wir Britanien brauchen, hat Euer Bismarck hundertmal gesagt. Auch, daß nur ein Narr Kriege, kleine sogar, aus Gefälligkeit führt. Was sollte für uns herauskommen? Unversöhnliche Wuth der Triple-Entente, Japans, Belgiens, der Jugo-Slawen; und siegte der entseelte Dreibund: Stärkung Oesterreich-Ungarns und der Türkei. Das Schlimmste also, was uns geschehen konnte. Triest und Trient, vielleicht auch Valona, mit der Otranto-Sperre, im Schornstein; und die Gefahr, nach Kairo und Biserta auch Tripoli und die Kyrenaika zu verlieren. An dieses Unternehmen konnte kein Vernünftiger denken. In ein neues wurden wir nicht eingeladen; kein Pakt angeboten, kein Pfand gegeben. Unsere Sozien konnten (oder: wollten) sich großen Machtzuwachs sichern, das politische Bild der Erde ändern und wandten ihre ganze Habe sammt der Hoffnung ihrer Erben an dieses Wagniß. Uns konnte es nur schaden; nicht nützen. Frankreichs Seealpen wollen wir heute nicht; Korsika ist uns gleichgiltig; Tunis jetzt, bis Englands Sühnerwille gebrochen ist, zu gefährlich. Wir waren in engerer Klemme als ein Rechtsanwalt, der plötzlich erführe, daß sein Sozius sich in Geldgeschäfte eingelassen habe, an denen die Firma verbluten kann. Die Anderen frei zu tollkühnem Beginnen und wir, wie ein Operngöttchen Wagners, in alte Verträge gefesselt, ohne die Möglichkeit, Kraft und Liebreiz in Hochkonjunkturzeit zu münzen? Wir sprachen: „Dies ist ein Angriffskrieg, von Euch, gegen den Wunsch nach Konferenz, Botschafterreunion oder Schiedsgericht, erklärt; und nur zu Schutz sind wir, nicht zu Trutz, verpflichtet." Keine Rüge kam; trotzdem wirs laut hinausschrien und an das böse Augustgeplänkel vom Jahr 1913 erinnerten. Ein Weilchen später: „Der Vertrag ist nichtig; denn da der Krieg nicht ‚lokalisirt' worden ist (noch werden konnte), erwirkt er irgendwelche Balkanmachtwandlungen, gegen die wir uns mit derbem Nachdruck verwahrt haben. Wir fühlen uns ledig und können neue Verlobung erwägen." Noch kein starker Widerspruch. Aber die Stirnen entrunzeln sich und wir werden mit schäkernder Anerbietung gekitzelt.

Neutral bleiben? Geld ist zu scheffeln. Doch man kommt leicht in die Küche eines der vielen Teufel, die jetzt gierig lungern. Kämpfenden Mächten Waffen und Munition zu liefern, ist Neutralen

vom haager Ehrengericht ausdrücklich erlaubt worden; wers kann, hats mal gethan: nun aber werden die amerikanischen Kanonenzeuger und Geschossemacher geschmäht, als trieben sie Simonie oder Sodomie und als wäre ins Transvaal, in die Mandschurei und Türkei auch das Stählerne und Kupferne aus der Luft gekommen. Und wie steht man nach dem Krieg da? Allen ein Gräuel. Hier die Gefährten-, dort die Verwandtenpflicht verletzt. „Hast Dich auf dem Leichenfeld sattgefressen? Jetzt giebts nichts. Drückeberger! Embusqué!“ Für ein Menschenalter der üble Wicht, mit dem Keiner hausen mag. Und die innere Stimmung! Wisset Ihr nicht, was Euren Ahnen Straßburg war? Uns ists Triest und, mindestens, die Hälfte der adriatischen Ostküste. Wir wollen die Italer in einen Staat fügen. Grille? Auch durch Euer Hirn hat sie oft gesummt. Schwören wir, daß wir neutral bleiben: von keinem Tisch fällt ein Bröckchen. Da wir in die Fünkchen des Zweifels blasen, naht der Versucher. Trentino? Noch ein paar saftige Knochen zugewogen. Ernsthaft haben wir nie unterhandelt. Der Gebietsumfang, in Westeuropa und Kleinasien, ist uns nicht so wichtig wie die nachhaltige Schwächung Oesterreichs und der Türkei. Das habt Ihr nie verstanden. Auch nicht, daß ein erstarktes Oesterreich die Ausnützung der Nothlage, die (warum das Wort hehlen?) Erpressung niemals verschmerzt hätte und eines Tages, an den Alpen oder an der Adria, zwischen ihm und uns doch Krieg geworden wäre. Wenn wir halbwegs Beträchtliches rafften, mußten wir in irgendeiner Stunde darum fechten; und dann unter dem Anhauch kalten Zornes aus England, Frankreich, Rußland. Also vornehm thun und, weil Ihr in den Europäerkrieg zoget, auf die Erfüllung des heißesten Nationalwunsches verzichten? Kinderei. Noth kennt kein Rechtsgebot. Ueber die Giltigkeit von Verträgen wird täglich, in gutem Glauben, vor tausend Gerichtshöfen gestritten. Und wenn wir der Menschheit Goethes, Winckelmanns, Mommsens, Burckhardts andächtig huldigten: Oesterreich ist uns nun einmal der Erbfeind und seine Fahne mochten wir selbst im Hochsommer des Bündnisses nicht auf einem Lidozelt sehen. Listig erpressen, was Andere mit Blut zahlten, und dem jetzt nicht Gewährten für immer entsagen? Keusch bleiben, während Anderer Same sproßte? Vor dieser Wahl standen wir. Merkten früh, daß auch Neutralität uns nicht tauge; und feilschten und forderten nicht, um mehr zu

erlangen, sondern nur, um uns die für lückenlose Rüstung und zulänglichen Geschoßvorrath nöthige Muße zu sichern.

Den Ruhelosen naht ein zweiter Versucher. Er schmunzelt nicht, salbt nie die Worte, hat kein Grübchen im Kinn, keine Altersgrazie im Getändel der Rede. Was zerknirscht und zerschwemmt aus dem Zahngehege kommt, dringt dennoch ins Ohr. „Gehts nach unserem Willen, dann erhält Rußland die Meerengen und Armenien, Frankreich Syrien, England Mesopotamien und den arabischen Khalifat, Griechenland Smyrna und dessen Hinterland, Rumänien große Stücke der Bukowina, Transsylvaniens und Südbessarabiens, Bulgarien das jetzt serbische Makedonien, die Bezirke Drama und Kawala, die thrakische Grenze Enos-Midia; und Serbien wird reichlich, mit Adrialand, von dem Verlust der Kriegsbeute von 13 entschädigt. Ihr? Bedenkt weder Euer Ansehen in Europa und in der islamischen Welt noch die Irredenta und das Mittelmeer? Was Euer Herz lange begehrte, könntet Ihr haben (nur: Cypern, statt der Insel Malta, mit dem nächsten Küstengebiet): und zaudert noch? Bis es zu spät, die Entscheidung gefallen ist. Gut für die Südslawen. Die fühlen sich schon von Rußland geprellt und schicken Abgeordnete westwärts, um dort wissen zu lassen, daß sie dicht bei Triest und in Dalmatien die Mehrheit bilden, daß Serben, Kroaten, Slowenen eines Stammes sind, daß Ihr in Udine die Slawen mißhandelt und daß Oesterreichs Herrschaft, weil sie ihr nicht langwierige Lebenskraft zutrauen, ihnen weniger arge Gefahr dräut als die des jungen Italerreiches. Da Ihr, wie nun ja offenbar wird, nicht aufs Schlachtfeld wollt, können wir ihren Hunger stillen. Euch gegenüber ein großer Serbenstaat mit guten Häfen: vor solcher Aussicht entschließt Herr Paschitsch sich doch vielleicht, Makedonien schon morgen den Bulgaren zu räumen; und unser ganzer Balkanhandel ist dann zum Abschluß reif. Genöthigt wird nicht. Nur dürfen Eure Händler und Rohstoffverbraucher nachher nicht klagen, wenn wir uns mit der Versorgung italischer Märkte und mit dem Einkauf Eurer Waare eben so wenig sputen wie Ihr Euch mit der Antwort auf die Frage nach Soll und Haben des Krieges." Seitdem brennts von Palermo bis nach Verona hinauf. Wir könnten zu spät kommen. Träge Feiglinge scheinen. Die große Stunde der Rache und Brüdererlösung versäumen; und dann, wirklich, wie D'Annunzio

warnend sprach, gezwungen sein, ein Museum, Palasthotel oder blau bepinseltes Eden für Flitterwöchnerei zu werden. Meint Salandra, daß er noch Professor sei und über Papier träumen dürfe? In der Stadt des Ewigen Kapitols und des Palatins, Caesars und Marc Aurels wachen Männer. Giolitti? Verkalkt. Was würde aus seinem libyschen Ruhm, wenn Salandra und Sonnino dieses große Werk richteten? Vielleicht, wenns mißlänge und er laut gewarnt hätte, der erste Präsident der Italerrepublik. Im Dezember hat er gehetzt; im Mai will er bremsen. Wird überheult und hinter den Rinnstein gestoßen. Der König ist bereit? Heil dem König! Vicekonsul Galli in Verhandlung mit den Adriaslawen, denen er freie Entwickelung verheißt? Wie im alten Venedig sollen sies haben. Nach dem Tag von Kampoformio, als die Oesterreicher einrückten, strich in einem venetischen Nest ein Dalmatiner die Löwenflagge von San Marco und rief: „Dreihundertsiebenundsiebenzig Jahre lang hat unser Glaube, hat unsere Kraft Dich auf allen Meeren, vor allen Feinden geschützt. Unser Blut und Gut hat Dir gehört; und wir waren glücklich und reich an Ruhm.“ Unter der Einheitfahne solls wieder so werden. Wer trödelt noch bei zagem Wägen der Gefahr und des Nutzens? Glühender, blühender Frühling. Ueber Kunstgas ins Sieden gehitzte Reden. Ein Rausch? Niemand wird uns, wie auch das Ende sei, feig schelten; zehn Monate lehrten uns den Graus neuer Kriegsart kennen: und wir stürmen dennoch ins Erzgewitter. Der vergilbte Pakt: zerrissen; wie bei Teutoburg und Tauroggen, in Frankfurt und Wien mancher schon. Am sechsundzwanzigsten April ward der neue unterzeichnet; am Abend nach dem zweiten Pfingstfest läuft die Erfüllungfrist ab. Krieg oder Umsturz der Staatsordnung! Nicht der von Garibaldi gestützte Galantuomo widerstünde diesem Sturm. Schmählich dünkt Euch, daß wir die Stunde wählen, da der Freund von gestern, der Feind von morgen sich gegen ganze Menschenrudel wehrt? Schön ists nicht. Noch aber funkelt ihm froher Muth zum Krieg aus dem hellen Blick. Und darf der Wirkung aufs Gefühl nachfragen, wer einem Gewimmel die Wohnstätte breiten will? Selten hat ein Starker gezaudert, den Schwachen zu würgen. Dem aber strahlt der Glücksstern nur in dichtem Gedräng.“ (Vertheidigungschrift eines genuesischen Monarchisten aus dem Jahr 1925; übersetzt für die Sammlung „Deutsche Hiebe.“)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Börsenverkehr im Kriege.

Zu dem Artikel „Börsenverkehr im Kriege“ in Nr. 73 schreibt **Max Oske**:

„Bei Einstellung des amtlichen Börsenverkehrs ahnte wohl noch niemand, daß der Handel ohne die vereideten Makler, ohne amtliche Kurse, ohne die Banken einen größeren Umfang annehmen würde.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß mit den inneren Verhältnissen der Börse vertraute Persönlichkeiten behaupteten, die Konzentrationsbewegung der großen Banken würde in absehbarer Zeit den Rest der „kleinen“ Bankiers völlig verschwinden lassen. Jedoch konnte schon in Friedenszeiten der Kenner der Marktgebiete tagtäglich die Beobachtung machen, daß ohne die Initiative der rührigen Bankiers die Ausführung der Großbankorders nur unter größeren Kursschwankungen — also zum Schaden der Allgemeinheit — möglich wäre. Bewirkt doch die Beteiligung größerer Interessentenkreise an dem Ausgleich die Stabilität der Kurse. Die kleinen Bankgeschäfte könnten schon deshalb niemals ausgeschaltet werden, weil die — wenn auch ohne Zweifel vortreffliche — Organisation der Banken nicht so weit reichen kann, den Ausgleich aller Augenblicksstimmungen, aller Anregungen der Spekulation allein zu bewerkstelligen.

D i e I n i t i a t i v e d e s B a n k i e r s i s t d i e T r i e b f e d e r d e s B ö r s e n v e r k e h r s. Den Vorwurf der Ideenarmut wird man den Berliner Großbanken sicherlich nicht machen dürfen; und dennoch ist es die Idee des Bankiers, für die auf eigene Gefahr aufgenommenen Werte durch großzügige Propaganda wieder einen neuen Interessentenkreis zu schaffen.

Wer früher die Existenzberechtigung der „kleinen“ Bankiers nicht hat anerkennen wollen — heute wird sein Urteil ein anderes sein! Die den Zeitverhältnissen angepaßte Tätigkeit der Bankgeschäfte macht es heute der Volkswirtschaft erst möglich, ihre Leistungsfähigkeit zu steigern: die Kapitalbildungen finden ihre Anlage, der Geldbedarf seine Befriedigung. Das Angebot der Wertpapiere wird wie in Friedenszeiten zwar zu etwas niedrigeren aber doch stabilen Kursen in die Kassen des Sparkapitals geleitet. Besonders ist es der Markt der deutschen Anleihewerte, der dazu beiträgt, das Blut des Wirtschaftskörpers in Bewegung zu halten. Sind es doch ungezählte Millionen heimischer Anleihen und Pfandbriefe, die in jedem Monat zum Verkauf kommen; ungezählte Millionen betragen aber auch die Kapitalbildungen der Sparkassen und der an Heereslieferungen beteiligten breiten Volksschichten. Mehr als 9000 Millionen Kriegsanleihen konnten im März d. Js. untergebracht werden! Und dennoch senkte sich das Kursniveau der heimischen Anleihen nicht viel, nämlich nur 2 bis 3 Prozent. „Bis zum Herbst ist der Anlagemarkt durch die Begebung der 9 Milliarden übersättigt“, „den Markt der Anleihen und Pfandbriefe werden jetzt nur Verkäufer suchen“, so hörte man es im Februar und März. Im April schon waren die Kapitalbildungen im Reich größer als das Anleiheangebot, die Kriegsanleihe war beinahe „verdaut“ und steigerte den Kurs. Jetzt im Mai beziffert sich der Anlagebedarf durch die Sparkraft deutscher Arbeit bereits auf den kleinen Bruchteil einer Milliarde. Allerdings tritt die Flüssigkeit des Geldes noch nicht in den Kursen der Staatsanleihen, Provinzial- und Stadtanleihen, in den Pfandbriefen der Landschaften und Hypothekenbanken in Erscheinung, denn der weitaus größte Teil der Spargelder findet noch immer in der Kriegsanleihe seine Anlage. Aber ungezählte Millionen des ersparten Kapitals strömen in jedem Monat auch den anderen heimischen Anlagewerten zu. Hier finden wir den „kleinen“ Bankier in seiner aufreibenden Tätigkeit, nämlich in der Vermittelung des Angebots mit der Kaufkraft seiner Provinzkundschaft.

Um den rund 40 Milliarden großen Markt der Anleihen und Pfandbriefe vor Kurserschütterungen zu schützen, nimmt er für eigene Rechnung und auf eigene Gefahr tagtäglich jedes Anleihegebot auf. Ungeachtet aller fast unüberwindlichen ungünstigen Verhältnisse — bekanntlich hat der Bundesrat verboten, Offertzirkulare in Massen zu verbreiten — plaziert der Bankier das übernommene Rentenmaterial im ganzen Reich.

Auf diese Weise wird es möglich gemacht, daß jedes Bedürfnis der Kapitalsanlage oder des Geldbedarfs wie in Friedenszeiten befriedigt wird, welcher Vorteil in erster Linie der Erhaltung der heimischen Volkswirtschaft zustatten kommt.

Der Bankierstand, auf dessen Schultern das Risiko und die Verantwortung beim Ausgleich des Effektenverkehrs jetzt allein lastet, hat in diesen Kriegsjahren den Beweis erbracht, daß er sich den wirtschaftlichen Notwendigkeiten in jeder Lage anzupassen weiß.“

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Juni 1915.

Homer.

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns“, weil wir von Weimar mit Homers Augen sehen gelernt haben. Homers: Das bedeutet: des homerischen Menschen. Man wende nicht ein, Ilias und Odyssee seien ja nur Gedichte. Aus unseren heutigen Dichtern, welche die Literaturen aller Völker und Zeiten in ihre Werke hinein arbeiten, werden spätere Geschlechter keine sicheren Schlüsse auf unsere Kulturzustände ziehen können; aber Homer hatte keine anderen Vorlagen als die Heldenlieder seines Volkes und kannte von der Erde nur die Mittelmeerküste, deren westliche Hälfte nur aus den Fabeleien phönizischer Seefahrer.

Dieser homerische Mensch nun hat helle Augen und einen fest auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn. Aufmerksam beschaut und beobachtet er Dinge und Vorgänge, und beschreibt er sie, so hüllt er sie weder nach orientalischer Art in phantastische Nebel noch braucht er mit leerem Wortschwall die Thatsache zu verbergen, daß er eigentlich nichts, wenigstens nichts deutlich gesehen hat. Jedes Sachwort versieht er mit einem Beiwort, das kein müßiges Epitheton ornans ist, sondern den Gegenstand charakterisirt. Die Rinder sind heute noch schleppfüßig und die Weiber (das Fußfreie wird ja so wenig wie andere Moden ewig herrschen) noch immer saumnachschleppend. Jedes der Bilder, mit denen Homer Vorgänge veranschaulicht, ist ein Muster exakter Beschreibung (Raubthiere, die in die Heerde einbrechen; Knaben, die sich vergebens bemühen, einen dickfelligen Esel aus der Saat zu vertreiben; das

Kind im Ufersand, das baut und wieder einreißt; das Mägdlein, das die Mutter am Kleid zurückhält und bittet: „Nimm mich!“; der seine Brut vertheidigende Wespen- oder Bienenschwarm; das Schneegestöber; die Fliege am Milchtopf). Auch ohne Bilderhilfe wird jeder Vorgang so anschaulich beschrieben, daß ihn der Maler mit historischer Treue malen kann; zum Beispiel: wie Hektor, um sein Söhnlein liebkosen zu können, den Helm abnimmt, vor dessen wallendem Federbusch der Kleine sich fürchtet; und von den Werken der Kunst und des Handwerks, von Gebäuden und Gärten, die er beschreibt, können Nachbilder hergestellt werden. Die geographische und topographische Exaktheit Homers hat Victor Bérard (Les Phéniciens et l'Odyssée) nachgewiesen. Auch die Wunderwerke der Najaden in der Höhle, in der Athene die phäakischen Gastgeschenke birgt, sind keine leeren Phantasien; es sind Tropfsteingebilde, von den Najaden, den durchsickernden Quellen, geschaffen. (Im Gegensatz zu Dörpfeld weist Bérard nach, daß Homers Ithaka wirklich Ithaka, das heutige Theaki, ist.)

Nur der so geartete Mensch konnte die wahre Poesie, die echt realistische, uns schenken. Denn Ibsen definirt „Dichten“ mit „Sehen“. Und Flaubert schreibt: „Der Künstler ist vor Allem Beobachter, um aber beobachten zu können, muß man gute Augen haben.“ Nur die Nachkommen des so gearteten Menschen konnten also auch die echte Bildende Kunst schaffen. Niemals wird die Kulturwelt als schöne Kunst eine Malerei anerkennen, vor deren Werken der Beschauer (mit den Fliegenden Blättern zu reden) zweifelt, ob sie Damen, Kühe oder Landschaften sein sollen. Homers Gedichte bleiben die ewig giltigen Muster wahrhaft realistischer Kunst, an denen sich alle Späteren zurück- und zurechtfinden können, wenn sie sich in Schwulst oder Unnatur verirrt haben. Genau zu beobachten, ist aber auch das erste Erforderniß der wissenschaftlichen Forschung, und da das zweite, die Anlage zu streng logischem Denken, nicht fehlte, so war dieser Mensch auch berufen, die methodische wissenschaftliche Forschung zu begründen.

Allen sichtbaren Dingen ist die Aufmerksamkeit dieses Menschen zugewandt, an allen hat er Freude, am Meisten aber doch am Menschen. Auf den in heller Schönheit strahlenden (ἄγλαος; φαίδιμος;) Leib wird sorgfältige Pflege verwandt; man badet fleißig, trägt reine Wäsche und hält auf schöne Kleidung und Rüstung von den καλὰ πέδιλα an bis zur Helmzier. Auch um den Leib eines Verstorbenen noch sorgt man sich ängstlich, daß nicht Spuren ekler Fäulniß ihn entstellen, ehe ihn die reine Flamme verzehrt; Thetis bewahrt des dem geliebten Sohn theuren Patroklos, Aphro-

dite Hektors Leichnam vor diesem Häßlichen. Der Feinde Rücksichtlosigkeit und Hohn fürchtend, jammert Priamos ob des ihm drohenden Geschicks: der Jüngling zwar sei auch im Tode noch schön, nicht aber der entblößte Greisenleib. Von Krankenlagern erfahren wir nichts noch auch von Gräuelszenen im Krieg. Die Hochbetagten entschlummern sanft, vom linden Geschoß des Phöbus oder der Artemis getroffen, und im Kriege sterben die Schwerverwundeten sofort, die Fleischwunden werden von mitleidigen Freunden und kundigen Aerzten gewaschen, gesalbt und verbunden. Von Martern der Kriegsgefangenen nach assyrischem Brauch, von Verstümmelung besiegter Feinde oder ihrer Leichen keine Spur. Daß Achill den Leichnam Hektors um die Mauern von Troja schleift, wird als unziemlich (ἀεικέα ἔργα) getadelt. Als tapfere Helden freuen sich die Griechen natürlich des Schlachtengetümmels, aber mehr der Bewährung von Muth, Kraft und Geschicklichkeit als des Mordens wegen. Dieses an sich bereitet ihnen keine Freude. Menelaos schilt die Troer, daß sie, unersättlicher Kampfgier voll, nicht Frieden schließen; werde man doch aller Dinge satt, selbst des Schlafes und der Liebe, des Gesangs und Tanzes, was so viel stärker die Begierde des Menschen reize als der Krieg. Wer gar, meint Nestor, des heimischen, des inneren Krieges, dieses Scheusals, sich freue, sei ruchlos. Hektor wagt nicht, mit blutbefleckter Hand den Göttern das Trankopfer zu spenden, und Achill macht gar kein Hehl daraus, daß ihm an dem ganzen Kriegslärm nichts liegt. Er wäre viel lieber daheim, ließe sich vom Vater ein edles Weib antrauen und genösse in Ruhe den väterlichen Reichthum. Aber es ist nun einmal über ihn verhängt, daß er entweder ruhmlos leben oder durch den Heldentod in der Jugend ewigen Nachruhm ernten soll; und der ist ihm doch nicht ganz gleichgiltig. Der Fall des theuren Freundes drängt dem Schwankenden die Entscheidung auf. Von Rachsucht gepeitscht, stürzt er sich in den Kampf und mordet wie ein Rasender; giebt keinen Pardon mehr, wie er sonst gern gethan. Der Wuth über den Verlust des Freundes gesellt sich der Unmuth über sein eigenes Geschick. Sieh doch mich an, sagt er dem um sein Leben bettelnden Lykaon, wie schön, groß und stark ich bin: und doch muß ich jung sterben; so füge denn auch Du, Lieber, Dich in Dein Geschick; wie käme ich dazu, gerade Euch Priamiden zu schonen, die Ihr an all dem Unheil schuld seid? Wenn ein Held nach Wuthanfällen wieder zur Besinnung kommt, meint er gewöhnlich, er sei es ja eigentlich gar nicht gewesen, eine Gottheit habe ihn verblendet und getrieben. Selbst die übermüthigen Freier,

die es gelüstet, an einem lästigen Bettler Operationen im orientalischen Stil zu vollziehen, wagen Das nicht, sondern drohen nur, ihn zum König Echetos zu schicken, einem Unhold, der Solches verübt. Ehrlich, wie Homer ist, verschweigt er nicht, daß auch sein Lieblingheld in urzeitliche Barbarei und asiatische Grausamkeit zurückfallen könne. Dieser mordet und raubt bei den Cikonen, die ihm nichts gethan haben, und vollzieht an Melantheus, der freilich viel auf dem Kerbholz hat, ein entsetzliches Strafgericht: die einzige orientalische Gräuelszene in beiden Epen. Aber ein bösartiges, grausames Gemüth beweisen auch diese Ausbrüche wilder Leidenschaft nicht; als Eurykleia beim Anblick der ermordeten Freier laut aufjauchzt, spricht Odysseus verweisend: „Mutter, im Geiste sei froh, doch enthalte Dich lauten Gejubels! Sünde ja ists, lautauf um erschlagene Männer zu jauchzen." Menschen zu martern, machte den Griechen keine Freude; daß sie, und namentlich die Athener, sich diese Menschlichkeit bis zuletzt bewahrt haben, zeige ich in den „Drei Spazirgängen".

Und Das war von entscheidendem Einfluß auf eine Wendung der Weltgeschichte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begrüßte den Wanderer, der einer deutschen Stadt sich nahte, dort, wo heute Gartenanlagen prangen, ein Wald verkohlter Pfähle, an denen Hexen verbrannt worden waren; Rad und Galgen erinnerten an die gräßlichen Schauspiele, die eine hohe Obrigkeit statt gedankenreicher Dramen und des Wettkampfs schöner Leiber dem Volke gab, und an die Folterkammern, in denen den wirklichen oder vorgeblichen Verbrechern das Geständniß erpreßt worden war. Als nun die feineren Geister sich wieder auf ihren europäischen Rassenadel besannen, da flüchteten sie aus diesen Gräueln und aus denen der im gleichen Stil geführten Kriege in die Welt der Alten und namentlich zu Homer, bei dem sie Menschen fanden, sich als Menschen unter Menschen fühlten. Ihre Humanität trug den Sieg davon. Marterung und Zerstückelung lebender Menschenleiber hörte auf, eine gesetzliche Einrichtung zu sein.

Der negativen Seite der homerischen Menschlichkeit fehlt nicht die positive Ergänzung. Worin besteht das Positive des viel gelobten reinen Menschenthums? Darin, daß die Beziehungen des Menschen zum Menschen, zum Gatten, zu Eltern und Kindern, zu Geschwistern, Freunden und Kameraden, zum Herrn und zum Knecht, zu Gesippten und Gemeindegenossen, durch Liebe und Gerechtigkeit geadelt, durch Gedankenaustausch und gemeinsame Kulturschöpfung mit geistigem Inhalt erfüllt werden und daß sich die Aeußerungen der aus diesen Beziehungen erwachsenen

Gesinnungen, Gedanken und Gefühle innerhalb der Schönheitlinie bewegen. Das erste und das dritte Erforderniß positiver Humanität sind einfacher Natur: eine Grundstimmung und eine Begrenzung, das zweite dagegen kann unendliche Bereicherung erfahren. Aber jenes Einfache ist das Wesentliche; und dieses Wesentliche wird in Zeiten der Hoch- und Ueberkultur von der Fülle und Mannichfaltigkeit des zweiten leicht verdeckt und sogar erdrückt und erstickt. Darum dienen den Menschen solcher Zeiten zur Orientirung und Erquickung solche Dichtungen, die, wie Hermann und Dorothea, Schillers Glocke und die Odyssee, das Menschliche in seiner ursprünglichen Einfalt darstellen.*) Vor einigen Jahren las ich einmal, Homer habe uns nichts mehr zu sagen, seine Welt sei uns fremd. Nun ja, wir haben Kanonen statt der Streitwagen, aus Luftschiffen geworfene Bomben statt der Pfeile und statt der Beinschienen Hosen; aber machen denn Kleider und Werkzeuge das Menschenthum aus? Ich vermuthe, der Herr, der Das geschrieben, hat seit seiner Sekundanerzeit den Homer nicht mehr angerührt und nur den Polyphem im Gedächtniß behalten. Nähme er das Werk jetzt noch einmal vor, so würde er zunächst finden, daß die Fabeleien gar nicht übel erzählt sind und sich neben neueren Abenteuergeschichten noch sehen lassen können; dann aber schlage ich ihm ein Experiment vor: er lese in guter Uebersetzung einem Sechzehnjährigen, dem noch kein Pedant alle griechischen Namen verhaßt gemacht, und einer unverbildeten gemüthvollen Frau einige Episoden vor, wie des Priamus Bittfahrt zu Achill, die Nausikaaszenen, die Begrüßung des Telemach durch Eumaios, die Wiedervereinigung der zwanzig Jahre lang getrennten Gatten, die Begegnung des Odysseus mit seinem Vater Laertes: und er wird bei seinen Zuhörern Interesse und sogar Rührung wahrnehmen. Will man alles schöne und gute Menschenthum germanisch oder kurzweg deutsch nennen (ich habe nichts dagegen. wenn es geschieht, obwohl es nur halbe Wahrheit ist; gut europäisch ist richtiger), so ist des Odysseus Sehnsucht nach der Gattin, das Verlangen, wenigstens den Rauch vom heimischen Herd aufsteigen

---

*) In Goethes Prosasprüchen liest man: „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren Tausend Jahren auf uns gewälzt hat“, sammt dem Kulturreichthum, der Konvention und dem sozialen Zwang der Gegenwart, muß man heute ergänzend hinzufügen.

zu sehen, echt deutsch. Wie heimelt es den Deutschen an, wenn Helena sich beim Symposion der Männer mit dem Arbeitkörbchen neben den Gatten setzt!

Gattenliebe wird als höchstes Glück und als etwas Heiliges gewerthet. Wenn Zeus der Hera beiwohnt, sprießt die Erde Krokus und duftende Hyazinthen ihnen zum Lager, und wenn Homer einen seiner Könige schlafen legt, unterläßt er nicht, zu bemerken, daß die Königin sein Lager schmücke. Bei längerer Abwesenheit im Krieg dient ein erbeutetes Mägdlein als Ersatz; doch dieser Ersatz befriedigt nicht. Odysseus, den später zwei Göttinnen nicht zu fesseln vermögen, klagt vor Ilion: wer auch nur einen Monat fern von der Gattin zu weilen gezwungen sei, harre nur unwillig bei den Schiffen aus; und nun sei man schon neun Jahre lang ins Lager gebannt. Die Götter, meint Penelope, hätten es wohl als ein zu großes Glück erachtet, wenn sie und Odysseus zusammen ihre Jugend hätten genießen können, darum haben sie das Elend der Trennung verhängt. Auch daheim würde man es für erlaubt halten, neben der Gattin eine junge Sklavin zu genießen, wenn nicht die Scheu vor der Gattin es verböte. Von geschlechtlichem Verkehr der Jünglinge vor der Ehe als einer Regel keine Spur; die Freier sind eben Frevler, und daß sich ihnen einige seiner Mägde hingegeben, empfindet Telemach als eine ihm persönlich zugefügte Schmach; er verurtheilt sie zu einem unreinen Tode. Die absolute Reinheit des Telemach ist nicht so unnatürlich und unwahrscheinlich, wie sie Manchem in unserer Zeit vorkommt, wo Wissenschaft schon den Säuglingen Inzestgelüste andichtet und die harmlosesten Träume erotisch deutet. Sera juvenum Venus, schreibt Tacitus von den Germanen, den Vettern der Gräkolatiner (die im ersten Jahrhundert nach Christus noch auf der Kulturstufe der vorhomerischen Griechen standen); und von allen den Dingen, die heute die Reife verfrühen: Schulbank, Literatur, Theater, Kino, lüsternen Bildern, war das Leben frei.

Eins allerdings fehlt im damaligen Inventarium des Reinmenschlichen: die bräutliche Liebe. Die jungen Leute wurden von den Eltern zusammengegeben; und mit dem ehelichen Verkehr stellte sich die Gattenliebe ein. Im Jugendalter einer edlen Rasse sind alle jungen Individuen gesund und wohlgebildet. Die Liebe individualisirt sich erst später in dem Maße, wie sich die Gesellschaft sozial und intellektuell differenzirt und gesellschaftliche Uebelstände die Meisten mit unliebenswürdigen leiblichen und Charaktereigenschaften verunzieren. Heute wirken zudem Romanleserei und Grübelei zusammen, Ansprüche zu wecken, die uner-

füllt bleiben müssen, was wiederum den Romanschreibern unendliche Massen von Stoff an Konflikten, Irrungen und Wirren liefert. So ist also die homerische Welt um diese Fülle anmuthiger Bilder und bittersüßer Sensationen ärmer, dafür aber desto gesünder, denn die sentimentale Liebe ist doch immer eine halbe Krankheit und nicht selten eine Krankheit im vollen Sinn des Wortes. (Siegfrieds reine und zarte Bräutigamsliebe, der Preis der Mannentreue und die das ganze Gedicht beherrschende ernste Tragik: Das sind die drei Seelengüter, um die das Nibelungenlied die homerischen Gedichte überragt und die den geringeren ästhetischen und Kulturwerth einigermaßen aufwiegen.) An Eheirrungen mag es auch bei den Griechen der Frühzeit nicht gefehlt haben, aber wie furchtbar ernst der Ehebruch genommen wurde, beweisen die Klytemnestratragoedie und die ganze Ilias: stellt doch die Sage die Kolonisation der kleinasiatischen Küste als einen Kriegszug dar, der unternommen worden sei, das gekränkte Recht eines Gatten zu rächen. Auch, daß eine Jungfrau einem Helden das Leben gab, kam vor, aber dann war es ein Gott gewesen, der sie begnadet hatte, wie Poseidon die Tyro, die Odysseus in der Unterwelt sieht. Die homerischen Menschen sind also in geschlechtlicher Beziehung so untadelig, wie es sündigen Menschenkindern irgend möglich ist. Herbart nennt die homerische Welt das gesunde Knabenalter der europäischen Menschheit; und er, der Strenge und Zartfühlende, findet in der ganzen Odyssee nur einen einzigen, als Lecture für unsere Knaben nicht geeigneten Passus: das Geschichtchen von Ares und Aphrodite, das Goethe in der letzten seiner Römischen Elegien verwendet hat. (Homer läßt es passend den blinden Aöden der genußfrohen Phäaken singen, deren Königsfamilie übrigens eine Musterfamilie ist; und das Gedicht enthält kein rohes Wort.) Emanuel Herrmann aber (der österreichische Techniker, der mit unserem Stephan zusammen der Welt die Postkarte beschert hat) rühmt, wie viel reiner doch Homer sei als die ganze Poesie des christlichen Mittelalters. Wirklich: man athmet bei ihm ganz reine Luft. Jakob Burckhardt endlich pflegte den Studenten zu rathen, sie möchten nie ganz die Fühlung mit Homer verlieren, bei dem noch unzerschwatzte Sittlichkeit walte. Und als fleckenloses Lichtgestirn strahlt am Himmel der Odyssee die sinnige Penelopeia, von der Homer sorgsam Alles fern hält, was sie in irgendeinem Sinn verunreinigen könnte. Als das Morden beginnen soll, läßt er sie in süßen Schlummer versinken, und erst, nachdem der Saal gereinigt und jede Spur des Grausigen getilgt ist, erscheint sie, die Sieger zu begrüßen.

Und so gewaltig ihre Sehnsucht sie zum Gatten zieht, noch stärker ist ihre Treue und die Besorgniß, sie könne einem Betrüger zum Opfer fallen, so daß sie dem Zug des Herzens nicht eher nachgiebt, als bis der Fremdling den Beweis seiner Identität mit dem Gatten überzeugend erbracht hat. Jamais sa blancheur d'hermine n'a été souillée par une goutte d'encre, schreibt ein Biograph der Frau Emile de Girardin, die sich daheim immer weiß trug, von ihrer körperlichen Erscheinung; das Selbe konnte man, ehe Hauptmann kam, vom Charakterbilde Penelopens sagen.

Was gegen den „Bogen des Odysseus“, das Drama des Herrn Gerhart Hauptmann, als Kunstwerk eingewendet werden kann, geht mich nicht an; von Dramaturgik verstehe ich nichts. (Allerdings [diese Bemerkung kann ich nicht unterdrücken] verstehe ich auch nicht, wie ein Mann von nicht ganz barbarischem Geschmack statt der rührend schönen Erkennungszene in des Laertes idyllischem Obstgarten seinen Lesern und Zuschauern den ekeln Narrentanz zweier Trottel serviren kann.) Aber die Beschmutzung der Penelope und des Telemach mit Zoten geht uns Alle an, die wir den Homer kennen und lieben. Ich bin nicht im Mindesten prüde und so wenig ein Heiliger, daß der puritanische Theodor Roosevelt, wenn er über mich zu befinden hätte, Zuchthaus dekretiren würde. Aber ich kenne und verehre das Heilige und seinen Werth für die Menschheit und fordere, daß Jedermann, auch der roheste Bursche, es respektire. Und hier nun sind zwei Heiligthümer verletzt. Das eine ist die homerische Welt, die nach der Idee des humanistischen Gymnasiums ein paar Jahre lang die geistige Heimath der studirenden Jugend sein soll (Das zwar nur sehr unvollkommen ist, es aber in vollerem Sinn sein könnte) und durch Vossens Uebersetzung ein hehres Gut des ganzen deutschen Volkes geworden ist. Das andere Heiligthum ist eben jene Jugend, der die Freierzoten die reine Luft verderben. Maxima debetur puero reverentia, mahnt der Heide Juvenal Eltern, die mit bösem Beispiel die Luft der Kinderstube verunreinigen. Ein Verehrer Hauptmanns hat gleich nach dem Erscheinen des Dramas solchen Urtheilen vorzubeugen versucht: die Zoten seien durch die Anlage des Stückes geboten; und jedenfalls dürfe ein wirklicher großer Dichter nicht kritisirt werden wie ein Auchdichter. Ob Hauptmann ein großer Dichter ist, weiß ich nicht*). Das aber

---

*) Zu einem Urtheil über den ganzen Hauptmann fehlt mir die Unterlage, weil ich seine berühmtesten Stücke nicht gelesen habe. Was mir der Zufall in die Hände spielte: Die versunkene Glocke,

weiß ich, daß auch großen Dichtern nicht erlaubt ist, an Heiligthümern zu freveln. Wenn die Anlage des Stückes Unziemliches forderte, dann mußte der Dichter das Stück eben anders anlegen oder ungeschrieben lassen.

Das naive Alter bemerkt und empfindet noch nicht den Widerspruch zwischen den animalischen Funktionen des leiblichen Organismus und den Ansprüchen des Geistes. Dem reflcktirenden Menschen drängt dieser Widerspruch sich auf und wirkt je nach Situation, Naturell, Charakter und Stimmung entweder beschämend, niederdrückend, empörend oder komisch und erheiternd. Den heiteren Griechen lag, als sie ins reflektirende Zeitalter aufgerückt waren, die komische Auffassung näher als die tragische des Asketen und sie ließen sich den Genuß dieser Komik nicht entgehen. Aber auch dabei hat sie ihr feiner sittlicher Takt nicht im Stich gelassen, den Lessing so lebhaft rühmt. Sie gestatteten sich diesen Genuß nur in der Komoedie und im Satyrdrama; die weihevolle Stimmung, die hervorzurufen Aufgabe des ernsten Dramas war, durfte durch gemeine Possen nicht verunreinigt werden. In Athen wenigstens wäre es einem Dichter übel ergangen, der gewagt hätte, was Shakespeare so oft und auch Schiller noch in

---

Fuhrmann Henschel, gar Schluck und Jau, erregte kein Verlangen nach mehr. Der Abschnitt des Griechischen Frühlings, den ich kenne, enthält hübsche Stimmungbilder und gut gefaßte Reminiszenzen an die Odyssee; Eumäus wird in fünf Zeilen trefflich charakterisirt. Hätte sich Hauptmann von der heute grassirenden Sucht freigehalten, mit etwas noch nicht Dagewesenem zu verblüffen, hätte er das ganze Haus des Odysseus so unbefangen angeschaut wie in dem glücklichen Augenblick, da er jene fünf Zeilen schrieb, den treuen Sauhirten, dann wäre etwas ganz Anderes herausgekommen; oder auch gar nichts. Er würde sich gesagt haben: Nein, das schönste aller Epen ist zu gut, als daß man einen Fetzen herausreißen und als Schaustück zubereiten dürfte für ein Theaterpublikum, das sich doch wohl seit den Tagen, da Goethe das Vorspiel zum Faust dichtete, nicht wesentlich geändert hat. Gegen den Emanuel Quint hätte ich öffentlich protestiren müssen, wenn er, wie Manche anzunehmen scheinen, ein Beitrag zur Psychologie Jesu sein sollte; aber ich glaube, Hauptmann hat nur an Wahnsinn grenzende religiöse Schwärmerei darstellen wollen und, wie ein Narr viele Narren macht. Das ist ihm ja auch ganz gut gelungen (nur hat er die Erzählung zu unerträglich langweiliger Länge ausgedehnt). Hielte ich die erwähnte Annahme für richtig, dann hätte ich die Polemik gegen die Verhunzung des Homer mit dem Sprüchlein omne trinum perfectum eingeleitet; über das zweite Attentat auf ein Heiligthum, über das Puppenspiel, hat Harden hier alles Nöthige gesagt.

seinen ersten Dramen gewagt hat. In den „Drei Spazirgängen“ habe ich die griechische Praxis an Halbes „Jugend“ demonstrirt.

Wenden wir uns von Hauptmanns Karikatur der homerischen Menschen noch einmal zu ihrer Wirklichkeit zurück. Zur strengen Wissenschaft, zum methodischen Forschen waren sie noch nicht fortgeschritten, aber auf dem Wege der Empirie hatten sie es zu einer reichen Kultur gebracht, deren Technik sie bei Egyptern und Phöniziern erlernten, mit origineller Schöpferkraft aber so verwendeten, daß, nachdem ihre Dichtkunst schon die schönste Blüthe entfaltet hatte, auch im Gebiete der Bildnerei jene schöne Kunst entstand, die allein diesen Namen verdient. In der praktischen Lebensweisheit steht der homerische Grieche auf der Stufe der älteren und reiferen orientalischen Völker. Homers Wort gegen die Vielherrschaft und das andere, Knechtschaft raube dem Mann die Hälfte seiner Kraft, sind die einfachste Formulirung der Grundgedanken der beiden einander bekämpfenden politischen Strömungen unserer Zeit; und der Wahlspruch des Achilleus, immer der Beste zu sein und vorzustreben den Anderen, charakterisirt jenen vom asiatischen grundverschiedenen agonistischen Europäergeist, der unserem Kulturkreis die Weltherrschaft sicherte. In der Weltanschauung ist der moderne Mensch, wenn er die vom Christenthum angebotene Lösung der Welträthsel ablehnt, über den homerischen um keinen Schritt hinausgekommen: was Dieser Verhängniß nennt, modifizirt durch das Eingreifen wohlwollender oder neidischer Götter, heißt heute naturgesetzlicher Weltlauf, komplizirt durch Zufallskonjunkturen. Um den durch das Schauspiel der Kürze des Menschenlebens, der Hinfälligkeit und Unvollkommenheit alles irdischen Glückes getrübten Blick zu erheitern, bevölkert die Phantasie Homers den Olymp mit unsterblichen und seligen Idealmenschen (nicht eben Tugendidealen), die er Götter nennt; der moderne Heide tröstet sich mit der Hoffnung, seinen Nachkommen wenigstens werde der Fortschritt von Wissenschaft und Technik das irdische Paradies schaffen helfen, zwar ohne den Baum des Lebens, dafür aber durch die reifen Früchte vom Baum der Erkenntniß beglückend. Uebrigens läßt Homer, aus der Weltanschauung in die nüchterne Praxis, in der sein Held Odysseus Virtuos ist, zurücklenkend, den Zeus konstatiren: die Menschen klagten ohne Grund seine Weltregirung an, da es meist ihre eigene Thorheit sei, die Unheil über sie heraufbeschwöre.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Bies Oper.

Spruchweisheit der Zeitgenossen: Unsere musikalische Kritik hat bei Wagner eine Schlappe erlitten, von der sie sich auch heute noch nicht erholen kann. Sie habe, sagt man, die Fähigkeit eingebüßt, thatkräftig zu verneinen. Sie lasse sich Götter aufzwingen, gegen die sie sich im Innersten sträube; immer nur darum, weil sie sich gedemüthigt fühle. Mag sein, daß Willensschwäche nun den Kritiker leichter zum Spielball der Clique macht als ehedem. Bedauerlich. Aber wäre es nicht auch an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, wie er aus dieser Demüthigung (war sie wirklich eine?) gereinigt hervorgegangen ist? Wie er nun alle geistigen Kräfte zusammengefaßt hat, um entschiedener zu bejahen? Nicht mit jenem „Hosiannah", das eben so unsachlich wäre wie das ehemalige „Steinige". Nicht aus einem Angstgefühl heraus, das ihn besinnungslos und blind dem Irrthum entgegentreibt. Sondern als Kulturmensch, den starke künstlerische Innenströmungen mit dem Schaffen und den Schaffenden enger verknüpfen.

Bedenken wir: Wagner, der den Sinnen wie den Geistern schmeichelt, hat neben den Ernsten eine Unzahl gebildeter und halbgebildeter Neurastheniker für sich aufgerufen. Der Rausch verfliegt, der Nebel verzieht sich: und eine völlig veränderte Sachlage bietet sich dem Blick. Der Dilettant will vom kritischen Kampfplatz nicht mehr weichen. Von der schwärmenden Neurasthenie ist eine mitempfindende Feinnervigkeit übrig geblieben, die auf Grund neuer Maßstäbe mit tausend Kulturbedenken an die künstlerischen Erscheinungen herantritt. Und Wagners Gesammtkunstwerk hätte nothwendig ein neues Gesamtkunstwerk des Idealkritikers schaffen müssen, wenn es eben selbst vollendet gewesen wäre. So aber ist die Zahl kritischer Persönlichkeiten geringer als in der seligen Epoche undurchkreuzten, einseitigen Musikrezensententhums (aus dem aber auch ein einsamer Mann mit hochentwickeltem Fingerspitzengefühl wie Louis Ehlert aufragt). Nun zeigt sich, daß gerade die verzweigte, zerrissene Kunst einen gewaltigen Unterbau fordert und daß auch dem Dilettantismus die Flügel beschnitten werden müssen.

Ein Mann lebt unter uns, den wir als eigenartigen, nachwagnerischen Bejahertyp ansprechen müssen; und ein Buch liegt uns vor, das als wahrhaft menschliches Dokument auch der lebendige Reflex einer Jahrzehnte umspannenden Entwickelung ist: von Oscar Bie ist im Verlage von S. Fischer das Buch „Die Oper" erschienen. Mit den liebenswürdigsten Worten werden zunächst die

Schriftgelehrten hinweggescheucht, die in der Moderluft balsamische Düfte athmen; werden aber auch die (leider) wenigen unter ihnen herangewinkt, deren urkünstlerischer Sinn sich selbst inmitten aller Schriftgelehrsamkeit behauptet. Bie hätte die Gabe, Alle zu entwaffnen, auch wenn er nicht immer wieder die Fachgelehrten bäte, ihre Stirn zu entrunzeln. Aber läßt man nicht gerade ihn gern schmeichelnd bitten? „Ich will noch einmal, ehe ich alt werde, dies heiter-ernste Theater an mir vorüberziehen lassen, das mir so oft das lieblichste und so oft das rührendste Erlebniß gewesen ist." So heißt es in der Einleitung, die schon durch die Grazie des Ausdrucks zu allen Sünden wider den unheiligen Geist der Gelehrsamkeit verführt. „Nur als ein Bekenntniß: so nehme man dieses Buch." Also klingt es aus. Solche Worte verpflichten, die Person des Bekenners ins Licht zu rücken; zu zeigen, welche Entladungen das Zusammentreffen dieses Menschen mit diesem Gegenstand auslöst. Ich wünsche mir nichts Besseres.

Der junge Bie wird in den Strudel des Wagnerthums hineingerissen. Aber sofort hebt er sich aus der Schaar der Mitläufer. Seine Begeisterungfähigkeit entstammt einer Sinnlichkeit, die aus mehreren Quellen strömt und dauernd von ihnen gespeist wird. Nirgends konnte das Gesammtkunstwerk stärker anklingen als in ihm, der eine Vereinigung der Schwesterkünste im Kleinen ist. Die malerische Begabung macht ihn empfänglich für die Reize der Farbe; und der Musiker mit seinem Zug zum Ekstatischen steht um so verzückter vor dieser Kunst, als literarische und dichterische Unterströmungen immer neuen Zündstoff in ihn hineintragen. Die Paradoxien der Oper, die der Szene Wagners stecken ihn an. Der Anprall der Künste vollzieht sich auch in ihm; die Reibung führt zu den seltsamsten Phänomenen. Er sucht die Erreger der malerischen Reize in der Partitur, die ihm sofort bildhaft wird; die Instrumente erhalten Gestalt und Leben. Er kann nicht anders, als Musikalisches anschaulich werden lassen. Zeitkunst wird zur Raumkunst. Blitzhaft geschieht die Umwandlung. Seine halbe malerische Entwickelung läßt ihn zwar im Bann der Farbe die Linie leicht übersehen. Aber sie treibt ihn zum Impressionismus, der nun Art und Ziel seines Schaffens wird. Weiß er sich auch die Gegenströmung dienstbar zu machen? Denn auch der Zug zum Allgemeinen, zum Metaphysischen ist nicht zu verkennen. Auch Materielles soll immaterialisirt werden. Das Temperament duldet keine Hemmungen; es begnügt sich mit einer halben Logik, schleudert den Aphorismus heraus und übertönt den Widerspruch durch Farbenreichthum der Rede. Der Sieg des Unterbewußtseins ist

erklärt. In einer Zeit, die ihre Sehnsucht nach Tiefe und ihren Trieb zur Architektur in langsamer Arbeit äußert, faßt Jemand in raschem, genialischem Wurf Entwickelungen und Halbentwickelungen in ein glänzendes Gesammtbild.

Bringt nun ein solcher ganz dem Augenblick hingegebener Künstlerkritiker seine Opernerlebnisse in Buchform, so mag uns Das zunächst paradox erscheinen. Wird, so fragen wir uns, was aus dem Augenblick geboren ist, als Bekenntniß, das sich über fünfeinhalbhundert Seiten erstreckt, dem prüfenden Blick Stand halten? Werden wir nicht Zeugen eines Dauerschaffensrausches sein, der die Verewigung in lapidarer Schrift nicht vertragen kann? Werden wir nicht einen verführerischen Sünder tausendmal in flagranti ertappen? Wir erinnern uns freilich, daß der selbe Bie in seinen beiden Büchern „Das Klavier und seine Meister“ und „Der Tanz“ uns Höchstpersönliches, Werth- und Reizvolles geschenkt hat. Aber niemals forderten wie hier die im Stoff liegenden Widersprüche die Paradoxien des Menschen heraus; niemals konnten wie hier stärkste Reibungen stärkste Entladungen hervorrufen. Der Krieg zwischen Temperament und Beherrschung mußte nothwendig mit der Niederlage dieser von Natur Schwächeren enden; und die débâcle der Besonnenheitelemente mußte mit der Wahrheit zugleich auch alle Keime des Architektonischen hinwegschwemmen. So denkt Mancher. Aber Bie unterbricht ihn: „Was ist Unwahrheit? Die Wahrheit. Und was ist Wahrheit? Seht Ihr: diese Kußhand.“ Der Verfasser ist zur Primadonna geworden. Dann steigt er von der Bühne herunter, um lächelnd auf alle Paradoxien der Oper hinzuweisen. So: nun hat er alle Wahrheitfanatiker zum Schweigen gebracht. Dann rast er zum Buch, vom Buch zur Bühne, von der Bühne zum Orchester, vom Orchester in die Welt, zieht uns in einen tollen Wirbel hinein, jubelt (verdammt), spottet, spricht ernst, kichert leise in sich hinein, treibt sein neckisches Spiel mit sich und mit uns; und hat uns endlich bekehrt. Können wir uns nicht wehren? Nein. An die Stelle monumentaler Architektur hat er ein Drittes gesetzt: unerschöpfliche Varietät, in der doch immer die gleiche Grundnote erklingt, literarische Kettenbilder, die kinematographisch vorüberziehen und doch in die Sphäre des Geistigen, des Lyrischen gehoben werden, schillernde Buntheit, glitzernde Farbenpracht des Stils, von der Phantasie aus Stoff und Klang gewoben. Auch wir, wer hätte es gedacht, sind Opfer seines Rausches geworden, auch wir haben uns, sachlich gestimmt, von der Literatur einfangen lassen.

Wenn uns später die Besinnung wiederkehrt, melden sich leise

die Einwände, aber nur solche, die unsere Liebe zum Objekt nicht ernstlich erschüttern können. Denn ich muß bekennen: ich schätze nichts höher als den Drang und die Fähigkeit, sich selbst ganz, rückhaltlos zu geben. Wie viele unter den zeitgenössischen Schriftstellern haben den Muth und die Kraft, nur sie selbst zu sein? Schauen wir um uns: weit verbreitet ist die literarische Pose, die nur aus innerer Gefriertemperatur zu begreifen ist; nicht weiter auffällig darum ein Nachäffen fremden bewährten Stils, das sich als kürzester Weg zum Erfolg empfiehlt. (Was wir brauchen, ist, scheint mir: echte Originalität, also: Natur mit neuen Mitteln.) Betreten wir aber gar das Gebiet der Musikwissenschaft, dann bemerken wir, daß mit dem Namen „Schriftsteller" häufig Mißbrauch getrieben wird. Trockenheit benimmt uns den Athem; und (die paradoxeste aller Paradoxien) das Wissen von der Musik, der erregendsten aller Künste, ist durch literarische Hilflosigkeit versteinert. Bie, ein liebenswürdiger Gegner dieser Entseelungmethode, spricht versöhnlich: „Die Wissenschaft bleibt ihrem Stoff gegenüber keusch; die Kunst verheirathet sich mit ihm." Soll Kunstwissenschaft keusch bleiben? Ich denke: Nein. Und soll ein Buch über die anschaulichste Mischkunst, die Oper, wissenschaftlich bleiben? Ich denke: Nein.

So habe auch ich mich mit diesem Werk, das ein Kunstwerk ist, verheirathet und kann seine Schwächen nur als Folge eines Ueberflusses an Werthen empfinden. Unter der Hitzigkeit und Athemlosigkeit einer sich überschlagenden Phantasie muß der Wille zum Urtheil leiden. Man wird Dies mit Recht vor Allem dem Gegenwartkritiker Bie vorwerfen dürfen. Er verheirathet sich nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit den Persönlichkeiten. Wo Beide ihn überwältigen, wie in Richard Strauß, in Frederik Delius, werden die unzweifelhaften Werte mit einem Blitzlicht bestrahlt, daß alle schwachen Bedenken sich wie Stäubchen verflüchtigen; wo die Persönlichkeit ihn ganz, die Kunst nur halb gewonnen hat, wie in Humperdinck, Wolf-Ferrari, wählt er die unverbindliche literarische Form, gern die des Briefes, wird zum liebenswürdigen, lebendigen Plauderer und bleibt so auch, wenn er der Kritik entsagt, seinem Wesen treu; und wo, selten genug, zwischen der fremden Kunst und ihm keine Fäden laufen, reckt sich der Wille zum Urtheil auf, sieht scharf, ja, verdammt manchmal aphoristisch schärfer, als eine ruhige Prüfung rechtfertigen würde. Der Meistersänger Caruso wird mit überschwänglichem Hymnus gefeiert, auf das höchste Piedestal gestellt und Wort- und Klanglyrik strömen also aus: „Es glänzt braun, grüne Lichter blitzen, blaue Fernen

öffnen sich, violette Ahnungen streichen..“ Der Nurmusiker stutzt, lächelt vielleicht. Aber diese Farbenwirkungen bleiben nicht Wirkungen ohne Ursache und diese selbst wird von einem ungestümen Mitempfinder in ihren Urgründen entschleiert .. Ein Massenet aber ist ihm nichts weiter als ein etwas schleimiger Ausfluß der tragédie lyrique; der Sieg der „Cavalleria“ gilt ihm, mit Recht, als animalischer Sieg; der Opernkomponist Hugo Wolf heißt ein Eklektiker aus Wissen; ein Wagnerschwärmer, aber kein Wagnermensch. Die Aphorismen ließen sich häufen, aber sie würden nur scharf pointirte endliche Ergebnisse zeigen und nichts von dem heißblütigen Miterleben des künstlerischen Details ahnen lassen, aus dem sie geflossen sind. Denn die entente cordiale zwischen Auge und Ohr hebt ihn aus der Reihe der Musiker, deren Metaphysisches sich gegen das Stoffliche wehrt. Auch für ihn, den von Wagner her Kommenden, bleibt Musik in der Oper das Primäre. Er hat seit jener Zeit nichts verabsäumt, seine Anschauung durch Wissen zu stützen. Er hat sich nicht damit begnügt, Farbenreize zu empfinden; er hat sich die Quellen der dramatischen Wirkung durch Arbeit erschlossen. Neben den Klangfarben des Orchesters sind dem nervösen Modernen die nachtristanischen harmonischen Zwischenstufen aufschlußreich geworden; er hat das Wesen der literarischen Musik erspürt; die Fortschritte einer immer bedeutsameren Inszenirung, die ihm eine „Stimmungcentrale“ schafft, einer die Bühnenvorgänge sinnvoll entwickelnden Regie mit dem auf Malerisches, Bildhaftes eingestellten Künstlerauge beobachtet.

Ich kann immer nur vom Gegenwartkritiker ausgehen, der in dieser Wortzusammensetzung eine neue Paradoxie sieht, sich gegen ihren zweiten Theil heftig sträubt und die höchste Verantwortung für Das, was in ständigem Fluß ist, im Vorzimmer der Redaktion ablehnt.. Denn die Gegenwartempfindung leitet ihn auch beim Anschauen der Historie. Sammeltrieb, der sich in Archiven bethätigt, kann man ihm nicht zumuten; es wäre Vergeudung von Lebenskraft, die ihrem Eigensten entzogen würde. Er verzichtet also darauf, auf Grund neuerworbenen Materials Geschichte zu machen. Er fügt sich den Entscheidungen der Historie, die gut gesiebt habe, in fast allen Punkten. Sie haben im Großen und Ganzen auch den Spielplan gestaltet, der im Laufe der Jahre selbst ein Bestandtheil der Historie geworden ist. An den Stellen, wo selbst die weitreichende Erfahrung ihn im Stich läßt, entzündet sich Bies Temperament an der Partitur, die ihm auch die Bühnenvorgänge vor die Sinne zaubert. So wendet sich sein positiv gerichteter Blick von selbst oft erkannten und erschauten Gipfeln zu; mittlere

oder noch geringere Höhen entschwinden ihm. Der Opernkomponist Anton Rubinstein, um ein modernes Beispiel herauszugreifen, wird als Zwittererscheinung mit wenigen Worten in die Rumpelkammer der Geschichte verwiesen. Daß ein Mann wie Marschner, der zwischen Weber und Wagner zerrieben wird, auch von Bie wenig zu erwarten hat, begreifen wir. Aber es giebt auch seltene Ehrenrettungen: so die von Flotows „Martha“, die, nicht banaler als andere Opern auch, doch technisch ein Meisterwerk, von der französischen Komischen Oper her betrachtet werden müsse, um höher eingeschätzt zu werden. Doch: kaum ist das Wort der Lippe entflohen, schämt sich der Moderne und will es, unter dem Deckmantel des Impressionismus, nicht mehr wahr haben. In Thomas' „Mignon“ riecht er „schlechte Luft, nicht die sinnliche Atmosphäre Gounods, sondern Gasgeruch mit altem Parfum und schwitzigem Fleisch, worin eine echte Kokotte wie eine Erfrischung wirkt“. So werden auch Abneigungen, die sich allgemein durchgesetzt haben, durch geistreich zugespitzte und klingende Aphorismen bestätigt. Künstlerisch verfeinerter Journalismus wirft freilich mitunter auch Leuchtkugeln, die verdunkeln, anstatt zu erhellen. Da fällt der Feuilletongeist über Meyerbeer her, der so bedeutend bleibt, daß er hundertmal abgeschlachtet werden kann, ohne wirklich zu sterben. Der Gegenstand ist dankbar, der Spott nicht allzu schwer, die Pointe ergiebt sich von selbst. Muß aber, wer für alles Komoediantenthum der Opernbühne so hellsichtig ist wie Bie, in seiner an sich begründeten Nachkritik nicht auch Worte der Rechtfertigung finden? Muß er nicht nochmals auf die Zusammenhänge zwischen Meyerbeer, Wagner und Strauß kräftig hindeuten? Aber gerade der Wagnerianer in ihm läßt ihn die Feder doppelt spitzen und er spricht (voll Freude über die Ausartung des Geistes) jenen Ekel vor „allem Sensationellen der Materie“ aus, das der Meister von Bayreuth in Worten zwar gehaßt, doch in der That nicht überwunden hat. Nur dies eine Mal, scheint mir, hat der Impressionist Bie so über die Stränge geschlagen, daß schon der Lapidardruck des Buches dagegen Einspruch erhebt. Hier ist einer von den Flecken stehen geblieben, für die Bie am Schluß des Werkes den Freund um Entschuldigung bittet. Und da ich es bin und überdies journalistischen Geist sehr wohl zu schätzen weiß, möchte ich gleich hinzufügen, wie dieser sich in der Anordnung des Stoffes und in der Benutzung von Gelehrsamkeit aus zweiter Hand wundervoll bewährt. Man mag, was über die vorgluckische Oper gesagt wird, im gelehrten Sinne nicht allzu ertragreich, alles durch die eigene Erfahrung nicht Begründete dünn finden; die Raschheit der Asso-

ziation baut goldene Brücken zwischen Gipfeln, Mittelhöhen und Abgründen; zwischen einer Musik und der anderen, zwischen einem Text und dem anderen werden Beziehungen aufgezeigt, die dem schwerathmenden Kärrner nie aufdämmern würden. Die Gesammtkultur weiß anders zu lesen und Gelesenes umzumünzen als mit Scheuklappen bewaffnete Gelehrtenhirne.

Noch ein Wort über die Art, wie Bie die Gipfel anschaut. Vor dem Monumentalen erschrickt er, betrachtet es mit der scheuen Ehrfurcht eines Künstlers mit entschiedenem femininen Einschlag. Schön sagt er zwar von „Fidelio“: Dieses Werk krallt sich in der Operngeschichte ein, ein Unikum, ein Zentaur mit Menschenantlitz auf den vier Füßen der Konvention.“ Wie nähert er sich aber Beethovens überwältigender Unopernhaftigkeit? Er weiß nichts Besseres, als die „Eroica“ zu dramatisiren. Und sprudelt doch hervor: „Fort, Ihr Coulissen, mit Eurer kindischen Pracht...“ Das ist viel weniger ernst zu nehmen als der Jubelhymnus, den er auf Mozart anstimmt. Man hat oft erlebt, wie der nervöse zeitgenössische Künstler zu diesem erquickenden Urquell zurückflüchtet; aber nie hat rückschauende Begeisterung so wahren und hinreißenden Ausdruck gefunden wie hier. Noch einmal rauscht der „Figaro“ an uns vorüber, in aller seiner Pracht geschaut und mit einer Bildhaftigkeit vor die Sinne gezaubert, die Handlung und Musik neben einander herjagt: „Jetzt sitzen wir verlegen da und starren auf die Fäden dieses Gewebes. Zurückspinnen!“ So glaubt sich schließlich der Historiker besinnen zu müssen, den der Impressionist zu unserem Segen überwunden hat. Ein prachtvolles Beispiel gegen die „Zerstörung eines Kunstwerks durch die ätzende Wissenschaft“, wie sie Mozartphilologen vom Schlage Gustav Engels auf dem Gewissen haben. (Dem feinsinnigen Kretzschmar dagegen werden Kränze gewunden.) Ein Gegenpol: Offenbach: „Das ist sein Wesen: eine trockene Feinheit, die der närrische Rhythmus in Schaum schlägt.“ Auch hier ersteigt künstlerisch-verfeinerter Journalismus eine Höhe. Aus dem Bourgeoismilieu wächst Offenbach heraus, stellt sich uns vor und überredet uns zu seiner „Weltanschauung von metaphysischer Akrobatik“. Aber endlich: wie steht es um den Wagnerianer Bie? Nie habe ich ihn besonnener gefunden als da, wo so lange und auch von ihm geschwärmt worden ist. Das starke Verantwortlichkeitgefühl vor einer ernsthaft prüfenden Zeit giebt ihm hier eine starre Gradlinigkeit des Urtheils, die nur im Falle des „Parsifal“ aus (vielleicht) persönlichen Gründen versagt. Wagner ist die „Paradoxie als Elebniß.“ Mit einer Logik, die Liebe beseelt, verfolgt Bie den

Widerstreit zwischen Theorie und Kunst, bis in die feinsten Verästelungen des Musikdramas. Sein „Credo“ ist so stark, daß alle fremde Nüchternheit an ihm zerschellt. Seine Musik, sein Orchester zumal, verschlingt ihm Alles.

Nun ist es an der Zeit, zum Schluß zu kommen? Nein: zum Anfang zurückzugehen. Zu jenem ersten Kapitel, das, mit der These „Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk“ eingeleitet, als Präludium vorausgeschickt, doch als Endergebniß zu empfinden ist; denn alle Dissonanzen bedenkenvoller Theorie sind hier im glänzenden Schlußakkord des Erlebnisses aufgelöst. Bezeichnend für den vorwärts drängenden Künstler, daß er sein Eigenstes, Das, wogegen keine papierne Weisheit dünkelhafter Lappaliensammler ankommen kann, nicht früh genug zu sagen wußte und seine stärksten Trümpfe auf den dreiundneunzig Seiten des Beginns ausspielt. Sie stellen ein Buch im Buche und das Eindringendste dar, was zur Begründung eines Schlagwortes angeführt worden ist.

Von den Paradoxien der Oper spricht man wohl so obenhin. Aber zu zeigen, wie die Logik von klar erkannten Widersprüchen, vom der künstlerischen That aufgesogen wird, ist etwas Neues, etwas für Den Unlösbares, den nicht Bühnenblut und Erfahrung hier zum natürlichen Ueberwinder gedanklicher Widerstände machen. An sich giebt es ja kein Kunstwerk, das so viele widerstreitende Elemente in so dauernder Spannung erhält wie die Oper. Ihre ganze Geschichte von den Florentinern über Lully und Rameau zu Gluck, Mozart und den vielfachen Verzweigungen im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist eine Summe von Versuchen, den Ausgleich zu schaffen, der immer nur scheinbar, aber für die Zeit überzeugend erreicht wird. Hier die Musik, die so heiter dahinfließt und doch unter Problemen ächzt. Sie will ihren eigenen Gesetzen folgen, ihr eigenes Leben führen, will sich zeitlich und räumlich, melodisch und harmonisch entfalten, fühlt den Bautrieb in sich und muß doch psychologisch sein, schildern und darstellen. Ihr endlicher Triumph ist nicht zweifelhaft. Aber die Gegner wehren sich. Den Stoff zwingt sie, sich ihr zu beugen, sich zu vereinfachen, so daß typische Szenen sich bilden, die sich wie die Erbsünde fortpflanzen. Nach solcher Gewaltthat begütigt sie, wie es ihrem angeborenen Idealismus entspricht. Die Nummer, die Arie, Ensembles, Finales sind künstlerisch versöhnliche Widerlegungen der Logik. (Richard Wagner: Die Musik ist ein Weib.) Die Sprache soll ihr Genosse sein und wird ihr Gegner. Die Musik herrschsüchtig, weltumfassend, international; jene örtlich gebunden, national. Wie viele Opfer werden da gefordert! Uebertragungen, die eine Oper sprachlich

empfindlicher Menschen wie der Franzosen in ihrem Lebensnerv treffen. Klippen der Deklamation ragen empor. Jede Gattung ein Waffenstillstand zwischen der Musik und Gegnern, die ihre dramatischen und poetischen Ansprüche immer dringlicher stellen. Die herrschsüchtige Idealistin hält ein Zaubermittel in Bereitschaft, sie zu befriedigen und zu unterwerfen: das Orchester, das Tyrannin der Bühne und der Stimmen wird. Die Künste der Anschauung springen ihr bei. Schweigt der Kampf? Die Aufführung deckt nochmals Widersprüche auf. Menschliches führt Gedrucktes ad absurdum. Theaternothwendigkeiten sprechen, befehlen. Der Regisseur, der Natürlichkeit will, stößt sich gegen den Kapellmeister, der die Sänger magnetisch an sich zieht. Und längst haben auch die Gesellschaft und ihre Spitzen, die an der Oper mitarbeiten oder nicht, das Kunstwerk zu Vasallendiensten gezwungen. Aber das Wunder geschieht: die Sinne geben sich dem Ereigniß gefangen.

Dieser Schlußakkord klingt auch im Leser nach und löst alle Spannungen des Buches. Dr. Adolf Weißmann.

Der Sarg.

S'il faut en croire le moine Austin Castillejo, ce fut le moyen que Charles-Quint voulant après son abdication une dernière fois revoir „La Plombe" employa pour la faire entrer dans le monastère Saint-Just et l'en faire sortir . . .

Victor Hugo: „Les Misérables".

Kaiser Karl der Fünfte war müde, so müde, meinte er selbst, wie noch kein Herrscher vor ihm gewesen. Das machte wohl der Umstand, daß die Sonne nie in seinem Reich unterging. Ihm war, als ging sie auch für ihn nie unter, als müsse er ewig wach sein, in unablässiger Sorge, was einem Gott anstehen mag, nicht aber einem sterblichen Menschen. Weiße, schwarze, rothbraune und hellbraune Menschen waren ihm unterthan, versahen ihre verschiedensten Hantirungen da, dort, in der fruchtbaren Ebene, im glücklichen und im unglücklichen Thal, auf die Inseln verstreut, gedrängt am Meer, ausgetheilt überall, unzählig, unabsehbar.

Von seiner Höhe aus war ihr Dasein ein Wimmeln und Kriechen insektenhaft, ihre Vermehrung und ihr Dahinsterben durch die verschiedensten Zufälle höchst belanglos, ein außerordentlich monotones und ermüdendes Schauspiel. Nichts auf dieser von ihm beherrschten Erde schien ihm recht eigentlich der Mühe werth zu sein. Die Künste und Wissenschaften, die sich vor ihm verneigten, eitel Spielerei, die Huldigungen Gesumm und das geheime Drohen ein verächtlich Quieken.

Das Einzige, was ihm die beherrschte Welt noch geben konnte, war die Müdigkeit, unendliche Langeweile. Das gab sie auch. Die Müdigkeit schlich sich heran an den gewaltigen Herrn wie eine Sklavin, die allmählich Macht bekommt, Befehle ertheilt, statt zu gehorchen und zu zittern. Sie war wie eine Spinne, die alle Tage in der selben Ecke erscheint und immer größer wird, gespenstisch, riesenhaft. Und das Gespinnst, das dünne, dessen Weben man zuerst mit einer Art Gespanntheit zugesehen, besteht nicht mehr aus Fädchen luftiger Art, sondern aus gedrehten Seilen, aus mannstarken Tauen, die den Beschauer an Händen und Füßen knebeln und die von der unheimlichen Spinnerin hinüber und herüber geworfen und geschlungen werden.

Kaiser Karl war müde. Und seine Müdigkeit wurde gemach zu einem Widerwillen gegen alljede Speise und alljeden Trank, den die Erde bot, zu einer gehässigen Ungeduld gegen den Gesang der Menschen und der Vögel, gegen das Lachen der Leute und gegen ihr Weinen und Betteln, zu einem Widerwillen selbst gegen jene goldene Sonne, die in seinem Reich niemals unterging. Der Kaiser hätte gern immerdar Sturm gehört und Regenklatschen. Das aber konnte selbst er nicht gebieten. Der Ekel wuchs und wuchs, nirgends und niemals war vor seinem Grauen ein Entfliehen möglich. Ekel klebte an allen Dingen und an allen Menschen. Ja, an allen Menschen; besonders entquoll er all ihrem Gehabe und Gethu, streifte ihnen nach wie giftiger Schleim. Da kam dem Kaiser ein stolzer Gedanke zu Hilfe. Wozu den Abschen länger bergen, diesen Widerwillen weiter bemänteln, wozu mühsam behalten und erhalten, was er so haßte aus tiefster Seele?

Sterben ging nicht so leicht. Der Tod hatte ihn nicht gefunden; weder in der Schlacht noch in dem von Ränken erfüllten Palast. Gott war wohl dagegen, daß er sterben solle. Er hatte vergebens darum gebetet. Und wie ihm, dem Kaiser, Unterthanenempörung ein Frevel erschien, wäre die Empörung eines freiwilligen Sterbens gegen den Herrscher der anderen Welt ein Frevel, den er sich nicht erlauben konnte. Aber es gab doch so eine Art von Sterben, die der Herr des Himmels nur erlauben und billigen konnte, eine Art, die immerhin Erlösung bringen mochte von dem Ekel des Lebens. Es gab ein Kloster, auf Felsen genistet, grau und zackig wie der Fels selbst, starr und tot wie er. Ein Kloster, nach Norden gelegen, wo ihm die Sonne nie mehr ins Angesicht sehen würde. Wo der Sturm zu Haus war und die Menschen schweigen mußten. Eine Art des Sterbens bot dieses Kloster, ein Grab vor dem Grab.

So brachte der Kaiser nach Sankt=Just seine Müdigkeit. Außerdem brachte er einige Spielereien mit, um die Zeit, die noch verrinnen mußte, totzuschlagen, und weil er doch der Kaiser blieb; einige Uhren, die er in gleichem Gang zu halten versuchte, und seinen Zwerg. Der war ein guter Lauscher und Schweiger, darum hielt ihn der Kaiser werth und sprach gern zu ihm, wie der verzweifelt Einsame zu einem Lieblingthier spricht; hielt auch darauf, ihn gefüttert und gepflegt zu wissen. Manchmal reichte er ihm gnädig Futter aus der eigenen kaiserlichen Hand. Diesen brachte er mit ins Kloster. Der Zwerg, der einen unförmlichen Kopf und einen Höcker hatte, huschte als possirlicher Schattten die kahlen Klostermauern entlang; dieser Schatten war das einzig Possirliche weit und breit.

Und nun begab sich, da der Kaiser in seiner Zelle lag, auf mönchisch hartem Lager, daß er drei Nächte nacheinander den selben Traum träumte. Der handelte von einem längst vergessenen Weib, das er einst in seinen Armen gehalten hatte. Es war nichts Besonderes an ihr, eine Frau wie viele Andere; nur Auge und Mund vielleicht noch etwas glühender als bei Anderen. Und tief am kleinen, weißen, harten Busen ein sternförmig dunkles Muttermal. Eine Laune des Herrschers; eine unter vielen. Es war gewesen, wie wenn man ein Glas starken Würzweins trinkt. Nicht mehr; gar nicht anders. Und nun, im Kloster, auf ewig von der Welt geschieden, von allen Bechern, die sie kredenzt hat, die Lippen fern, laut mönchischem Gelübde auf mönchisch hartem Lager einsam, nun träumte er sie. Er träumte sie mit Sehnsucht und Qual, mit einer Sehnsucht, die auch der Jüngling nie gekannt. Sie überfiel ihn wie eine Krankheit und er konnte sich gegen sie nicht wehren, wie man sich gegen ein böses Fieber nicht wehren kann. Es wurde schlimmer von Nacht zu Nacht.

Er bat den Zwerg, ihm Wasser, einen ganzen Krug voll, hart ans Lager zu setzen. Im Schlaf und im Wachen netzte er die Lippen daran: doch der Durst brannte immer stärker. Das wars; es war Durst. Liebe war es nicht. Nur Durst nach jenes Weibes Lippen, nach ihren geschlossenen Lidern mit den schweren Wimpern, den bräunlich bläulichen, den zarten Lidern. Und Durst nach dem Muttermal, dem sternförmig dunklen. Vielleicht würde eine leise Berührung genügen, um ihn zu letzen, um ihn zu erlösen aus dieser Höllenpein. Er hatte die ganze Welt weggeworfen, verächtlich und voll Haß von sich gestoßen. Er lebte jetzt im Kloster und hatte gemeint, er, der so viele Festungen erobert, die Festung des Himmels nun mit Fasten und Leiden zwingen zu können. Aber was war ihm jetzt der Himmel? Er wachte auf mit dieser schaudervollen Frage in der Brust. Er würde gern frevelnd den Himmel verscherzen, wenns darauf ankäme. Um jenes Weibes willen. Nur ihretwegen.

Kaiser Karl warf nach dem Zwerg, um ihn, der in seiner Nähe, gekauert wie ein Thier, auf dem Boden der Zelle schlief, zu wecken. Eben graute der Morgen durch die schmale Fensterluke und des

Zwerges scheusälige Gestalt richtete sich empor im fahlen Licht, wie ein nachtsüber vergessenes grimmes Leid sich am Morgen reckt. Der Kaiser griff nach ihm, zerrte ihn heran, keuchte endlich in sein Ohr: „Wie hat sie geheißen? Wie nannt' ich sie mit Kosenamen? Wie rief ich sie? Hilf meiner Erinnerung auf!“

Der Zwerg antwortete nicht, zog aber aus seinem Wams ein Bild und einen Brief. Der Kaiser las: „Rufe mich, wenn meine Sehnsucht je Deine Sehnsucht weckt. Ich komme zu Dir auch aus dem Reich der Toten, ich folge Dir, auch ins Totenreich.“

„Wann gab sie Dir Das?“

„Ehe Du ins Kloster gingst, Herr“, erwiderte der Zwerg ruhig.

„Du hast es stets bei Dir getragen?“

„Stets, Herr.“

„Verruchter Zwerg! So mußte ich verhext werden. Zerreiß den Brief, vernichte dieses Bild!“

Ohne Besinnung folgte der Zwerg seines Herrn Geheiß. Aber des Kaisers Durst wurde nicht besser. Er brannte auf Zunge und Gaumen, er brannte bis ins Herz und Eingeweide und zwang zum Stöhnen. In einer Nacht geschah es, daß der Kaiser weinte. Da fühlte er Etwas in seiner Nähe sich regen. Der Zwerg war herangekrochen und sagte leise: „Herr, wenn ihre Sehnsucht Deine Sehnsucht weckt, diese Frau kommt zu Dir auch aus dem Totenreich. Sie kommt zu Dir auch in das Reich der Toten.“

„Ich weiß.“ erwiderte der Kaiser barsch; „wozu sagst Du es noch? Ich weiß.“

Von nun an entsann sich Kaiser Karl auch der Stimme jenes Weibes. Er entsann sich ganz gut und glaubte, sie zu hören in tausend feinen Seufzern, fein und verhalten, aber doch lauter als das Jammern des Nordsturms um die Felsengrate und Klosterzinnen. Er, der einst Alles raffen konnte, wenn er wollte, griff jetzt umsonst nach Luftgebilden, er, dessen Befehl Alles unterthan gewesen, war jetzt unterthan und geknechtet im strengen Kloster. Er, dem alle Genüsse schal gewesen, durfte nicht mehr genießen, was der Aermste in in seinem Reich genoß. Unwiederbringlich hatte er selbst Alles fortgeworfen, auf Alles verzichtet, sich auf immer von allem Leben abgewandt. Er gehörte schon zu den Toten. Was aber sagte dies Weib in seinen beharrlichen Träumen? „Ich komme zu Dir, auch aus dem Reich der Toten, ich folge Dir bis ins Totenreich.“ Da weinte der Kaiser abermals. Er weinte, wie ein Kind weint, dessen Schmerz Niemand weiß. Noch näher kroch der Zwerg heran und sagte, diesmal fast laut und nicht ohne Zuversicht: „Rufst Du sie?“

Der Kaiser sprach, mehr zu sich selbst als zu dem Zwerg: „Ich bin ein Toter.“

Der Zwerg antwortete: „Sie kommt zu Dir auch ins Totenreich.“

„In dieses Totenreich?“ fragte der Kaiser herb. „Wie bringst Du sie hierher?“

„Wie man die Toten bringt. In einem Sarg. Er steht schon in Bereitschaft. Du sagst, Du seiest ein Toter, Herr. So scheu Dich nicht davor, wenn Dein Lieb, um sich zu Dir zu betten, einem Sarg entsteigt. Du weißt, dies Kloster ist so eng auf die Felsenkuppe gebaut, daß es nicht Raum für seine Toten hat. Sie werden hinausgetragen, um Bestattung zu finden."

„Wohl; aber was willst Du damit sagen?"

„Der Zwerg hat Freunde", grinste jetzt der Kleine; „denn er hat Gold, viel Gold. Es sind Freunde, die Alles thun ums Gold. Der Gärtner und der Totengräber. Sie haben das Amt, die in der Stadt gefertigten Särge hereinzubringen in dies gehütete Haus, die Toten hineinzubetten und hinauszuschaffen aus diesen Mauern. Dein Lieb wartet auf Deinen Befehl. Unten im Städtchen, von wo sie zum Kloster hinaufblicken kann, nach Dir. Ein Sarg wird hereingebracht werden, um einen Toten hier im Kloster aufzunehmen. Der Tote wird aber hier heimlich verscharrt von Jenen, von meinen Freunden. In dem scheinbar leeren Sarg, der hereingetragen wird, liegt das Weib, nach dem Du verlangst. Wenn Du an ihr Deinen Durst gestillt hast, wird sie den Sarg wieder besteigen und wird, heimlich, wie sie hereingebracht wurde, hinausgetragen aus diesen Mauern. Du, Herr, wirst schlafen, ohne zu weinen."

Kaiser Karl flüsterte: „Wer aber soll der Tote sein?"

Jetzt streckte sich der geduckte Zwerg wie Einer, der endlich stolz sein darf. „Der Tote bin ich, Herr. Morgen bin ich tot. Ich habe Gift genommen."

„Und Deine Seele?" sprach der Herr des Zwerges mit Schauder.

„Sie ist Dein, Herr, wie mein häßlicher Leib. Du hast mich taufen lassen. Aber ich bin von Haus und von Herzen ein Heide, Herr. Ich habe mir nie einen anderen Gott vorstellen können als Dich."

Die Dinge begaben sich, wie der Zwerg, seine Helfer und die Frau, des Kaisers Lieb, klug ersonnen. Der Zwerg wurde verscharrt. Dem scheinbaren leeren Sarg entstieg das Weib; und als nach einer Nacht heißer Liebe der Kaiser, von Küssen und von Würzwein schwer berauscht, in Schlummer lag, bestieg die Holde den Sarg, wie eine andere Schöne ihre Sänfte bestiegen hätte, um hinausgetragen zu werden, fort aus den Klostermauern.

Als aber der Kaiser erwachte, bewegten sich seine Lippen und er sprach, als könne er noch dem Zwerg seine Gedanken zuflüstern, eindringlich leis: „Jetzt erst habe ich die ganze Welt besessen. Jetzt erst kann ich wahrlich zu den Toten gehen."

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Zwei Skizzen.

Entdeckungen.

Er ist ein Kind der Stadt. Seine Lippen sind zu roth und die brennenden Augen liegen tief in dem blassen Gesicht.

Er kommt aus der Schule. Er ist in der Klasse, welche zehn Minuten später als die Anderen entlassen wird und in der man die meisten Bücher hat. Vornübergebeugt geht er heim, den Tornister auf dem Rücken. Lange ist er jetzt niedergehalten worden von einer angespannten Aufmerksamkeit, lange mußte er still sitzen, die Arme auf dem kahlen schwarzen Tisch gekreuzt. Bei den Vorbereitungen zum Aufbruch athmete er erleichtert auf; endlich frei und ausgespannt! Seine Nase sog den Geruch der Schule am Ende des Tages wieder ein, den Geruch von Fieber, von Tinte und feuchten Wandtafeln, den Geruch, bei dem man traurig von den Großen Ferien träumt.

Jetzt, im Freien, umfängt und betäubt ihn der werdende Frühling. Er geht, etwas schwankend, auf dem staubigen Fußweg, der von weicher, sanfter Klarheit durchdrungen ist und auf dem er sich lang ausstrecken möchte. Ein Lieferungwagen fährt an ihm vorüber; das Pferd hat einen schweren und doch nachlässigen Trab, der auf dem Holzpflaster hell ins Ohr klingt und dessen voller Ton das Herz erfreut. Im Winter, wenn er von der Schule kommt, sieht er die Schaufenster an oder zählt die im Nebel verschwommenen Lichter. Wenn es regnet, stimmt ihn der Anblick des Elends in den Höfen und Gängen noch trauriger. Heute aber ist es die Straße, die er liebt. Im Gehen beobachtet er den lichten Schimmer, da in der Ferne, und die Häuser, die weniger bedrückt und froher scheinen.

Was giebt es dort, am Ende der Straße, am Kreuzweg? Militärmusik? Vorbereitungen zu einem Fest? Eine Schlacht? Er erwartet ein Ereigniß; jetzt muß ein Ereigniß kommen! Er denkt an die vorigen Frühjahrswahlen; Männer stritten in den Straßen; Extrablätter erschienen, die den Verkäufern entrissen wurden; es gab große, rothe Anzeigen, noch feucht von Kleister, die er mit den Anderen las; sehr ernste Bekanntmachungen, in denen man vom Volk sprach, von den Genossen, von der Republik und der Nation, wie in der Geschichte Frankreichs. Sofort standen vor seinem Geist Mirabeau, die Anwerbungen der Freiwilligen, die Preußen; und Das gab ihm einen Schauder, den er liebte.

Nun hat er den Kreuzweg erreicht; aber hier ist nichts, wird nichts kommen. Es war nur in der Luft.... nur in seiner Brust.

Jetzt verschwindet er in der Dunkelheit des langen Ganges seines Hauses. Ganz am Ende flößt ihm die schwarze Bude, wo der wassersüchtige Thürhüter schlummert, Angst und Widerwillen ein; er muß an Ratten denken.

Der erste Stock ist dunkel, aber je höher man steigt, desto stärker wird das Licht, demüthig und ergeben; ganz oben sogar tröstet es mit einem Lächeln die eisigen Wände und das verachtete Holz der Treppen. Er tritt in die Kammer ein; seine Mutter ist fort, er ist allein; sein Taumel kann fortdauern, sein Taumel kann noch wachsen.

Er legt die Mappe weg und ist sofort am offenen Fenster, weit hinausgelehnt, die Beine schlaff, die Stirn dem Himmel zugewandt. Unter ihm breiten sich die Dächer der Werkstätten aus, flach und lang; dann ein Hof, dann noch andere niedrige Gebäude; und dort hinten erst erhebt sich die Mauer der hohen Häuser und lehnt sich an Seitenwände, so daß das Kind ein wunderbares Viereck des Himmels für sich hat. Aber dort ist noch Etwas; dort ist der eiserne Schornstein einer Wäscherei; schlank und dünn überragt er Alles. Ein langes Stück, tiefschwarz und von reinen Konturen, ist allein mit dem klaren Himmel. An bestimmten Tagen, wie heute, fühlt das Kind in sich ein Etwas, das ihn erstickt und das ins Unermeßliche wachsen will. Er hat keinen Namen für seine Unruhe. Wäre er auf dem Land, so würde er einen der höchsten Bäume wählen; hinauf würde er sich schwingen, um den Gipfel zu erreichen; er würde, stolz auf seine wunden Hände, sich vom Schwindel betäuben lassen. Aber er ist ein Kind der Stadt und hat nur die Freiheit seiner Träume; und sein Traum ist dieses Stück Himmel, von armen Häusern eingerahmt, und diese dünne Säule, die ihm Befriedigung und Beruhigung bringt.

Er schaut, er schaut; bis er dem Himmel nah ist, dank der so reinen, klaren Silhouette des Schornsteins. Nun ist er dort oben, schwebend, schwindelig, in einer Frische, die ihn frei macht wie die Vögel. Der Schornstein wird von Drähten gehalten, die wunderbar fein erscheinen und in weiter Ferne aufhören, auf Dächern, an Punkten, die man nicht sieht; wie gern würde er diese Enden entdecken, sich an den Draht hängen und sich ins Unendliche hinabgleiten lassen! Unten wären viele Menschen, die zusehen und ihm zujauchzen würden. Seine Blicke wollen einen der Drähte verfolgen, sie verirren sich aber im Himmel; voll großer Freude wandern sie und steigen bis zum Zenith.

Ach, der Himmel! Er ist nicht mehr bedeckt von Sonne oder Rauch; hier ist er kahl; und in ihm wohnt alles Licht. Er lacht nicht mehr, aber trotzdem ist er sehr heiter, mit einem zitternden, hingebenden Glück.

Das Kind lebt vertraulich mit dem Himmel; verzückt ist es von ihm durchdrungen. Aber das Glück und die Liebe eines großen Stückes Himmels liegen zu schwer auf einem armen Kinde. Er möchte ein Lied singen, das wäre wie sein Leid, wie der Himmel von heute Abend. Er kann nicht . . .

Aber plötzlich steigt aus dem Schornstein der Wäscherei ein rußiger, leichter Rauch; ein Rauch, der dem Himmel wohlgefällt und durch den man sich ihm noch näher fühlt. Und seht: die Schwalben

dort in der Höhe; ihre Schreie durchdringen die Luft und sind wie ein Ausdruck innerster Zufriedenheit.

Und das Kind weint heiße Thränen.

Testament.

Ich schenke und vermache Dir meinen Schädel.

Du wirst ihnen meinen Kopf stehlen müssen. Und sofort, im Brühkessel, wirst Du mit ätzenden Salzen meine Züge auslöschen; meinen Kopf wirst Du ausleeren: und mit einem Schlag wirst Du meinen Tod verjähren.

Denn sieh: besonders für meinen Kopf empfinde ich Abscheu vor Allem, was zwischen der Leiche und dem Skelett vor sich geht. Und es wäre mir weniger schrecklich, wenn er aufhörte, zu leben, um ein Gegenstand im Leben zu werden. Ja, Das ist es: ein Gegenstand im Leben; ein Ding.

Diesen reinen Schädel, mit den Kiefern, die mit kupfernen Haken befestigt sind, wirst Du mit hellem Wachsfirniß bestreichen; und Du sollst ihn in dem Zimmer aufstellen, wo Du arbeitest, auf einem Bücherbrett, zwischen Sachen, die Du benutzest. Und so wird mein Schädel ein Gegenstand im menschlichen Leben.

Er ist zweifellos der Theil meiner Ueberreste, der am Wenigsten gestorben ist. Das Rollen der vorüberfahrenden Wagen wird ihn so erfüllen, daß er erzittert, und zu jeder Stunde wird ihn das Licht beglücken mit dem Ausdruck und den Farben, welche es auch den Menschen gewährt und womit es den ärmsten Stein am Wege beschenkt.

Ich gebe den Dingen, die ich jeden Tag berühre, einen Theil meines Lebens: dem Tintenfaß, das ich aufmache, dem Fenster, das ich abwische. Mögest Du das Selbe thun mit meinem Schädel und möge er Dir ein vertrauter Gegenstand werden; wenn auch ein nutzloser.

Ich will lieber, daß dieser Ueberrest von mir lebend bleibe und beweglich werde durch Menschenhände, in der Luft, in welcher Du sprichst und denkst, als daß er in den Thieren weiter lebe.

Dieser Schädel und Du, Ihr werdet das Licht, die Wärme, die Schwingungen der Luft gemeinsam haben. Er wird noch beinahe so hinfällig sein wie Du.

Wenn ein Mensch, der Dich besucht, meinen Schädel in die Hand nimmt, ihn wie ein großes Ei umdreht, ihn wiegt und darüber lacht, dann sollst Du es geschehen lassen.

Und wenn ein Kind Dich darum bittet, um sein Ohr daran zu halten wie an eine große difforme Muschel, dann gieb ihm meinen Schädel.

Charles Vildrac.
(Deutsch von Max Carus.)

Goldprobe.

Der New York Herald, dem man freundschaftliche Gefühle für Deutschland nicht nachsagen kann, hat neulich gefragt: „Wer wird die letzte Milliarde haben?“ Er giebt keine direkte Antwort, überläßt vielmehr seinen Lesern, aus der „Logik der Zahlen“ den Schluß zu ziehen: daß wichtige Momente für Deutschland sprechen. Noch als Schatzkanzler sagte Lloyd George, daß man ein Defizit nicht durch den Hinweis auf den Reichthum des Landes beseitigen könne. Angesammeltes Vermögen lasse sich nicht ohne Weiteres in bares Geld umwandeln. England braucht aber 1100 Millionen £ (22000 Millionen Mark), um den Krieg bis ans Ende des Jahres 1915 fortsetzen zu können. 270 Millionen könnten durch Steuern gedeckt werden. Der Rest bliebe neuen Geldoperationen vorbehalten. Daß an eine große Anleihe nicht zu denken ist, hat die Finanzirung des täglichen Bedarfes gezeigt: man hilft sich mit Schatzwechseln, die kurze Lebensdauer haben. Die große Novemberanleihe von 350 Millionen £, die zu 95 Prozent begeben wurde, steht auf 94. Der Minister wählte damals den vierprozentigen Rententypus, ging also um 1½ Prozent über den Normalzinsfuß von 2½ Prozent hinaus. Das Ergebniß der ersten Emission kann nicht zur Nachahmung reizen. England denkt nicht an eine fundirte Anleihe; kann es auch nicht, weils den Ueberschuß eingeführter Waaren mit Gold bezahlen muß. Das würde immer mehr verschwinden und die Papierwüste immer breiter werden. Der Schatzkanzler konstatirte, daß der Ueberschuß der Einfuhr über den Export sich von 130 auf 450 Millionen £ vergrößert habe. Die Handelsbilanz hat sich also gegen das Vorjahr um 320 Millionen £ (6400 Millionen Mark) verschlechtert. Rechnet man die Käufe der englischen Regirung und der Verbündeten im Ausland hinzu, so vergrößert sich die Summe der britischen Verpflichtungen. Lloyd George meinte, daß der englische Kriegsminister auf die Lebensbedingungen des britischen Welthandels Rücksicht zu nehmen habe, damit der Finanzminister dem Vorsprung Deutschlands nachkommen könne. Lord Kitchener dürfe nicht wünschen, daß alle wehrfähigen Männer sich unter die Fahne stellen. Dieser Wunsch wäre in einem weniger auf die Waarenproduktion angewiesenen Land begreiflich; in England aber, wo für die Ausfuhrmöglichkeit und für den Kriegsbedarf aller Art mit voller Kraft gearbeitet werden müsse, würde die Erfüllung solchen Wunsches mehr schaden als nützen. Da ist also eine recht hohe Schranke.

Man muß zugeben, daß gerade in England an den Finanzen eine Kritik geübt wird, die Anerkennung verdient. Wenn es auch nur geschieht, um den Opfermuth zu stärken und optimistische Uebertreibungen zu dämpfen, so bleibt doch der Eindruck der Selbsterkenntniß erfreulich. Lloyd George ist ernsthafter als Herr Ribot. Dem geht es sehr viel schlechter als dem londoner Kollegen, den er in den ersten Maitagen besucht hat, um ein neues Geldbündniß zu knüpfen. Was er nach Haus brachte, lohnte die Reisespesen nicht: einen Kredit von

1550 Millionen Francs, der als Gegengabe ein Depot von 500 Millionen Francs in Gold heischte. Denn die Bank von England mußte ihren Goldvorrath aufrunden, um ihre Reserve zu erhöhen. Außerdem macht ihr die üble Behandlung des Sterlingkurses in Amerika Kummer. Seit dem Ablauf des englischen Moratoriums hat, in Folge der großen Lieferungen von Getreide und Kriegsmaterial aus den Vereinigten Staaten, die Zahlungbilanz sich zu Englands Nachtheil verschlechtert. Obwohl in New York starke Kredite aufgenommen wurden, aus denen die amerikanischen Waaren bezahlt werden konnten, bröckelte der Kurs des englischen Geldes immer weiter ab. Hätte London Gold nach Amerika geschickt, so wäre es möglich gewesen, das Disagio zu beseitigen. Aber die Bank durfte ihren Goldschatz nicht angreifen, nachdem sie ihn durch egyptische, indische und argentinische Goldguthaben erhöht hatte. Die französischen 500 Millionen bieten nun die Möglichkeit einer neuen Goldpolitik mit dem Ziel Amerika. Für Frankreich ist diese Art der Hilfe nicht schmeichelhaft. Auch Rußland konnte das von ihm geforderte Golddepot von 8 Millionen £ (im Dezember) nicht als Auszeichnung betrachten. Die nüchternen Cityleute verlangen für französische Schatzscheine 35 Prozent Deckung in Gold. Das ist etwa so viel, wie Herr Nemo bei der Bank einzahlen muß, wenn er Börsengeschäfte machen will. Natürlich braucht er kein Gold zu geben. Werthpapiere genügen. Frankreich wird also nicht ganz so gut behandelt wie der Bankkunde, der auf Kursgewinn ausgeht. Und „valutarisch“ wirkt der Einschuß erst recht seltsam: das französische Gold in London bleibt Guthaben der Bank von Frankreich, wird also, bei der Feststellung des prozentualen Verhältnisses der Golddecke, als Bestandtheil des Goldvorrathes behandelt. Daraus folgt, daß das Gold des Herrn Ribot zugleich französische und englische Banknoten garantirt. Auf solche Weise wird das System der unbegrenzten Papiergeldwirthschaft zur internationalen Einrichtung. Die Banque de France muß, zu allem Unglück, die Grenze der Notenausgabe weiter hinaus verlegen: von 12 000 auf 15 000 Millionen. Anfangs hatte das Kontingent 6800 Millionen umfaßt. Die Golddecke macht, bei 12000 Millionen, etwa 34 Prozent (gegen 47 Prozent der Deutschen Reichsbank) aus. Der Goldpegel steigt nicht, sondern fällt. Bliebe er unverändert, so würde der Höchstbetrag von 15000 Millionen die Goldwand bis auf 27 Prozent schmälern. Zur Erweiterung des Notenrechtes ist die Bank dadurch gekommen, daß der Staat neue Vorschüsse von ihr braucht. Die Dienste des Instituts für die Staatskasse beschränken sich im Frieden auf 200 Millionen. Für den Krieg war eine Höchstleistung von 2900 Millionen vorgesehen. Die wurde früh als zu niedrig erkannt. Man setzte 6000 Millionen als Summe der Unterstützung fest. Eine Forderung, die für ausreichend gehalten und als „theoretische Sicherung“ bezeichnet wurde. Die Praxis aber lehrt: 6000 Millionen sind zu wenig; erst 9000 genügen. Natürlich stützte sich diese Meinung auf Erlebtes. Die Bank von Frankreich

war mit ihren Vorschüssen an Herrn Ribot bis auf 5400 Millionen gekommen. Da der Verkauf der Bons de la défense nationale (4978 Millionen sind in Umlauf, davon 4466 in Frankreich) keinen großen Erfolg hatte, war vorauszusehen, daß der Rest von 600 Millionen, der von den Vorschüssen bei der Bank noch blieb, nicht genügen werde. Also mußte Etwas geschehen: die Erhöhung der gesetzlichen „Hilfbereitschaft“ auf 9000 Millionen. Und um den selben Betrag mußte die Notensumme vergrößert werden, damit die Bank die vom Staat gewünschten Vorschüsse auszuzahlen vermag. Natürlich in Papier; nicht in Gold. Auch der französische Finanzminister hat kein Glück mit wirklichen Anleihen, mit Schuldverschreibungen, die erst nach wenigstens zehn Jahren rückzahlbar sind. Von den Obligations de la défense nationale ist ein Betrag von 970 Millionen ausgegeben, der aber zum größten Theil dazu verwendet wurde, den Torso der „großen nationalen Anleihe“, des französischen Wehrbeitrages (805 Millionen Rente), wegzuräumen. Ribot machte aus der Noth eine Tugend: er setzte die Rentnereigenschaft des Nationalvermögens herunter und hob die Bedeutung des arbeitenden Kapitals in den Himmel. Vor dem Krieg las mans anders. Da wurde der Franzose wegen seiner Vorliebe für die Rente gerühmt und die Solidität des französischen Reichthums als gesegnete Folge dieser Neigung bezeichnet. Der Krieg hat die Ideale gewandelt; heute ist das letzte Ziel des französischen Wirthschaftmannes: der Industriestaat. (Bis an dieses Ziel hätte Frankreich einen weiten Weg. Einstweilen quillt sein Vermögen aus dem Boden und aus einzelnen Luxusindustrien. Da von der Marne an das Land frei, die Ausfuhr von Bodenfrüchten und Verbrauchsgegenständen aller Sorten nicht gehindert ist, hat Frankreich Handelsgelegenheiten, die uns seit zehn Monaten fehlen, und kann deshalb mindestens mit einem Schein von Recht sagen, daß es dem Gläubiger Golddepots giebt, weil es sich solche Hingabe leisten kann, nicht, weil ihm sonst, ohne Depot, nichts geliehen würde.)

Was beweisen die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs und die Verlegenheit Englands? Für Frankreich den Staatsbankerot, wenn es den Krieg verliert. So lange die Kanonen die Diskussion beherrschen, darf jeder Staat nach seiner Fasson selig werden. Zum Krieg braucht man kein Geld, wenn man Kredit hat. Rußland müßte bald aufhören, wenn es auf die normalen Methoden der Geldbeschaffung beschränkt wäre. Aber für die Finanzirung sorgen die Bundesgenossen. Frankreich ist als Geldmacht aktiv geblieben; auf Kosten seiner Währung. Die könnte nur gesund werden, wenn ein gewaltiger Export neues Gold ins Land zöge. Während des Krieges ist an einen neuen Aufschwung des Außenhandels nicht zu denken; und was nachher kommt, weiß Niemand. Herr Ribot wünscht sich ein Land der Arbeit, der Industrierente. Dazu fehlen ihm die Menschen. Die hat er ganz aus der Rechnung gelassen und damit bewiesen, daß er weniger von der Volkswirthschaft versteht als der Kollege Lloyd Ge-

orge, der die Menschen vornan stellte. Der fürchtet für das Schicksal des britischen Welthandels, wenn ihm die besten Arbeiter fehlen. Eines Tages wird sich in Frankreich ein Papiermeer von 15 000 Millionen Francs Flächenraum ausbreiten und die Seekrankheit zum Volksübel machen. Lloyd George bezeichnete die „Brücke von Papier“ als eine Unmöglichkeit für ein Land, das Welthandel treibt; Ribot baut solche Brücke, um eine Verbindung mit allen Märkten der Welt herzustellen. Aber was kümmern den englischen Schatzkanzler die architektonischen Kunststücke des Franzosen? Die Hauptsache ist, daß er sein gutes Gold hat. Damit ist ein anständiger Prozentsatz des gewährten Vorschusses gedeckt. Für das Uebrige wird der nächste Goldhandel sorgen. Und wenn der Nachfolger Lloyd Georges ersucht würde, ohne Golddeckung Hilfe zu spenden? Dann müßte auch dieser weniger sozialistisch angehauchte Liberale den Beutel aufthun. Denn der Gedanke, mitten im Krieg Frankreich, den nächsten Genossen, im Stich zu lassen, kann keinem Engländer kommen. Und gerade weil man in London mit langer Kriegsdauer rechnet, nimmt man so lange, wie es irgend geht, Gold, um die Centralbank des ganzen Konsortiums für die Kämpfe zu rüsten, die Entscheidung bringen sollen.

Die wirthschaftlichen Folgen des Krieges werden sich erst zeigen, wenn das große Reinmachen anfängt. Dieser Wechsel braucht Deutschland nicht zu schrecken, weil es mit beinahe philiströser Aengstlichkeit an den wirthschaftlichen Grundsätzen des Friedens festhielt und sich selbst überlassen blieb. In einer amtlichen Denkschrift an den Reichstag steht: „Der Krieg hat die deutsche Waarenausfuhr sehr beeinträchtigt. Der Gewinn aus dem Seetransportgeschäft ist weggefallen. Der Kapitalsertrag hat durch die erlassenen Zahlungverbote, durch die Beschlagnahmen deutschen Eigenthums in feindlichen Ländern und durch die in neutralen Staaten verfügten Moratorien eine außerordentliche Einschränkung erfahren.“ Trotzdem ist die Leistungfähigkeit des deutschen Kapitals nicht verkümmert. Nur auf den Kurs der deutschen Valuta im Ausland hat die Absperrung von den fremden Märkten und Zahlungverpflichtungen gewirkt. Die ausländische Währung zieht Nutzen aus den schlechteren Zahlungsitten ihres Landes. Das ist eine Umkehrung des Qualitätbegriffes, wie sie nur der Krieg glaubhaft machen kann. Wichtiger ist die Thatsache, daß drei Monate vor dem letzten Zahlungtermin 82 Prozent der zweiten Kriegsanleihe bar erledigt waren. Ohne jeden Zwang; denn kein Mensch braucht am fünfzehnten Mai zu zahlen, wenn ihm bis Ende August Frist gegeben ist. Seit Kriegsanfang vergrößerte sich der Goldschatz des deutschen Centralinstitutes um 1130 Millionen, eine Summe, die allein in früheren Jahren nie erreicht worden ist. Keiner der 39 Kriegsausweise zeigte eine kürzere Golddecke als 36,8 Prozent; und nur sechsmal (zuletzt am dreißigsten September 1914) war das Verhältniß zwischen Gold und Noten kleiner als 40 Prozent. Die Reichsbank wird am ersten Januar 1916 das vierzigste Lebensjahr beenden. In diesem Jahr hat sie die Feuerprobe gesund bestanden. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
Grundstücke- und Gebäude-Konto: Bestand am 1. 1. 1914	1 789 643	38		
Zugang in 1914	149 019	48		
	1 938 662	86		
3% Abschreibung . . . M. 58 159,89				
Extra-Abschreibung . . . „ 100 000,—	158 159	89	1 780 502	97
Gruben-Konto: Bestand am 1. 1. 1914	147 503	[illegible]		
Zugang in 1914	25 889	52		
	173 392	[illegible]		
8% Abschreibung	13 871	41	159 52[illegible]	25
Maschinen- und Kessel-Konto: Bestand am 1. 1. 1914	1 291 705	20		
Zugang in 1914	310 222	63		
	1 601 927	83		
10% Abschreibung . . . M. 160 192,78				
Extra-Abschreibung . . . „ 100 000,—	260 192	78	1 341 735	05
Waren-Konto: Bestand an Rohmaterialien, halbfertigem und fertigem Leder am 31. 12. 1914			4 485 500	—
Kassa-Konto: Bestand an Kassa hier, bei den Filialen Berlin und Frankfurt und Guthaben auf Postscheck- und Reichsbank-Giro-Konto			722 [illegible]10	41
Wechsel-Konto: Bestand an Wechseln am 31. 12. 1914			755 247	73
Effekten-Konto: Bestand an Effekten am 31. 12. 1914			[illegible]5 657	62
Debitoren-Konto: Aussenstände am 31. 12. 1914			8 091 [illegible]	52
Fuhrwesen-Konto: Bestand an Wagen, Automobilen usw. und Pferden am 1. 1. 1914	10 000	—		
Zugang in 1914	31 314	—		
	41 314	—		
Abschreibung	41 313	—	1	—
Betriebsmaterialien-Konto: Bestand an diversen Materialien am 31. 12. 1914			155 000	—
Wohlfahrtseinrichtungen f. d. Beamt. u. Arbeit. d. Lederfabrik G. m. b. H.: Geschäftsanteile d. Lederfabrik am 1. 1. 1914	17[illegible]			
Abschreibung	30 000		1[illegible]0 000	—
			1[illegible] 310	55

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto			4 [illegible] 000	—
Obligationen-Konto			956 000	—
Reservefonds-Konto			400 000	—
Spezial-Reservefonds-Konto			1 55[illegible] 000	—
Dividenden-Ergänzungsfonds-Konto			[illegible]00 000	—
Agio-Konto			28 680	[illegible]
Arbeiter-Unterstützungsfonds-Konto			179 108	61
Beamten-Pensionsfonds-Konto			197 000	—
Sparkassen-Konto			1 261 247	04
Obligationszinsen-Konto			11 081	25
Dividenden-Konto			400	—
Akzept-Konto			1 237 610	57
Kreditoren-Konto			3 707 318	15
Tratten-Konto			2 201 036	50
Talonsteuer-Konto			40 000	—
Interims-Konto			50 000	—
Zinsen-Konto			363 414	92
Gewinn- und Verlust-Konto: Vortrag aus 1913	198 832	20		
Gewinn in 1914	1 180 485	31	1 379 317	51
			17 667 310	55

Gemäss dem Beschluss der am 28. d. Mts. stattgehabten ordentlichen Generalversammlung gelangt eine Dividende von **12%** oder pro Aktie **Mark 120,—** zur Verteilung. Dieselbe kann **von heute ab** gegen Aushändigung des Dividendenscheines **No. 22** bei **unserer Kasse** oder bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin** und **Frankfurt a. M.,** bei der **Norddeutschen Bank in Hamburg, Hamburg,** beim **A. Schaaffhausen'schen Bankverein Akt. Ges., Cöln,** bei der **Dresdner Bank Frankfurt a. M.,** und bei der **Vogtländischen Bank in Plauen i. Vgtl.** in Empfang genommen werden.

Hirschberg a. d. Saale, den 28. Mai 1915.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Knoch. Kern. M. Knoch.

Altberliner Stimmungen im Kriegsfrühling.

Das ist das Seltsame in diesen schwersten Prüfungsstunden unseres Vaterlandes, dass die Stimmung des Volkes alle, aber auch alle Unbilden und Gefahren einfach negiert, niemals den klassischen sprichwörtlich gewordenen Berliner Humor verliert und selbst in den heikelsten Lagen und Fragen die schönsten, alle feindlichen Lügen verspottenden Blüten berlinischer Gemütlichkeit treibt. Ein Beispiel des alten unausrottbaren berlinischen Frohsinns zeigt auch nur eine Stunde Verweilens im fesselfrohen Kreise der Stammgäste bei Mitscher in der Französischen Strasse, da, wo zu Urzeiten des jungen Bismarck im Stammgarten bei Krebsen und Erdbeerbowle sass, nur mit dem Unterschiede, dass man damals über ästhetische Probleme nachgedacht, heute aber frisch und fröhlich in siegesgewisse Kriegsgespräche miteinstimmt, in der jubelnde Zuversicht auf die endliche Durchsetzung des deutschen Gedankens in der Welt.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Juni 1915.

Der Krebs am Himmel.

Fridericus Rex.

„Jeder Fürst muß dem Untergang die Erhaltung seines Staates vorziehen. Keiner wird fragen, welche Mittel er dazu anwenden und welchen Personen sich verpflichten müsse. Ein Ertrinkender wird nicht auf lange Reden hören, die ihm sagen, er solle lieber untergehen als den von fremder Hand ihm hingehaltenen Strick oder Stock fassen; denn seine Würde sei nur gewahrt, wenn er sich selbst, nicht Anderen, die Erhaltung seines Lebens danke. Eifersucht hat den Fürsten sehr oft geschadet; Eifersucht auf ihre Generale oder auf Bundesgenossen, deren Eintreffen sie, um nicht mit ihnen den Ruhm theilen zu müssen, nicht abwarten wollten. Manche Schlacht ist auf diese Weise verloren worden und manchem Fürsten hat kleinliche Eifersüchtelei schlimmere Nackenschläge eingetragen als die Uebermacht oder anderer Vortheil des Feindes. In dem Staat eines auf Unterthanen neidischen Fürsten gedeihen nur zaghafte Bürger; verdorrt der Keim zu großen Gaben, die der Himmel für glänzende Leistungen geschaffen zu haben scheint. Der Untergang des Oströmischen Reiches wurde durch die religiöse Unduldsamkeit seiner letzten Fürsten, aber auch durch deren Eifersucht auf ihre Heerführer bewirkt; geschickte Feldherren wurden für ihre Leistung nicht belohnt, sondern bestraft und unerfahrene Truppenführer beschleunigten dann den Niedergang des Reiches. Der

ganz von Liebe fürs Vaterland beseelte Fürst wird nur sinnen und trachten, Nützliches für das Wohl des Staates zu wirken. Dem Streben nach diesem Ziel soll er alle Eigenliebe opfern; jeden erlangbaren Beistand, in Rath und That, soll er annehmen und jede bedeutende Persönlichkeit, die zu finden ist, zu dem Werk der Erhaltung, Rettung, Stärkung des Staates heranziehen. Der Fürst erfüllt nur die Hälfte seiner Pflicht, wenn er im Kriegshandwerk aufgeht; in erster Linie soll er Richter sein, Feldherr nur im Nebenamt. Albern sind die Gründe, mit denen Machiavelli den Fürsten das Waidwerk empfiehlt: die Jagd soll sie die Bodenbeschaffenheit und die gangbaren Straßen ihres Landes kennen lehren. Ein König von Frankreich oder ein Kaiser würde den Zeitraum eines Sonnenjahres brauchen, um als Jäger sein Reich zu durchstreifen. Von allen Vergnügungen ist die Jagd die den Fürsten am Allerwenigsten anstehende. Lernen sollen sie; klar denken, Zusammenhänge finden lernen und Kenntnisse erwerben. Die Gesellschaft gebildeter Geister, denen Anmuth des inneren Wesens abzusehen ist, sollten sie stets dem Umgang mit Dummköpfen vorziehen, von denen nur üble Sitte und Roheit zu lernen wäre. Die dem Fürsten unentbehrliche Tugend weiser Mäßigung sucht man im Jäger vergebens; schon deshalb taugt die Jagd nicht für Fürsten. Der Feldherr braucht durchaus nicht des Waidwerkes kundig zu sein. Gustav Adolf, Lord Marlborough, Prinz Eugen, die man doch wohl fähige Heerführer nennen muß, waren keine Jäger. Eigentlich ziemt die Jagd nur Leuten, denen sie Beruf und Mittel zum Leben ist. Die Aufgabe der mit Vernunft begabten Menschen ist, zu denken und zu handeln; und ihres Daseins Zeit ist so kurz bemessen, daß sie kostbare Stunden nicht unnützlich vergeuden dürften. Von den Fürsten verlangt man schnelle und richtige Entschlüsse; in schwierigen Lagen soll ihr Hirn Auskunft und Hilfe finden; aus dem Glück und sogar noch aus dem Unglück sollen sie Gewinn ziehen. Solche Leistung, die alle Menschenkraft fordert, darf man nur von dem Fürsten erwarten, dessen Hauptsorge die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten ist, nicht von einem, dessen Denken stets nur am Stoffe haftet. Man muß im Innersten sein, wie man der Welt scheinen will; aus Einem, der die Leute betrügen möchte, wird leicht der Betrogene. Eine Weile mag die Maske die seelische Mißgestalt eines Fürsten decken; schließlich muß er sie

abnehmen, um einmal aufzuathmen: und dann sehen die Späher ihn so, wie er ist. Machiavelli verlangt von dem Fürsten die Eigenschaften des Löwen und des Fuchses, also Kraft und Schlauheit, und sagt, ein Fürst sei nicht verpflichtet, sein Wort zu halten. Ich aber sehe keine Auffassungart, die einen anständigen Menschen bestimmen könnte, vom Weg der Pflicht zu weichen. Fürsten, die Schurken sein und der Welt ein X für ein U machen wollen, sind blöde Thoren: auch wenns ihnen einmal gelingt, bringt es sie für alle Zeit um das Vertrauen der anderen Fürsten. Freilich giebt es bittere Nothwendigkeiten, die einen Fürsten zwingen, Bündnisse zu lösen und Verträge zu brechen. Noch unter solchem Zwang aber muß er auf Anstand halten und die ihm bisher Verbündeten zu rechter Zeit benachrichtigen. Und der Wortbruch ist nur entschuldbar, wenn eine ernste Nothlage ihn zur Pflicht macht und das Heil des Volkes ihn gebietet. Machiavelli meint, Niemand dürfe je in die Vermuthung kommen, daß irgendein Mensch auf den Fürsten Einfluß habe und ihn zu einer Aenderung seines Wollens bestimmen könne. Doch nirgends giebts auf der Erde einen Menschen, der sich nicht irgendwie einmal leiten läßt. Von der Stadt Amsterdam erzählt man, sie sei eine Weile von einer Katze regirt worden. Der Erste Bürgermeister hatte im Rath hohes Ansehen und die entscheidende Stimme; zu Haus aber folgte er blind dem Rath seiner Frau. Deren Denken wurde von einer Dienerin gelenkt, die zärtlich an einer Katze hing. Drum wurde gesagt, die Katze regire die Stadt. In manchem Fall kann der Wechsel der Handelnsrichtung dem Fürsten nur Ehre bringen; und wenn er gemachte Fehler erkannt hat, wird solcher Wechsel Pflicht. Herrscher theilen mit anderen Sterblichen alle Menschenschwachheit: deshalb sollen sie in jeder Lebensstunde bemüht sein, sich zu bessern und ihr Thun der Vollkommenheit zu nähern. Neutralität bringt im Krieg nie einen greifbaren Vortheil und immer Verlust. Lorenzo von Medici, der Größte seines Volkes, hat Italien den Frieden gebracht und die Wissenschaft erneut; sein redlicher Sinn gewann ihm das Vertrauen aller Fürsten. Marcus Aurelius, einer der größten Kaiser Roms, vereinte Feldherrnglück mit der Weisheit des Philosophen und sprach das schöne Wort: ‚Einem von der Gerechtigkeit geleiteten König ist die Welt ein Tempel, in dem die guten Menschen des Priesteramtes walten.‘ Kluge Fürsten haben

Männer von redlichem Gemüth gern für das innere Geschäft des Landes verwendet, für das auswärtige aber lebhafte, feurige Köpfe vorgezogen. Mit Recht, wie mir scheint. Wo sichs um Ruhe und Ordnung im eigenen Staat handelt, kann Redlichkeit genügen; gilts aber, den Nachbar durch Scheingründe hinters Licht zu führen, das Ränkespiel mitzumachen und vielleicht sogar mit Bestechung zu arbeiten (wozu Gesandte im Ausland oft gezwungen sind), dann ists mit der Ehrlichkeit nicht gethan, sondern Geschmeidigkeit und erfinderischer Geist nöthig. Die sinnreiche Sage von Kadmos, der die Zähne des von ihm erlegten Drachen aussäte und ein Volk von Kriegern erstehen ließ, die einander mordeten, ist das rechte Bild von der Menschen Ehrgeiz, Grausamkeit, Tücke, die ihnen schließlich selbst nur Verderben bringen. Man lese die Geschichte Italiens vom Ende des vierzehnten bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts: da giebts nichts als blutige Gräuel, Aufstände, Thronraub, Meuchelmord, einen ungeheuren Knäuel von Scheusäligkeiten. Ungerechtigkeit und Barbarei brachten die italischen Fürsten um ihre Staaten. Der Fürst, der Alles sein nennen möchte, ist wie ein Magen, der sich mit Fleisch überladet, ohne zu fühlen, daß ers nicht verdauen kann; beschränkt er sich in die Pflicht, ein guter, treuer Herrscher zu sein, so gleicht er dem Mann, der nur ißt, was sein Magen verdauen kann. Der Fürst soll sich in die Zeit schicken lernen; der gewandte Schiffer setzt alle Segel, wenn ihm der Wind günstig ist, zieht sie aber ein, wenn widriges Wetter kommt, und denkt dann nur noch daran, sein Schiff in den ersehnten Hafen zu steuern. Für schwierige Verhandlung sollen Fürsten die stärksten Köpfe wählen, geschmeidige und verschlagene Männer, die in alle Häuser Eingänge finden, das Geheimniß des Herzens aus dem Auge ablesen, gehehlte Absicht aus der Geberde, aus der scheinbar unverdächtigen Handlung erkennen und deren Spürsinn so scharf ist, daß er ihrem (dem Gegner überlegenen) Verstand jeden möglichen Dienst leisten kann. Neigung zu und Abneigung von der einen oder der anderen Nation, Liebe, Haß, weibisches Vorurtheil, Privatzank und kleinlicher Groll: Solches darf nie den Blick Eines trüben, der ganzen Völkern Führer sein soll. Vorurtheil und Befangenheit ist in Staatsfragen eben so gefährlich wie in der Rechtsprechung. Angriffskriege sind gerecht, wenn sie vorbeugende Kriege sind, wie Fürsten sie wagen müssen,

sobald die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht. Klugheit empfiehlt immer die Wahl des kleineren Uebels; empfiehlt zu handeln, so lange man noch frei zu handeln vermag. Fürsten, die mit dem Blut ihrer Unterthanen niederträchtigen Schacher treiben und ihre Truppen dem Meistbietenden verdingen, müßten über die eigene Erbärmlichkeit erröthen. Schlimmer als der grausamste Tyrann ist der Fürst, der einen ungerechten Krieg anfängt. Die Herren der Erde können nicht vorsichtig, nicht umsichtig genug jeden Schritt, ehe sie ihn thun, bedenken, nicht sparsam genug mit dem Blut der Bürger geizen. Die sind ihnen ja nicht hörig, sondern in gleichem Rechtsbesitz und in gewissem Sinn sogar ihre Gebieter." (Fritz von Preußen: „Anti-Macchiavell".)

„Die meisten Könige Europas haben sich selbst Ketten geschmiedet, unter deren Last sie seufzen: das Ceremoniale. Mein Vater hatte den Muth, diese Ketten zu brechen, und ich habe die mir überlieferte Freiheit treulich bewahrt, ihn sogar noch dadurch überboten, daß ich, wo es irgend ging, die fremden Gesandten mir vom Leib hielt. In Preußen giebts keine Rangstufen, keine Etiquette, keine Botschafter. Dieser Zustand sichert uns gegen allen Streit um den Vortritt und gegen alle aus der Eitelkeit der Könige stammenden kleinen Nörgeleien. Im Bereich anderer Höfe wird an solche Ceremonialien und Chicanen viel Zeit vertrödelt, die nützlicher, für das Gemeinwohl der Bürger, zu brauchen wäre."

„Rußland darf nicht unter die Zahl unserer wirklichen Feinde gerechnet werden. Zwischen ihm und Preußen giebt es keine Streitfragen. Nur der Zufall macht es zu unserem Feind. Ein von Oesterreich und England bestochener Minister (Bestuschew) hat mühsam einen Vorwand für die Entzweiung unserer Höfe erlistet. Nach seinem Sturz muß der natürliche Zustand rasch wiederkehren. Es ist besser, Rußland zum Freund als zum Feind zu haben; dieser Staat kann uns viel Böses thun und wir können es ihm nicht vergelten. Eine Grundregel der Staatskunst ist, sich dem Nachbar zu verbünden, der uns mit den gefährlichsten Schlägen bedroht. Deshalb hat Preußen sich mit Rußland verbündet. Die Wandelbarkeit politischer Verhältnisse kann uns zum Abschluß anderer Bündnisse zwingen; nie aber werden wir bei anderen Mächten die Vortheile finden, die Rußland uns zu bieten hat. Von Oesterreich

will ich gar nicht reden; ein fester Bund mit ihm ist fast unmöglich. Frankreichs Heer ist schlecht und es pflegt Verbündete nur lau zu unterstützen. England zahlt Subsidien und opfert, um seine eigenen Interessen zu wahren, beim Friedensschluß den Bundesgenossen. Der Politiker muß so weit wie möglich in die Zukunft vorausblicken. Er muß sich über die Lage Europas ein Urtheil bilden und dann versuchen, Bündnisse zu schließen oder die Pläne des Feindes zu durchkreuzen. Er darf nie Bündnisse mit einer Macht schließen, deren Interessen denen seines Landes nicht völlig gleich sind. Preußen wird es niemals an Bundesgenossen fehlen. Wer die richtigen wählen will, muß zuvor Liebe und Haß, günstiges und ungünstiges Vorurtheil abgelegt haben. Nur die Erwägung Dessen, was dem Staat nützen kann, darf entscheiden. Und der Krieg darf, wenn er nöthig wird, nur mit den Mitteln der Politik geführt werden. Die im Sold einer anderen stehende Macht hat gebundene Hände und kann immer nur eine Nebenrolle spielen; da sie von dem zahlenden Staat abhängt, muß sie sich auch beim Friedensschluß Allem, was er will, fügen. Der König von Sardinien ist ein Krebs, der an der Lombardei nagt; je nach der Aussicht auf Erfolg wird er, um König der Lombardei zu werden, bald die Partei Oesterreichs, bald die Frankreichs ergreifen. Eine wichtige Pflicht fordert vom Fürsten, sich selbst zu beobachten, verschwiegen und Herr seiner Leidenschaften zu sein, die Absicht zu verschleiern und von seinem wahren Wesen nur eine vom Rechtsgefühl gesänftigte Entschlossenheit sehen zu lassen. Reiche sind, was die regirenden Männer aus ihnen machen; erinnert Euch, daß England unter Cromwell geachtet, unter Karl dem Zweiten verachtet wurde. Hütet Euch, auf die Zahl und die Treue der Euch Verbündeten zu bauen; rechnet nur auf Euch selbst. Von der Seemacht schweige ich, weil das Vermögen unseres Staates kaum ausreicht, um das Heer zu bezahlen, und man durch dessen Zerrüttung eines großen politischen Fehlers schuldig würde. Unsere wahren Feinde sind die Oesterreicher; an sie müssen wir bei allen militärischen Entschlüssen denken: und sie haben nur Landtruppen. Rußland hat eine Flotte und viele Galeeren; aber unsere Küste begünstigt Landungversuche von ihrer Seite nicht. Wären wir Herren von Polnisch-Preußen und von Danzig, dann würde ich rathen, ungefähr dreißig Galeeren und einige Fähren mit starken Batterien und, zur Begleitung der Ga-

Ieeren an ihren Bestimmungort, acht bis zehn Fregatten zu halten. Linienschiffe zu bauen, würde ich nicht rathen; weil sie furchtbar viel Geld kosten und in der Ostsee doch kaum zu brauchen sind. Soll man sie etwa zum Kriege gegen Rußland verwenden? Dort öde Barbarengebiete für uns zu erobern, wäre Thorheit. Für die Stärkung unserer Wehrkraft kann Nothwendigeres geschehen; wir müssen die Salpeterproduktion ermuntern, die Waffen- und Pulverfabriken, die Bomben- und Kugelgießereien vermehren. Politik, Heerwesen und Finanzen sind ein Dreigespann, das man nie trennen darf. Wo, wie in Frankreich, jeder dieser Verwaltungbereiche einen eigenen König, den Minister, hat, fehlt die Gemeinschaft und das Gespann strebt auseinander; jeder Minister kümmert sich nur um sein Ressort, Niemand zeigt ihm ein festes Ziel und an gedeihliche Zusammenarbeit ist nicht zu denken. In unseren Tagen sahen wir Völker, die einander stets fremd oder gar feindlich waren, unter derselben Fahne marschiren; zum Beispiel: Oesterreicher und Franzosen. Doch solche Bündnisse haben ein Eintagsleben; nur den aus einem gemeinsamen Interesse entstandenen ist Dauer verbürgt. Bündnisse allein genügen aber nicht; man muß im Lande der Nachbarn, besonders der Feinde, offene Augen und Ohren haben, die Gesehenes und Gehörtes treulich berichten. Nur dann ist man vor Ueberraschung geschützt und für Alles, was Ereigniß werden kann, in Bereitschaft. Eine bedeutsame Herrscherpflicht verbietet die Auszeichnung reicher Leute ohne inneres Verdienst. Wird ihnen vom Fürsten Ehre erwiesen, so wächst der Volksglaube, Reichthum genüge zum Erwerb hohen Ansehens. Dann will Jeder reich werden, wählt dazu die schmählichsten Mittel und die Korruption wird allgemein. Um solche Sittenentartung zu hindern, muß der Fürst dem tugendlos üppigen Reichthum Verachtung zeigen und nur dem persönlichen Verdienst Lohn spenden. Wenn, nach meinem Tod, mein Herr Neffe in seiner Schlaffheit einschlummert, sorglos in den Tag hineinlebt, in seiner Verschwendungsucht weiterwirthschaftet und nicht alle Kräfte seiner Seele neu aufleben läßt, dann wird der wiener Herr Joseph (ich sehe es voraus) ihn über den Löffel barbiren und binnen dreißig Jahren wird weder von Preußen noch vom Haus Brandenburg mehr die Rede sein. Ich kann nur wünschen, daß die Ereignisse meine Prophezeiung nicht bestätigen; daß meine Nachfolger, als verständige Leute, ihre Pflicht

erfüllen und daß dann das Schicksal den größeren Theil des dräuenden Unheils von uns wende." (Fritz von Preußen.)

Der Deutsche Bund.

Dreißig Jahre nach Fritzens Tod war (nicht von Wien freilich, sondern von Ajaccio-Paris) das Unheil gekommen; war von Preußen und dem Haus Brandenburg zwar noch „die Rede", Beiden aber, trotz den auf deutscher, flandrischer, französischer Erde von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Yorck, Bülow erfochtenen Siegen, die Wachsthumsmöglichkeit verbaut und im Zellengehäus des Deutschen Bundes ein Nothheim angewiesen worden. Dessen Geburturkunde wurde am achten Juni 1815 von den Stimmführern des Wiener Kongresses unterzeichnet. Metternichs pfiffigster Gehilfe, Friedrich Gentz, im Urtheil Steins „ein Mensch mit vertrocknetem Hirn und verfaultem Herzen", hatte die mühsamste Vorarbeit geleistet; und, auf der steten Birsch nach Leckerbissen für alle Sinne, bedächtig in sichtbarer Eile sich die Tasche gefüllt. Schon am letzten Maitag war ihm von Preußens Vertreter Wilhelm von Humboldt eine Geschenkhäufung zugesagt worden, „die glänzende Aussichten öffnet". Lord Steward giebt ihm vierhundert Pfund, der Russe Nesselrode und der Preuße Hardenberg je elfhundert Dukaten; für seinen Eifer zur Förderung der Judenpolitik erhält Gentz dreitausend Dukaten. Und kann jauchzen: „Meine Geldgeschichten kommen in schönste Ordnung." Von Talleyrand hat er ein hübsches Portrait Ludwigs des Achtzehnten und andere Zeichen freundlichen Vertrauens erhalten. Die Arbeitlast ist, freilich, unter diesem Brachmond auch schwerer als sonst. Minister, Gläubiger, Agenten melden sich; an jedem Tag sind mindestens zwei Ausschußberathungen zu durchwaten, zwei Spitzenmahlzeiten zu durchschlemmen; der Vielbegehrte muß oft schon vor Acht aus den Daunen. „Ein Arbeitsturm, wie ich ihn kaum je erlebt habe; vierzehn Tage lang kam ich nicht mal an mein Tagebuch." Natürlich: die Arbeit an der Bundesakte ist sieben Monate lang verschleppt worden und muß nun, da der Kongreß, dessen Dauer Preußens dritter Friedrich Wilhelm auf drei Wochen geschätzt hatte, seit dem achtzehnten September 1814 tagt und nicht ewig währen kann, in elf hastigen Konferenzen fertig gemacht und der großen Schlußurkunde eingefalzt werden. Bonaparte, den die

Häupter des Vierbundes auf Elba eingeurnt wähnten, thront längst wieder auf der Zinne der Macht; läßt sich vom Stimmrecht noch einmal den Segen des Kaiserreiches bestätigen und den wiener Hof in rauhem Drohton an die Pflicht mahnen, den kleinen König von Rom, das dem Purpurnest entrissene Adlerjunge, schleunig herauszugeben. Er tobt wider Britentücke, die jede Vorschrift des Völker- und Seerechtes frech verletze, und schwitzt im heißen pariser Ziegelpalast konstitutionelle Bedenken aus. „Die Verfassung ist unser Polarstern. Sie muß von Kammerausschüssen bis ins Winzigste erwogen werden, während ich, an der Spitze des Heeres, für die Ehre und Freiheit Frankreichs fechte. Das Vertrauen in unseren Willen zu ernster Verfassungtreue darf nicht erschüttert werden; unser Staat gliche sonst einem Schiff, das, ohne Steuer und Kompaß, von Klippen umdräut ist. Nicht wie die Oströmer wollen wir handeln, die der Nachwelt ein Spott wurden, weil sie, ein ringsum von Barbaren bedrängtes Volk, bis in die Stunde des Sturmes auf ihre Stadtmauern die Zeit an die Erörterung abstrakter Lehre vergeudeten. Doch dem organischen Ausbau unserer Verfassung muß Ihre Arbeit, Vertreter des Volkes, dienen; und zu diesem Werk werde ich, als erster Volksvertreter, mit dem Vorrecht des Gekrönten und dem Bischen Erfahrung, das mir mein Leben gebracht hat, in stilleren Tagen freudig mitwirken.“ Noch längerer Verzug hätte den Kongreßmännern Gefahr heraufbeschworen. Im Galop gings drum über Stock und Stein an Metternichs Ziel: den Gesammtbund, der den Ehrgeiz Preußens in enge Schranken zwingt. Der Einspruch des Fritzenstaates hatte nicht so viel Gewicht wie Sachsens und Bayerns. „Frivoler“, sagt Treitschke, „ward niemals mit dem Schicksal eines großen Volkes gespielt. Die Bundesakte war die unwürdigste Verfassung, die je einem großen Kulturvolk von eingeborenen Herrschern auferlegt wurde. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfall umschwebte. Blank und neu stieg dieses politische Gebild aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die aller Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Das siegreiche Deutschland hatte fortan alle Fürsten Europas, mit Ausnahme des Papstes und des Sultans, als die Garanten seines Grundgesetzes zu verehren.

Die selbe Fremdherrschaft, die das alte Reich zu Grunde gerichtet hatte, belastete auch den neuen Bund. Oesterreichs Uebermacht hatte sich seit den Tagen Friedrichs erheblich verstärkt; sie war jetzt um so schwerer zu brechen, da sie ihren Einfluß mittelbar, ohne die herrischen Formen des Kaiserthumes, ausübte. Die fremden Diplomaten lächelten schadenfroh: Wie schön, daß wir Oesterreich und Preußen zusammengekoppelt und dadurch geschwächt haben! Die Nation nahm das Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der Oeffentlichen Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte, an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben. In den Gebietshändeln hatten Preußens Staatsmänner nichts, gar nichts von ihren Absichten durchgesetzt. Aber der Schild preußischer Ehre war ohne Makel geblieben. Die Haltung des Staates, der uns von den Fremden befreit hatte, gereichte noch in Wien allen anderen Deutschen zur Beschämung; wenn in einem solchen harten Interessenkampf die Scham überhaupt Raum fände. Zäh und redlich hatten Hardenberg und Humboldt einen bestimmten Plan eingehalten, immer nur Schritt vor Schritt zurückweichend vor dem vereinten Widerstand nahezu des gesammten Deutschlands, einen Plan, der, freilich, auch an der allgemeinen politischen Unklarheit der Epoche krankte, aber jedenfalls ehrenhafter und verständiger war als alle anderen wiener Vorschläge. Der gesammte Gang der deutschen Schicksale während der jüngsten Jahre führte unabwendbar zu der traurigen und doch nothwendigen Folge, daß nach Napoleons Fall nicht sein tapferer Feind Preußen, sondern sein schwankender Gegner Oesterreich und seine Bundesgenossen, die Rheinbündner, über die Gestaltung unseres Staates entschieden. Dies nur bleibt der historische Ruhm des Deutschen Bundes: er besaß nicht die Kraft, das Erstarken des einzigen lebendigen deutschen Staates zu hindern; des Staates, der berufen war, einst ihn selber zu zerstören und diesem unglücklichen Volk eine neue, würdige Ordnung zu schenken." Freiherr vom Stein, der vom Selbstherrscher aller Reussen, von dem im Vorstellungbereich „reiner Ideen" für Volksfreiheit schwärmenden Alexander die Förderung parlamentarischer Rechte erbeten und dann, im Groll über die

schmähliche Vernachlässigung des Nationalschicksals, noch im Mai Wien verlassen hatte, urtheilte über das Bundesgebild nicht milder; mahnte aber, „nicht den Muth zu verlieren, sondern Alles von der Kraft zum Fortschritt zu erwarten, die dem menschlichen Geist innewohnt." Und hoffte, in dieser Bundesverfassung für Deutschland wirken zu können. Er war bereit, Preußens Vertretung auf dem frankfurter Bundestag (die Oesterreichs lehnte er ab) ohne Gehalt zu übernehmen, wenn der zweite Gesandte eine ihm genehme Persönlichkeit und dem ersten gestattet sei, selbst zu bestimmen, wann er sich von dem Ort der Geschäftsführung entfernen dürfe. Auf solche Bedingungen ließ die berliner Bureaukratie, in ererbter (und seitdem nicht geschwundener) Angst vor starken Wollern und Könnern, sich nicht ein. Einundfünfzig Jahre währte der Bund vom achten Juni 1815. Dann löste ihn Fritzens echter Erbe mit jäh scheinendem Griff. Die Bundesstaaten waren in der Akte verpflichtet worden, niemals ihren Streit mit Gewaltmitteln auszufechten, nie einander, unter keinerlei Vorwand, mit der Waffe zu bekämpfen. Bismarck hat die Anklage, der Bundespflicht untreu geworden zu sein, nicht gescheut; hat die Verantwortung des deutschen Bruderkrieges stolz auf sein Gewissen, sein kühnes Hirn genommen und mit des Willens Klinge die Akte zerfetzt. Germanien ist dem Mann verschuldet, der die Mißgeburt mordete.

Krieg im Frieden.

Im Dezember wurde hier gesagt: „Italien will mitschlürfen, wenn, an der Seealpenküste oder auf der Adriaseite, sein Nachbar aus vollem Napf löffelt. Wie es handeln wird, lehrt der Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert seiner Geschichte ahnen. Daß Fürst Bülow in Nothstandszeit die Bürde des Botschafters auf sich genommen hat und sich bequemen will, dem Wink der Herren von Bethmann und von Jagow zu gehorchen, muß Deutschland ihm danken: als die That Eines, der die Sache über den Dunstkreis persönlicher Empfindung hebt (und vielleicht, wie Bismarck an Augustens Tisch, denkt, wo er sitze, sei, überall, ‚oben'). Der Botschafterdreibund Krupenskij-Rodd-Barrère wird genöthigt sein, mit dem revenant, dem Ordensvetter des Königs, zu rechnen." Die Nöthigung wurde bald fühlbar; noch ehe aber Herrn von Giers das Erbe Krupenskijs zugefallen war, lächelte der Triple-

Entente der Sieg (der Herrn Delcassé, als dem Bereiter und Stifter des Lateinerbundes, den einstimmigen Dank des Kammerausschusses eintrug). Ob Fürst Bülow von dieser Entwickelung überrascht ward? In seinem Buch über deutsche Politik, dessen milde Skepsis und weltmännisch gefühlter Ton auch dem Spröden behagt, hat er, noch 1914, gesagt: „Es giebt Politiker, die der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund einen rechten Werth nicht zusprechen wollen. Die Bedenken gründen sich auf den Zweifel daran, ob Italien in der Lage und des Willens sein würde, in allen vorkommenden Verwickelungen der internationalen Politik mit Oesterreich und uns Hand in Hand zu gehen. Selbst wenn diese Zweifel begründet wären, was bei der Loyalität der maßgebenden Faktoren in Jalien und bei der politischen Klugheit des italienischen Volkes nicht der Fall ist, so würde damit gegen den Werth der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund noch nicht Alles bewiesen sein. Auch wenn Italien nicht in allen Situationen bis zu den letzten Konsequenzen mit uns und Oesterreich gehen könnte, so würde doch jede der drei Mächte durch den Bestand des Bündnisses verhindert sein, dem Gegner der anderen zur Seite zu treten." Wer den Fürsten groben Irrthums ziehe, würde von ihm wohl auf den folgenden Satz hingewiesen: „Alles Weitere wird davon abhängen, wie eine eventuelle Konfliktsfrage in Europa gestellt, mit welchem Nachdruck sie militärisch von uns vertreten und mit welchem Erfolg sie militärisch und diplomatisch durchgeführt wird." An einen Krieg, der zehn Mächte ins Feuer treiben werde, war damals kaum zu denken. Und als der Besitzer der römischen Rosenvilla das Botschafteramt auf sich lud, hatte er sich von der Meinung, dem Kind eines Wunsches, abgewandt, Italien könne gegen den Bundesgenossen von gestern nicht kämpfen. Was er in Rom that, wirkte nach außen wie eine Aktion von beträchtlich größerem Radius, zeigte, in Vorbereitung und Ausführung, mehr Gewandtheit im Tasten und Finden, als wir seit vielen Jahren zu sehen gewohnt waren. Er kam zu spät, mußte zwei Centralstellen, in Berlin und in Wien, von der Nothwendigkeit jedes Schrittes, auch eines, der morgen schon nachhinken konnte, überzeugen, hatte niemals die Möglichkeit persönlicher Einwirkung auf den magyarischen Gebieter am Ballhausplatz und durfte Herrn Giolitti, der im April noch stämmig schien, die Kraft zutrauen, den Straßen-

schrecken mit Schreckensmitteln zu bändigen. Daß dieses Vertrauen trog, dürfen wir dem Nothhelfer nicht als Schuld anrechnen. Seine Gegner schworen drauf, daß er dem Ministerium Salandra die Krisis bereitet, den listigen Giolitti, mit seinen dreihundert Kammerstimmen für die Wahrung der Neutralität, ins Vordertreffen geschoben, den König zum Empfang dieses Mahners bestimmt habe und sein Spiel gewonnen hätte, wenn in dem Träger seines Vertrauens noch die Stoßkraft und übermuthige Verachtung des Gassenlärmes gewesen wäre, die ihm oft über schlimme Fährniß hinweghalf. Die Furcht vor der Massenvehme, aus der selbst Crispi sich nicht zu lösen vermochte, lähmte den Mann, der auf die Macht noch nicht verzichten will. Ungeschmälert bleibt dem Fürsten Bülow das Verdienst, daß er, noch als Italiens Rüstungarbeit fast vollendet war, die Entscheidung bis in das Dämmern der Befreiung Galiziens hinzog. Am fünfundzwanzigsten April, nach dem Telegramm des wiener Botschafters Herzogs von Avarna, das meldete, ein dem italischen Anspruch genügendes Abkommen mit Oesterreich scheine unerlangbar, wurde in Rom der Vertrag mit England, Frankreich und Rußland pharaphirt und die Geltung auf einen Monat befristet; am vierten Mai in Wien der Bundesvertrag gekündigt; erst am dreiundzwanzigsten (Pfingstsonntag) der Krieg erklärt. Drei Wochen, wenigstens, waren also gewonnen; drei militärisch ungemein wichtige. Ob mehr zu erreichen war? „Noch im März Alles zu billigem Preis“: sagen unsere Feinde; und nennen das hartnäckige Zaudern Oesterreich-Ungarns die Hauptursache ihres Sieges. Ich glaube der Betheuerung nicht; habe vom ersten Kriegstag an nicht gezweifelt, daß Italien gegen Oesterreich marschiren werde, wenn nicht, bevor die von Giolitti versäumte Reorganisation des Heeres und der Flotte vollendet sein konnte, den verbündeten Kaiserreichen der Sieg gesichert sei. An der Absicht auf die Ausnützung jeder solchem Marsch günstigen Gelegenheit zweifelte ich seit zehn Jahren nicht mehr. Wer darüber staunt und sich in den Glauben verschanzt, der Tag des Heiligen Geistes habe den Einbruch unahnbarer Tücke gesehen, mag nachlesen, was schon 1908, vor Racconigi, der Generaloberst und Generaladjutant Graf Alfred Schlieffen schrieb: „Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der

Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet; es will sie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden." Der weise Stratege, dem wir den Aufmarschplan und den Entschluß, das Schwere Geschütz ins Feld mitzunehmen, also die Ermöglichung jedes Sieges in Ost und West, verdanken, bedachte den Tag, da ein Italerheer über den Isonzo und die Tiroler Alpen vordringen werde. Auch er hat den westlichen Dreibundesgenossen den feindlichen Streitkräften, nicht unseren, zugezählt.

Die Mehrheit der Deutschen wollte, oben und unten, nicht sehen, wie fest und kräftig zwischen Italien und Oesterreich, die von 1848 bis 66 vier Kriege gegen einander geführt haben, die Wurzel des Hasses geblieben war. Hörtet Ihr nie einen Altwiener von der rechten Radetzkyfarbe über die „Katzelmacher" raunzen, nie eine Fiumanerin knirschen, die der Nachbar „Austriaca" schalt? Der Italer kannte nur noch einen Feind: Oesterreich; nur einen bekämpft der Oesterreicher mit grimmiger Freude und wankloser Siegesgewißheit: Italien. Das Bündniß dieser Völker konnte keine Feuerprobe bestehen: seine jäh scheinende Lösung darf nicht beurtheilt werden wie eines anderen. „Wir können den Oesterreichern nur verbündet oder verfeindet sein": sprach der Botschafter Graf Nigra zu dem jungen Kollegen Bernhard von Bülow. So schlimm stands noch vor einem Jahr nicht einmal zwischen Deutschland und Frankreich, Rußland und Oesterreich. Der Kampf um die Italerhochschule, um das istrische Beamtenrecht, um Albanien und die wiener Balkansperre während des italischen Türkenkrieges haben den alten Groll in neue Wuth erhitzt. Nach dem zweiten Balkankrieg, da, im August 1913, Oesterreich-Ungarn mit Waffengewalt gegen Serbien vorgehen wollte, warnten San Giuliano und Giolitti den Grafen Berchtold vor dem „höchst gefährlichen Abenteuer", das, wenn es in einen Europäerkrieg führe, Italien nicht in Bundesgenossenschaft verpflichte: denn der Zweck des Dreibundes sei Vertheidigung und Oesterreich plane einen Angriffskrieg. Vertheidigung oder Angriff: da glimmt der Funke, der Flamme werden kann. Daß Graf Berchtold ihn nicht austritt, sich weder mit Italien verständigt noch den ungerüsteten Nachbar zu schneller Entscheidung zwingt, ist der Urfehler, der Unheil zeugt. Franz Ferdinand ist gemordet und der Wille, Serbien zu züchtigen, gestärkt worden. San Giuliano weiß nicht, was wird; soll,

wie die Minister der anderen Staaten, das an Serbien gerichtete Ultimatum nicht vor der Uebergabe in Belgrad lesen und lernt es, weil der Botschafter Merey die Note zu Haus liegen ließ, zuerst aus dem Bericht der Telegraphenagentur Stefani kennen. Am dreiundzwanzigsten Juni. Noch am selben Tag legt ihm Herr Krupenskij eine Depesche aus Petrograd vor, in der Herr Sasonow sagt: „Für die Erhaltung des Friedens könnte Italien das Wirksamste leisten, wenn es den nöthigen Einfluß in Oesterreich gewönne und keinen Zweifel darüber ließe, daß es den Konflikt, der nicht lokalisirt werden kann, sehr ungern sähe. Rußland kann den Serben seinen Schutz nicht versagen.“ Da Oesterreich jede Einmischung abwehrt, mißlingen alle Mittlerversuche. San Giuliano beruft sich, an dem Tag, an dem die im Ultimatum gestellte Frist abläuft, auf den Siebenten Artikel des Dreibundvertrages. Danach, meint er, durfte Italien von Oesterreichs Absicht vor der Ausführung Kunde fordern; darf es Entschädigung heischen, wenn Oesterreich durch die Besetzung eines Balkanbodenstückes, die, nach dem Wortlaut des Artikels, nicht für die Dauer gewollt zu sein braucht, die Machtgewichte verschiebt. Diese Forderung wird von dem Grafen Berchthold spät (am dreiundzwanzigsten August), aber ohne Einschränkung anerkannt. Das befahl die Staatsvernunft; kein Gerichtshof hätte vor dem Spruch gezögert, daß durch die Demüthigung Serbiens, gar durch die Besetzung der Hauptstadt der status quo geändert werde. Noch war hörbarer Hader der Verbündeten zu meiden. Wien konnte öffentlich aussprechen, daß Artikel Sieben den Italern das Recht auf „Kompensation“ gewähre. Da es nicht geschieht und der Vertragstext unbekannt ist, glauben die nicht Eingeweihten, Italien nütze Oesterreichs Nothlage zu Erpressung; strebe nach Machtzuwachs, der nicht aus dem schmalsten Rechtsgrund sprieße. Diesen Verdacht kann es nicht dulden. Im Dezember: neue Mahnung an den Artikel Sieben, aus dem Oesterreich das Recht geschöpft hatte, dem um Tripolitanien kämpfenden Genossen jeden Uebergriff auf die Balkanerde zu verbieten. Im Februar: Drohung; in der Wiederaufnahme des Feldzuges gegen Serbien würde Italien, wenns nicht zuvor befriedigt worden wäre, einen Vertragsbruch sehen, zu dessen Sühnung es jedes taugliche Mittel anwenden müsse. War nach dem Hin und Her dieses Halbjahres der Bund wieder zu flicken? Mir

scheint: nicht vom behendesten Nadelkünstler. Neutral konnte Italien bleiben, wenn es sich mit der Besetzung von Valona, als der Kompensation österreichischer Machtmehrung, begnügte und das Sehnen nach der Irredenta fürs Erste einscharrte. Drückte es die 1866 nicht erfüllten Wünsche jetzt durch, dann wurde es den Reichen Wilhelms und Franz Josephs der widrigste Gesell und verlor jede Hoffnung auf britischen, russischen, französischen Beistand. Schon seit dem Januar hatte es sich selbst die Wahlthür verriegelt; und feilschte, mit, zum Schein, rasch zunehmendem Mangel an Schüchternheit und Scham, nur noch weiter, um Zeit für die Rüstung zu gewinnen. Als die vollendet und den Wienern der Vertrag gekündigt war, kam das reichlichste Angebot Oesterreich-Ungarns. Zu spät? Ich bin gewiß, daß es auch im Januar nicht über die Furcht hinweggeholfen hätte, nach der Annahme allen Großmächten verächtlich zu werden. Weil es jede Stärkung, noch die winzigste, Oesterreichs und der Türkei hindern, die Gunst der Gelegenheit münzen, mit der erlisteten Beute aber nicht einsam, in Pestgeruch, hausen wollte: deshalb hat Italien sich in den Kriegswirbel gestürzt.

In Krieg gegen Oesterreich-Ungarn. Dem Deutschen Reich war noch am neunten Junitag aus Rom nicht Fehde angesagt worden. Diesem Feldzug, wider den Geburthelfer, wäre das Königreich gern ausgebogen; und der Generalissimus Cadorna scheute wohl die Zersplitterung des in modernem Krieg nicht erprobten Heeres. Mußten wir, mußten auch nur Hoetzendorffs, des Bereiters galizischer Siege, tapfere Schaaren wünschen, Italiens Truppen früh den franko-britischen, auf der langen Westfront, vereint zu sehen? Nein; der Feind ist allein leichter zu schlagen, als im Gedräng der von zehn Monden belehrten Sippe. Deshalb schien mir unnöthig, durch rauhe Scheltrede den Vordrang neuer Haufen in die Champagne oder den elsässischen Zipfel zu beschleunigen. Daß sie auch auf Oesterreichs Boden und im Orient gegen deutsche Krieger fechten müssen, wissen die Italiener; suchen sie diesen Feind nicht auf seinem Hauptgefild: wir brauchen darob nicht zu klagen. Und wird der deutschen Sache genützt, wenn unsere Wuth durch das Erdrund heult, die Japaner seien Wegelagerer, die Briten Schwindelkrämer, die Franzosen tückische Affen, die Russen Raubmörder, die Belgier Heuchler und Meuchler, die Serben Buschklepper, die Yankees schmierige Hehler, die Italer aber die schlimm-

sten Strolche, Eidbrecher, Schurken? Gerechter Zorn soll sich nicht in Schimpfgeschrei erniedern. Das bleibe die Nothwehr der Waffenlosen. Entrüstung, schrieb Bismarck, ist kein diplomatischer Begriff; weder Schwert noch Schild. Die neuen Römer, die wir nicht seit gestern kennen und deren Wesensart unter Piemonts Schirm nicht anders geworden ist, als sie unter Borgias war, handeln heute, wie sie zu müssen wähnen. Wir dürfen hoffen, daß unsere Krieger, so tapfer und sittsam wie je eines Heeres Glieder, sie, in erklärtem oder verhülltem Krieg, überwinden. Aus dem Lande des neuen Feindes winkt hoher Lorber. Die Moraltrompete verklingt in Kriegszeit wie ins Gestampf der Maschinenhalle, der Uebermenschenkraft entbunden wird, eines Mädchens Geklimper.

Vor drei Wochen, ehe Italiens Entschluß hörbar wurde, habe ich hier an Machiavellis Satz erinnert: „Jeder nothwendige Krieg ist gerecht und heilig jede Waffe, nach der Einer griff, weil ihm andere Hoffnung nicht blieb.“ Gerade Deutsche können, gerade in dem jetzt erst mit voller Gewalt begonnenen Krieg, diesen Grundsatz nicht oft genug wiederholen. Herr von Bethmann, der ihn eine Woche danach, im Reichstag, erwähnt hat, mag ihn in den Grenzen seiner Ethik nicht dulden. Bismarck, der in Majestät nüchterne Allumfasser, hätte ihn nicht getadelt. Der vermochte, einsam unter den Landsleuten, denen Psychologie ein Buch mit sieben Siegeln blieb, sich in den Stand anders gebildeter Geister und Seelen zu versetzen und aus ihres Empfindens Zelle ihr Handeln zu begreifen. Da der schon 1870, in Meaux, entworfene Plan seines Dreibundes (Deutschland, Rußland, Oesterreich-Ungarn) zunächst gescheitert, dann als zu locker erkannt worden war, nahm er Italien, als Nothbehelf, in den Verein. Wurde das Verhältniß zu Rußland unleidlich, dann war Oesterreich gegen Anfall in Tirol und an der Adria geschützt; lebte Kaunitzens Koalition (Rußland, Oesterreich, Frankreich) wieder auf, dann mußte Oesterreich, dem er den Verrath vom dritten Januar 1815, die heimliche Abschwenkung zu den Westmächten, nachtrug, auf italischen Angriff gefaßt sein. „Die scheinbare Gehässigkeit eines Angriffes, den wir (1875) unternommen hätten, nur um Frankreich nicht wieder zu Athem kommen zu lassen, würde den willkommenen Vorwand zunächst für englische Humanitätphrasen geboten haben, dann aber auch für Rußland, um aus der Politik der persönlichen Freundschaft der beiden Kaiser

einen Uebergang zu der des kühlen russischen Staatsinteresses zu finden, das 1814 und 1815 bei der Absteckung des französischen Gebietes maßgebend gewesen war. Daß es für die russische Politik eine Grenze giebt, über die hinaus das Gewicht Frankreichs in Europa nicht vermindert werden darf, ist erklärlich. Diese Grenze war, wie ich glaube, mit dem Frankfurter Frieden erreicht." Solche Sätze zeigen uns mahnend, wie Bismarck sich in das Lebensbedürfniß fremder Organismen einzufühlen vermochte. Er hätte niemals gestaunt, wenn Rußland als Schützer der von ihm befreiten Balkanstaaten aufgetreten wäre; er hat den Abfall Italiens von jeder gegen England kämpfenden Koalition als Gewißheit betrachtet; und den Begriff der „Untreue" nur da, wo sie zugleich Verrath der Stammesinteressen war, nicht eben so schroff wie den der Entrüstung aus der Welt diplomatischen Denkens gewiesen. Der austro-deutsch-italische Dreibund war ihm nur „eine zur Zeit seines Abschlusses rathsame strategische Stellung". Die ist entwerthet, seit Italien sich der Französischen Republik und den Russen eng befreundet, Deutschland sich den Briten verfeindet hat. Mußte sie, weil ein Vertrag sie einst geschaffen hatte, auch unter gewandelten Himmelszeichen, vom Bewußtsein der Treugefühlspflicht gehalten werden? „Schon im achtzehnten Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heute aber ist es für eine große Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn die Ueberzeugung des Volkes es mißbilligt. Indessen ist auf die Diplomatie in den Momenten, wo es sich darum handelt, einen Krieg herbeizuführen oder zu vermeiden, der Wortlaut eines klaren und tiefgreifenden Vertrages nicht ohne Einfluß. Die Bereitwilligkeit zum zweifellosen Wortbruch pflegt auch bei sophistischen und gewaltthätigen Regirungen nicht vorhanden zu sein, so lange nicht die force majeure unabweislicher Interessen eintritt." Tritt sie ein, dann wird der Krieg nothwendig und ist drum, nach Machiavells und nach Bismarcks Meinung, gerecht.

Klar durfte man den Wortlaut des geflickten Dreibundvertrages längst nicht mehr nennen. Oesterreich-Ungarn und Italien waren, vom Siebenten Artikel, verpflichtet, einander jede Absicht auf eine Aenderung des Machtzustandes auf dem Balkan anzu-

zeigen und nur nach Uebereinkunft Balkanboden, für kurze Stunden oder für immer, zu besetzen. Diese Pflicht schien dem Grafen Berchtold nicht fällig, als er Serbien zwingen wollte, österreichische Beamte an einem Ermittelungverfahren mitwirken zu lassen, und, weil es vor der Annahme dieses Zwanges zögerte, den Kaiser zur Kriegserklärung, zur Beschießung Belgrads, zum Einmarsch in das Königreich bestimmte. Nicht nur für territoriale, sondern auch „für andersartige Vortheile, die eine der beiden Mächte über den status quo hinaus erlangen würde“, verhieß Artikel Sieben der anderen Macht „Kompensationen“. In der Rede, die Ministerpräsident Salandra am zweiten Juniabend auf dem Kapitol hielt (und die als Rhetorsleistung ein Meisterstück ist), hat er Oesterreich=Ungarn angeklagt, durch die Unterlassung der Anzeige, des Strebens in Uebereinkunft und Kompensation selbst gegen die Vorschrift des Artikels Sieben gehandelt, also den Bundesvertrag gebrochen zu haben. Das sei von ihm und von San Giuliano sofort dem Deutschen Botschafter gesagt und schon am siebenundzwanzigsten Juli in Berlin ausgesprochen worden: „Nur die uns genügende Kompensation kann den Vertrag wieder in Rechtskraft setzen.“ Die Verpflichtung, Serbiens Gebiet nicht zu schmälern, wurde in Wien (Berchtold=Avarna) und in Rom (Merey=San Giuliano) abgelehnt: weil nicht vorauszusehen sei, welche Nothwendigkeit der Krieg bringen könne. Herr Salandra benutzt eine geheime Denkschrift des Generals Conrad von Hoetzendorff (die nach Rom verhökert worden sein muß und den Verfasser in Konflikt mit Aehrenthal und von der Spitze des Generalstabes trieb) zu dem Beweis, daß die wiener „Militärpartei“ seit Jahren getrachtet habe, der Doppelmonarchie durch die Niederwerfung Italiens freien Vordrang auf dem Balkan und im Mittelmeer zu sichern. Während des Krieges um Tripolitanien zwang Oesterreich, mit dem Hinweis auf den Artikel Sieben, Italien, im Jonischen Meer, an der Albanerküste, bei Saloniki, an den Dardanellen, auf Chios nichts gegen die Türkei zu unternehmen. „Dieses Verbot kostete uns viele Krieger, viele Millionen und lähmte unser Handeln. Wider jeden Angriff auf die Grundmauer seiner Lebenskraft war unser Feind damals durch unseren Bundesgenossen geschützt. Und nun, da der Vertragsartikel für uns spricht, soll er nicht gelten?“ Als Kompensation hatte Italien (nach dem Tode

des Marchese di San Giuliano wurde Baron Sydney Sonnino Leiter des internationalen Staatsgeschäftes) eine strategisch sichere Grenze, zu Land und zu See, und die Bürgschaft für die Wahrung aller Italerrechte in Oesterreich gefordert. Vergebens. „Das Deutsche Reich achten, bewundern wir. Da ich italischer Ministerpräsident, nicht deutscher Kanzler, bin, darf Wuth mir nicht den Verstand rauben. Das gelehrte und mächtige Deutschland ist uns das große Muster der Organisation und der Widerstandskraft. Aber als Schiedsrichter oder Protektor können wirs nicht anerkennen. Selbst wer gewiß ist, daß Deutschland nach dem Krieg noch so stark sein wird, daß es unsere Interessen gegen Oesterreich wirksam vertreten kann, selbst er durfte von uns nicht den Eintritt in einen neuen Bund erwarten, in dem Deutschland als Schutzmacht über zwei Vasallenstaaten herrschen würde. Aus dem Traum von Weltherrschaft darf nicht Wirklichkeit werden. Dagegen wehrt sich der ganze Erdkreis, der die ungehemmte Selbständigkeit jeder Nation, auch der deutschen, doch nicht die Hegemonie eines Volkes will. Von welchen Hochmuthsfirnen die berliner Herren auf andere Völker schauen, lehrt das Bild, auf dem Herr von Bethmann unseren Zustand darstellen wollte. Ich frage nicht, ob der von Wuth Geblendete uns Minister beleidigen wollte. Solche Absicht wäre auch nicht erwähnenswerth. Unser Lebensweg liegt vor Ihrem Auge, unser Ruf ist fecklos; wir haben von Jugend auf dem Staate treu gedient und geben ihm heute unsere Söhne. Nicht an uns sollen Sie denken: nur an den Schimpf, den dieser Fetzen mittelmäßiger Prose gegen König und Volk, Kammer und Senat, regirende und opponirende Partei Italiens schleudert. Die Gründe zu dieser Verurtheilung soll, wie der Kanzler, mit dem brüderlichen Wunsch, ihm einen Theil der Verantwortlichkeit aufzubürden, andeutet, Fürst Bülow geliefert haben. Ich möchte nicht, daß Sie das Wollen dieses Mannes falsch einschätzen. Nach meiner Ueberzeugung ist sein Gefühl uns freundlich und er hat sich aufrichtig um die Verständigung bemüht. Leider ist er in Irrthum gestrauchelt; hat geglaubt, durch ein paar schlecht angewandte Millionen, durch die Anwerbung einzelner dem Volksempfinden fernen Männer, durch den Versuch, diesem oder jenem Politiker die Wirklichkeit zu verlünchen, könne die entscheidende Einwirkung auf Italiens Handeln ermöglicht werden. Die Folge dieser Zette-

lung war das Aufbrausen eines Sturmes, der durch Italien wirbelte und nicht nur die einfachen Menschen aufscheuchte, sondern gerade die feineren Naturen, die edlen, vom Bewußtsein nationaler Pflicht und Würde erfüllten Herzen und die ganze, dem Vaterland zum Blutopfer verlobte Jugend. Mußte dieser Sturm nicht entstehen, seit der Argwohn durchs Land schlich, der Botschafter einer fremden Macht habe sich als Zwischenglied in den Verkehr von Regirung und Parlament eingeschoben? Schnell schwand alles Mißverständniß und ein festes Band sittlicher Einheit umschloß die Nation. Diese Einheit ist ihr wichtigster Besitz am Eingang in den furchtbar rauhen Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit, der ihr nicht vom Nachbar Gnadenbrocken bringen, sondern aus eigener Kraft des tapferen Volkes das große Italien, die Zukunft des Vaterlandes, die Vollendung des ihm verheißenen Schicksals sichern soll." Auch dieser Minister, dessen Denkform nicht mehr an des Professors erinnert, glaubt, sich auf die „höhere Gewalt unabweislicher Interessen" berufen und seinen Krieg, nach der Lehre des Florentiners und des Schönhausers, nothwendig, also gerecht und heilig gar nennen zu dürfen. Wenn ihm Fritz nicht ein ferner Fremdling wäre, hätte er auch dessen Wort von dem vorbeugenden Krieg wohl wiederholt, der unvermeidlich werde, „sobald die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht." Kann Scheltrede solchen Glauben wegblasen? Wird unserer Sache durch die Aufschürung römischen Zornes genützt? Wäre selbst erwiesenen Treubruches das Volk mitschuldig? Das wird überall in den Wahn geschmeichelt oder geknebelt, für das Recht, das einzig hehre, zu fechten, und erfährt fast immer zu spät (und manches niemals), wie der heilig grause Krieg entstand. Lasset Jeden seinen Weg gehen; er mag sich wahren. Holt Italien das 1866 Versäumte nach, erobert sich Grenzen, die nicht eines Käfigs, nicht von Alpenfestungen noch von vorgeschobenen Hafenforts aus zu sperren sind, wird ihm der alte Wunsch, die Adria zu umarmen, erfüllt und Kypros, die Mittelmeerinsel der Aphrodite, Alexanders, des Löwenherzkönigs und Beaconsfields, sammt einem saftigen Stück kleinasiatischer Erde, unterthan, dann preist es die Männer, die in den Feldzug trieben. Entwischt ihm das Glück, dann steht das Haus Savoyen nicht mehr auf festem Grund und ein naher Mor-

gen sieht vielleicht den Papst als einzigen Souverain am Tiber. Entrüstung hülfe nicht; könnte nur schaden. Und böte dem kalten, lichtscheuen Sonderling Sonnino in der Stunde, wo er ihn sucht, den Vorwand zur Kriegserklärung und Abschwenkung in den Elsaß, die wir weder fürchten noch beschleunigen dürfen.

Nach Trinitatis.

Wichtiger fast noch als Italiens Eintritt in den Krieg war der Umbau des Britenkabinets; der Entschluß, Macht und Verantwortlichkeit zwischen die stärksten Parteien des Dreiländerstaates zu vertheilen. „England will nicht von Koalitionen beherrscht sein“: rief Benjamin D'Israeli, als, nach der Weihnacht des Jahres 1852, nach der Ablehnung des von Derby vertretenen Gebäudesteuergesetzes, der Earl of Aberdeen Whigs und Tories zur Regirung vereinte. Der fand, die Parteinamen Whig und Tory seien unverständlich, die Begriffe Konservativ und Liberal inhaltlos geworden und die Behauptung, England fordere eine konservative Regirung, sei eben so richtig wie die, nur eine liberale Regirung sei auf den Inseln möglich. Die erste Koalition, in der Gladstone neben Palmerston und Russell saß und die der Königin Victoria die Erfüllung der heißesten Volkswünsche schien, enttäuschte die Hoffnung so bitterlich, daß der Versuch in sechs Jahrzehnten nicht erneut wurde. Ist die Wiederholung nun als Schwachheitzeichen zu deuten? Wer die Frage bejaht, irrt oder will täuschen. Nie hatte ein englisches Ministerium festere Stützen als, seit dem vierten August 1914, Asquiths; nie war, auch nicht in der Zeit Bonapartes und Pitts, das Urtheil des Britenvolkes über einen Krieg so spaltlos einig wie jetzt. Die Frage, ob den Iren Selbstverwaltung und Sonderlandtag zu gewähren sei, hat das Wesen der alten Parteien schneller und gründlicher gewandelt als in Peels Tagen der Kampf um den Kornzoll und, von den Chartisten bis auf die Webbs und Keir Hardie, der Vordrang des Sozialismus. Erst seit Joseph Chamberlain sich von Gladstone trennte, ist die Scheidung in Tories und Whigs, Konservative und Liberale wirklich, wie Aberdeen spöttelte, sinnlos geworden und nur die in Unionisten und Homeruler brauchbar. Deren Zwist war, da Irlands Sehnsucht endlich, trotz dem Einspruch Ulsters, gestillt werden sollte, so heftig geworden, daß er, wider alle Britenge-

wohnheit, in den Privatverkehr überquoll. Die Häupter der Fraktionen haßten, verachteten einander. Vor einem Jahr konnte der Fremde darauf schwören, daß er im Haus des Ehepaares Asquith keinen Unionisten finden und daß Lady Beresford ihn nie wieder einladen werde, wenn sie erfahren habe, daß er neulich am Tisch der Mrs. Asquith saß. Lange scheints her. Heute leitet Herr Asquith ein Kabinet, in das alle Flügelmänner des Unionismus eingetreten sind. Balfour betreut das Marineamt, Bonar Law die Kolonien, Austen Chamberlain Indien, Long die Lokalverwaltung. Die Sozialisten vertritt, als Unterrichtsminister und Dezernent für Arbeiterfragen, der Eisengießer Henderson, der sich einen Schriftsetzer und einen Bergmann als Unterstaatssekretäre gesellt hat. Marquis of Lansdowne, der Sohn einer Französin und Stifter der Entente Cordiale von 1904, ist ohne Portefeuille ins Kabinet eingetreten und willig, Greys, seines Nachfolgers in der Foreign Office, Gehilfe zu werden. Lord Curzon, Salisburys Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, dann Kaiserlicher Statthalter in Indien, der grimmigste, an Wissen und Willenskraft reichste Feind des Deutschen Reiches, hat mit der Würde des Großsiegelbewahrers einen Sitz im engsten, entscheidenden Regirungausschuß erhalten. Und der selbe Sir Edward Carson, der, weil er die protestantische Ulstermannschaft zum Kampf gegen Homerule, gegen die Uebermacht katholischer Iren drillte, offenen Hochverrathes geziehen wurde, heißt jetzt Generalstaatsanwalt. Die Irenmehrheit hat kein Amt angenommen, aber der Regirung, der ihr Totfeind Carson und der „blutige" Balfour angehören, Gefolgschaft zugesagt. (Siehe: Berlin, Budapest, Paris, Petrograd, Rom.) Nur ein Krieg, wie keiner je war, konnte so seltsame Paarung erwirken.

Nicht Personalzank erzwang sie. Herr Winston Churchill, der Sohn Randolphs, des Heißsporns und Tory-Demokraten, war auf der Warte des Marineamtes unhaltbar geworden. Ein Wirrkopf, der schon während des Burenkrieges, als Berichterstatter, Mitkämpfer, Flüchtling, wunderliche Sprünge machte. Weder dumm noch faul; doch im Innersten zuchtlos, allzu schwer mit Eitelkeithypotheken belastet und unfähig, die Zunge zu zügeln. Der Erste Seelord, Admiral John Fisher, kam nicht mit ihm aus. Auch kein Heilbringer: er hat den Entschluß zu schnellem Dreadnoughtbau gefaßt und dadurch uns erst den Wettbewerb mit Britaniens See-

macht ermöglicht. Aber ein Praktiker; nur, nah den Achtzig, zu alt, um sich flink noch verändertem Bedürfniß anpassen zu können. Trotzdem Balfour, ein echter Cecil, mit der unbeirrbaren Ruhe des skeptischen Staatsmannes sich, als Vermittler, ins Marineamt setzte, kams nicht zum Ausgleich so verschiedener Temperamente; Fisher ging und Churchill konnte nicht bleiben. Zweite Schwierigkeit: Sir Edward Grey, den das Vertrauen aller Parteien schirmt, forderte Muße zur Schonung seiner erkrankten Augen. (Vielen gilt er bei uns als Förderer des Deutschenhasses und Bereiter des Krieges. Dieser Glaube kommt aus Verwechselung. Drei Deutsche Botschafter, Metternich, Marschall, Lichnowsky, haben für Greys redlichen Willen zu würdiger Verständigung gezeugt. Wer in Staatsgeschäften mit ihm zu thun hatte, rühmt die schüchterne Schlichtheit seines Wesens. Der Reichskanzler lobte ihn, als den unbefangenen Leiter der Botschafterreunion und Schiedsmann im Balkanstreit, 1913 laut. Noch das deutsche Weißbuch vom vierten August 1914 und der Wortlaut unserer Kriegserklärung an Rußland erwähnt Greys Mühen um die Erhaltung des Friedens. Er hat in Wien, Belgrad, Petersburg Mäßigung empfohlen, drei Einigungvorschläge gemacht, andere drängend erbeten, von Mobilisirung überall abgerathen, den König Georg bestimmt, dem Hilferuf des Präsidenten Poincaré nicht mit bindendem Versprechen zu antworten, und von Asquith den Ehrentitel des unermüdlichen Friedensschützers empfangen. Nicht er, sondern Curzon hat den Tag herbeigesehnt, an dem indische Reiter durch die Straße Unter den Linden sprengen. Grey ist Brite und jetzt unser Feind; schied sich stets aber von den Schimpfern und von dem frommen Wunsch, Deutschland zu vernichten. Geht er aus dem Amt, dann treibt den Hochadelssohn, in dessen Adern Normannenblut pocht, die Erschöpfung der Kraft, die Neigung, fern von der Großstadt, zwischen Thieren, unter Bäumen zu hausen, oder inneres Widerstreben gegen kanibalisch grausame Kriegführung; dann sind ihm die neuen Gefährten zu hitzig, nicht zu lau. Wird Deutschlands Ehre so selten besudelt, daß man ihr einen Schmäher erfinden mußte? Das Zerrbild der Witzblätter und Spucknäpfe zeigt den falschen Kopf.) Für die Urlaubszeit war aus der Homerulerpartei kein rechter Ersatz zu stellen. Lord Crewe sitzt im Oberhaus und ist, als Schwiegersohn Roseberys, nicht bequem.

Lansdowne half dem von ihm verehrten Nachfolger gern; konnte aber, ohne Amtsrecht, nicht in den Vordergrund treten. Dritte Schwierigkeit: Der Kriegsminister Lord Kitchener wurde von dem selben Mächtigen angegriffen, der ihn, als den Heiland, aus Kairo auf den Platz Haldanes gerufen hatte; von dem Lord Northcliff, der, bis ihn die Unionisten zum Peer von England machten, Harmsworth hieß und über die Times, Daily Mail, Evening News und kleineres Lärmwerkzeug gebietet. Ob Kitchener den Botschaftern Northcliffs im Frontbereich Vorrechte geweigert, ob Augenschein die Eifernden umgestimmt hat: sie schrien, die Leistung des Kriegsministers sei unzulänglich. Der ist, als Eroberer des Sudan, als Ingenieur-Feldherr, der sich im Krieg selbst seine Eisenbahn gebaut und die Feldbefestigungmittel, Stacheldrahtgitter und Aehnliches, modernisirt hat, als Bezwinger der Buren und Schwichtiger Egyptens, dem Inselreichsvolk fast schon ein zweiter Wellington geworden. Dieser Hort durfte nicht schrumpfen. Kitcheners Arbeitlast, hieß es schon im März, ist untragbar; er soll ein Heer, drei Millionen Mann in drei Jahren, aus der Erde stampfen und zugleich das Gelände der Industrie so umpflügen, daß sie dieses Heer kleiden, waffnen, nähren und nebenbei noch für Rußlands, Frankreichs, Belgiens mitsorgen kann. Das ist nicht des Kriegers Sache. Das vermag nur Einer, der den Exportbedarf, jede Möglichkeit und jeden Winkel der Industrie kennt. Sogar in Berlin, dem Standort der gewaltigsten Kriegsmaschine, wurde ein Rohstoffamt nöthig, dessen Aufbau und Leitung ein Civilist, der Ingenieur-Industrielle Dr. Walter Rathenau, übernahm und das die dem Heer in langer Kampfzeit nöthigen Stoffe, Metalle, Textilien, Leder, Chemikalien, Gummi, Gerbmittel, sicherte. In Paris ist die Einrichtung nachgeahmt, vom Kriegsminister Millerand der Genosse Thomas als Unterstaatssekretär für Geräthsbeschaffung eingesetzt worden. Hundertmal nöthiger ist solches Amt dem Britenreich, durch das noch der Chartistengrundsatz spukt, ein ständiges Heer gefährde die Freiheit des Volkes, und das schon deshalb für einen Riesenkrieg nicht in Bereitschaft sein kann. „Neben Kitchener einen Civil-Kriegsminister“: Das wurde Losung. Und der beweglichste, festländischem Arbeitbrauch nächste Mann, Herr David Lloyd George, dem die von sechs Völkern heimgesuchte Schatzkanzlei längst zuwider war, empfahl sich für die neue Aufgabe.

Ob er sie bewältigen wird? Er ist Minister für das Rüstungwesen (munition: so heißt aller Heeresbedarf, zu dem auch Kleid und Helm, Lederröhre und Fernglas, Jam und Kommißbrot, munition-bread, gehört); muß jeden Vorrathsschwund früh ergänzen, die Gewerkschaften in Verzicht auf unzeitgemäßes Einspruchsrecht überreden, den einzelnen Arbeiter die Gefahr trägen Säumens sehen lehren, dem Ausfuhrgewerbe die unentbehrliche Mannschaft lassen, allen anderen Industrien den Rohstoffbezug und den Arbeiterstamm schmälern oder solche Umwälzung des Betriebes erwirken, daß dem Wehrvolk daraus Nutzen gedeiht. Der David aus Wales muß durch Dornendickicht. Englands rückständige Industrie, die oft in schlechtem Raum, manchmal gar auf gewachsenem Boden arbeitet und unter den Hemmkünsten der Trade-Unions leidet, kann nicht so rasch umsteuern, umlernen, neuen Massenverbrauch decken wie die deutsche, die besser wohnt, willigere Arbeiter, feinere Werkzeugmaschinen hat und nur den Ersatz, nicht den Bestand, liefern muß. Fände Kitchener sein Rekrutengewimmel: der Civilkollege könnte es nicht für den Felddienst rüsten.

Und doch graut schon der Tag, dessen Abendröthe die Einführung allgemeiner Wehrpflicht heischen kann. Sie dem Volk abzuverlangen oder, noch in Reichsfährniß, zu ersparen: unter solchem Entschluß bräche die Kraft einer Partei; nur die Wucht des nationalen Gesammtwillens kann ihn tragen. Greys Urlaub, Kitcheners Entlastung, Churchills Abschiebung in die Lancaster-Kanzlei wäre ohne Koalition möglich geworden. Die soll eine neue, für modernen Europäerkrieg taugliche Waffe schmieden, die (nach dem Urtheil Lloyd Georges) morsche Organisation festigen, jeder Gefahr fraktionellen Widerstrebens, parteilicher Tadelsucht vorbeugen und ins Land weithin, bis in die Siedlerstätten des Ostens und Westens, die der bedräuten Mutter Hilfe bereiten, die Gewißheit pflanzen, daß zum schwersten Werk die stärksten Geister geschaart sind. Im Willen zum Krieg waren Briten, Schotten, Iren schon einig, als der Sonnenstrahl von der Aehre und dem Gestirnkranz der Jungfrau am Himmelsgewölb schied und ein Handarbeiter im Parlament den Opfermuth des Adels pries. Noch aber dünkte die Meisten der Sieg leicht und der Erwerb Mesopotamiens, die Sicherung des arabischen Khalifates und des Erdrichteramtes von keinem Zweifel benagbar. Mochte Deutschlands Schwert so

scharf sein wie des Herakles im Kampf gegen die neunköpfige Schlange von Lernae: in der spitzen Zange des von Heren's Eifersucht entsandten Seekrebses erlahmt der Fuß des reisigsten Helden. Brandzünder morden den Keim neuer Ungethümsköpfe, das wider Feuer und Schwert gefeite Hydrahaupt wird unter den Fels verscharrt und die Kruste des Klammerthieres barst vom Tritt des Unüberwindlichen. Magerer Trost entbindet sich aus dem Traum, der Krebs leuchte als viertes Zeichen im Thierkreis des Sternenzeltes. Im Scharlach des Nachtgewandes naht ihm die Sonne: und die gestern noch lässige Inselwelt spürt nun erst, daß Kitcheners Prophetie langwierigen Krieges nicht aus Necklaune, sondern aus kalthirniger Erkenntniß der Machtmaße kam und daß die Hoffnung auf Sieg bestattet oder der Kraftaufwand verzehnfacht werden muß. Großbritanien ist, endlich, wach und will nur in Tod noch entschlummern. Dieser Wille schmolz die Parteien in Einheit.

Keinen Deutschen schreckt er. Keiner darf seine Wirkensweite unterschätzen. („Achtet Eure Feinde! Bei Gott: ich hätte nicht geglaubt, daß Deutsche ihre Feinde schmähen und deren Thaten verkleinern könnten. Daß die Öffentliche Meinung, wie ein aufgeblasener Frosch, wie ein Gassenhündchen, unsere Feinde anpfeifen, anbellen, anquaken würde. Aber es ist geschehen auf Germanenerde. Ist es denn so wahr, daß wir weiß und daß unsere Feinde schwarz sind? Sehet die kleinen Herrgötter; sie stellen nach altem göttlichen Beispiel die Schafe, uns Deutsche, auf die rechte, die Böcke, unsere Feinde, auf die linke Seite ihrer Gottähnlichkeit und sprechen ihr salbaderisches Menetekel: Russen sind Diebe, Engländer Schurken, Franzosen Eitle; rechtsum ins Fegefeuer, marsch, John Bull aber sogleich ins tiefste Verließ der Hölle. Schämet Ihr, Ehrfurchtlose, Euch nicht des Flitters, mit dem Ihr ‚unsere Feldgrauen' behänget, und des Kothes, mit dem Ihr unsere Feinde bewarfet?" Mit so harter, männisch stolzer Rüge hat der junge Fußvolksführer, der „Eiserne Zehn Gebote an die deutschen Krieger" schrieb, das Gewissen verleiteter Landsleute gerüttelt.) Bald jährt sich der Krieg; und wenn nicht ein Wunder wird, muß unsere Zuversicht noch einmal überwintern. Mancher, dem Druckerschwärze nie durchsichtig ward, hats anders gewähnt; und vergessen, daß Hundertmillionenreiche vor der Wahl zwischen der Beugung in Ohnmacht und tollkühnem Spieleinsatz nicht zaudern und daß ein

achtfach geschürzter Knoten sich noch nicht löst, weil eine Schlinge Zunder geworden ist. Vom Lager bei Bunzelwitz, in das die austro-russische Uebermacht den Preußenkönig Fritz pferchte, wurde der Weg in die Friedensstatt Hubertusburg dem Müden weit; erst der achtzehnte Mond blinkte wieder dem gramlos Weisen ins Auge. Gestöhnt hat der Zeuger preußischer Großmacht; doch niemals gewankt. Fridericus Rex lehre die Enkel Geduld. Die erwächst nur aus gedämpfter Freude. Uns ist in Europa nichts verloren und Beträchtliches gewonnen. Libau und Lodz, kurische und polnische Handelsbezirke, sieben bis neun Zehntel des französischen Erz-, Eisen-, Stahl-, Hütten- und Spinnergebietes sind vom deutschen Heer besetzt. Dieses Heer war im zehnten Kriegsmonat noch so frisch, daß es einen in solcher Wucht nie erschauten Frontalangriff auf die russische Kerntruppe wagen, in Gemeinschaft mit den Oesterreichern und Ungarn sie aus den Karpathen, Westgalizien, Przemysl werfen konnte und nun rüstig auf dem Marsch nach Lemberg ist. Darunter sind Armeen, die, um den neuen Kampfplatz zu beschreiten, fast die ganze Erdtheilsbreite durchqueren mußten und sich neben der Haltestelle des Dampfzuges ohne Rast für das Gefecht reihten. Die Lücke, die sie in West gelassen hatten, schloß sich nicht dicht: und dennoch gelang dem Feind, Briten, Franzosen, Belgiern, nirgends ein fortwirkender Vorstoß. Welcher Lorber lohnt solcher Mannheit? Auch die Noth, die der Hydra das neunte Haupt, das unaustilgliche, gebären sollte, hat unser Reichshaus noch nicht verödet. Die Maschinen werden geschmiert und gespeist. Metall und Wolle, Leder und Sprengstoff lagert in hohem Stapel. Aus deutschem Süden kommt Obst, kommt bald Getreide; und über dem dürren Norden muß einmal der Himmelsschleußner das Thor aufthun. Kartoffeln sind, seit die Magd Statistik nicht mehr die Wirthschaft führt, wieder wohlfeil, dem Armen erlangbar; und das traurige Schlachtfest lebt nur noch in wundem Gedächtniß. Theuerung, wie in Friedenszeit manche war; nicht würgender Mangel. Der Städter schwelgt noch zu üppig. Koalition aller Schöpferkräfte? Deutschland hat nicht gewartet, bis Regirung oder Parlament sie empfahl. Wir sind belagert; einig aber in dem aufrechten Willen, auch in Noth niemals die weiße Flagge zu hissen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücke	8 571 812	15
Haus-Konto	248 821	20
Hypotheken-Forderungen . .	5 603 451	85
Debitoren	2 893 707	01
Verfügbare Mittel	[illegible]	35
Avale . . . . . M. 661 400		
Inventar	1	—
Gewinn- und Verlust-Konto .	3 349 531	15
	20 984 679	71

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital-Konto	10 000 000	—
Hypotheken-Schulden . . .	4 363 225	—
Kreditoren	6 621 454	71
Avale . . . . . M. 661 400		
	20 984 679	71

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1914.

Debet.	M.	pf
Saldo-Vortrag aus 1913 . . .	2 633 794	77
Geschäfts-Unkosten	157 710	29
Grundsteuern u. Unkosten auf unbebaute Grundstücke . .	49 526	01
Zinsen und Provisionen . .	247 267	44
Hypothekenzinsen, Ausgaben	164 140	82
Hausverwaltungs- und Niessbrauchzuschüsse	152 763	89
Abschreibungen auf Effekten .	16 931	30
„ „ Hauskonto	[illegible]	—
	3 522 136	52

Kredit.	M.	pf
Pachten, Mieten und Diverse	8 160	30
Hypothekenzinsen, Einnahm.	164 445	07
Saldo	3 349 531	15
	3 522 136	52

Berlin, den 8. Mai 1915.

Der Vorstand. Hahn. Horwitz. **Der Aufsichtsrat.** v. Kiltzing.

Bekanntmachung.

Die Ausgabe der Stücke der zweiten Kriegsanleihe beginnt anfangs Juni, und zwar werden zunächst 10—15% der 5% Reichsanleihe und etwa 30% der Reichsschatzanweisungen ausgegeben. Weitere Beträge werden in Zwischenräumen von je 4 bis 6 Wochen nach Maßgabe der eingehenden Lieferungen verteilt werden; die Schlußlieferung wird nicht vor dem Spätherbst erfolgen können.

Eine raschere Lieferung ist wegen der gewaltigen Masse des herzustellenden und zu bearbeitenden Materials leider nicht möglich, und es ergeht daher an die Zeichner die dringende Bitte, sich bei Abforderung der ihnen zugeteilten Stücke vorerst auf das unbedingt erforderliche Maß zu beschränken.

Berlin, Ende Mai 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein v. Grimm

Julius Berger Tiefbau-Aktiengesellschaft.

Die Auszahlung der für 1914 für die Aktien Nr. 1—4000 auf **10 pCt.** festgesetzten Dividende erfolgt **sofort** in **Berlin** bei der **Gesellschaftskasse,** der **Deutschen Bank** und den Herren **Georg Fromberg & Co.,** in **Bromberg** bei Herrn **M. Stadthagen,** in **Hildesheim** bei der **Hildesheimer Bank** gegen Einreichung des Dividendenscheines pro 1914.

Berlin, den 31. Mai 1915.

Julius Berger Tiefbau-Aktiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

Nr.	Aktiva	Buchw. am 31. 12. 1914	Abschreib.	Betrag
		M. pf	M. pf	M. pf
1.	[illegible] sowie [illegible]	1 8[illegible] 07 03	252 807 03	1 617 [illegible] —
2.	[illegible]	[illegible] 070 04	585 870 04	7 [illegible] 200 —
3.	[illegible] Ze-[illegible] Gleiwitz	12 [illegible] 488 82	2 785 488 82	[illegible] —
4.	[illegible]			11 138 [illegible] 63
5.	[illegible] Unternehmungen und Ver-[illegible]			1 062 [illegible] 84
6.	[illegible]			[illegible] 52
7.	[illegible]			281 [illegible]
8.	[illegible] Bankguthaben			13 [illegible] 80 [illegible]
9.	[illegible]			[illegible] —
10.	[illegible]			4 944 [illegible] 91
11.	[illegible]			[illegible]
12.	[illegible]			[illegible] —
13.	[illegible]			[illegible] —
			[illegible]	[illegible]

Nr.	Passiva		Betrag
		M. pf	M. pf
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible] Gewinn- und Verlust-Konto haben wir geprüft und mit den Büchern übereinstimmend gefunden.

Friedenshütte, den 27. März 1915.

Die Revisions-Kommission.
Sackur. Böttcher.

Friedenshütte, den 3. März 1915.

Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft.

Der Vorstand.
Boecker. Niedt.

Gewinn- und Verlust-Konto.

	Debet	1914		Kredit	1914
		M. pf			M. pf
1.	Obligationszinsen und Agio für eingelöste Obligation.	766 110 —	1.	Vortrag aus 1913	250 000 —
2.	Abschreibungen	3 604 165 89	2.	Brutto-Ueberschuß des Gesamtunternehmens	5 870 433 21
3.	Gewinnsaldo	1 750 157 32			
		6 120 433 21			6 120 433 21

Die vorstehende Bilanz sowie das Gewinn- und Verlust-Konto sind durch eine von uns hierzu bestellte Kommission besonders geprüft u. in allen Teilen richtig befunden worden.

Dem Geschäftsberichte des Vorstandes haben wir nichts hinzuzufügen und beantragen die Erteilung der Entlastung für Vorstand und Aufsichtsrat.

Friedenshütte, im April 1915.

Der Aufsichtsrat.
Eug. Landau, Vorsitzender.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Juni 1915.

Wer hat es besser?

Vor hundert Jahren.

„Auf Elba ging mirs nicht schlecht. Ich konnte Künstler aus Italien kommen lassen, hatte das zu großer Repräsentation Nöthigste und war freier als ein deutscher Fürst. Wenn der König von Frankreich gute Minister gehabt hätte, wäre ich auf der Insel geblieben. Aber die Furcht vor mir war so völlig geschwunden, daß man nicht einmal mehr einen Geschäftsträger bei mir beglaubigen wollte und mich auf jedem Zeitungpapier beschimpfte. Schließlich bin ich ein Mensch. Ich wollte zeigen, daß ich noch nicht tot sei. Frankreich mußte mir mindestens zwei Fregatten lassen, deren eine für mich, im Hafen, stets in Bereitschaft war.“ Dieses Verlangen (das noch auf Sankt-Helena von der Lippe Bonapartes kam) hätten Louis der Achtzehnte und Talleyrand wie Selbstmordszumuthung abgewehrt. Sie wähnten, ihr Todfeind werde niemals die Möglichkeit zum Ausbruch aus dem Inselkäfig finden. Der aber hat sich die Brig „L'Inconstant“ gesichert. Der Kapitän eines englischen Zweimasters, der den Hafen angelaufen hat, riecht den Proviantspeck, hört, daß Trinkwasser und Zwieback an Bord der Brig gebracht worden seien, und fragt den Großmarschall Bertrand, ob das Gerücht, der Kaiser wolle mit seiner Garde abreisen, begründet sei. Unsinn; in Porto-Ferrajo und in Livorno wird immer so albernes Zeug verbreitet. „Wers glaubt, wird zum

Narren. Speisen Sie mit uns, Kapitän?“ Der bleibt, trotzdem Bertrand den gleichgiltig Eiskalten mimt, mißtrauisch und segelt dem „Inconstant“ nach; merkt aber nicht früh genug, daß der Franzos auf dem Weg nach Neapel umkehrt, und läuft erst wieder in Porto-Ferrajo ein, als die Brig ihre kostbarste Ladung geholt hat. General Gourgaud schildert die Hast der Abfahrt. „Als Bertrand gemeldet hatte, der Wind sei ziemlich günstig, ließ der Kaiser die Messe eine Stunde früher als sonst lesen und die Einschiffung der Soldaten mit ihrem Gepäck beschleunigen. Um zehn Uhr abends wurde der Anker gelichtet. In der Frühe des siebenundzwanzigsten Februartages kam der Engländer in Sicht. Gefahr? Nein: er hält den Kurs auf Elba. Und der Inconstant steuert der französischen Küste zu. Allgemeiner Jubel. Das Liebchen eines Grenadiers, das man nicht mitgenommen hatte, war noch nachts in einem Ruderboot nach Piombino gefahren; und von dort ist die Kunde von der Flucht nach Livorno gelangt. Auf Elba haben Bonapartes Mutter Laetitia und Bertrands Frau ein Verhör zu bestehen. Zu spät. Am ersten März: Landung in Frankreich. Von Fünf bis Elf Bivouac; dann Vormarsch.“ Daß der Entfesselte geradeaus in sein Kaiserreich eilen werde, hat, als die Nachricht endlich in den Wiener Kongreß durchsickerte, Wellington sofort gesagt. Auch Louis will nicht umnebelt sein und spricht zu Soult, der ihn mit dem Hinweis auf die Treue der Truppen trösten möchte: „Gräßliche Geschichte! Alles hängt am Willen der ersten Regimenter, die Bonaparte trifft.“ Er hat sie am Band. Hat Alle wieder, die ihn im vorigen Lenz steinigen wollten. Marschall Ney, der verheißen hat, ihn in einen Eisenkäfig zurückzupferchen, geht mit seiner Mannschaft zu ihm über. (Aus Ehrgeiz, sagt Bonaparte. „Er merkte, daß Volk und Truppen für mich waren, und wollte sich in meiner Sonne mitwärmen. Der Anstand mußte ihm die Rückkehr nach Paris empfehlen. Der Armeebefehl, den er mir schickte, war mir widrig. Ney, der über Kronen verfügt! Aber ich mußte heucheln und bewirthete den Ordonnanzoffizier mit den dicksten Schmeicheleien über seinen Marschall, den ich sogar den Tapfersten der Tapferen nannte.“) Von Antibes bis nach Fontainebleau: Triumphzug. „Mit sechshundert Mann bin ich nach Frankreich heimgekehrt. Das Vertrauen auf die Liebe des Volkes und auf das Gedächtniß der alten Krieger hat mich nicht getäuscht. Der Thron der

Bourbonen stand nicht auf dem festen Grunde des Rechtes. Fremdlinge hatten ihn für ein Geschlecht gezimmert, das der Volkswille verbannt und das nur noch dem Interesse einer kleinen Schaar Gieriger gedient hat. Die Rechte und den Ruhm der Nation kann nur das Kaiserthum sichern." Das konstitutionelle, dessen Morgenröthe nun leuchtet und dessen Grundgesetz Napoleon am ersten Juni auf dem Marsfeld beschwört. Vergessen ist der Dorfschulze, der nach der Landung, zwischen Cannes und Antibes, gestöhnt hat: „Sie werden das Bischen Ruhe und Glück vernichten, das uns endlich wieder beschieden war!" Vergessen der zage Fürst von Monaco, der meinte, mit sechshundert Mann könne das Wagniß nicht gelingen. Sein Reitknecht hat die Volksstimmung klarer erkannt. Das Gedächtniß alter Grenadiere und der Vergleich mit dem Bild auf den Fünffrancsstücken rief von Gehöft zu Gehöft: „Er ists! Der Kaiser! Der Befreier von der Herrschaft des Adels, der uns vor den Pflug spannen will! Bourbon macht uns nicht glücklich. Hoch der Kaiser!" Das Jauchzen der Masse hat ihm den Weg gebahnt. „Von Cannes bis nach Grenoble war ich ein Abenteurer. Dann erst wurde ich wieder Souverain. Und wenn ich gewollt hätte, wäre ich mit fünfhunderttausend Bauern vor Paris gerückt. Ich sputete mich, Herr der Hauptstadt zu werden, ehe die Engländer gehandelt und Lille besetzt hatten." In Allmacht sehnt er sich nicht zurück. Das soll die Kammer, soll das Volk glauben. „Dauernde Einrichtungen nur, nicht einzelne Menschen, können die Zukunft der Länder sichern. Meines Ehrgeizes Ziel ist, den Franzosen alle mögliche Freiheit zu gewähren; alle mögliche: denn der Anarchie folgt stets Diktatur. Der ungeheure Bund gewaffneter Mächte, deren Heerhaufen unsere Grenze bedrohen, rechnet auf die Risse in unserer staatlichen Gemeinschaft und trachtet, uns durch Bürgerkrieg zu schwächen. Diese Gefahr wird von Ihrer Vaterlandliebe, Ihrer Einsicht, Ihrem Vertrauen zu mir überwunden werden. Sie, Pairs und Abgeordnete, werden dem Volk das Beispiel des edelsten Patriotenmuthes geben und, wie einst der Senat der großen alten Roma, in jeder Stunde entschlossen sein, lieber zu sterben als in einer entehrten, entmachteten Heimath weiterzuleben." Am achten Juni 1815 schmettert der Moniteur die Botschaft.

Ehe der Kaiser ins Feld zieht, verträumt er einen halben Tag in La Malmaison. Labt sich am Duft der Rosen, besinnt die Stun-

den, die er, in Haus und Park, mit Josephine verkost hat, und sitzt schluchzend auf dem Rande des Bettes, darin sie ihn umfing. Unahnbares war geschehen, seit die Witwe des geköpften Generals de Beauharnais ihren hübschen Jungen zu Bonaparte geschickt und den Degen ihres Mannes erbeten hatte. Zweimal schrieb sie sich bei ihm ein. Er konnte sie nicht sehen, ließ sich von Lemarrois entschuldigen und erfuhr: schön, jung, liebenswürdig, eigenes Haus. Nun erst giebt er seine Karte ab, wird zu Tisch geladen, erwidert die Einladung, setzt Barras, ein Haupt des Direktoriums und Josephinens Freund, an den selben Tisch. „Wir verliebten uns bald in einander. Barras rieth mir, sie zu heirathen, weil sie zu den herrschenden Klassen von gestern und von heute gleich gute Beziehungen habe und mir eine starke Stütze sein werde; ihr Haus sei das feinste und die Heirath werde mich, den man noch immer den Korsen nenne, erst ganz zum Franzosen machen. Josephine war damals eine durch ihre Anmuth entzückende Frau; doch im vollen Wortsinn Frau. Keine habe ich je so geliebt. Sie log gern; aber ihre Lüge war geistreich. Sie kannte mich genau. Für ihre Kinder hat sie nie Etwas von mir verlangt. Auch nie Geld. Doch ihre Schulden stiegen in die Millionen. Sie hatte schlechte Zähne, war aber so geschickt, daß mans kaum merkte. Sie hätte mit mir nach Elba gehen müssen! Marie Luise war in jedem Zug von ihr verschieden. Die Unschuld selbst und niemals unwahrhaftig. Sie liebte mich, wollte stets bei mir sein und wäre ins Exil mitgegangen, wenn Sie nicht den Schweinhund Montebello und den elenden Corvisart in ihrer Nähe gehabt hätte. Ihre Tante, wurde ihr zugetuschelt, sei geköpft worden und solches Gräuel könne sich wiederholen. Obendrein hatte ihr Vater, der thörichte Kaiser, ihr den Lüdrian Neipperg als Begleiter gegeben. Josephine hatte immer allerlei Intriguen im Kopf und rechnete oft mit der Rückkehr der Bourbons. Als ich noch Erster Konsul war, sagte sie mir, in La Malmaison, Louis der Achtzehnte wolle sich ein Denkmal setzen, das mich als den ihn krönenden Genius zeige. Ich fragte nur: ‚Und in den Sockel wird mein Leichnam eingemauert?‘ Als ich ihr meine Absicht auf Scheidung ankündete, zerfloß sie in Thränen. Wenn das Staatswohl fünfzigtausend Menschenleben forderte, würde ich um sie weinen, sie aber opfern; denn das Staatsinteresse muß jedem anderen vorgehen. Der weinenden Josephine rief

ich zu: ‚Mein Entschluß ist fest. Willst Du? Sonst brauche ich Gewalt.‘ Am nächsten Morgen ließ sie mir sagen, sie sei einverstanden. Fiel dann aber, als wir zu Tisch gingen, in Ohnmacht und mußte ins Bett getragen werden. Die österreichische Heirath war mein Unglück. Konnte ich ahnen, daß Oesterreich je so gegen mich handeln werde?“ Das ganze Epos des wildesten Wundererlebnisses zieht im Rosenpark, im Speisezimmer, im Schlafgemach dem inneren Auge vorüber. Hier hat das Glück genistet. Brutlos; unter des Weltsturmes Gebraus. Fast hundert Sonnen sahen ihn nun wieder als Kaiser. Neigt die letzte sich ihm heute in Untergang?

Das hofft Alldeutschland. Grenzenlos, donnert Stein, „war die Niederträchtigkeit dieses Ney. Inbrünstig küßte er die Hand des Königs, ließ sich von ihm, für den er jetzt in den Tod gehe, fünfhunderttausend Francs zur Schuldentilgung geben und rief: ‚Wenn ich Ihnen den Tiger einliefere, trägt er den Maulkorb.‘ Als ers Napoleon erzählt hat, setzt er hinzu: ‚Im Innersten habe ich über das Fettschwein schön gelacht!‘ Leichtsinn, Habgier, Dünkel, Unstetheit haben Frankreich zum Lande der Meuterei und des Aufruhrs gemacht. Gott wird die Waffen der Verbündeten segnen und das verderbte Volk züchtigen. Leider ist der König (von Preußen) kalt; er hat nur halbe Entschlüsse, kein Vertrauen zu sich und keins zu seinem Volk; er glaubt, daß Rußland ihn in den Abgrund reißen und das französische Heer nach kurzer Zeit an der Weichsel stehen werde.“ Marwitz: „Wieder zeigte sich, wie hoch unser Volk über seiner Regirung stehe. Trotz deren unverantwortlichem Betragen war kein Vorwurf, kein Unmuth zu hören und Alles lief wieder zu den Waffen, beinahe wie vor zwei Jahren. Ich habe gelebt und werde leben für das Wohl des Vaterlandes, für das Rechte und Wahre und für die sichere Gründung meines Stammes und seines Besitzes. Ich wünsche, daß meine Frau jetzt einen Sohn zur Welt bringen, daß Dieser immer das Irdische dem Ewigen nachsetze, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesinnungen in andere Geschlechter fortpflanzen, daß mein Vaterland dauernd hoch über dem schlechteren Ausland stehe; und wenn ich dann in diesem Kriege falle, so wird mir der Uebergang nicht schwer werden, da mir der Himmel besser bevölkert ist als die Erde.“ Blücher: „Hier, am Rhein, steht Alles in der schönsten Blüthe und das Wetter ist herrlich. Wieder aber werden die Länder nun ver-

heert und verzehrt werden. Bald sollen unsere Gegner uns in der Nähe sehen und merken, daß wir uns nicht verändert haben ... Mit den hundertzwanzigtausend Preußen, die ich, in schönstem Stand, bei Namur habe, getraue ich mich, Tunis, Tripolis und Algier zu erobern, wenns nur nicht so weit wäre und man übers Wasser müßte." Bülow, Pirch, Thielmann, Zieten führen die vier Corps seiner Armee. Er wählt als Hauptquartiersplatz Lüttich (wo er den Aufruhr der Sachsen bändigen und „zum ersten Mal nach fünfundfünfzig Dienstjahren in der eigenen Armee Hinrichtungen vornehmen muß, damit die Sachsen meinen Namen mit Ehrfurcht nennen lernen"). Wellington hat sein Heer zwischen Oudenaarde und Nivelles aufgestellt und steht mit Stab und Reserven in und bei Brüssel. Am vierzehnten Juni klirrt Bonapartes Aufruf durch die Reihen des Heeres. „Heute ist der Jahrestag von Marengo (Sieg über die Oesterreicher) und Friedland (über Russen und Preußen). Zweimal hat dieser Tag dem Schicksal Europas Entscheidung gebracht. Damals waren wir allzu edel. Wir glaubten den Betheuerungen und Schwüren der Fürsten, ließen sie auf dem Thron: und sehen sie nun gegen die Freiheit, gegen das heilige Recht Frankreichs verbündet. Ihr Angriff ist schmählichste Ungerechtigkeit. Vorwärts! Sie und wir sind, was wir waren. Die heute so dünkelhaften Preußen waren Euch bei Jena ums Dreifache, bei Montmirail ums Sechsfache an Zahl überlegen. Lasset Euch von den Kameraden, die in englischer Gefangenschaft waren, berichten, wie sie mißhandelt wurden. Sachsen, Belgier, Hannoveraner, Rheinbundsoldaten sind, zu ihrem Leid, gezwungen, für Fürsten zu fechten, die aller Gerechtigkeit, allen Volksrechten feindsälig sind. Kann diese unersättliche Koalition das Franzosenvolk entehren und vernichten? Niemals. Frankreich wird ihr Grab werden. Jedem Franzosen, der ein Herz in der Brust hat, schlägt heute die Schicksalsstunde, die nur eine Wahl läßt: Sieg oder Tod!"

Bei Charleroi will er durchbrechen; die Vereinung der Engländer mit den Deutschen hindern. Blücher, dem Gneisenau den Anmarsch der Franzosen meldet, nimmt, schon hier, die Schlacht „mit Freuden" an. Das Corps Zieten muß nach Sombreffe zurück und der Kaiser schickt die erste Siegespost nach Paris: „Achtzehn Stunden im Sattel. Nur drei bleiben zur Rast. Schon aber sind vier preußische Regimenter zermalmt, fünfzehnhundert Mann

gefangen, sechs Geschütze erbeutet und unsere Verluste gering.“ Wellington hat versprochen, daß am Sechzehnten, früh um Zehn, zwanzigtausend Briten bei Quatrebras stehen werden; kann sein Wort aber nicht halten. Am Fünfzehnten sieht er, in Brüssel, seine Offiziere bei der Herzogin von Richmond tanzen. Im Morgengrau steigt er aufs Pferd und blickt bei Frasnes auf die Franzosenfront nieder. Mittags sieht er, auf dem Windmühlenhügel bei Bussy, im Rücken der preußischen Aufstellung, Blücher und verpflichtet sich dem Alten, um Vier in den Kampf einzugreifen. Auch diese Pflicht kann er nicht erfüllen. Er wird selbst, vom überlegenen Feind, bei Quatrebras wuchtig angegriffen, zieht, unter großen Schwierigkeiten, Verstärkung heran und vermag zwar, den Angriff abzuschlagen, doch nicht, den Plan Bonapartes zu durchkreuzen, der nicht, als Schwächerer, gegen die verbündeten Armeen, sondern, auf zwei Schlachtfeldern, gegen deren Theile kämpfen will. Die Sonne brennt aus Gewitterwolken. Wilder wird, da sie abwärts neigt, noch die Streitwuth. Kein Pardon! Wer einem Preußen das Leben schenkt, wird erschossen. Im Ganzen, sagt Treitschke, „bewahrten die französischen Truppen mehr Ruhe und Sicherheit; die Offiziere behielten ihre Leute fest in der Hand, während die Leidenschaft ungestümer Kampflust, die in dem deutschen Volksheer flammte, die preußischen Führer oft zu vorzeitiger Vergeudung der Kräfte verleitete. Der wellige, erstarrten Meereswogen gleichende Boden, die mit mannshohem Getreide und dichtem Kartoffelkraut bestandenen Felder der üppigen brabanter Ebene boten Gelegenheit zu mannichfachen Ueberraschungen, denen die Kaltblütigkeit der jungen preußischen Truppen, namentlich der Landwehr, nicht immer gewachsen war.“ In Ligny wüthet der Hauptkampf. „Bald steht das Schloß und ein großer Theil des Dorfes in Flammen; in der Dorfgasse thürmen sich die Leichen; jedes Haus und jeder Stall wird zu einer kleinen Festung; bis auf die Treppen und in die Stuben der Wohnungen verfolgen die Wüthenden einander mit den Bayonnettes. Fünf furchtbare Stunden wogt der Kampf unentschieden dahin.“ Kommen die Engländer? Nein: Bonapartes geschonte Kerntruppen, die er selbst ins Feuer führt. Das Dorf ist den Preußen verloren. Auch ihre zweite Linie? Der dreiundsiebenzigjährige Blücher sprengt, mit Lützow, dem verwegenen Jäger von 1813, den Ulanen, Dragonern, Landwehrreitern

voran. Eine Kugel tötet sein Pferd. Unter dem liegt der Greis nun. Graf Nostitz schafft ihm Athemfreiheit. Major von dem Busche rettet auf einem herrnlosen Soldatenpferde den Marschall. Gneisenau hat das Kommando übernommen. Gewitter, Sturm, tiefe Finsterniß. Nicht im Hirn des Feldherrn. Er will nicht zurück, nicht durch die Römerstraße von der Maas an den Rhein. Sonst giebt Wellington morgen vielleicht den Kampf auf und geht nach Antwerpen. Da die Briten nicht zu rechter Zeit die Deutschen erreicht hatten, blieb nur der Versuch, von der Preußenseite aus die Vereinung zu erstreben. Durchs Dunkel fegt der Befehl: „Nach Wavre!" Wellington hat, bei Quatrebras, inzwischen, mit der Hilfe der Braunschweiger, deren Herzog Wilhelm fällt, und der Hannoveraner, zwei Angriffe Neys abgeschlagen und Kellermanns, des Elsassers, Reiterknäuel mit der Bayonnette altenglädischen Fußvolkes zersetzt. Der Eiserne Herzog ist zufrieden. „Wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen": spricht er. Daß die Preußen weichen mußten, weil er sie, trotz dreifach verpfändetem Wort, im Stich ließ, bewölkt sein Gewissen nicht. Blücher hat zwölftausend Mann (oder fünfzehntausend) verloren; er weiß, warum. Raucht ruhig aber, mit zerschundenen Knochen, auf der Streu eines Bauernhauses in Mellery seine Pfeife und tröstet, am nächsten Morgen, von Wavre aus sein Malchen: „Ich habe mich näher an den Lord Wellington herangezogen. Und wenn Napoleon noch einige solcher Schlachten liefert, so ist er mit seiner Armee fertig. Gestern ist ein Division-General namens Bourmont mit seinem ganzen Stab zu mir übergegangen, heute wieder ein Oberst und mehrere Offiziere. Ich bin in der Affaire damit weggekommen, daß sie mir einen schönen englischen Schimmelhengst erschossen haben. Gneisenau hat das selbe Schicksal gehabt und wir sind Beide von dem Fallen mit den Pferden etwas mitgenommen. Du kannst diesen Brief in Berlin bekannt machen und nur sagen, daß sie nächstens mehr erfahren sollen. Denn schlagen werden wir uns nun öfter, bis wir wieder in Paris sind. Meine Truppen haben wie Löwen gefochten, aber wir waren zu schwach." Kein Wort des Unmuthes gegen Wellington, der offensiven Eingriff zugesagt, doch nicht zu leisten vermocht hat. Auch Gneisenau (den ein Nachzügler in einer dumpfigen Bauernstube, zwischen Verwundeten, bei einer Thranlampe auf einem Sauerkohlfasse sitzen sah) sagt in seinem Bericht an den

König nur, der Brite habe „wider Vermuthen und Zusage“ sein Heer nicht früh genug zusammengezogen. Ihn dünkt jetzt die wichtigste Pflicht, die Ordnung des zersplitternden Heeres wiederherzustellen und dann „zu handeln, als sei man nicht geschlagen worden“. Auf Russen und Oesterreicher, die unter Schwarzenbergs bedächtigem Kommando stehen, darf man nicht warten. Die Vereinigung mit den Engländern, die gestern mißlang, muß am Achtzehnten, nah bei Brüssel, gelingen. Dort, ahnt Preußens Kriegerhirn, fällt die Entscheidung. Ein verlorener Tag ist ersetzbar. Schlagen Deutsche und Briten erst in enger Waffengemeinschaft: so schöner Einheit muß der Imperator erliegen. Der Herzog ist bereit, der preußische Flankenangriff angeordnet, La Belle Alliance möglich. Was Blücher vorausgesagt hat, wird vom Ereigniß bestätigt: die Berliner erfahren bald mehr. Prinzessin Charlotte schreibt an die Brüder ins Feld: „Was für freudige Augenblicke haben wir durch die glücklichen Nachrichten verlebt! Eben sagt ein Extrablatt, daß Blücher in Laon ist. Bei der Nachricht von dem grenzenlos glänzenden Sieg habe ich recht an Dich gedacht. Wie wird es Dir leid gethan haben!“ Der Kronprinz stöhnt: „Mit der aller-, aller-, allergrößten Sehnsucht, lieber Papa, harre ich Ihrer Befehle, die mich nach Westen treiben sollen, dahin, wo den höllischen Mächten eine Todessymphonie gespielt werden soll. Ich danke Gott, daß er mich diese Zeit hat erleben lassen und keinen anderen Krieg. Wie beneide ich die Oranier, die nun schon wieder eine Schlacht gewinnen halfen! Schlägt man noch eine und ich bin nicht dabei: ich heule mich blind!“ An die Schwester: „Erzähle mir nun aber ordentlich, welche Sensation Das bei Euch gemacht, wie Einer es den Anderen mitgetheilt, wer es zuerst ausgebracht und erfahren hat!“ Der nüchternere Wilhelm schreibt aus Hanau: „Der herrliche, zwar sehr theuer erkaufte Sieg Blüchers kam so unerwartet wie Etwas. Nach den heutigen Nachrichten sind dreihundert Kanonen und die ganze Bagage Napoleons genommen; er selbst ist mit bloßen Hemdsärmeln davongeritten. Seinen Rock, Hut und Degen hat man bekommen, welche Sachen er, um nicht erkannt zu werden, von sich geworfen hat; auch hat man ihn mit verbundenem Kopf gesehen. Sechsmal hat er das Centrum angegriffen. Die Engländer haben sich wundervoll geschlagen, wären aber wahrscheinlich gedrängt worden, wenn nicht Blücher in Flanke und

Rücken gekommen wäre. Wie außerordentlich hat sich unsere Armee wieder benommen! Drei Tage lang sich mit zwei Corps gegen die ganze französische Armee zu schlagen! Sie gehen sieben Meilen zurück, verlieren dreizehn Kanonen und fünfzehntausend Mann, machen Halt, schlagen den Feind total und nehmen außer dreihundert Kanonen den Schatz Napoleons!" Der ruft, vier Tage nach Waterloo-Belle Alliance, aus dem pariser Elysion: „Als ich den Krieg für die Unabhängigkeit Frankreichs begann, durfte ich auf das gemeinsame Wirken aller Energien, Kräfte, Gewalten der Nation rechnen und, trotzdem alle Mächte sich wider mich wandten, Erfolg hoffen. Da die Umstände sich gewandelt zu haben scheinen, biete ich mich dem Haß unserer Feinde als Opfer an. Waren ihre Erklärungen, wie ich wünsche, aufrichtig, so richtet ihr Groll sich nur gegen mich. Mein politisches Leben hat geendet und ich verkünde die Thronbesteigung meines Sohnes, der fortan, als Napoleon der Zweite, Kaiser der Franzosen sein wird. Einstweilen führen die Minister die Geschäfte. Als liebender Vater fordere ich die Kammern auf, ohne Säumen durch ein Gesetz die Regentschaft zu ordnen. Schaaret Euch, Franzosen, zum Schutz des Gemeinwohles und der Volksfreiheit!" Am zweiundzwanzigsten Juni 1815. Aus Josephinens Garten sprießt einmal noch Hoffnung. „Wir sind verleumdet worden; Ihr, Soldaten, und ich. Weil Ihr mir anhinget, haben Leute, die gar nicht würdig sind, über Eure Leistung zu urtheilen, behauptet, Euer Eifer gelte nur meiner Person. Euer künftiges Wirken mag sie lehren, daß Ihr dem Vaterland dientet, als Ihr meinem Befehl gehorchtet, und daß Ihr mir ein Bischen Liebe spendetet, weil die glühende Liebe zu unserer Mutter, zu Frankreich, unsere Herzen einte. Noch ein Kraftaufwand, Krieger: und der Bund der Feinde löst sich. An der Wucht Eurer Hiebe wird Napoleon Euch von fern her erkennen. Bleibet, wie Ihr zwanzig Jahre lang waret: und Ihr seid unüberwindlich." Der letzte Wahn vom Spalier der holden Trügerin, deren Hand die Marengo-Ceder in Malmaison gepflanzt hat. Der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ist ausgeträumt.

Mancher deutsche Krieger hat schon damals gewünscht, nicht nur Vaubans, des großen Pioniers aus dem siebenzehnten Jahrhundert, Stachelgurt der deutschen (statt der französischen) Grenze anzulegen, sondern auch ins Land der Vlamen und Wallonen

das Germanenpanier zu pflanzen. Daß dieser Wunsch sich einwurzele, hätte aber das England Wellingtons mit eben so heftigem Eifer zu hindern getrachtet wie das Kitcheners. Dreiundzwanzig Jahre nach dem Tag von Ligny schreibt der Belgierkönig Leopold an seine Nichte Victoria: „Die Unabhängigkeit der Provinzen, die dieses Königreich bilden, war für England stets ein wichtiger Gegenstand. Davon zeugt schon die Thatsache, daß England Jahrhunderte lang für diese Provinzen die größten Opfer an Blut und Gut gebracht hat. Als ich den Vorgänger Eurer liebenswürdigen Majestät zum letzten Mal sah, sagte er, in Windsor, zu mir: ‚Wenn Frankreich oder eine andere Macht jemals in Ihr Land einbricht, dann muß England Ihnen sofort Waffenhilfe leisten; wir könnten dem Einbruch nicht ruhig zusehen.‘ Ich freute mich dieser Versicherung und antwortete, auch ich könne nicht wünschen, daß unser Land je von fremden Truppen betreten werde.“

Das Buch der Aerzte.

Wird die Leistung der für unsere Krieger thätigen Aerzte mit ihr gebührendem Dank gelöhnt? Laut wird sie nicht gepriesen; und selten, bis heute, wurde ihr sichtbare Anerkennung. Leidlos hat mancher Etapengehilfe und Stabsautoführer das Kreuz erdient, das, nach dem Wunsch des Volkes, doch den gefährdeten Kämpfer nur, General und schlichten Mann, zieren soll. Jedem Mühen, auch dem nicht von naher Lebensgefahr erschwerten, sei es gegönnt. Ziemt Denen aber, die weit hinter der Front den Verwundeten, Siechen ihre ganze Kraft, alle Stunden ihres Tagwerkes widmen, schmalerer Gefühlszoll? Nicht neue Ordensverleihung will ich empfehlen (trotzdem alle Kundigen sich freuen würden, wenn auch die besten Schädelflicker und Nervennäher den Orden Pour le Mérite erhielten); nur an die Pflicht mahnen, der deutschen Aerzte zu gedenken. Wisset Ihr, was sie leisten? Unzählige, die in Bewußtseinsdämmerung glauben lernten, ihrem Ohr verklinge sacht das letzte Lebenslied, werden von Arztkunst gerettet. Zwischen Zellen und Nerven Nothbrücken gebaut, die Jahre lang halten können. Glieder, an deren Gebrauchsfähigkeit der Besitzer seufzend verzweifeln wollte, sorglich in neue Dienstbarkeit erzogen oder, wenns nicht gelingt, durch die weise Ausbildung anderer so ersetzt, daß der Genesene wieder Körpersarbeit annehmen, bewältigen, sich

und die Seinen nähren kann. Pour le Mérite! Dieser Orden sollte, wie der vom Rothen Adler Zweiter und Dritter Klasse „bis auf einige, einzelne Fälle, in der Regel, suspendirt sein“ und durch das Eiserne Kreuz ersetzt werden, so lange der Krieg währt. („In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Krieg, entweder in wirklichem Kampf gegen den Feind oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Krieg nicht weiter zu verleihen“. Das steht in Friedrich Wilhelms Stiftungurkunde vom zehnten März 1813.) Da der Preußenorden mit der französischen Inschrift während unseres Krieges oft verliehen ward: warum nicht Aerzten, deren Verdienst um das Vaterland manchmal noch beträchtlicher ist als das eines Corpsführers oder Unterseebootslenkers? Männer, die in einem Monat hunderttausend Mark scheffeln könnten, geben seit zehn Monaten ihre Kunst und Arbeit der Landsmannschaft ohne irgendwelchen Entgelt; heischen und nehmen auch für die Nachbehandlung nie einen Heller. Deutschlands erste Chirurgen und Internisten. Sie wehren Vertretung, die ihnen Muße zu einträglicher Arbeit ließe, ab, fehlen in keiner ernsten Stunde dem Werk, zeigen sich, auch die sonst mürrisch derben, dem wunden Krieger liebreich und fast immer sanft und behandeln jeden „Fall“ so säuberlich, mit solchem Aufwand aller Kunst- und Schmerzstillungmittel, als gölte das Mühen dem Vielmillionär, der für die besondere Sorglichkeit der „Autorität“ einen Khalifensold zugesagt hat. Nicht jeder Name kann, da Hunderttausend täglich den tiefsten Kraftquell fürs Vaterland ausschöpfen, auf eine Flaggenstange gehißt werden. Rasch krönt der Ruhm nur die siegreichen Heerführer und den von Fortuna gehätschelten Krie-

ger, dem ein starker Handstreich gelang. Noch ist nicht einmal das Verdienst des Obersten Groener, der das Eisenbahnwesen für das Feldheer leitet, allgemein anerkannt: und ohne die ruhlos stille, bedächtig kühne Organisatorenleistung dieses Abtheilunghauptes wäre doch, trotz dem ungemeinen Können des Ministers von Breitenbach, die flinke Bewegung unserer Heere, die geschwinde Herstellung neuer und zerstörter Schienenstränge, der sichere Nachschub von Mannschaft, Kampf- und Nährmitteln, der Rückschub Gefangener nicht möglich geworden. Auch solchem Ruhm wird einst Geburtstag. Den der Aerzte und ihrer Gehilfen, Pfleger, Schwestern, trägt jeder freundlich Betreute ins Feld, in die Heimath. Und schweigt des Volkschors Stimme noch: wir wollen dankbar die Wackeren rühmen, die alltäglich, allnächtlich der antigonischen Losung lauschen, mitzulieben, nicht mitzuhassen, und die, erhaltend und schaffend, im Krieg noch der Menschlichkeit dienen.

Notizbuch.

Der fünfte Junitag, der vor sechsundsechzig Jahren das Alleinherrscherrecht ihres Königs sterben sah, ist den Dänen jetzt der Geburtstag einer neuen Verfassung geworden. Eines Staatsgrundgesetzes, das dem Volkswillen breiteren Raum gewährt als irgendein anderes auf Europas Erde. Allgemeines, für Alle gleiches, durch die Werthung der Minderheit (Proportionalwahl) veredeltes Stimmrecht kürt den Folketing, das Unterhaus; in den Landsting, das Herrenhaus, führt der Weg über zwei Wahlstufen. Die achtzehn (von zweiundsiebenzig) Peers, die bisher der König ernannte, wählt nun der Landsting selbst. Jede Frau, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten hat, kann wählen und abgeordnet werden. Vorrechte der Mannheit und des Besitzes gelten nicht mehr. Ein Abkommen der Sozialisten, die nach dem letzten Wahlgang die Leitung des Staatsgeschäftes ablehnten, mit den bürgerlich Radikalen, aus deren kleiner Kammergruppe das Ministerium Zahle hervorging, hat, endlich, den Verfassungwandel erwirkt, um den fünfzehn Jahre lang gekämpft worden war. Christian der Zehnte, der diese Verfassung nicht nur werden ließ, sondern förderte, hat sich in Handeln und Unterlassen als bescheidenen und ernsten Regenten bewährt. Als er seinen Namen unter die Urkunde gesetzt hatte, dachte er wohl der Elbherzogthümer. Nach dem

ersten Krieg für ihre Erhaltung: Sturz des Absolutismus; 1866, nach ihrem Verlust: neue Kürzung des Königsrechtes. Jetzt? „Von dem düsteren Hintergrunde des Weltgeschehens hebt sich unser Verfassungfest in friedliche Helle. Möge dieses Gesetz unserer Zukunft zum Segen werden, damit wir künftigen Geschlechtern das Vaterland, frei und ungeschmälert, wie wirs von den Ahnen erhielten, vererben können.“ In dem schlicht würdigen kopenhagener Schloß sprichts der König; an einem Speisetisch, um den auch Sozialdemokraten sitzen. Draußen preist ihn eine Frauenprozession, die Fabrikmädchen und Studentinnen den Theedamen aus dem Hotel d'Angleterre vereint. Ein glückliches Land. Müssen wir die Wurzel alten Grolles ausgraben und erforschen, welchen Mächten die Dänenmehrheit den Sieg wünscht? Nachrechnen, was der Krieg dänischer Händlerklugheit einbringt? Unnöthig. Vielleicht klang aus Christians Wort von dem „ungeschmälerten Vaterland, wie wirs von den Ahnen erhielten“, der Widerhall einer Hoffnung. Unumgänglich scheint solche Deutung nur unseren Feinden. Die zetern über den Belt: „An Eurem Land hat Oesterreichs und Preußens Raubsucht sich zu frecheren Beutezügen geübt und unsere ist drum, heute noch, Eure Sache.“ Die Zahl der Dänen, deren Sehnensziel auf unserem Festland liegt, ist winzig. Dem Wunsch, alle Nordschleswiger so reden und singen zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, muß in Friedenszeit Erfüllung werden. Haben wir Muße zu Luxusbirsch auf arglosen Traum? Jeder Pflicht gewissenhaft wägender Neutralität hat das Königreich genügt.

Oft erhalte ich Briefe, in denen gefragt wird, ob denn gar nicht möglich sei, unseren Feinden zu melden, wie schlecht ihre Sache stehe; ob glaubwürdige Berichte, die in Massen aus Flugzeugen geworfen würden, nicht wirksamer wären als Bomben; ob sie nicht der Gasbläserapparat verbreiten könne, der dem neusten Haber-Feldtreiben diene. Solche Vorschläge kommen aus dem Glauben, daß die uns feindlichen Völker Ungünstiges nicht erfahren und nur mit Lüge gefüttert werden. Aus Aberglauben, scheint mir. Ich lese viele ausländische Zeitungen und sehe, daß Briten, Franzosen, Russen herbe Wahrheit nicht vorenthalten wird. Der Engländer ließe sichs nicht drei Tage lang gefallen; und seine Regirung weiß zu gut, daß die Inselmenschheit unter rosig gefärbtem Meinung-

himmel schnell wieder einschliefe, um Tüncherei dieser Sorte auch nur zu wünschen. Den Franzosen juckt noch die Erinnerung an das Verhängniß der Amtslügen aus dem Krieg seines letzten Kaisers; er will nicht wieder betrogen werden, freut sich, daß Joffre ein grand chef sans panache, ein Feldherr ohne Pfauengefieder ist, und schluckt gern die nüchternen Sätze der Alltagsberichte. Auch die russischen sind schmucklos; haben die Rückzüge und die Räumung von Przemysl nicht gehehlt. Das Mißgeschick, das, seit die Ausführung des vom Generalstabschef Conrad von Hoetzendorff ersonnenen Planes begonnen hat, die Russen in den Karpathen, in Galizien und der Bukowina verfolgt, war schon im Mai ein Hauptthema der Dreibundspresse; und wer zu lesen versteht, merkte, wie unter der Pfingstsonne die Hoffnung auf einen entscheidenden Schlag aus Osten schrumpfte. Schweres Geschütz, hieß es, hat in Galizien gesiegt. „Das giebt den Deutschen und Oesterreichern die Ueberlegenheit." (Dann wäre abermals bewiesen, welche Dankessumme Heer und Volk dem Grafen Schlieffen schuldet, der den Entschluß, dieses Geschütz ins Feld mitzunehmen, als Generalstabschef nur mühsam durchsetzen konnte.) „Dagegen hilft den Russen die zähe Tapferkeit ihres Fußvolkes nicht. Erdlöcher, in die ein Haus zu packen wäre: gegen solche Mörsergewalt ist kein Schützengraben zu halten." In den drei Ländern wird ziemlich rauh kritisirt (und „Alles" nirgends gesagt); diese Kritik dürfte in der Zone, wo sie nicht erlaubt wird, niemals als Beweis dafür erwähnt werden, daß des Feindes Zutrauen wankt und er am Ausgang des Ringens verzweifelt. In jedem Lager wird behauptet, daß drüben nur Lüge wuchere. Noch am zehnten Juni hat der Akademiker und Lothringer Maurice Barrès, der einst ein feiner Europäer und Seelendurchleuchter war, im Écho de Paris gesagt, in den französischen Bericht dringe nie ein unwahrhaftiges, in den deutschen kaum je ein Wahrheit kündendes Wort, und gefragt: „Wo, auf dem weiten Rund der Erde, lebt noch ein Beobachter, ein Kritiker der Kriegsvorgänge, der nicht sieht, mit welchen schlauen oder plumpen Lügen die deutsche Regirung, vom ersten Feldzugstag an, auf die Heeresstimmung einzuwirken versucht hat?" Ein General hat ihm den deutschen Bericht über ein Gefecht, dessen Leiter er war, vorgelegt und gesagt: „Sie rechnen die Gefallenen als Gefangene mit; addiren Tote, Verwundete, Gefangene. Armsä-

lige Bombenwerfer, die wir aus Granatröhren, aus aufgelesenen Abfällen machen, tauft ihr Bericht Kanonen. Diese klägliche Betriebsamkeit vergleiche man der Sitte, an die unser Großes Hauptquartier sich, unerschütterlich, hält! Wir haben uns gewöhnt, nur noch die kühle Mäßigung zu lieben, und haben solche Angst vor überschwingender Begeisterung und geblümtem Enthusiasmus, daß wir oft über das Vernunftmaß hinaus gelangen." Deutschland hüte sich vor allem Wahngebild. Hätte ich mitzurathen, so würde ich empfehlen, in so langwierigem Krieg nicht täglich, sondern nur, wenn Beträchtliches geschehen ist, von Amtes wegen zu berichten. Sicher ist jedenfalls, daß die Franzosen ungefähr wissen, wie es in Ost, die Russen, wie es in West aussieht. Das kann uns, muß uns genügen. Wird, von allzu Emsigen, der ganze Wahrheitvorrath ins Ausland geschickt: was bliebe der Heimath?

Die Durchschnittsmeinung der ungehässig Neutralen spricht: „Im Westen hat höchstens das Heer, das hunderttausend Mann opfern will, Aussicht, vorwärts zu kommen, und noch nach solchem Opfer bliebe die Durchbruchsgefahr für beide Parteien gering; die Russen werden lahm und können bald Lemberg, Warschau, Riga verlieren, aber, mit ihren Riesenreserven, im Herbst zu neuem Vorstoß gerüstet sein; dem Britenweltreich ist kaum erst die Haut geritzt und noch kein Haupttrumpf verloren; wenn Italien nicht rascher als bisher Erfolge pflückt, wird sein Heer, nach der Räumung Galiziens, von der deutsch-austrischen Ostarmee zermalmt oder sein Bürgerfriede von der Ungeduld und den Mängeln der Innenorganisation gestört; Deutschland hat die stärkste Waffe, die leistungfähigste Technik und in seiner Mannschaft lebt echter Kriegerwille, doch die schwerste Probe beginnt ihm mit dem zweiten Kriegsjahr, das vielleicht nicht das letzte ist, und wenns in dem Glauben beharrt, seine Feinde, England, Frankreich, Rußland, Italien, Serbien, Belgien, Japan, Kanada, Australien, Nord-, West- und Südafrika, Ostindien, niederringen zu können, bringt jeder leidliche Friede ihm nur Waffenstillstand." Das ist der Inbegriff des Neutralenurtheils von heute. Die Moraltunke, mit ders begossen ward, brauchen wir nicht zu löffeln. Uneingeschränktes Lob ist selten. Neulich kams, nicht zum ersten Mal, aus der Ueberzeugung des schweizerischen Obersten Müller, der jetzt die deutschen

Stellungen zwischen Maas und Mosel beschaut hat. In die Neue Zürcher Zeitung schrieb er: „Die Haltung der preußischen Kerntruppe ist unübertrefflich; ihr Gleichmuth hält jeder Todesgefahr und jedem Kampfessturm Stand. Der preußische Generalstabsmajor, der mich begleitete und in dem ich einen fein gebildeten und hochsinnigen Mann von warmem Gefühl kennen lernte, sagte: ‚Wer je eine Anwandlung von Kleinmuth hat, braucht nur in die Front, zu unseren herrlichen Leuten, hinauszugehen, um seine ganze Siegeszuversicht zurückzugewinnen.‘ Dem habe ich nichts beizufügen. Ich müßte in Superlativen reden, um dem Gefühl meiner Bewunderung Ausdruck zu geben.“ Das Urtheil eines unbefangenen, also neutral Sachverständigen wiegt schwerer als Geifergerinnsel.

Im September, als ich hier gesagt hatte, dieser Krieg sei der erste, der mit den Methoden und Mitteln der Großindustrie geführt werde, werden müsse, gabs, besonders in Paris, ein Wuthgestöber. „Der Krieg als Großindustrie: also als Geschäft!“ Dumme Fälschung. Was ich damals sagte, wiederholen sie ringsum jetzt draußen. Herr Lloyd George rüttelt Technik, Industrie, Handel, Gelehrte und Handarbeiter auf und überredet die Gewerkschaften im Verzicht auf ihr Einspruchrecht. Aus Kanada wandern sechshundert Mechaniker in die Geschoßfabriken des Mutterlandes. Herr Millerand hat ein neues Unterstaatssekretariat geschaffen, das die pünktliche Lieferung ausreichenden Kriegsgeräthes sichern soll und in dem ein General einem Sozialdemokraten gesellt ist. Herr Henry Bérenger fordert, daß Frankreich eine Waffenwerkstatt („un arsenal derrière une armée“), von Arras bis Marseille eine Rüstkammer werde. Im „Matin“ ruft Senator Charles Humbert, der Berichterstatter des Heeresausschusses: „Die Geister sind in Klarheit und Ruhe gelangt. Das Land hat den Krieg verstehen gelernt; hat eingesehen, daß in unserem Jahrhundert der Wissenschaft und der Industrie auch der Krieg mit wissenschaftlichen und industriellen Mitteln geführt werden und der Sieg nicht der höchsten Mannschaftzahl, sondern der besten Waffe und Organisation zufallen muß. Das Land wagt endlich, sich selbst zu bekennen, was ihm gefehlt hat; über die Erkenntniß seiner Lässigkeit tröstet es rasch der Wille hinweg, die Mittel, die es besitzt, fortan zu nützen. Spät ists geworden, nicht zu spät. Wir werden beweisen, daß unsere

Techniker und Handwerker mehr leisten als alle anderen und daß aus dem Lande der Descartes, Carnot, Napoleon die Methode, die Hellsicht, die Organisation nicht geschwunden sind. Die Geschichte lehrt uns, daß Frankreich immer Wunder vermocht hat, wenn es, in Wollenseinheit, alle Kräfte seines Genius an die Bewältigung einer Aufgabe setzte. Allzu oft ließ es sich die Frucht seines Könnens stehlen. Turpin, der Erfinder des Melinits, wird eingekerkert, entehrt, erst als halb gebrochener Mann der Freiheit zurückgegeben und den Amtsbezirken auch dann fern gehalten. Laubeuf, der Erbauer des ersten Tauchbootes, des Musters der gräßlichen Mordwerkzeuge, mit denen Deutschland jetzt Britanien quält, sinkt in Ermattung und Ohnmacht. Wir haben die erste Flugzeugflottille: als aber der Krieg ausbricht, ist uns Deutschland in der Luft und unter dem Meeresspiegel voraus. Auch mit Schwerem Geschütz, dessen stärkste Typen es uns abgeguckt hat. Der zehnte Kriegsmonat bringt die Heimkehr gesunder Vernunft. Wir merken, daß die Gelehrten, Techniker, Arbeiter Deutschlands gefährlicher sind als seine Soldaten, daß aber auch unsere Gelehrten, Techniker, Arbeiter, nicht unsere Soldaten nur, seinen überlegen sind. Frankreich wird eine Stunde heiligen Glückes erleben und den gewaltigen Kraftaufwand vom Sieg belohnt sehen." (Auf dem selben Blatt steht der Wunsch des Majors de Civrieux, alle Heere der gegen uns verbündeten Mächte dem Befehl eines Feldherrn, eines einzigen, unterzuordnen.) Sogar in Rußland soll das Gewerbe mobilisirt und in allen großen Betriebsstätten für den Kriegsbedarf gearbeitet werden. In West und Ost wird gewarnt, Techniker und Arbeiter, die für das Rüstungwerk brauchbar sind, ins Heer einzustellen. Der Krieg als Großindustrie: in drei Wochen, drei Monaten läßt sichs nicht einrichten. Großindustrie ist an eine Kulturform gebunden, die nicht aus dem Boden zu stampfen ist. England kann wenigstens vier Erdtheile aufbieten. Rußlands Industriezone ist schmal und ihr wichtigster Theil vom Feind besetzt. Frankreich? Im Verein deutscher Eisenhüttenmänner ist gesagt worden: Von Frankreichs Rohstahlproduktion sind 76, von Roheisen 85, von Kohle und Koks etwa 74, von Eisenerz 90 Prozent seit September in deutschem Besitz. Descartes, Carnot, Napoleon ersetzen nicht Hütten, Zechen, Maschinen. Aus Worten ist schnell ein System, nie aber eine schaffende Industrie zu bereiten.

---

hatte Bismarcks Gewissen ein dickeres Fell, als jetzt die Ethos-mode erlaubt? Von dem „Volksgemüth“, dessen Regung Bullenkalb und Warze uns täglich deuten, ließ er sich niemals stimmen. Da, nach Sedan, in berliner Zeitungen gesagt worden war, Louis Napoleon, „der Anzettler des gräuelvollen Krieges“, werde zu gut behandelt, kam, aus Bossuets Stadt Meaux, vom Bundeskanzler die Antwort: „Die Oeffentliche Meinung ist nur zu sehr geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise von privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter Anderem zu verlangen, daß bei Konflikten zwischen Staaten der Sieger sich, mit dem Moralkodex in der Hand, über den Besiegten zu Gericht setze und ihn für Das, was er gegen ihn, wo möglich, auch für Das, was er gegen Andere gethan hat, zur Strafe ziehe. Solches Verlangen ist aber völlig ungerechtfertigt; es stellen, heißt: die Natur politischer Dinge, unter welche die Begriffe Strafe, Lohn, Rache nicht gehören, gänzlich mißverstehen; ihm entsprechen, hieße: das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Bestrafung von Sünden der Fürsten und Völker gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung, dem Lenker der Schlachten, zu überlassen. Sie hat weder die Befugniß noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sondern sich, unter allen Umständen, einzig und allein zu fragen: Was ist hierbei der Vortheil meines Landes und wie nehme ich diesen Vortheil am Besten wahr? Gemüthliche Regungen haben auf dem Gebiet der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht wie auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe.“ Von dem Geflenn, das Aushungerung ein tief niederträchtiges, verruchtes Kriegsmittel nennt, läßt Bismarck sich nicht rühren. „Wir sollen Fleisch und Gemüse, Korn und Mehl, Kohle und Brennholz nach Paris durchlassen, damit die Kinder, Frauen, Greise nicht hungern und frieren? Human wäre es vielleicht, aber nicht praktisch; und wo sichs um die Abwehr feindlicher Unternehmung gegen das Vaterland handelt, hat der Verantwortliche nicht das Recht, auf Kosten des eigenen Volkes human zu sein. Sichern wir auch nur, unter Benutzung unserer der Industrie entzogenen Eisenbahnachsen, für den Tag der Kapitulation den Parisern Proviant, dann werden sie ausharren, bis die letzte Pferdekeule und Brotrinde verzehrt ist, und unsere falsche Humanität wird den

Krieg verlängern. Dränge dieser Plan durch, so bliebe mir nichts übrig als die Bitte, Seine Majestät möge mich aller Verantwortlichkeit entheben. Paris braucht nur den nutzlosen Kampf aufzugeben: dann thun seinen Weibern, Greisen, Kindern Hunger und Kälte nichts mehr. Der Glaube, wir würden zwei bis drei Millionen Menschen nicht der Qual des Hungerns aussetzen, könnte sich als Irrthum erweisen; in der Wahrnehmung des Interesses von Heer und Volk müssen wir unerbittlich sein. Wenn wir nicht endlich angefangen hätten, die Stadt zu beschießen (was ein Verbrechen wider die Civilisation sein sollte), wäre die angeblich inhumane Aushungerung wohl noch fühlbarer geworden. Man soll die bewundernswerthe Kühnheit unserer Leute nicht mißbrauchen und, à la Steinmetz, Blutverschwendung treiben. Noch weniger aber Gefühlspolitik zu Gunsten des Feindes.“ Die Empfindlichkeit der Neutralen schonte der Bundeskanzler überall, wo ers verantworten konnte. Als die Frage der amerikanischen Kriegscontrebande streitig wurde, ließ er, von Versailles aus, in die Zeitungen schreiben: „Maßgebend ist Artikel 13 des Vertrages von 1799. Wir dürfen solche amerikanischen Schiffe nicht kapern, sondern nur für die Zeit des Krieges in Beschlag nehmen oder uns die Contrebande gegen Quittung ausliefern lassen. In jedem Fall müssen wir den Besitzer in angemessenem Umfang entschädigen.“ Diesen majestätisch Behutsamen hat die Kindermär der vor aller Politik Blinden in einen schwerfüßigen Kollerreiter verzerrt.

Der Sozialdemokrat Gustave Hervé wird, seit seine Tageszeitung „La Guerre Sociale“ mehrmals konfiszirt worden ist, von manchen Deutschen als Friedensfreund und Gegner der Borussenfresser beschmunzelt. Irrthum, laß los der Augen Band! Genosse Hervé ist, weil er Gauner gern Spitzbuben nennt und (unter dem neckischen Spaltentitel „Peut-on le dire?“) heikle Fragen stellt, der Regirung oft unbequem; doch uns nicht zärtlicher als Herr Clemenceau, dessen ungütiges Gekeif er mit fühlbarer Wonne weitergiebt. Parteigenossen haben ihn gefragt, ob nicht ein rascher Friedensschluß möglich sei, wenn Deutschland aus Belgien, Frankreich, Rußland weiche und der Zustand wiederkehre, der im Juli 1914 war. Nein, brüllt Hervé auf. „Die Frechheit der preußi-

schen Kriegerkaste würde danach gedoppelt. Die Kraft ihrer Organisation hätte dann ja einer Welt getrotzt, der Militarismus sich als der Bürgerherrschaft im freien England und in unserer Republik hoch überlegen erwiesen. Daß man sich den ganzen Erdtheil entfremdet hat, würde als Unklugheit erkannt; und beschlossen, künftig schlauer zu sein. Die Deutschen würden sich eine weniger dumme Diplomatie und mehr Tauchboote anschaffen. Europa wäre verurtheilt, den bewaffneten Frieden weiterzuschleppen, jedes Volk von Steuer und Wehrpflicht bedrückt, die Hoffnung der Demokratie und des Sozialismus erdrosselt. In Trient und Triest blieben die Italiener, in Bosnien die Serben, in Siebenbürgen die Rumänen im Joch? Hat Euch die Geschichte denn noch nicht gelehrt, daß Europas Leib so lange eitern, das Gezettel und die Kriegsdrohung nicht enden wird, wie Türken und Oesterreicher über Fremdvölker herrschen? Vergebens hätten Millionen gelitten, geblutet, ihr Leben geopfert und der große Kampf müßte morgen noch einmal beginnen? Nein! Nein! So grausig dieser Krieg ist: er muß ausgefochten werden, bis der Sieg erstritten ist, der den Hochmuth der deutschen Militaristen beugt, die zwei kriegerischen Adelskasten Mitteleuropas demüthigt und Allen die Gewißheit bringt, daß selbst der durch Waffe und Wirthschaft Mächtigste, wenn er die anderen Erdbewohner mit der Peitsche nach seinem Willen zu leiten versucht, endlich seinen Bändiger findet. Dieser Sieg wird die Kaiser und die Junker in den Staub werfen, jeder Nation gewähren, was ihr gebührt, Europa erneuen, festigen, von Schwären befreien und die Völker, die, statt ihren Streit vors internationale Schiedsgericht zu tragen, die Kriegsfurie loskettten, mit dem Seuchenbann und der Wachmannschaft schrecken. Dieser Sieg soll unseren Kindern und Enkeln die Verluste, den Zusammenbruch, das Gemetzel ersparen, die jetzt die Menschheit schänden. Dürfen wir, die Sozialistenpartei, in dieser Stunde von Frieden sprechen? Nein! Nein! Zum Nutzen des Volkes, der Arbeiterklasse, der Demokratie, der Gesittung, des Sozialismus: Bis ans Ende! Bis in den Sieg!" Von Einem, den der Aufruf zur Wehrdienstweigerung einst in den Staatskäfig gebracht hat, war mehr wohl nicht zu erwarten. Und Herr Hervé hat Dutzende ähnlicher Artikel geleistet. Er brüstet sich in die Rolle des Tribunen, der Mißstand und Mißbrauch mit glühendem Eisen sengt und ruch-

bar macht; und findet, daß die Censur, die politische Erörterung, nicht nur der Landesvertheidigung schädliche, verbietet, niemals Segen, fast immer Unheil stiftet. Aus dieser Meinung (für die er gebüttelt wird) spricht sein kaum noch ansehnlicher Vernunftrest. Aber: Peut-on le dire? Darf mans (auf Deutsch) sagen?

Ein Schweizer war an der Front und im Hauptquartier des Russenheeres und erzählt im „Journal de Genève" von dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. „Der Generalissimus schläft höchstens vier bis fünf Stunden; alle anderen weiht der Unermüdliche durch Arbeit. Er ist im ganzen Reich höchst populär. Das Riesenmaß des Leibes, die Entschlossenheit und stolze, doch gerechte Strenge seines Wesens haben der Gestalt Legendenruhm verschafft. Dem Russen lächelt die Vorstellung, daß Würdenträger, weil sie, aus Dummheit oder Faulheit, die Pflichtschuld nicht tilgten, wie arme Schuljungen geohrfeigt wurden. Der kleine Mann freut sich, wenn auch die ‚Dickköpfe' mal an die Reihe kommen und ein Starker sie tüchtig zaust. Da der Großfürst den Ruf fleckloser Ehrlichkeit und völliger Hingebung ans Vaterland hat, jauchzt die Menge jeder (wahren oder falschen) Meldung zu, die sagt, er habe einen frechen Lüderer rauh angepackt. Dem waren viele Schlucker in Demuth untergeben: könnten sie ihn doch sehen, wie er, an der Thür des Hauptquartiers, sich, vorn oder hinten, oben oder unten, die brennenden Backen reibt! Der Großfürst fordert von Jedermann blinden Gehorsam und wird sogar von der Bureaukratie gefürchtet, die sein Befehl immerhin schon zwei- oder dreimal aus dem gewohnten Schlendrian scheuchte. Die in Rußland lebenden Deutschen haßt er grimmig; und wird deshalb, natürlich, auch von dem balto-preußischen Klüngel, der sich am Hof erhalten hat, nicht geliebt. Zu seinem Neffen, dem Zaren, soll er neulich gesagt haben: ‚Was ich, im Feld, an Deutschen vor mir habe, schlage ich gründlich; darauf kannst Du Dich verlassen; könnte ich mich nur darauf verlassen, daß Du mit Deinen Hof-Deutschen fertig wirst!' Das Heer liebt den Generalissimus und zittert vor ihm. Da er selbst beinahe rastlos fleißig ist, darf er Mannschaft und Führern Ungemeines zumuthen. Offiziere aller Grade haben mir sein Talent gerühmt und betheuert, daß er, nicht sein Stab, die

Operationen leite. Drei Armeeführer (für Polen, Galizien, den Kaukasus) sind ihm unterstellt. In Polen hat er, mit seinen Pionieren, wahre Wunder gewirkt; das ganze, zuvor fast stranglose Land mit breiten und schmalen Gleisen auch im Frühjahr wegsam gemacht. Für die Beschleunigung der Waffen- und Geschoßfabrikation ist schon viel geschehen. Die Offiziere, mit denen ich sprach, sind durchaus zuversichtlich. Rußland habe noch nicht ein Fünftel seiner Reserven einberufen. Die meisten Männer, auch kerngesunde, seien noch zu Haus. Um diese Millionen zu drillen, zu kleiden, zu rüsten, braucht man, freilich, Zeit; doch der Russe hats nie eilig. ‚In zehn Monaten, wenn Deutschland erschöpft ist, wird für uns der Krieg erst richtig anfangen. Fällt ein Mann: sechs sind zum Ersatz bereit. Wir könnens zwei Jahre, drei ohne irgendwelche Beschwerde aushalten.' Auch von Polen hörte ich nur Gutes über den Großfürsten. ‚Seine Proklamation hat die Beamten geärgert, die uns die Freiheit nicht gönnen. Er aber duldet an der Giltigkeit seines Wortes keinen Zweifel und würde einen Staatsstreich wagen, wenn man uns betrügen wollte. Uebrigens liebt er die Polen und hat gespürt, welchen Nutzen sein Heer von uns hatte. Schade, daß er kinderlos ist. Wir hätten ihm die Krone Polens anbieten können. Das wäre die beste Lösung des Problems gewesen.' Diese Meinung hörte ich ziemlich oft. In Warschau soll ihm aus mancher Straße zugerufen worden sein: Es lebe der König! Wenige aber nur glauben, daß Nikolai Nikolajewitsch sich auf einen Thron sehne. Der Leiter eines freisinnigen Russenblattes sagte mir: ‚Liberal ist er nicht; doch ehrlich und gescheit. Nutzt er seine ungeheure Macht, um das Reich auszufegen und uns von vertrockneten und käuflichen Beamten zu erlösen, dann hat Rußland ihm die heilsamste Wandlung zu danken. Den guten Willen traut man ihm zu. Allen gilt er als der Schicksalsträger, auf den in dieser Sturmzeit allein zu zählen ist'." So wars im April. Ob der aus den Beskiden, aus West- und Mittelgalizien Gedrängte, bei Lemberg und bei Mitau Bedrohte frommem Volksgefühl noch ist, was er ihm war? Und ob Nikolai Alexandrowitsch auch dem vom Glück Verlassenen lange gestatten wird, in der Heilandsglorie zu thronen, die nur dem Gossudar, dem Slawenpapst ziemt? Der Onkel als Neffe: ein Stoff für Gogol.

Den Vereinigten Staaten.

Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte.
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Die Herren Woodrow Wilson und William Jennings Bryan sind nicht auf basaltloser Erde gereift; in ihr Ohr sind die Ritter-, Räuber-, Gespenstergeschichten eingedrungen, vor denen Goethe die Kindheit der Vereinigten Staaten warnte. Ohne Spott muß ausgesprochen werden, daß die Seele der beiden Männer uns vom Edelrost verfallener Schlösser umsponnen scheint und daß ihr Wortturnier sie als Ritter zeigt, die kein himmlischer, kein irdischer Hort in die Wahl unadeliger Waffen zu locken vermöchte. Was sie uns im Rosenmonat erleben ließen, wirkt wie Gedicht, das aus dem Empfindenskreis Wolframs, des im tiefsten Sinn frommen Eschenbachers, in den schärferen Luftzug unserer Tage spukt. Klare Augen haben Herrn Bryan nie als eitlen Tropf, Gaukler, Geldharker gesehen. So spiegelte ihn schlechtes Holzpapier. Auch von Geistreichthum (der ihm nun, plötzlich, zugeschrieben wird) funkelt er nicht. Ist eher in die Reihe der durch Einfalt Starken zu weisen. Den Wunderknaben aus Nebraska hat Bambergers höllisch kluger Hohn ihn genannt, als der in Illinois, in der Stadt Salem (Jerusalem), Geborene die Anwaltskanzlei verließ, aus Lincoln (Nebraska) nach Washington schritt und in allen Staaten der Silberwährung Anhang warb. Dreißigjährig: ins Repräsentantenhaus abgeordnet; sechs Jahre danach: vom Nationalkonvent in Chicago als Präsidentschaftkandidat aufgestellt. Drei Lustren lang ist ers geblieben. Da der Demokratenpartei, in der Zeit des Zwistes Taft-Roosevelt, wieder die Sonne aufging, räumte er dem Professor Wilson den Anwärterplatz und wurde der emsigste Wahlagent des Buchmenschen.

Der Staatssekretär des Präsidenten. Mit seinem gläubigen Gottsuchergemüth, seinem nach Massengunst langenden Aposteltrieb, seiner Neigung in christlichen Sozialismus, seinem schrulligen Entschluß, auch fremde Diplomaten in der Amtswohnung nicht ein Tröpflein des Giftes Alkohol nippen zu lassen? Dank vom Weißen Haus: hieß es ringsum; Wilson schuldet ihm diese Ehre. Lange wird der Spaß nicht dauern. Denn Bill Bryan kennt das internationale Geschäft nicht, liebt seine Freiheit, seine Rednerrundreisen und hat zum Handlanger nicht den Stoff, nicht das kühle Blut in sich. Der Kampf um den Einfluß in Mexiko, wider den schlau tapferen Indianer Huerta entlarvt ihn als fehlbaren Menschen (der in Mitteleuropas welke Diplomatenzunft taugen würde). „Er muß gehen." Er bleibt. Kann sich aber als Persönlichkeit nicht mehr mit vollem Gewicht durchsetzen. „Der Präsident fragt ihn nun kaum noch. Besinnt und entscheidet Bedeutendes allein. Geduldet Euch: Bryan erlauert die ihm günstige Stunde und wird noch einmal, aus eigenen Willens Recht, Werber um den höchsten Staatssitz. Oder prasselt mindestens, ehe er in Dunkel sinkt, noch eine weithin leuchtende Feuergarbe himmelan." Horchet: seines Namens Hall kreist um den Erdball, mit ihm um das Getös der Sonne. Der Mann der Volkspartei will dem Volk in lebendiger Zeit vergeblichen Streit ersparen, um jeden Preis ihm die Wohlthat des Friedens sichern (den Theoderich Roosevelt, Präsidentschaftkandidat und Plakatmensch, rasselnd bedroht): und vermißt diese Sicherung in der Note, die der Kapitolsbeherrscher in Einsamkeit erbrütet und auf den berliner Zietenplatz geblitzt hat. Er geht. Aus Jerusalem nach Jerusalem? In Nobels oder in Tolstois Eden? In Glanz oder Martyrleid? Er geht. Und winkt den eingebürgerten Deutschen, die ihn für ihren Feind hielten (und gewiß gegen ihn gestimmt hätten) zärtlichen Scheidegruß. Auf Wiedersehen? In sein Arbeitzimmer siedelt sich Herr Robert Lansing. Einundfünfzig; als weltläufiger Anwalt und tüchtiger Rechtskenner bewährt; Schiedsgerichtsfreund ohne Grillen. Der letzte Funke verglomm. Und unter dem dunklen Erdzeltdach kicherts: „Feuerwerk! Aber hatten wir nicht längst, als ins Weiße Haus Eingeweihte, vorausgesagt, daß Bryan gehen müsse, nicht bleiben könne?"

Die neue Note des Präsidenten konnte er als Staatssekretär überleben. Hat wohl auch nicht ernstlich gefürchtet, daß die mehr-

fach wiederholte Mahnung zu Rückkehr in Menschenpflicht die Häupter des Deutschen Reiches in den Entschluß zu Atlantiskrieg bäumen werde. Wollte er die Gegenwart mit Glück benutzen? Das thut, in Wahrung staatlichen Hoheitrechtes, auch Herr Wilson; er denkt: „Wenn die Deutschen den Vortheil, den ihnen der Tauchbootkrieg bisher gebracht hat, gegen den Schaden abwägen, der ihnen aus schroffer Lösung unserer alten Freundschaft entstünde, wird ihr Verstand dem Groll Schweigen gebieten. Warum grollen sie uns? Weil auch amerikanische Fabrikanten (manche Ladung kam auf dem Landweg aus dem englischen Kanada zu uns) der Triple-Entente Waffen und Munition liefern. Das ist den Bürgern neutraler Staaten erlaubt; nach der haager Satzung, die Deutschlands Vertreter empfahlen, damit Krupps Leistungfähigkeit nicht verdorre. Kein Vorwurf haftet am Gehäus unseres Staates." So denkt er. Seine Rede tönt wie eines Gralsritters, der den verirrten Bruder in würdige Menschlichkeit zurück flehen möchte. Die Hörer fühlen: Dieser glaubt, was sein Mund spricht. Solches Gefühl mag ihm die Machtfrist dehnen. Zwischen zwei Welten reckt er als Richter das Haupt. Und doch kann ein behender Massenumschmeichler ihn morgen vom Kapitol in Verachtung stürzen.

Aus der Unkenntniß fremden Volkswesens, gar aus dem bewußten Willen zu solcher Unwissenheit keimt schädlicheres Giftkraut als, heute noch, aus der Machtgier der Fürsten, aus gewissenloser Ränkesucht eitler Minister. Der Bürger der Vereinigten Staaten weiß nicht, was unser Krieg ist; ihm ist die Auferstehung des Kriegergeistes, die stete Bereitschaft zu düsterem Waffenreigen nicht das Ziel hehren Menschheitsehnens und er will nicht, daß die schwächer Gerüsteten unter Mangel, der ihn Verdienst dünkt, leiden. Er ist anders als der hiebfrohe Germane; mußte, in seiner Neuen Welt, anders werden. Ihn als Schacherseele zu ächten, ist thörichter Frevel. Pflanzer und Züchter, Zeuger und Verschleißer von Weltmarktwaare: solche Gesellschaft kann, wenn kein naher Feind noch ihr Leben gefährdet, nicht inbrünstig sich einem Drang vermählen, der nicht aus ihrer Scholle wuchs und der ihr Seelenklima erkälten müßte. Nur ein Gott darf wollen, daß seinem Bild alles Lebende ähnlich sei. Wer ihm, ohne Himmelskraft, nachahmt, scheidet sich selbst aus der Gemeinschaft der That und des Traumes, des Leides und der Freude; und vergrämt sich, im härtesten Panzer, im Talar der Würde, auf fruchtloser Klippe.

Verse.

Deutschland an Gluck.

Ich habe Dich geboren, starker Sohn,
Daß ich in Dir mein eignes Räthsel löse
Und, Dich begreifend, wisse, wer ich sei.

Ich habe Dich genährt, mein starker Sohn,
Mit Ernst und Spiel; und Alles, was mir eignet,
Find' ich in Dir in Leidenschaft erhöht.

In Dich schoß all mein Saft und setzte Ringe,
Groß wie die Sphären, an. Die dunkle Kraft
Find' ich in Dir zu reinem Maß gebändigt.

Weh mir! Ich muß in Dir mich selber suchen
Und doch verlieren, — ahnen stets, nicht finden:
Der Mutter Los, die Göttliches gebar.

Schaut, Zeiten, her! Ich senke mein Geheimniß
In dieses Mannes Brust und gehe weiter
Und suche mich in karger Endlichkeit.

Susanne Trautwein.

Ruinen.

Auf kahlen Höhen blüht Erinnerung
Und überhaucht den Stein mit mattem Grün;
Lebendiger Odem weht aus Dämmerung,
Läßt rothes Blut aus Felsenadern glühn.

Ein alt Gemäuer lächelt mild durch Rüstern,
Von Söllertrümmern grüßen tote Tage
Und zwischen Dohlenschrei und Epheuflüstern
Braust feierlich der Orgelklang der Sage.

Das Klagen stirbt nicht auf des Nachtwinds Lippe,
Der alte Park vernimmts und schauert leis;
Gespenstisch Lieben spinnt um Baumgerippe,
Um das ein grün-verwittert Steinbild weiß.

Ein Leichenauge mit gebrochnem Glanz,
Stiert durch vergilbtes Laub der trübe Weiher;

Auf moosigen Stufen träumt ein welker Kranz.
Fern über blaue Föhren fliegt ein Reiher . . .

Flandern. Dr. Wolfgang Hofmann,
Kriegsfreiwilliger.

Den Manen Bismarcks.

Brandfackeln, Mörserdonnern,
Kriegslärm in Sommerluft;
Es schwirrt der Waffen Klirren
Zu eines Großen Gruft.

Als Otto Bismarcks Auge
Einst sank in ewige Nacht,
Da klang es bang: Was hast Du
Für immer uns vermacht?

Du wecktest in uns Kräfte,
Die lang wie tot geruht,
Du impftest Selbstvertrauen
Und Stolz ins deutsche Blut.

Es gab Dein kühnes Walten
Uns Muth zu scharfem Streich;
Du schufst aus Bruch und Moder
Ein neues Deutsches Reich.

Dein Geist war mit den Fahnen
In jenem großen Krieg:
Du, neben unserm Heere,
Verbürgtest uns den Sieg.

Doch was wird überdauern
Die satte Friedenszeit?
Parteienspaltung, Hader!
Die große Zeit liegt weit.

Was ihre Väter schufen,
Die Kinder wahrens kaum.
Drängt sich nicht dies Erkennen
Als Alb in Deinen Traum?

Da, plötzlich, wie ein Wetter
Von Osten, Nord und West
Der Feind zieht an, gellt Kriegsruf
Hinein in Fried und Fest.

Und wie ein Leu springt Deutschland
Empor aus Rausch und Ruh:
Wir sind bereit, Ihr Hunde,
Kommt nur, wir schlagen zu!

Von Eisen starrt und Thatkraft
Ganz Deutschland. Straf mich, Gott!
Das sind die selben Kämpfer
Von Spichern und Gravelotte.

Da giebts nicht Preußen, Bayern,
Da giebt es Deutsche nur,
Geeint zu straffem Wollen
Auf großer Ahnen Spur.

Es donnern die Kanonen,
Es dröhnt der Heere Schritt;
Zu siegen und zu sterben,
Ein ganzes Volk zieht mit.

Wahrt Euch, Germanen kommen,
Nicht Zögern giebts noch Halt!
Schlaf ruhig, Otto Bismarck,
In Deinem Sachsenwald.

Elisabeth von Igel,
geb. Bronsart von Schellendorff.

Dragonerballade.*)

Und hinter Dir brennen die Städte so roth
Und vor Dir brüllt aus Haubitzen der Tod.

Was reitest Du, junger Dragonerfant,
Nur mti zweien Mannen ins grimmige Land?

Von russischen Feinden wimmelt der Hain:
Du reitest in frühes Sterben hinein . . .

Doch der Lieutenant lächelt und kühnlich meint:
„Schon achtmal ritt ich Patrouille zum Feind;

Noch blieb meine Jugend unversehrt,
Ich bin mit seltnen Gewaffen bewehrt;

Denn nichts ist für deutsche Reiter zu kühn,
Wenn alle Pulse Begeisterung glühn . . .“

*) Die Dichterin wurde durch einen Vorgang angeregt, den der Herausgeber der „Zukunft“ im vorigen Herbst hier dargestellt hat.

Und sein Roß greift aus und die Nacht steht in Gluth —
Fahr' hin, fahr' hin, Du heldisches Blut!

Weit hinter ihm fielen die Mannen längst:
Da saust eine Kugel, es bäumt sein Hengst.

Der Lieutenant stürzt; eine Stirnwunde klafft . . .
O lachender Muth, o Leidenschaft!

Nun liegst Du einsam, die Scholle wird roth . . .
Begrüßt Dich oder küßt Dich der Tod?

Da klingen aus fernen Stimmen an
Und Räder rasseln und Helfer nahn.

„Komm mit, Tiefwunder, wir betten Dich gut,
Wir fahren Dich weithin in zarte Hut;

Ein Blutquell strömt Dir übers Gesicht
Und drüben rasen die Kugeln dicht."

Drauf er: „Laßt ihn rinnen, und brächt' es mir Tod:
Wenn meine Genossen in Kampf und Noth,

Meine Mannen nah sterbend am Wege ruhn,
Will ich auch nichts Besseres haben und thun.

Fahrt hin und bringt sie mir eilend zur Stell', —
Denn mein rothes Blut und die Zeit rinnt schnell . . ."

Der Wagen jagt fort in stürmendem Lauf . . .
Zwei Stunden gehen . . . Der Morgen blüht auf . . .

Und sie fanden die Treuen am Wegesrand,
Von Lanzen durchbohrt, noch von Leben entbrannt . . .

„Euer Lieutenant harrt blutend Eurer im Wald!"
Da faßts die Dragoner mit neuer Gewalt:

„So giebts keine Qual und kein Sterben mehr,
Führt uns zurück zu ihm und zum Heer!"
— — — — — — — — — — — —

Nun liegen die Dreie vereint auf Stroh.
Ihre Augen flammen so morgenfroh!

Drei wunde Helden lächeln in Glück,
Und — fahren in Leben und Kampf zurück . . .

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Berlinische Boden-Gesellschaft.

Bilanz per ult. Dezember 1914

Aktiva	M. pf	M. pf
An Kasse und verfügbares Gut[illegible]		750095 09
„ [illegible]		23519 7 60
„ [illegible]	[illegible]	
ab [illegible] Hyp.-[illegible]-K[illegible]	[illegible]	3073 11 01
„ [illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
	[illegible]	
ab [illegible] Hyp. [illegible]	[illegible]	[illegible] —
„ [illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		1 —
„ [illegible]		1 —
		[illegible]

Passiva	M. pf	M. pf
Per Aktien-Kapital		1000000 —
„ [illegible]	[illegible]	
„ [illegible]	[illegible]	
„ Spezial-[illegible]	[illegible]	487 297 —
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
		[illegible]

Gewinn- und Verlust-Konto.

[illegible]	M. pf	M. pf
An [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
„ [illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	527 [illegible] 50

[illegible]	M. pf	M. pf
[illegible]		11 [illegible] 28
[illegible]		[illegible] 22
		[illegible] 50

Berlin, im März 1915.

Der Aufsichtsrat. Eugen Gutmann, Vorsitzender. **Die Direktion. Georg Haberland.**

Vorstehende Bilanz sowie das Gewinn- und Verlust-Konto habe ich geprüft und mit d. ordnungsmässig geführt. Büchern d. Gesellschaft in Uebereinstimmung gefunden.

Berlin, im März 1915. **E. Ohme,** beeideter Bücher-Revisor.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Juni 1915.

Patriotismus.

Sommers Anfang.

Der Patriotismus verdirbt die Geschichte. Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte eines Volkes, wenn man sie dem Leben dieses Volkes vergleicht! Und von dem Wenigen: wie wenig ist wahr! Und ist von dem Wahren irgendetwas über allen Zweifel hinaus? Nicht Alles, was uns als Geschichte dargeboten wird, ist wirklich geschehen; was wirklich geschehen ist, Das ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird; und was so geschehen ist, Das ist nur ein Geringes von dem überhaupt Geschehenen. Sir Walter Raleigh warf das Manuskript seiner Geschichte ins Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, von einander abweichend, auch ganz anders erzählten, als er selbst ihn wahrgenommen hatte. Da trat ihm der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele; und sogleich faßte er in seinem Unmuth den Entschluß, nicht ferner zur Erhaltung und Verbreitung des Truges mitzuwirken. Wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Was der Historiker für Wahrheit hält, ist es nur für ihn. Jeder hat nur seine eigene Wahrheit. Die mathematische Wahrheit aber ist für Alle die selbe. Ein großer Theil der Geschichte ist nichts weiter als ein Klatsch. Mir scheint, daß Faust Recht habe: ‚Was man den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich be-

spiegeln.' Juden, Griechen, Römer haben ihre und der anderen Völker Geschichte nicht unparteiisch vorgetragen, also verdorben. Das thun auch die Deutschen. Der Patriotismus verdirbt die Geschichte. Dem Vaterland können nicht Alle auf gleiche Weise dienen. Jeder thue sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben! Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, daß ich in den Dingen, die mir die Natur zum Tagwerk bestimmt hatte, Tag und Nacht mir keine Ruhe gelassen und keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan habe, so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich das Selbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen. Während der Befreiungskriege ging ich in meinem Wesen fort und suchte zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatz zu dem Lauf der Welt. Auch nach außen suchte ich die zu Haus gebliebenen (nicht ins Feld gezogenen) Freunde der Wissenschaft und Kunst aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben werde, erhalten mögen, und wäre es auch nur unter der Asche. In dem Gerede über meine Haltung in jener Zeit fühle ich eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich, Alle, sehr gern los; und da man nun an mein Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voll Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum; und nun endlich gar ohne Gefühl für mein Vaterland und meine lieben Deutschen. Ein deutscher Schriftsteller: ein deutscher Märtyrer! Und wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein: ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Jeder sucht den Anderen schlecht und verhaßt zu machen: da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und Jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht. Mit dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß und ich hatte

mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte. Alle Pfuscherei hasse ich wie die Sünde; besonders die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Was heißt denn: sein Vaterland lieben und patriotisch wirken? Wenn ein Dichter sein Leben lang bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung- und Denkweise zu veredeln: was soll er Besseres thun und wie soll er patriotischer wirken?" Also spricht Goethe. Noch verglüht die Sonne, unter der, auf deutscher Erde, Lessing den Patriotismus eine heroische Schwachheit genannt und Herder gezürnt hat: „Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich und schädlich." Schon aber hat, zehn Jahre vor Bonapartes Einbruch in Deutschland, ehe im Thal, in der Niederung der „bornirten Masse", die nationale Stimmung, Gefühlsspannung entstand, der treffliche Jüngling, den Goethe bedeutsam Hermann heißt, in die Heimath gerufen:

„Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Ja, mir hat es der Geist gesagt und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und Anderen ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
. . . Von hier aus
Geh' ich gerad in die Stadt und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen . . .
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen."

Jünglingsüberschwang? Noch spricht von der Lippe der in West erwachsenen Menschen stolzes Volksbewußtsein lauter als von deutscher. Burke: „Aus dem Heimathboden quillt uns Süße, die keines Dichters Kunst uns vorzuzaubern vermag. Hinter der Kindesliebe zu den Eltern, dem stärksten Naturtrieb und Sittlichkeitinstinkt, kommt sogleich die Liebe zum Vaterland. Jedes Wesen

liebt seine Brut, das von ihm und aus ihm Geschaffene, jedes aber auch den Ort, wo es geboren, das Heim, worin es gehaust hat, die Weide, auf der es graste, die Wildniß, durch die es streifte. Dieser Trieb ist unausrodbar, er haftet tief im Gedächtniß, löst sich nie ganz aus ihm und bindet das Geschöpf fest an das Land seiner Geburt." Canning: „Stärker als alles Streben nach Besserung des politischen Zustandes, so stark wie irgendein anderer Naturtrieb ist die Liebe zum Vaterland. Ob wirs loben oder tadeln: es ist. Und wir dürfen wohl nicht darüber klagen, daß überall, wo Eroberer einbrachen, die erste Erwägung der Ueberfallenen nicht war, ob die Verfassung ihres Landes gut oder schlecht sei, sondern, ob der Altar, an dem sie gebetet, das Haus, in dem sie gewohnt, die Gruft, in die sie ihre Eltern bestattet haben, entweiht und fremder Gewalt unterthan werden solle." Rousseau: „Die Gewohnheit, die aus nationalen Einrichtungen und Sitten entsteht und ein Volk von jedem anderen unterscheidet, ist nicht zu entwurzeln; und aus ihr sproßt die Vaterlandliebe, die jeden Volkstheil in der Fremde, auch unter Genüssen, die ihm die Heimath nie bieten konnte, von Heimweh siech werden läßt." Lamartine: „Den Völkern ist die innere Freiheit nicht so wichtig wie die Wahrung der Nationalität. Die Freiheit ihrer Staatseinrichtung werden sie eher opfern als Namen und Scholle." Rückerts Weisem ist nur der Himmel das Vaterland. Fichte ruft, vor seinem Tag von Damaskus: „Mögen die Erdgeborenen, welche in der Scholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Vaterlandes bleiben: sie behalten, was sie wollen und was sie beglückt; der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich dahin gezogen werden und sich wenden, wo Licht und Recht ist. Und in diesem Weltbürgersinn können wir dann über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage." Aus den Reden (des von Bonaparte und von Censorseifer Empörten) an die deutsche Nation pocht ein schnellerer Puls; schmettert ein Lerchenlied.

In der berliner Akademie der Wissenschaften hat, ein Halbjahrhundert nach Goethes Tod, Emil Du Bois-Reymond gesagt: „Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, finden wir etwas dem Stammgefühl Aehnliches, wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen

der selben Gesellschaft und in Feindsäligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven großzuziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen und fallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkerschaften zu. Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenschenhäuptlings beim Kampf seiner Horde um einen Jagdgrund oder eine Austernbank und denen Rostoptschins, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges, wie viel des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigernden Entwickelungprozeß der Menschheit das Nationalgefühl zu einer der mächtigsten Triebfedern unserer Handlungen. Das römische Nationalgefühl ist die Karikatur des hellenischen. Von seinem ersten Auftreten an sehen wir das Römervolk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zu Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an der Arbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern, aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Knaben, die wir, sonderbarer Weise, in Bewunderung des Römerthumes erziehen, daß, wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit Hannibal und den Töchtern Karthagos ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kampf abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einflöße, welche Karthago schleift, wie sehr auch die auf so vielen anderen hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergröße blende, endlich, welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten: das ‚Tu regere imperio populos, Romane, memento‘ ist aus jenem zum Wahn verkehrten Nationalgefühl gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat. Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier, in Berlin, Friedrichs Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen Maupertuis, später den Piemontesen Lagrange; in Paris, eine literarische Rolle spielend, die Deutschen Holbach und Grimm, den Neapolitaner Galiani. Philanthropie ward die Losung der Zeit.

Der Kosmopolitismus, zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie politisch gleichgiltig; und die deutsche Literatur der klassischen Periode ist gerade einzig dadurch, daß sie allen Völkerstimmen gelauscht, in allen Tönen sich versucht, in hellenischem Schönheitsthau sich gesund gebadet und mit Shakespeares Genius Umgang gepflogen hat. ‚Ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke'; und nichts verfehlter und widerwärtiger zugleich als das Bestreben ungebildeter Agitatoren, Schiller zu sich ins Parteigewühl herabzuzerren und ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im ‚Tell', denen eine Menge anders klingender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinn des Wortes aufzubauschen. Nationaler Dichter war er, ja: aber sofern Weltbürgerthum das echte deutsche Nationalgefühl ist. Während Deutschland sich in kosmopolitischen Träumen wiegte, bereitete sich jenseits des Rheines der Umschwung vor, der das Nationalgefühl auf lange Zeit zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Ueberall in dem vom ersten Napoleon zertretenen Europa erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten Nationalgefühles. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue Deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen. Ein Gefühl, das solche Thaten vollbringen hilft, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dieses Gefühl hat das Große, daß es zu opferfreudiger Hingabe bis in den Tod spornt; es hat das Schöne, daß vom Palast bis zur Hütte jeder nicht ganz verwirrte Sinn sich zu ihm bekennt; es hat das Edle, daß es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten; denn mit fremden Federn sich schmücken, ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolz richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und Derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen. Fraglich ist aber, ob die erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einen Theil des Volkes ausübt, nicht durch den Schaden überwogen wird, den es stiftet, indem es zur Ueberschätzung der eigenen, zur Unterschätzung der fremden Vorzüge verleitet; und die neuste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die

Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, daß er seine Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk ein gefährlicher Zustand, dem Narcissus ähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Praktisch wie ethisch war dem heutigen Zustand der Deutschen der Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unterlegenheit zu bekennen pflegten. Gerade, weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie, wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des Menschengeistes in allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen einen schlechten Dienst. Der Zustand Europas, in welchem die Nationalitäten einander gereizt gegenüberstehen, ist einfach barbarisch; ihn herbeigeführt zu haben, ist eine der verderblichsten Thaten der Napoleoniden. Einen aus der menschlichen Natur fließenden zwingenden Grund für die Spaltung der Kulturmenschheit in lauter feindsäligen Blickes einander messende Nationalitäten giebt es nicht. Leider ist viel leichter, zu entzweien, als zu versöhnen, viel schwerer, die guten als die schlechten Seiten der menschlichen Natur aufzuregen. Und so lange die Völker den Kampf ums Dasein, statt mit geistigen, mit leiblichen Waffen führen, wird das Nationalgefühl der Massen dem Staat, für den es eintritt, eine furchtbare Kriegsmaschine bleiben. Eine Nation ohne Nationalgefühl wäre, wie ein, nach dem Evangelium, den anderen Backen darbietender Christ, zu gut für diese beste der möglichen Welten. Schlagen andere Völker an den Schild ihrer Nationalität, so wollen auch wir laut an den der unseren schlagen. Aber bleiben wir uns bewußt Dessen, was wir thun. Suchen wir uns schwebend über dem Kampf zu erhalten, zu dem wir, unserer Natur nach, nur ungern uns herbeilassen. Diese Stellung allein erscheint würdig der deutschen Nation, ihres idealen Sinnes, ihrer Mäßigung und Unparteilichkeit, ihres angeborenen Weltbürgerthumes. Das Nationalgefühl der Griechen war unbewußter Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgefühl der Deutschen ist bewußter Kosmopolitis-

mus, weil die Deutschen von der geistigen Höhe, auf der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen."

So durfte, an einem Feiertag der sichtbarsten deutschen Akademie, in der Hauptstadt des siebenjährigen Reiches ein Kelte sprechen, der am zwanzigsten Juli 1870, am Morgen nach Frankreichs Kriegserklärung, seine Vorlesung mit dem Satz begonnen hatte: „Vergessen Sie, daß ich einen französischen Namen trage, und lassen Sie uns an die Arbeit gehen." Der Blick des Naturforschers und Anthropologen sah den Quell des Gefühles (das, in neuer Färbung, dem nicht politisch Empfindenden jung scheinen mußte) in der Zeit, da Rousseau den Parisern die Römertugend pries, die Gracchen und Scipionen wieder in die Mode kamen, die Männer des revolutionären Schreckens 1792 ein Volksheer (levée en masse) aus der Erde stampften und Bonaparte von dieser Empfindensströmung den Gang seines Glücksschiffes schleunigen ließ. Die Mitwirkung des Wehrstandswandels, Dessen, was Feindschaft heute „Militarismus" schilt und als deutschen Bodens Gewächs ächten will, hat Du Bois kaum nach Gebühr ermessen. Gewiß ist, daß Deutschland nicht die Heimath dieses Wandels war. Danton hatte, zum ersten Mal, die Nation zu den Waffen gerufen. „Handelt, Bürger! Das Heil der Republik fordert That, nicht Rede. Wir müssen den Feind schlagen; dann ist Zeit, den Meinungstreit der Bürger auszufechten. Die uns vernichten wollten, werden die Nationalschuld zu tilgen haben. Untergang dem Feind! Wer zur Rettung des gefährdeten Vaterlandes seinen Dienst weigert, ist ein erbärmlicher Verräther." Der Ton war neu: wie der Versuch, alle Kräfte der Volkheit dem Kampf zu verpflichten, der sonst Söldnersache gewesen war. Und er mußte da Widerhall wecken, wo von denselben Kräften ein anderes Volksthum gewürgt, vor der Pforte seines Schicksals, seiner Einheitzukunft in Ohnmacht hingeworfen werden sollte. Nach Napoleons Sieg beschwert Blücher den jüngeren Scharnhorst, „für eine Nationalarmee zu sorgen; Niemand auf der Welt muß eximirt sein!" Paragraph Eins in Scharnhorsts Entwurf zur Bildung eines Reserveheeres lautet denn auch: „Alle Bewohner des Staatsgebietes sind dessen geborene Vertheidiger." Der Ostpreuße, Kantschüler, Organisator und Dichter Boyen mahnt: „Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu vertheidigen Thron und

Herd!“ Der selbe stille Held führt, als der Korse nach Elba, ins erste Verließ, geschickt worden ist und die Möglichkeiten eines Deutschen Bundes geprüft werden, die wichtige Fehde gegen die Absicht auf eine Wehrverfassung, der, einem Gemisch aus Heereseinrichtungen Oesterreichs, Hannovers und der Rheinbundesmächte, Preußen ererbtes und erworbenes Gut opfern solle. „Preußen kann seinen Standpunkt in Europa nur behaupten, wenn es die größere Uebereinstimmung seiner Einwohner, die bessere Bildung seines Adels und Bürgerstandes auf das Kräftigste zu einem eigenen Kriegssystem benutzt. Wer diese nationalen Vorzüge einer augenblicklichen philanthropischen Idee aufopfern wollte, wäre nicht allein ein Feind Preußens, sondern er würde auch die Willenskraft vernichten, durch die sich Preußen seit dem Großen Kurfürsten in Europa hielt.“ Boyen ist jetzt Kriegsminister. Grolmann, auch Einer aus Scharnhorsts engem Kreis, schafft dem Generalstab die Verfassung, die den ihm Angehörigen den gesunden Wechsel von Theorie und Praxis, den Eintritt in die Linie und die Rückkehr in die Strategenwerkstatt ermöglicht. Blücher kann jauchzen, in Preußen trenne keine Grenze mehr den Bürger- vom Kriegerstand. Tiefer langt, bis an die Wurzel der Gewalt, die heute durch den Erdtheil braust, Gneisenaus Wort: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann.“ Das Wehrgesetz, das Friedrich Wilhelm der Dritte im September 1814 unterzeichnet, verpflichtet, fast mit den selben Worten, die Scharnhorsts Genius an die Spitze des Entwurfes von 1807 gestellt hat, jeden Eingeborenen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Jeder Wehrfähige muß neunzehn Jahre lang zum Waffendienst bereit sein und wird erst an der Schwelle der Vierzig aus dem Zweiten Landwehraufgebot entlassen; dem Landsturm pflichtig ist alles irgendwie Taugliche zwischen Siebenzehn und Fünfzig. Ist die Last allzu schwer? In seinem Buch „Vom Kriege“ hat Oberst Rühle von Lilienstern gefordert, daß gerade in einem freien Staat jeder Blutstropfen Etwas vom Eisengehalt des Krieges habe; nicht ein totes Werkzeug, das man erst in der Nothstunde aus dem Winkel hole, dürfe das Heer sein, sondern der gewaffnete Arm des Staates, ein dessen innerem Leben fest eingefügtes Glied des Gemeinwesens; nur, wenn alle Staatsinstitutionen, alle Wissenschaft und Gesin-

nung zugleich von den guten Geistern des Friedens und des Krieges durchdrungen sind, bleiben die erhaltenden Kräfte, Muth, Gehorsam, Ehrgefühl, dem Volksleben völlig gewahrt. Als eine Aufgabe des jungen Jahrhunderts erkennt er diese: „Die Heere zu nationalisiren und die Völker zu militarisiren.“ Die Folge des Trachtens, an dessen Ziel die Bewältigung dieser Aufgabe lag, mußte eine Steigerung (auch in der Tonstärke) des Patriotismus sein. Aus jeder Volksnoth reckt sich, je nach dem Klima in verschiedenem Kleid, Dantons, Scharnhorsts, Rühles Gedanke ins Morgenlicht. In Preußen schnarrt er wohl manchmal lauter, als nöthig wäre; verzerrt sich fast nie aber in Ruhmprahlerei, deren Abbild im Rom des Plautus „Miles gloriosus“, im Frankreich der Orleans und des dritten Napoleon (nach dem Rekruten auf den Lithographien Charlets) „Chauvin“ heißt. Als der letzte Bonaparte vom Thron gestolpert, sein Heer gefangen, verblutet oder noch in Festungen eingepfercht ist, ruft Gambetta alle brauchbaren Männer guten Willens zu den Waffen. Schon von diesem Aufruf, wähnt er, wankt Deutschlands Zuversicht; „der Born seiner Wehrkraft ist beinahe erschöpft und erschreckt sieht es, wie unser überrumpeltes, schutzloses Land im Lauf von vier Monaten achthunderttausend Mann auf die Beine gestellt hat: währt dieser Willensaufwand fort, dann schlägt unserer (bis an die Loire von deutschen Truppen besetzten) Republik die Stunde der Befreiung.“ Das ist die Redensart von gestern, von heute. „Kanonen! Munition!“: Senator Humbert. „Die Fahne der Republik aufs Fabrikdach!“: Senator Berenger. „Eine Sintfluth von Granaten!“: Minister Lloyd George. Das ganze Volk, das ganze Land soll, nicht mehr eine dazu vorgedrillte Kaste, die Kriegführung sichern. Und damit es zu solcher Hingabe, Jeder zum Opfer von Gut und Blut willig werde, muß es sich als Sonderheit empfinden lernen, in Meereswirbeln als eine Insel, die anders ist als alles andere Eiland und von keiner Küste, nahen oder fernen, Lebensrettung zu hoffen hat. In das Vaterland, dem Jeder den letzten Hauch hingeben muß, schlägt die Flamme mit einer Brunstgewalt, die alte Welten nicht kannten. Ihr Flackerschein stiebt weithin über die Grenzen und winkt alles Verwandte, Zweige und Schößlinge, in die Schutzgemeinschaft. Volk, Stamm, Rasse: was zusammengehört, soll in unlösbare Einheit zusammenwachsen. Das Vater-

land, unter dessen Schirm verschiedene Völker geschaart sind, welkt zum Begriff. Jeder Stamm ersehnt, daß sein Wipfel Hoheitzeichen und Heimathdom sei. Patriotismus wird Nationalismus.

Sieben Schläfer.

In der Zeit, da Decius Kaiser im Römerreich war, wurden allüberall die Christen geächtet. Im Land Effrasi that es der Kaiser selbst. Sein Gebot zerstörte die Gotteshäuser und hieß die Christen martern oder rasch töten. Nun waren in Ephesus sieben Männer, Malchus, Maximinianus, Serapion, Marimon, Konstantinus, Dionysius und Johannes, die den Tod so sehr fürchteten, daß sie all ihre Habe verkauften und mit dem Geld aus der Stadt in den Berg Celon zogen. Von dort schickten sie, wenn Nothdurft sich regte, je Einen nach Speise. Weil sie von solchem Zubringer eines Tages vernommen hatten, die Christenverfolgung wüthe fort und suche bis in den dunkelsten Winkel die Opfer, beschlossen sie, ihren Schmerz, ihre Angst einzuschläfern. Betteten sich auf Felsstein und entschlummerten dem Furchtgefühl. Doch Angeber hatten dem Kaiser gemeldet, in welchen Berg diese Sieben geflüchtet seien. Jach fuhr er auf; befahl zornig, daß man den Berg vermauere, damit die Ketzer Hungers stürben; und ritt danach gen Rom zurück. Als er gestorben war, kehrte sein Geschlecht sich, ein Fürstenherz nach dem anderen, in den neuen Glauben. Und kam der liebe Herr Theodosius, des Namens der Zweite, und waltete nicht unmilder denn der frömmste Christ. Den Berg und die Höhle der Sieben aber hatte Einer erworben, der Talus hieß. Ein Haus dran gelehnt und, weil er Vieh hielt und Ställe brauchte, die auf den Wink des Decius gemörtelte Mauer niedergerissen. Da erwachten, von Gottes Ruf, die Flüchtlinge aus dreihundertjährigem Schlaf. Schüttelten die steifen Glieder; spürten des Hungers Kratzfinger; und sandten den Malchus nach Speise. Vor dem Höhlenloch liegen Steine. Welchen Feindes Hand wälzte die wohl vors Lager? Scheu schleicht er sich in die Stadt ein. Findet ein Ephesus, das er nie sah; und hört auf offenem Markt des Christengottes Allmacht preisen. Seit wann ist Solches erlaubt? Vor den Bäckereitisch tritt er, wählt Brote und zählt seine Heller aufs Brett. Spricht der Bäck: „So wunderlich alte Münze, die kein Lebender noch kennt, handelt Dir nirgends hier Waare ein.“

Wie denn? Was gestern galt, ist heute entwerthet? Um Malchus, den seltsamen Vogel, wird Gedräng; und er bebt von Angst, vor Decius geschleppt und grauser Pein überliefert zu werden. Kommt aber zum Verhör vor den Erzbischof und den Oberrichter Antipater. „Woher die alte Münze? Hast einen Schatz ergraben? So zeige ihn uns. Vom Vater hältst Du das Geld? Ein Zwanzigjähriger Heller mit dem Bilde des Kaisers Decius? Selbst erweisest Du Dich als einen Trüger. Denn seit dem Tode des Decius gingen zweihundertundsiebenzig Jahre". Erzbischof, Richter und Volk geleiten den staunenden Malchus in den Bauch des Berges Celon. Die sechs Gesellen sind wohlauf; und bestätigen die Meldung des siebenten. Die Kunde lockt den guten Kaiser Theodosius herbei. Der schaut die Männer an, grüßt sie knieend als Heilige und pflückt von ihrer Lippe viel alte Wissenschaft. Nagt nun noch irgendein Zweifel an Urstandswahrheit? Juden und Ketzern künden, auf des Kaisers demüthig Ersuchen, die Sieben, daß der Mensch vom Tod auferstehen und, jeder, vor Gottes Richterstuhl muß. Wer, droht Theodosius, fürder zweifelt, ist des Todes. Davor verkriecht der ärgste Ketzer sich gern in den Fels des befohlenen Glaubens. Noch berichten die Sieben, daß Petrus und Paulus in Rom begraben seien, allwo der Caesar sie finden könne. Dann beugt ihr Haupt sich vor ihm; und lässet des Lebens Odem verströmen. Theodosius weint um sie. Befiehlt, die kalten Leiber in Purpur zu kleiden und aus edlem Stoff den höchsten, breitesten, köstlichsten Sarg zu wölben, der je erblickt ward. Darin ruhen die Sieben.

Deren Vaterland war nicht das Römerreich: war Jesus. Die entrannten dem Vordrang feindsäliger Macht, regten, wider sie zu kämpfen, nicht einen Finger: und stiegen aus Menschenfurcht in Heiligkeit. Ohne Willensanstrengung; im Schlaf. Nach dem Psalm Salomonis: „Wo nicht der Herr das Haus bauet, da ist alles Bauwerk vergebens. Wo nicht der Herr die Stadt behütet, da wachet der Wächter ohne Nutz. Fruchtlos bleibt, daß Ihr früh aufstehet, lange sitzet und mit dem Salz der Sorge Euer Brot esset. Denn: auch wenn sie schlafen, giebt der Herr es den Seinen." Und sein sind, die das Uebel dulden oder fliehen, nicht dawider ringen, das tägliche Brot von Himmels Huld, nicht von Arbeit, erhoffen und sorgenlos, ohne Dach und Wächter, entschlummern? Die erwachen erst, wenn die Stunde der Wunscheserfüllung schlug, ihr Glaube

aus Einjochung sich in Herrschaft bäumte, Decius gestorben und Theodosius auf den Thron gelangt ist. Sie wollten nicht handeln; nicht einmal wollen. Patrioten waren sie nicht; konnten aber Heilige werden. Wer, blind und taub, schlafend vertraut, wird gekrönt.

Vom Kirchthurm läuten die Glocken. Ihr eherner, in Jubel und Klage gleicher Ton ruft in Erinnerung an die Urzeit, die Wehennacht des Christenmythos. Glück und Leid ist Gottes Fügung; Beider Ursache vom Menschenauge unerforschlich; Beider Verhängniß wird deshalb von der selben Tonschwingung begrüßt. Nicht zu erstreiten ist Glück, Leid nicht durch Willensgewalt abzuwenden; Geduld und Gebet nur ziemt Frommen. Und was spricht draußen die Glocke? Welche frohe oder leidige Botschaft hing sich an den Strang und scheucht, an der Schwelle der elften Abendstunde, Müde aus den Kissen? Lemberg ist wieder Habsburgs Ostkronlandeshauptstadt. Heißt nicht mehr Lwow und gehorcht fortan nicht dem Gubernator Grafen Bobrinskij, der die Fahne des Russenislams über die Karpathen tragen wollte. „Ein Keil in die letzte Vertheidigerstellung vor Lemberg getrieben. Reiche Beute der deutschen Truppen und des in ihrer Mitte kämpfenden austro-ungarischen Corps. Eine breit klaffende Lücke in der Front der Russen; deren Widerstand zäh und bewundernswerth tapfer, gegen die ungeheure Wirkung unserer Geschütze aber nicht länger zu halten war." Das klingt nicht wie Heilands Evangelium; mächtig, nicht gelind. Auf der Schwinge des ersten Tones eilt Dank zu unseren Kriegern, denen in Hitze und Dürre wieder so Großes gelang wie in Eis und Schneeschlamm. „Bei Euren Thaten, Euren Siegen, wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen; und Manche, die mich darum schalten, hätten auch besser den Mund gehalten." Nach Sedan höhnte Moerikes ernstes Patriotengefühl so die Schwätzer. Wer möchte jetzt schweigen? Wer gar, dem ein Gott Rednergabe lieh, nicht sagen, daß die Heeresleistung dieser elf Monate ohne Vorgang in aller Kriegsgeschichte ist? Lemberg zurückerobert. Der Tag, nach dem Maß der Menschenvernunft, nah, an dem auch auf Oesterreichs, auf Ungarns Erde nirgends ein ungefesselter Feind steht. Der Zustand wiedergekehrt, der unter dem ersten Kriegsmond war, als ihm Jupiters Stern nahte. Ist, wie hienieden allzu oft, der Ertrag geringer als die Leistung: auch ihm gebührt andächtiger Dank. Manchen Oesterreicher, der Ost-

galizien fast schon verloren gab, schmeichelt die Vorstellung in Trunkenheit; in den Rausch, aus dem Hamerlings, des kirchberger Landsmannes, süßer Prophetenwahn einst gelallt hat:

„Durch das Euch verhüllte Dunkel totenschwangerer ferner Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o zwanzigstes seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einst Dich nennen das germanische Jahrhundert!
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor Dir im Staub erzittern,
Denn Gericht wirst Du bald halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird Dein starker Fuß zerstampfen,
Ueberall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen.
Und den thönernen Giganten Rußland stürzest Du zerborsten;
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Oesterreich, Du totgeglaubtes, eh die zwanzig Jahr vergehen,
Wirst Du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen
Und sie werden Dich, erzitternd, beugend sich vor Deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaiserthum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen;
Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraine glänzen.
O geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Zymbeln, Geigen
Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue Dich der Heldenzeiten; das Geschick ist Dir verbündet.
Fürchte nichts von Deinen Feinden! Wahrheit hab' ich Dir verkündet."

Wird der Traum Eines, dem in einer gebildeten Sprache mancher Vers (nicht jeder, freilich, in Wimmelmenge) gelang, so früh greifbare Wirklichkeit? Nicht durch Geduld und Gebet. Draußen schweigt die Zunge christlicher Tugend. Deutschlands Menschheit, die zuvor schon müde, die von froher Erregtheit matte, schläft nun in neuen Morgen. Baut sie das Haus ihrer Hoffnung auf die Gnade des Herrn? Auf die Schwertwucht deutscher Krieger? Vermauert sie den Fels ihres Glaubens der Sorge? Schlummert, bis Hunger sie weckt? Wer, blind und taub, schlafend vertraut, wird gekrönt.

Mit dem Ehrentitel des Patrioten. Den weigert der Gemeindechor Jedem, zu dem Sorge durchs Schlüsselloch schlich. Hundert Jahre seit der Geburt der Wehrverfassung, die das Nationalgefühl tiefer einwurzelte, der Liebe zum Vaterland, Kinderland, dem Willen zu trotziger Wahrung der Volkssonderheit einen stärkeren Fittich schuf: und noch immer muß, wer eine vom Massenempfinden (dem, bedenket, der Masse eingedrillten) auch nur im Geringsten, in sachter Kurve, abweichende Meinung hegt und nicht hehlt, seinen Patriotismus erweisen. Noch immer. Als wärs Verdienst, nicht

natürlicher und drum selbstsüchtiger Drang, des Vaterlandes Glück und Aufstieg in helleren Glanz zu wünschen. Ihn zu fördern, kann Opfer kosten. Ihn laut zu wünschen, ist mühlose Lungenarbeit, die nicht Zins bringen dürfte. Eigennutz bände die kältesten Herzen ans Schicksal der Heimath; ihr Blühen und Welken, ihr Reichthum und Mangel ist uns, Allen und Jedem, Verhängniß. Da ein nicht völlig von Vernunft Geflohener niemals zaudern kann, ob er das Vaterland lieben, kühl, als ein gleichgiltiges Nebending, betrachten, hassen, angeifern solle: warum steht jeder nicht in alle Oefen Oeffentlicher Meinung Verhakter sein Leben lang unter einem Paßzwang, unter dem Gebot, vor Zugbrücke und Schlagbaum, ehe sie sich ihm öffnen, den Beweis zu liefern, daß seine Patriotenpapiere in Ordnung und an der zuständigen Stelle gestempelt sind? „Bismarcks Schuld! Der hat ganzen Parteien das Nationalgefühl abgesprochen und rechtschaffene Männer, weil sie anders wollten als sein Eigensinn, Reichsfeinde gescholten. Dieser Mißbrauch wirkt fort und zeugt aus dem Schoß neuer Zeit neues Unheil." Bismarck war ein fehlbarer Mensch und, mit stämmigem Wesensumfang und dünner, von unzarter Hand leicht verletzlicher Rinde, der Nachbarschaft durchaus nicht bequem. Der Schuldspruch müßte dennoch von ihm abtropfen wie Wasser vom Entenflügel. In junger Eichenschonung war er Förster; Hüter, auch Schöpfer und Verantwortungträger in einem neuen Reich, das anders geworden war, als Viele erträumt oder erstrebt hatten. „Anfangs hatte man eine gewisse Weihnachtfreude daran; aber was man hat, verliert bald an Werth; man wills nicht mehr und zieht vor, was man nicht hat." Windthorst, Richter, Bebel wollten nicht anders als der Kanzler, sondern: Anderes; von der giltigen scharf unterschiedene Vertheilung der Macht und der Rechte; ein Reich, in dem der Welfenstaat auferstand, die Parlamentsmehrheit die Amtszinne besetzte; eine Republik, die das Einzeleigenthum der Gesammtheit gab und Selbstsucht nicht als Sporn, nicht als Zünder zuließ. Seines Reiches Feinde dünkten sie ihn, nicht jedes kräftigen Deutschenreiches. Seine Rüge hatte härtere Borsten, als für die Striegelpflicht nothwendig war: weil er Jahrzehnte lang die selben Gestalten als lebendige Hemmnisse vor sich sah, gegen sie, auf der Höhe und in finsterer Tiefe, sich mühsam durchsetzen, immer wieder durchpauken mußte, wider ihre Weissagung im Helden-

bezirk des Gedankens siegte; und weil ihn wurmte, daß sie unfreundliches Ausland in die Vorstellung überreden konnten, des umneideten Reiches Anker schleife an rostender Kette durch schwanken Grund. Der rechte Patriotismus war ihm selbst, von rechts und von links, so oft, noch, als er im höchsten Preußenamt saß, sammt dem Ehrenrecht des guten Bürgers, aberkannt worden, daß er vor solcher Vehmung anderen Meinens zögern mußte. „Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als Bonapartisten bezeichnet. Im Jahr 1850 wurde ich von unseren Gegnern verrätherischer Hinneigung zu Oesterreich angeklagt und man nannte uns die Wiener in Berlin. Später fand man, daß wir nach Juchten röchen, und nannte uns Spreekosaken. Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet: Ich bin preußisch; und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Freiheit von Vorurtheil, die Unabhängigkeit der Entschlüsse von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten oder deren Regenten.“ Preuße; aber bereit, von sorgender Liebe und feinhäutigem Gewissen sogar verpflichtet, Alles, was ihm an Preußens Politik, drinnen und draußen, mißfällt, schroff zu tadeln. Um Ozeansbreite weitab von dem Vertrauen, das Altenglands Staatsrechtssprache „theologisch“ nannte. Dennoch, scheint uns heute, ein Patriot geraden Wuchses und strammen Ganges. Nicht von Denen, die sich vor Gefahr verkriechen und als Heilige in eine gelüftete, wohnliche Welt erwachen. Der Mißbrauch war vor Bismarcks Machtzeit; hat sie, hat ihn (dem man den Geist, nicht das Räuspern und Spucken abgucken müßte) überlebt. Wann lernen Deutsche, daß Patriotismus, wie Sittlichkeitempfinden, bis nach gelungenem Gegenbeweis vorausgesetzt werden muß?

Den Bürgern älterer Staaten ist er die Konstante, die in jeder Rechnung unwandelbar bleibt. Weil Mr. Smith mit den Ministern Seiner Huldvollen Majestät, mit der Finanzirung, industriellen Vorbereitung, dem Gang des Krieges nicht ganz zufrieden ist, soll er kein Patriot sein? Unsinn. Er möchte ja nur, daß Alles noch besser werde. Wenn er in der Alberthalle behaupten wollte, die Deutschen seien weder bis an den Hals im Unrecht noch im Feld Barbaren, ihre Kriegführung sei hohen Lobes würdig und ihr Sieg wahrscheinlich, Mannschaft und Geräth tauglicher als ihrer Feinde: durch Verbot würde er nicht gehemmt; von den

Hörern vielleicht ausgehöhnt und sicher in die Narrenzunft eingereiht, doch nicht bestritten, daß er auf seine Art, auf täppisch blöde, Muth gezeigt habe und dem Vaterland mit bitterem Trank nützen wolle. In Presse und Parlament wird ohne Zimperlichkeit bemäkelt und angegriffen. Niemals darf die civile Gewalt der militärischen untergeordnet, nie der freie Bürger in Wehrdienst gezwungen werden; lieber schnellen Reichstod als preußische Fron. Die Bundesgenossen schlucken zu viel Geld; just in Noth ist John Bull sich selbst der Nächste. Der erste Plan zur Dardanellenforcirung war Eselswerk; eine Schande, daß solche Stümper für Britanien handeln dürfen. Der Kriegsminister hat unwirksame Geschosse bestellt; wäre überhaupt an der Front nützlicher als im Verwalterhaus. So gehts in jeder Sitzung; oft noch schlimmer. Trotzdem die Flügelmänner der Fraktionen die Regirung bilden; die also auch leise, im Freundschaftkämmerchen der Parteiverbände, zu mahnen, zu rüffeln wären. Niemand denkt daran, den Nörglern Patriotismus abzusprechen. Deren Söhne fechten und bluten; schwache oder muthlose schanzen draußen oder schwitzen daheim fürs Heer. Der Väter Schicksal klebt an Englands. Wird das Vereinigte Königreich morsch oder sinkt es in Schutt, dann verarmen, verelenden sie mit ihm. Und sollten, was sie nährt und vor Fremden ansehnlich macht, nicht lieben? Aus seinen Augen zu sehen, zu schielen, ist Menschenrecht. Vierzig Millionen Hirne unter einem Hut: Knabentraum; und kein schöner. Optimismus ist, wie Zungenruhe, nicht Bürgerpflicht, sondern wird als Gefahr empfunden. Schreit die Presse, Alles stehe herrlich, dann meldet sich kaum noch ein Häuflein dem Drillmeister, die Waffenbeschaffung schläft ein und den Haupthähnen der Trade-Unions schwillt der Kamm. Im Unterhaus trillert Einer: „Kein Grund, bang zu werden. Wir haben vier Millionen Soldaten, vier Millionen Arbeiter für Kriegsindustrie und die selbe Ziffer für den Bedarf unserer Ausfuhrgewerbe.“ Von solchem Geprahl furcht sich dem Schatzkanzler Mac Kenna die Stirn; er steht auf und spricht: „In so rosigem Licht kann ich den Zustand, der ist, durchaus nicht erblicken. Wir haben weder ein so großes Heer noch solche Schaar bereiter und fähiger Maschinendiener. Unsere Lage ist unbequem; unsere Ausfuhr um hohe Milliardenbeträge geschmälert; unsere Handelsbilanz vor wirrster Unordnung. Nur aus dem Entschluß

zu äußerstem Kraftaufwand und zu strengster Sparsamkeit kann Rettung kommen." Nicht die geringste Angst, die Stimmung des Hauses zu trüben, den Mann auf der Straße in Schreck zu jagen, im Ausland den Glauben der Freunde und Feinde an britische Macht zu erschüttern. Die sind, sämmtlich, nicht von gestern; und wissen, daß nur der Starke sich gestatten darf, so hüllenlos auf sichtbare Walstatt zu treten. Der Teufel hole die Lords und Gentlemen, die unter dem Kelter der Volksnoth noch an Eindrucksränder und Stimmungmache denken! Aus Gewordenem und Werdendem das Beste zu gewinnen, was ernste Menschenkunst vermag: nur darauf kommts an. Und weil solcher Gewinn erst möglich wird, wenn Allen klar ist, was fehlt, und Aller Trachten sich zu dem Erzwillen ballt, jeden Mangel schleunig zu enden: deshalb mußte, auch wenns den Eindruck häßlich verschrammte, ohne Rückhalt geredet werden.

Wir sträuben uns gegen die Einbürgerung solchen Brauches: und könnten seine Heilsamkeit doch aus nüchterner Nachprüfung erkennen lernen. Würde im Reichs- oder Landtag verstiegene Hoffnung geduckt? Von einem Minister oder Staatssekretär das Feuer des Redners gedämpft, das mit Flackern und Rauch nackte Wirklichkeit einschleiert? Nicht leicht entschlösse sich Einer, den festlich besonnten Film eines Schwärmerwahnes aus dem Kontakt zu schalten. Die dreifach in Bedingniß geklammerte Erwähnung der Möglichkeit, daß den Feinden der Sieg leuchte, wird, in einer Rede, deren Kopf und Mittelstück von Zuversicht glitzert, von allen der Mode gefälligen Opiaten trieft, in Wuthrufe („Das jiebts nicht! Ausjeschlossen!") verscharrt. Nicht um einen Fahrenheitstrich soll der Einzelne unter den Wärmegrad des Gesammtempfindens sinken. Siebenzig Millionen, bis ins Winzigste, eines Sinnes und Urtheils: ist Das glaubhaft möglich? Könnte der Schein auch nur Nutzen stiften? Er ließe auf Mechanisirung schließen; und aus Organisirung kam Preußens, kommt Deutschlands Stärke. Je hastiger wir uns um Einmuth und Einstimmung bemühen, desto weiter hallt die Feindeslosung: „Alles von hoher Obrigkeit befohlen und eingetrichtert!" Im „Temps" wurde, noch in der zweiten Juniwoche, gesagt: „Die Oeffentliche Meinung des Deutschen Reiches hat den Rhythmus, der oben gewünscht wird. Die Regirung lenkt und stimmt sie nach einer aus langer Erfahrung gewonnenen Zuchtregel, deren Durchführung der dem Volk eingeborene Gehorsam erleichtert. Wer etwa wähnt, dieses Volk werde, wenn durch die

künstlich gewebte Meinung die Wahrheit schimmert, sich im Zorn empören, verkennt dessen Geistesbeschaffenheit. Eitelkeit wird das Geständniß der Täuschung, des Truges hemmen und Zorn höchstens von Denen Rechenschaft fordern, deren Unzulänglichkeit dem auserwählten Volk nicht den von der Vorsehung ihm verheißenen Triumph bereitet hat. In Deutschland ist Alles Maschine und der Mechaniker achtet auf jedes Rädchen. Höret: Jeder verheirathete Soldat wird, ohne Antrag, auf eine Woche nach Haus geschickt. Dienstliche Angelegenheit: Vorarbeit für den Rekrutenjahrgang von 1935. In diesem Land ist Allen der Platz und die Aufgabe zugewiesen." Auch mir wird, von einer Fluth fälschender und schimpfender Artikel, eine „Rolle" fürs große Volksspektakel angeschwemmt. Ich soll zwar den Unabhängigen gespielt und Mächtige rauh getadelt, insgeheim aber zuerst im Dienst Bismarcks gestanden haben und längst nun dem Regirungtroß eingegliedert sein. (Der Akademiker und Professor Welschinger, ders neulich wieder andeutete, hat wohl nie eine von mir geschriebene Zeile gelesen; sonst könnte er mir, der Frankreichs Genius immer bewundert, die Vermählung seiner Flamme mit Deutschlands frommer Wucht erwünscht hat, nicht, außer anderer Thorheit, nachsagen, ich hasse seine Heimath ingrimmig und lechze nach ihrer Vernichtung.) Was wir reden und thun: Widerhall und Wirkung der Befehle, denen auf dem Fleck gehorcht werden muß. Solche Vorstellung ist Aberwitz; doch, leider, auch Folge des Strebens in Kriegsuniform, in Gleichheit aller Denkform und Gefühlsfarbe. Weh uns, wenn Patriotismus je ein Feind der Persönlichkeit würde! Keines Sieges Gewicht wöge die Seelenlast auf. Deutschlands edelster Besitz schwände und die Enkel sähen und hörten Kempelens Androiden werkeln, wo aus Männergeist, Männerwillen einst einer Gottheit lebendiges Kleid gewirkt worden war.

Nicht von rüder Schmähung, die Selbständigen nachheult, will ich reden. Den Schmutz, der aus ihrem Gegröhl spritzt, wischt der Saubere vom Stiefel; und schreitet auf seinem Weg vorwärts. Nur von „guter Meinung", die sich nicht in die Einsicht bescheidet, daß sie niemals aus Wissensgrund erblühte, nie aus Nachdenkenstiefe schoß, also nur als das Seifenbläschen einer Laune, nicht als haltbare Meinung, zu nehmen ist. Einem ward das Hauthemd der Zellen so fadenscheinig, daß jedes aus Feindesland herklingende Lebensgeräusch ihn bis ins Mark ärgert. Ists patrio-

tisch, fragt er, „Lüge und Schimpfrede der Feinde in unser Ohr zu leiten?“ Ja, denn der Patriot, der rechte, will und muß wissen, was ist; Windstärke und Wolkenzug kennen; kosten, was im Höllenkessel des verriegelten Jenseits gekocht wurde; will und muß auch einmal lachen. (Le Matin: „In der Kathedrale von Reims wollte Wilhelm sich zum Weltkaiser, seinen Sohn Eitel Friedrich zum König von Frankreich krönen lassen. Das Mißlingen des Planes rächen die Brandzünder, die auf unsere ehrwürdige Kirche prasseln.“ Da hat ers.) Gar so unwichtig dünkt mich die Wägung Dessen nicht, was dem Franzosen heute die Zeitung bieten darf. Oft war aus der Wasserpest breiter Teiche Beträchtlicheres zu angeln. Ein Schweizer giebt sich als unbefangenen Augenzeugen deutscher Gräuelwirthschaft in der Stadt Loewen; rüstet zu einer Rednerrundfahrt; droht mit einem Bilderbuch über den Graus; und schreit schließlich über die Wälle der Erdfestung hin, die deutsche Regirung habe sich, vergebens natürlich, eifernd bemüht, ihm seine Zeugenurkunden und Augenblicksphotographien um hohen Preis abzukaufen. Kein Feind: ein Neutraler; aus dem Gau redlicher Eidgenossen. Ists nicht nützlich, vor solchem Ueberfall in Bereitschaft zu sein? Hunderttausend suchen ein Mittel, das Amerikas Waffenlieferung an Belgier und Briten, Franzosen und Russen hindern könnte. Das gefährlichste, ruft Senator Humbert (in Le Journal), ist ja schon als ohnmächtig erwiesen worden. „Deutschland wollte durch seine Agenten die Mehrheit der amerikanischen Stahlwerkaktien erwerben. Das teuflisch verschmitzte Unternehmen sollte uns und unseren Freunden Stahl, Waffen, Munition entziehen. Die Bethlehem Steel Corporation, eine Riesengesellschaft, deren Leistungfähigkeit an Krupps heranreicht, wurde umbuhlt und ihrem Beherrscher und Hauptaktionär, Herrn Charles M. Schwab, für seine Antheile eine halbe Milliarde geboten. Der aber gab sie nicht heraus; berief sich auf Verträge, die er nicht brechen dürfe. Die Nachricht hat die Presse der ganzen Erde bis in ihre Tiefen erregt. Warum hatten wir, Frankreich, England, Rußland, uns nicht diesen Kraftquell gesichert? Vor den Deutschen dachte ich daran. Als Berichterstatter des Generalausschusses hatte ich dem Senat mehrmals gesagt, welche Bedeutung Waffen und Munition in künftigen Kriegen haben, daß an ihrer Massenbereitschaft eben so fest wie am Oberbefehl das Schicksal des Feldzuges hängen werde. Nach der Kriegserklärung eilte ich übers

Meer. Gegen uns ist Krupp: also muß die Bethlehem Steel Corporation mit uns sein. Ich sah die Fabriken, die Mörser, Haubitzen, Granaten; und wurde der Freund Schwabs. Am dreiundzwanzigsten September 1914 schrieb er mir: ‚Aufrichtig würde ich mich freuen, wenn wir Amerikaner, die Frankreich lieben und bewundern, diesem edlen Reich irgendwie helfen könnten. Unsere zwei großen Republiken müssen neben einander bleiben. Die Herzensregung für Ihre Heimath bestimmt mich, Ihnen auszusprechen, daß die Bethlehem-Gesellschaft und jede andere, in der ich Macht habe, stets bereit sein wird, all ihre Kräfte der Sache Frankreichs dienstbar zu machen. Ich bin in eine Lebensstunde gelangt, wo Geschäftsbedenken höher zielenden Wünschen weichen; und deren Erfüllung fände ich in der Gelegenheit, Ihnen und Ihrem Vaterland zu nützen. Ich hoffe, Sie, lieber Herr Hauptmann, bald wiederzusehen und aus Ihrem Mund den Bericht über die reiche Siegerernte zu hören, die Frankreich inzwischen eingeheimst hat.‘ Schwabs Angebot blieb ohne Folgen. Aber Frankreich darf ruhig sein. Die Freundschaft, die ihm damals angetragen wurde, ist stark, ohne Schlacke und Makel wie Bethlehems Stahl.“ Solche Metallfäden einmal gefühlt zu haben und fortan zu wissen, daß der Weg in dieses Bethlehem uns verrammelt ist, kann nur nützen. Und welche feindsälige Rede oder Preßstimme schaden? Spricht sie Lüge: legts zu den übrigen; schmerzhafte Wahrheit: bittere Arzenei brachte manchmal Stärkung. Wer in diesem Krieg nicht Augenfurcht und Ohrenekel verlernt hat, ist seiner Helden unwürdig.

Die sind hart, ernst, klar; und wollen nicht in jeder Gefechtspause nur Hurra und Eiapopeia hören. Auch nicht, daß sie auf jedem Feld nur Memmen, Wortgauner, Strolche bekämpfen, besiegen. Denen gilt gleich, ob Einer Herrn Gabriele d'Annunzio (in dessen Maireden, funkelnden Musterstücken romanischen Oratorenpompes, ich noch keine Silbe gegen deutsche Menschheit und Macht fand) für einen bestochenen Wicht oder von Inbrunst fürs Vaterland glühenden Römer, für einen Wortkünstler ungemeinen Ranges und Rausches oder für einen hirnlosen Stammler hält. Einerlei. In Urtheilsrecht werden sie, freilich, nur Den zulassen, der das Werk des zu Richtenden in sich aufgenommen und in dem Redner von Quarto und Rom die Flämmchen aus „Fuoco“ und „Nave“ gefühlt hat. Was frommt unserer Sache die Vermuthung, daß der Gral, aus dem der Irredenta Heil fließen soll, das ...

reine Gefäß erpantschten Trankes wurde? Die Krieger leiden des Krieges Noth und schauen des Krieges Ziel. Die Vernunft ihrer Seele empfindet, wie wohlfeil der Lungenaufwand, Tintensturm Derer ist, die neun Zehntel des Weltalls in Staub beugen und (zu Haus) nicht rasten wollen, ehe jedes Herzenssehnen Germaniens gesättigt ist. Das vermag der Dreikäsehoch so leicht wie der lange Lümmel Hans Fürchtegott Unabkömmlich. Beiden klatscht die verleitete Menge (leider nicht aufs Fell) und Beide räkeln sich heroisch, wenn „schlappe Kerls" nicht alles Erhoffte der deutschen Scholle verwurzeln konnten. Der Krieger siegt, noch der letzte Mann in der hintersten Linie, durch gebändigte Persönlichkeit. Die möchte er nicht aus der wachsenden Heimath roden. Fernher zürnt leise drum seine Stimme: „Werdet geduldig und duldsam! Gesinnungschnüffelei lebe fortan nur als Kinderkrankheit des Reiches noch, als Schreckbild, im Gedächtniß Künftiger. Schliefet Ihr unter elf Monden, verlüdertet ihren Segen aus der Erinnerung, spültet den Gram durch die Gurgel und möchtet nun weiter schlafen, bis Theodosius krönt, was Decius gemartert hat, und den von Hunger aus der Furchthöhle Gelockten Heiligkeit winkt? Stolz sind wir der schwersten Arbeit unterthan; Kameraden, die dem Herrn, nicht dem Schein der Herrlichkeit, gern gehorchen. Stolz aber und im Innersten frei wollen wir auch das Volk fühlen, dessen Geist und Wirthschaft uns das Schwert geschmiedet hat und vor Scharten bewahrt. Nicht als einen Schwarm fuchtelnder oder schläfriger, heute berauschter oder morgen schlotternder Seelenrümpfe, aus denen kein Haupt sich himmelan hebt. Uns die Qual, Euch das Geprahl: solche Theilung taugt nicht. Unerbittlich, auf Begehrensgletschern, unter dem Stachelpanzer die Wikingerlosung „Alles oder nichts": wir würden durch That entschuldigt, wenn wir so wären; sind aber nicht. Euch schüfe solches Gebahren Spott. Pflanzet die Wollensgemeinschaft, in die wir einst, die dann noch Ueberlebenden, zu ernster Freude heimkehren können. Deutschlands Würde und erlangbares Glück: im Trachten nach diesem Kriegsziel sind Alle einig. Kleinkram mag Jeder betrachten, wägen, ermessen und werthen, wie seines Wesens Sonderart heischt. Sonderheit ist die uns nöthigste Friedensmunition; Eigensinn die Zier, der Orden thätig wirkender Deutschen. Die streicheln zwar der Nation nicht, um Gunst zu erkitzeln, die Bäckchen; düngen ihr aber, pflügen, durchschürfen das Land der Väter. Mäkelt Ihr, Müßige, an ihnen: sie grüßt des Kriegers Dank.

Selbstanzeigen.

Deutsche Kriegerbibliothek. Frauenverlag in Jena. Preis des Bandes 70 Pfennige.

Die Bitte um Lesestoff, so sagt man uns von allen Seiten, sei fast in jedem Feldpostbrief enthalten. Da tritt die Frage in den Vordergrund: Was schicken wir unseren Soldaten? Bücher, die von Kriegsereignissen handeln, sind dazu nicht geeignet. Denn unsere Leute da draußen wollen in ihrer Freizeit, die dem Leib und dem Geist Erholung bringen soll, am Liebsten gar nichts vom Kriegswesen hören. Sie wollen abgelenkt, auf andere Gedanken gebracht werden. Darum sollen wir keine Kriegslieder oder Erzählungen von Angriffen, Schützengräben, Fliegerlieutenants und Verlobungen mit angeschossenen Helden, wie sie jetzt das in der Heimath gebliebene Volk des Innenlandes interessiren, hinausschicken. Wir würden unseren Zweck, Freude zu bereiten, damit nicht erreichen. Wohlverstanden: Freude zu bereiten. Das heißt nicht etwa: „Um jeden Preis lustig machen." Denn Das wollen wir nicht; und Das wollen Die draußen nicht. Der große wirkliche Ernst der Zeit, in der sie leben, so nah dem Tod leben, hat auch den Durchschnittsmenschen etwas vertieft. Die selben Leute, die in satter Friedenszeit nur schnodderige Redensarten kannten, sind anders geworden. Man sehe sich die Gesichter unserer heimkehrenden Soldaten an: keins ist mehr inhaltlos. Diesen Menschen dürfen wir nicht alberne Schwänke und schlechte, übertriebene „Humoresken" zumuthen, von denen unsere Literatur nur allzu viel bietet. Ich glaube, daß die besten Werke guter deutscher Dichter ins Feld taugen. Deshalb wählte ich für die „Deutsche Kriegerbibliothek" (kleine hübsche Bände mit leserlichem Druck) den Faust, Eichendorffs Taugenichts, ein paar Prachtstücke von Fritz Reuter und Mörike, Hoffmanns „Fräulein von Scuderi". Der sechste Band ist von mir unter dem Titel „Heimath- und Liebeslieder" zusammengestellt worden; er enthält alte und neue Verse und Lieder. Ein paar ganz alte, die ein Wenig zerbröckelt waren, habe ich sorgsam wieder zusammengefügt. Ich habe das Volksliedhafte und Einfache ausgesucht und sah mit Freude, wie viele schöne Lieder die alten und neuen Dichter in unserer Muttersprache geschrieben haben.

Jena. Toni Schwabe.

Die Zukunft des deutschen Volkes und der Krieg. Emil Felber in Berlin. 2 Mark.

Den Lesern der „Zukunft" ist mein politisches Programm bekannt. Dieses kleine Buch enthält seine ausführliche Begründung, zeigt, welche Aussichten auf seine Verwirklichung der Krieg eröffnet und wie er die Oeffentliche Meinung, in einigen wesentlichen Punkten wenigstens, meiner Auffassung günstig gestimmt hat.

Meisse. Dr. Karl Jentsch.

Emil Rathenau.

Wer die Schwelle des biblischen Alters überschritten hat, soll den Blick nicht emporrichten zu den Höhen, die er in der Jugendkraft erstürmen zu müssen gemeint hat und die sich jetzt in unerreichbarer Ferne vor ihm ausbreiten. Wie ein Wanderer muß er rückwärts den langen Weg überschauen, den er zurückgelegt hat. Dieser Weg führt oft über anmuthiges Gelände; manchmal auch an Abgründen entlang zu dem Punkt, an dem Erlebnisse von fast drei Vierteljahrhunderten wie ein Panorama vorüberziehen.

Als ich die Lebensreise antrat, gab es in unserer Vaterstadt ein interessantes Erlebniß: die Vollendung der ersten preußischen Eisenbahn. Die Berliner sollen in hellen Haufen begeistert zum Potsdamer Thor hinausgepilgert sein, um den Zug nach Steglitz abfahren zu sehen. Viel zu langsam (nach heutigen Begriffen) bewegte er sich vorwärts, ohne Schlaf- und ohne Speisewagen; und doch war die Eisenbahn ein gewaltiger Fortschritt gegen die Postkutsche, in der mein Vater aus der Ukermark als Jüngling, meine Mutter als Kind mit ihren Eltern hierher übersiedelten.

Als ich noch nicht zehn Jahre alt war, vernahm ich Unter den Linden, an der Stelle, wo heute das Denkmal des Alten Fritzen steht, den Generalmarsch, der die Revolution von 1848 einleitete, und über Barrikaden hinweg erreichte ich das elterliche Haus, von dessen Fenstern ich dann dem Kampf zusah. Er endete mit dem Rückzug der Truppen durch den Monbijougarten über die Spree. Ein Jahr vorher hatte ich die Schrecknisse einer Hungersnoth im Kartoffelkrieg miterlebt.

Da weder Terpsichore noch andere Musen an meiner Wiege gestanden zu haben schienen, reiste ich auch ohne ihr Geleit in die Lehre nach Schlesien.

Meine lieben Cousinen werden bezeugen, wie beschämt ich in der blauen Blouse und mit den zerschundenen Händen mittags mich an der Terrasse vorbeischlich, auf der sie mit ihren Freundinnen an dieser Verlegenheit sich ergötzten. Aber übel haben sie es nicht mit mir gemeint; denn sie schmückten mein Heim mit zärtlicher Fürsorge und machten es für die langen Winterabende wohnlich. Auch reichten sie mir an den Tischen ihrer Eltern stets die besten Bissen.

Aus den Armen des Proletariates befreite mich des Königs Ruf zu den Waffen. Ich eilte schleunig nach Berlin; aber am Tage nach der Gestellung wurde der Friede von Villafranca geschlossen, der Befehl zur Mobilmachung aufgehoben. Die Aussicht auf den erträumten Kriegsruhm war geschwunden.

Statt nach Schlesien fuhr ich in die welfische Hauptstadt, um die Theorie einer praktischen Bethätigung zu ergründen, die mich viereinhalb Jahre lang festgehalten hatte. Auch dorthin folgte mir das Verhängniß. Der Kampf der Polytechniker um die akademische Freiheit führte nicht zum Sieg; und mit einigen Freunden rettete ich mich in die freie Schweiz.

Mit dem Diplom eines Ingenieurs nahm mich Borsig, der Sohn des Begründers, in seine Lokomotivfabrik auf; und nach dreimonatiger Thätigkeit überreichte er mir als Weihnachtgeschenk eine Rolle harter Thaler, mit denen ich damals ein Königreich mir kaufen zu können einbildete.

Ueber meinen Aufenthalt in England will ich hier nur sagen, daß ich in einer berühmten Schiffsmaschinenfabrik mein Glück versuchte. Trotz ‚schmaler Kost und wenig Geld‘ bleibt mir dieser Aufenthalt unvergeßlich; und meinen Eltern wurde es nicht leicht, mich zur Rühkehr in die Heimath zu überreden. Hier kaufte ich eine kleine Maschinenfabrik mit einem großen Garten und assozirte mich meinem Jugendfreund."

Für die Gäste, die, im Dezember 1908, seinen siebenzigsten Geburtstag feierten, hat Emil Rathenau diesen Grundriß seiner Erlebensanfänge aufgezeichnet. Ein Bischen Wirthschaft: die erste Eisenbahn; Hungersnoth in Berlin; England in aller Technik dem Deutschen das unerreichliche Muster. Ein Bischen Politik: Märzsturm, der den Willen des kranken Königs aus den Angeln hebt und den Rückzug der Truppen vor dem Aufruhr erwirkt; elf Jahre danach Preußens fruchtlose Stimmung für und gegen den zwischen Frankreich-Sardinien und Oesterreich entstandenen Krieg. Ein Familienbildchen aus Israels ostdeutscher Provinz: sprottauer Basen, die den langen Vetter aus Berlin gern bespötteln, doch lieber hätscheln und vergessen lehren, daß er bis in die Stunde des gemeinsamen Mahles den Kittel des Maschinenbauers trug. Kein Wort über die Leistung des Gereiften. Der entwirft und gestaltet den Plan zu einer Maschine, durch deren Bewegung tausend

Pferdekräfte nutzbar werden. Der stiftet den Bund technischer Physik mit dem Maschinenbau, verdingt der Praxis die Theorie, die Erfahrung der Wissenschaft und erwirbt so die behutsame Kunst, die der Pfleger des jungen Zärtlings Elektrotechnik braucht. Aus Philadelphia, wo der Ausstellungbesucher sich der Rückständigkeit heimischen Großgewerbes schämt, und aus Edisons Werkstatt bringt er das Telephon nach Berlin. Will es einführen, darf aber nicht: weil solcher Einbruch in ein Regal nicht erlaubt werden kann. Bietet den Gedanken dem Reichspostsekretär Stephan an: und hört von ihm, aus dieser Sache sei nichts zu machen; „was für Amerika; in Berlin kriegen Sie kaum zwei Dutzend Leute, die für einen Telephonanschluß das Portemonnaie aufthun." Später besinnt sich der Grundgescheite, räumt dem Ingenieur Rathenau im Reichspostamt ein Bureau ein und läßt von ihm die erste Telephoncentrale schaffen. Noch ist Frankreich das Experimentirland der Geschichte; auch des Geschehens, das die Wirthschaft umwandelt. Von dort holt Rathenau die Glühlampe (Edisons) und speist die Leipziger Straße mit Elektrischem Licht. Er erzieht den Maschinenbau für die Riesenleistung, die ihm nächstens abverlangt werden muß. Aus kleinen Blockstationen, in denen schnelle Ponies, winzige Kraftsammelmaschinen, laut stampfen und keuchen, werden weite, hohe, helle Centralen, aus denen, fast ohne Geräusch, Licht und Kraft in hunderttausend Heime und Werkstätten verbreitet wird. Aus der Deutschen Edison-Gesellschaft wird die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die, unter dem Buchstabenbild AEG, von Moskau bis nach Kapstadt bekannt ist, in den wichtigsten Zonen Kinder gebärt und ihr Aktienkapital auf die Höhe von zweihundert Millionen Mark schichtet. Die Nernst-Lampe, der Drehstrommotor, die Dynamoturbine, die Ueberlandcentralen, die Elektrifizirung der Eisenbahnen: zu Aller Gelingen hat Rathenau mitgewirkt; schöpferisch, nicht nur als Berather und Geldspender. Nicht den Kindern des eigenen Geistes nur, auch fremden, wenn die Aufziehung ihn lohnend dünkte, gab er, ohne zu knausern, ein Stück seines Wesens. Ebenbürtig stand er, von Genies Gnade, neben Werner Siemens. Und die Schöpfung des Gefährten und Folgers wurde größer, weil er in fruchtbarere Zeit gestellt und obendrein mit einer Finanzirerkunst begabt war, die genügt hätte, ihn zu einem der reichsten Männer Deutschlands zu machen, die er nie aber gieriger Selbstsucht,

stets nur dem Werk seines Wollens verpflichtet hat. Dieses Wollens Absicht war, Industrie (nicht als Geschäft, sondern) als die einer bestimmten Stunde des Volkserlebnisses nothwendige Kulturform mit allen heute, morgen, übermorgen erlangbaren Mitteln (nur niemals mit alten, verbrauchten, abgewetzten) für künftiges Bedürfniß auszugestalten. Dem Lande, den Mächtigen und den Karrenschiebern in der Heimath und im letzten Schluß der ganzen Menschheit zum Heil. So große Worte liebte er nicht. Und hat den zur Feier des Siebenzigers Versammelten von Alledem nichts gesagt. Auch vielleicht für sich selbst nie aus der Alltagsarbeit den Gesammtertrag seiner Leistung abstrahirt. Er war kein Mann der Abstraktion; brauchte die Reibung, die Wärme der That; unter dem Polarhimmel kalter Begriffsgestirne hätte er gefroren.

Ein Schöpfer; der des Zeugervermögens sich immer wieder bewußt werden wollte. Noch als Greis; noch im Wirbel des Krieges, der Hauptheile der unter seinem wachsamen Blick von gewandten Helfern eingerichteten Weltorganisation zertrümmert hatte. Aus der Schneedecke blühte sein Hoffen in ewigem Lenz. Dabei neigte er nicht etwa in eitle Selbstzufriedenheit, blinde Selbsttäuschung, äffische Narrheit, die sich entzückt am Schauspiel des Geschaffenen weidet. Optimist (so nennts jetzt ja die Gasse) war er nicht. War nie Einer, der Verantwortung auf der Seele trug, Schwierigkeit von morgen und Fährniß von übermorgen voraussah und von hartem Erleben gewöhnt war, immer mit der Möglichkeit düsteren Wetters, eines Orkans oder Erdbebens gar zu rechnen. Optimist im heute modischen Wortsinn ist, wer aus dem zwanzigsten Stock eines Wolkenkratzers gestürzt ist und auf halbem Luftweg in die Tiefe, neben den Fenstern der Zehnten Etage, den Gedanken schwatzt: „Na also: bist ja noch unbeschädigt.“ (Das Beispiel ist auch für Wesens- und Völkerstimmungen im Krieg anwendbar.) Emil Rathenau wurde, wie Bismarck, stets zu den Schwarzsehern gezählt. Den Staatsmann quälte der cauchemar des coalitions; Deutschlands stärksten Industriekapitän die Sorge, daß seine Gesellschaften von der Höhe gleiten könnten, die ihr Gedeihen sichert. Beide Männer leisteten selbst so viel, daß sie mit der Arbeit Anderer selten ganz zufrieden waren und den Durchschnitt unzulänglich fanden. Dem Geheimen Baurath und Generaldirektor Rathenau, Ehrendoktor der Philosophie und der Technik, drei-

tete jeder Mangel sich in Lebensgefahr, schwoll jeder nicht von Nutzen schon trächtige Aufwand im Kleinsten zu lasterhafter Verschwendung. Die Landschaft, die er den Aktionären zeigte, war kaum jemals in den blauen Duft wonniger Hoffnung geschleiert; irgendwo stand, fern oder nah, ein Gewitter, gegen das Vorsicht Regenmantel, Schirm, Gummischuhe bereit halten mußte. Börsenknirpse, die von der Aktie der AEG mindestens einen fürs Sonntagsvergnügen reichenden Kursgewinn ersehnten, pflegten vor der Generalversammlung, vor Rathenaus Bericht über den Geschäftsstand einander ängstlich ins Ohr zu flüstern: „Wenn er nur nicht wieder ‚Aber' sagt!" Gewissen und Temperament zwangen ihn in die Schranken des dem Jobber fürchterlichen Wortes. Hastige Kurssteigerung dünkte ihn Gräuel, dessen Folge noch jäherer Absturz sein mußte. Auch vor den Mitarbeitern hat er die nahe Zukunft des Unternehmens nie in rosiges Licht gebadet. „Das sieht ja, Alles, wunderschön aus; aber Sie werden erleben, daß an einem Tag mehr verloren wird, als die ganze Geschichte in Jahren eingebracht hat. Und ich weiß noch immer nicht, obs nicht klüger gewesen wäre, bei der Fabrikation zu bleiben, die mit aller Kraft zu verbessern und auf die kostspielige Ausdehnung ins Himmelweite zu verzichten." Das war Erwägung eigenen Unternehmens. Doch lenzlich sproßte noch aus dem Dunkel die Zuversicht auf die Gesundheit deutscher Volkswirthschaft und auf die Frucht ihres frühen Bundes mit Wissenschaft und Technik. Noch im Greisenhirn kreißt eine Welt. Mit jedem Jahr muß der Menschheithunger nach Elektizitätkraft zunehmen. Automobil und Aeroplan, Hausgeräth aller Art, Schreib- und Druckmaschinen, Fernsprecher, Fernseher: Anfänge nur. Das ganze Eisenbahnnetz muß elektrifizirt und die dem Staat gehörende Bahn dann wieder Privaten verpachtet werden, die sie flinker neuem Verkehrsbedarf anpassen, wendiger ausnützen können als der von Wesensnatur aus schwerfällige Fiskus. Jeder Wasserstrom, jede Wärmemenge, die aus einem Fabrikschornstein qualmt, muß dem Volkshort zinsen. Elektrizität erneut die Jugendkraft des müd gewordenen Bodens und gewährt dem Kleingewerbe, was noch der Vortheil des Großbetriebes ist. Hinaus aufs Ackerland, hinein in die Werkstatt des Zunftmeisters! Damit der Bauer, Handwerker, Einzelfabrikbesitzer, damit Genossenschaft und Gemeinde, Stadt und Staat nicht

aus Geldmangel länger noch auf die Summe dieser Vortheile, auf Kraftspeicherung und leuchtende Kanäle verzichten müssen, leihe die Industrie selbst ihnen das zu Anlage und Verwaltung nöthige Kapital. (Ein Ziel der Elektro-Treuhand-Aktiengesellschaft, die Rathenau schuf.) Ob mit der Ausführung solchen Planens sofort ein „Geschäft gemacht“, ob bis zum nächsten Donnerstag dadurch ein Profit gesäckelt werden kann: einerlei. Industrie wäre nichts, wenn ihr Sommer nicht den Menschen, an die sie, über enge Grenzen hinaus, gelangen kann, das Leben zu erhalten, zu läutern und schönen vermöchte. Wenn aus ihrem Ertrag nicht Gemeingut würde.

Doch solche Ziele hat Rathenau vielleicht seltener bedacht als sich der Bewegung gefreut, in die sein Dämon ihn zwang. Fleißig? Sein Blick staunt durch den Kneifer. Der Erste, der Letzte auf der Arbeitstatt; mit Dreiundsiebenzig, nach dem Verlust eines Fußes, noch in allen Fabriken, wo er jeden Maschinentheil, jedes Rädchen kannte und nie zweifelte, ob ein Ofen besser genützt, mit feinerem Werkzeug irgendwo mehr geleistet werden könne. Das verdient doch nicht Lob. Versteht sich von selbst. Arbeit ist ihm Inhalt und Lust des Daseins. Treibt ihn der Arzt in Erholungurlaub: alles Wichtige kommt nach; und auf einem Spazirgang (der klügste Banktaktiker sieht es, wie das Walten großer Naturkraft, mit bewunderndem Sinn) knetet, durchmeißelt, vollendet Rathenaus Hirn Finanzpläne, über denen der pfiffigste Fachmensch Wochen lang brüten müßte. Konstruktion und Abwickelung hat er am Schnürchen, wenn er sich zur Mahlzeit setzt. Maschinenbauer, der im blauen Kittel noch heute seinen Mann stünde; Techniker mit der Voraussicht des von innerer Vision Erleuchteten; Geldstratege, den die Gilde als Meister ehrt. So muß es sein. Taugte er sonst auf so hohen Sitz? „Oft habe ich überlegt, ob es nicht unvernünftig sei, die ganze Kraft des Geistes und Körpers an neue Riesenunternehmungen hinzugeben; ob all diese Mühe ihren Lohn finde. Ich habe mich aus Sonnenbrand und Plage in Schatten, Ruhe, Bequemlichkeit gesehnt. Aber in jedem Menschen lebt der Trieb, seinen Weg bis ans Ende zu gehen und Begonnenes zu vollenden.“ Diese Sätze Harrimans, des Weisesten aus der Kaufmannswelt der Vereinigten Staaten, lehren uns, weshalb Rathenau nicht müßig sein mochte. Zu der Lebensart des Genießers war kein Blutstropfen in ihm. Nach gediehener Arbeit schmeckte ihm Alles:

Maitrank in einer Massenmagenschwemme, ein derb gezimmertes Theaterstück (gar zu fein, dunkel, mit Räthseln gespickt durfte es nicht sein), harmloser Flirt und die Akrobatik des Schauhauses. Dann wurde der im Dienst seiner Sache harte und, wenn sie es forderte, grausame Mann dem gesunden Kind ähnlich. Fand, von den Hammelrippen für anderthalb Mark bis zu den Künsten des Bauchredners, des Trottelkomikers mit dem Klebepapier, dem Gehops schlanker Mädchen, der Selbstverknäuelung des Schlangenmenschen, Alles höchster Bewunderung werth und in solcher Vollkommenheit, zu so billigem Einstandspreis, schier unfaßlich. Verwöhnte wunderten sich, weil ein Alter so Alltägliches bestaune. Sie empfanden nicht, daß ein von eigenem Willen Gefangener seiner Zelle entschlüpft und vor bunte Bilder gesetzt war, die sein Auge mit dem Reiz der Neuheit labten; und hatten nie ahnen gelernt, daß der Visionär im Persönlichsten stets Kind bleibt. Doch Genuß, groben oder erlauchten, als Lebensinhalt? Lieber den Tod.

Ein Schöpfer. Mit Bewußtsein in einen Lebenskreis begrenzt. In ihm so durchglänzt von Geisteswürde, daß Jeder ihn, der Selbstgefälligste noch, ohne Hemmung Herrn nannte. Nie von dem Wunsch, gebildet, vielseitig, mit allen Wassern gewaschen zu scheinen, aus den Grenzen seiner Wahrnehmungfähigkeit gedrängt. Einer der mählich selten Gewordenen, aus denen muthiges Selbstgefühl spricht: „Davon verstehe ich nichts." Und die willig dem aus Erfahrung und Wissenschaft Schöpfenden ihr Denkgefäß hinhalten. Ein gewachsener, nicht aus Stücken gekitteter, drum starker und schlichter Mensch; ein (nach Goethes unersetzbarem Wort) baumeisterlicher. Der sich nie in Weltbeglückerrang blähte und, in seiner Stille, der Heimath doch reichere Ernten auf die Tenne legt als ein Schock emsiger Minister und lauter Schwadronirer. In Nebelferne hinter Deutschlands dorrt Britaniens Technik und Maschinenbau, die der junge Emil Rathenau in Greenwich wie unvergleichliche Wunder schaute. Vornan half er dem Reich in eine Wirthschaftmacht, der einstweilen nun die Möglichkeit der Auswirkung ins Weite gesperrt ist. Mit seiner Epoche hat er geendet. Unvergreist; das Hirn voll von neuem Planen. An einem Sonntag stockte der Herzschlag des behaglich Rastenden. Haus und Arbeitstätte waren bestellt. Und seine Sonne segnete ihn noch einmal mit seinem Werkstoff, mit Licht und Wärme.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.				
1. Im Elsaß: a) Eigene Erdölwerke. Grundstücke, Gebäude, Raffinerie- und Bergwerkseinrichtungen			2 198 380	96
Mobilien			2	—
Oelgerechtsamen			2	—
Oelquellen			2	—
b) Verein. Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H. Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 3 500 000			4 553 757	05
2. Sonstige Erdöl- und Benzinraffinerien: alleiniger Besitz und Beteiligung, Nennbetrag M. 4 050 500, Buchwert . . .			4 161 994	80
3. Deutsche Mineralöl-Industrie Aktiengesellschaft, Wietze in Hannover. Beteiligung im Nennbetrage von M. 8 100 000			5 652 166	18
II. Oesterreichische Erdölunternehmen.				
Premier Oil and Pipe Line Co. Ltd., London, Beteiligung im Nennbetrage von £ 469 500 Vorzugsaktien	6 033 457	15		
„Austria" Petroleumindustrie A.-G., Wien, Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 4 966 000	2 021 243	—		
Mineralöl-Industrie A.-G. „Trzebinia", Wien, Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 320 000 Vorzugsaktien	125 120	—	8 179 820	15
III. Rumänische Erdölunternehmen.				
„Concordia", Rumänische Petroleum-Industrie A.-G., Bukarest, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 9 189 750	4 458 235	13		
„Vega", Rumänische Petroleum-Raffinerie A.-G., Bukarest, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 2 240 000	1 085 891	—		
„Credit Petrolifer", Gesellschaft zur Förderung der Entwicklung der rumänischen Petroleum-Industrie, Bukarest, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 2 555 000	1 268 465	—		
Erste Rumänische Bohrgesellschaft A.-G. in Liqu., Ploesti, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 257 000	205 600	—	7 018 191	13
IV. Verkaufs-, Transport- und Lagerungs-Unternehmen.				
„Olex" (A.-G. für österr. u. ungarische Mineralölprodukte, Wien) Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 2 368 400	2 679 683	40		
Deutscher Mineralöl-Verkaufsv. G.m.b.H., Berlin (Oelkontor) Sämtl. m. 25% eingez. Geschäftsant. i. Nennbetr. v. M. 500 000	125 000	—		
„Köhlbrand" Industrie-Gesellschaft m.b.H., Berlin. Sämtliche voll eingez. Geschäftsanteile im Nennbetrage v. M. 20 000	20 000	—		
Weit. Invest. dies. Gesellsch., d. Darl. seit. d. Dea bestr.	1 804 391	71		
„Pechelbronn" Seetransport-Gesellschaft m. b. H., Hamburg Sämtl. v. eingez. Geschäftsant. i. Nennbetr. v. M. 20 000	20 000	—		
Restkaufpr. d. Tankdampfers, d. Darl. seit. d. Dea bestr.	1 665 330	50		
Anzahlung auf in Ausführung begriffene Schiffsbauten . .	1 415 709	40		
Umschlagsanlage Regensburg.	174 153	83		
Fahrzeuge.	578 984	56	8 483 253	40
V. Kaliunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			3 714 762	08
VI. Bestände.				
Rohölbestand	462 428	21		
Bestand an Halb- und Fertigfabrikaten:				
a) in Rumänien . . . . M. 2 395 062,91				
b) a. d. deutsch. Mineralölraffinerien, a. d. Benzinfabriken, a. d. Umschlaganlagen, a. d. Lägern d. Olex, d. Oelkontors u. unterwegs befindlich . . . M. 2 810 285,20	5 205 348	11		
Material. u. Fastag. a. d. Umschlagsanlagen u. i. elsäss. Bohrbetr.	221 106	62	5 888 882	94
Staatliche Wertpapiere			197 306	12
Kassenbestand			36 749	97
VII. Verschiedenes.				
Beteiligung an Patentunternehmen			1	—
Deutsche Bohrgesellschaft für Erdöl G. m. b. H., Berlin. Voll eingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 500 000 .			500 000	—
Mobilien			1	—
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge			7 600	64
Vorausgezahlte Kesselwagenmiete			65 318	51
Avale . . . . M. 4 759 158,90				
Debitoren: Tochter- und Konzerngesellschaften	13 629 267	54		
Verschiedene	2 452 595	48	16 081 863	01
			66 740 084	94

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	30 750 000	—
Anleihen	9 511 000	
Gesetzliche Rücklage .	7 492 000	20
Sonderrücklage . . .	1 230 223	64
Selbstversicherungsf. .	1 281 360	92
Delkredere-Rückst. . .	32 500	—
Rückst. f. Anleihez. u. ausgel. Schuldverschreib.	148 697	50
Transport	[illegible]	[illegible]

	M.	pf	M.	pf
Transport			50 445 782	26
Nicht erhob. Dividende			14 475	—
Rückst. für Talonsteuer			128 463	50
Avale . M. 4 759 158,90				
Kreditoren:				
Konzerngesellsch. . .	3 560 834	16		
Verschiedene	6 048 547	86	9 609 382	02
Reingewinn			6 511 982	16
			66 740 084	94

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1914.

Soll.	M.	pf
Geschäfts- und Verwaltungsunkosten	939 048	82
Aufgeld für ausgeloste Schuldverschreibungen	5 130	—
Steuern	260 816	03
Zinsen	545 155	16
Abschreibungen:		
1. auf eigene Erdölwerke im Elsaß (außer Vereinigte Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H.)	850 960	10
2. auf Verschiedenes	85 401	04
Rückstellung für Talonsteuer pro 1914	35 187	—
Reingewinn	6 541 982	16
	9 263 680	31

Haben.	M.	pf
Vortrag aus 1913	1 552 264	42
Erträgnis aus elsässischen Unternehmen	5 265 163	05
Erträgnis aus sonst. deutsch. Unternehmen, einschl. d. Handelsgeschäfts	1 289 182	84
Erträgnis aus österreichischen Unternehmen	12 640	—
Erträgnis aus rumänischen Unternehmen	1 144 430	—
	9 263 680	31

Die für das Geschäftsjahr 1914 für unsere Aktien

Nr. 1—30 750 auf 12 pCt.

festgesetzte und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt **von heute ab** bei den Banken:

Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8,
S. Bleichröder, Berlin W. 8.
Dresdner Bank, Berlin W. 56,
Nationalbank für Deutschland, Berlin W. 8,
Rheinische Bank, Essen-Ruhr,
Essener Credit-Anstalt, Essen-Ruhr,
Laupenmühlen & Co., Berlin NW. 7,

gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine

Nr. 6 für die Aktien Nr. 1-6625
Nr. 5 „ „ „ „ 6626—8000
Nr. 4 „ „ „ „ 8001—13000
Nr. 3 „ „ „ „ 13001—20500
Nr. 2 „ „ „ „ 20501—30750

mit M. 120.— zur Auszahlung.

Berlin, den 15. Juni 1915. **Der Vorstand.** R. Nöllenburg.

Julius Pintsch Aktiengesellschaft.

Bilanz vom 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M. pf	Passiva.	M.	pf
[illegible]	[illegible]	Aktien-Kapital	18 000 000	—
[illegible]		Reserve-Fonds	1 800 000	—
[illegible]	[illegible]	Spezial-Reserve-Fonds	900 000	—
[illegible]	2 —	Teilschuldverschreib.-Kto I	5 842 000	—
[illegible]	4 —	Ausgeloste, aber nicht eingelöste Teilschuldverschr.	2 000	—
Patente	1 —	Teilschuldverschreib.-Kto II	500 000	—
[illegible]	[illegible]	Beamten-Unterstützungen	250 000	—
[illegible]	[illegible]	Arbeiter-Unterstützungen	250 000	—
[illegible]	[illegible]	Talonsteuer-Reserve	125 000	—
Kassa	[illegible]	Rückstellung f. etwaige Ausfälle durch den Krieg	225 000	—
Wechsel	[illegible]	Dividenden-Konto	1 380	—
[illegible]		Akzeptkonten M. 1 880 163,— Gläubiger	1 551 985	28
[illegible]	[illegible]	Reingewinn 1914 M. 1 482 765.71 Gewinnvortrag aus 1913 M. 119 474.98	1 602 240	69
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
	[illegible]		31 019 605	97

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1914.

Soll.	M. pf	Haben.	M.	pf
[illegible]	[illegible]	[illegible]-Konto	7 685 289	27
[illegible]	[illegible]	[illegible]	3 252	27
[illegible]	[illegible]	[illegible]	46 985	82
[illegible]	[illegible]	[illegible] Beteiligungen	81 684	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	127 125	72
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
[illegible]	[illegible]			
	[illegible]		7 944 337	08

[illegible] Kasse der Gesellschaft in Berlin, [illegible] Berliner Handels-Gesellschaft [illegible] Deutschen Bank in Berlin u. d. Direction [illegible] M. 80,— [illegible] zur Auszahlung.

[illegible]

Julius Pintsch Aktiengesellschaft.
Der Vorstand.

ukunft

Herausgeber:
MaXimilian Harden.
Einundneunzigster Band.
Berlw.
Verlag der Zukunft.
19IS,

Inhalt.

Berlin, den 3. April 1915.
Osterspazirgang.
Der tote Cid.
W8n lückenlos dichter Schaar umlagert Feindschaft die Haupt»
stadt und aus den tapfersten Herzen sickert mählich die Hoff»
nung auf ganzen Sieg. Zuversicht glaubt, auf der Sch olle der Väter
sich noch zu halten; wie aber vermöchte, an welcher Stelle, das
SchwertAufrechtermitsolcherWucht das dunkleGeballzu schlitzen,
daß dessen Saft unschädlich verrönne? Kann eines Armes Streich,
des stärksten noch, einem Gewimmel das Schädeldach zerschmet-
tern? Schwer aber müßte auf mühsam eingescheuertem Erbe ein
dumpfer Nothfriede lasten. Wo führt aus Reichslebensgefahr
der schmälste Pfad? Von den Thürmen dröhnt Mitternacht. In
denNachhalldesletztenTonesknarreneiserneRiegelundPfosten-
träger. Aechzend sperrt ein Thor, das lange verrammelt war, den
schuppigenRachen auf; und speit aus Finsterniß klirrenden tzeer-
troß in Finsterniß. Vierhundert Gerüstete zählt dasAuge, dessen
Blick sich tastend insDunkel einfühlt; noch einmal hundert, die,in
Haltungund Kleid, edlerscheinenalsderVortrab. Alle umringen»
den Ritter überragt, auf greisem, doch stolz schreitendem Roß, ein
alterRecke, dervom Scheitel bis an die Sohle in Stahl gepanzertist
und das Gewicht dieser Rüstung doch straff und leicht wie ein Fähn-
rich trägt. Hinter ihm, im Gewand tiefsterTrauer, eine weinende
Frau. Sechshundert Reisige als Nachhut. Fast lautlos bewegt

sich derZug; als wäre Fuß undtzuf in Filz gewickelt. Schon zwit«
scherts von den Wällen. Sauber geputzte Vogelkehlchen grüßen
den erwachenden Lenztag. Auch den Feind weckt die Sonne, von
deren glühendemLeib das graueMorgenhemd des Himmels nun
purpurn schimmert.Auch er sieht denReiterschwarm,sieht das weiße
Haupt des ehrwürdigRagenden. Den hat er oft erblickt. Ist nach
manchem heißen Treffen vor ihm gewichen. Schwarz funkelt der
Harnisch und scheint den Fernen mit goldenen Kreuzen bestickt.
Dieser lebt? Längst, hofften Führer und Mannschaft, ruht er in der
Gruft. Die Erkenntniß des Irrthums schreckt sie in wirre Flucht.
Haufen Fliehender werden erschlagen. Von drei Dutzend dunkel»
häutigerDutzendkönigeentkommtnureinermitseinemGefolgedem
Graus. Nach derSchlacht heben dieSiegerdenFeldherrnbehut»
fam vomPferd. Einen Toten. Der schon tot inden Sattelgegürtet
worden war. Was stählern blinkte, ist bemaltes Linnen; Schild
undHelm aus gefirnißtemPergament. Stramm aber.als stiege aus
der Wurzel im Frühling ihm junger Lebenssaft noch bis in den
Wipfel, saß er auf dem Streithengst, dessen Treue die Mannheit
überdauert hat.Nnd Zehntausende flohen voreinemLeichnam. Der
darf nicht in Sargesnacht gebettet werden. Auf einem Prunkstuhl,
unter reich vergoldetem Tabernakel, thront zehn Jahre lang noch
derAlte. Das weiße Lippengebüsch hat über demStahlschwarzdie
Zartheit der Schneeglockenfarbe und die Hand, die den Schwert«
griff zärtlich einklammert, ist im Geglieder so kräftig fein wie des
Meißlers, der ausparischemMarmorMenschheit schuf. Ehrfürch-
tig staunt alles Volk; inAndacht beugen sich Pilgerheere vor dem
Helden, der als Entseelter das höchste Wunder wirkte und, ohne
Verwesungmale,inschlichterWürdedasHauptreckr,»alsobernoch
leibt'und lebte, dieTizona in derHand." VonRodrigoDiaz,dem
Cid Campeador, geht diese Mär; von dem redlichen Lehnsmann,
derim Hofgesinde, bei seidenen Buben undBisamweibchen, nie hei-
misch, dessen muthiger Wille zu heilsamer Wahrheit vor gefurchten
Fürstenstirnen nie heiser ward und von dem setnHerr dennoch sagen
mußte: »Ich besitze nichts, was ich nicht ihm verdanke. "Dem dank»
baren KönigFernando folgt einer, dem in niederem Krüppelholz
behaglicher ist als zwischen hohen, breit schattenden Stämmen.
Ihm, dem nur bepfründetes Geschmeiß schon Kränze wand.ist der
vom Ruhm gekrönte Diener, aus dessen Mund Erfahrung ohne

Osterspazirgang,
Z
Menschensurchtredet, bald so unbequem, daß er denMahner aus
seinemReich banntzaus den Gebieten, die der Cid dem Herrscher-
haus erwarb und erhielt. Spät erst, da diesem Reich Verräthers
Tücke dräut, ruft der König den Dienstmann zurück; allzu spät.
Ist das Vasallenleid nun ausgelitten? Nein. Noch einmal wird,
von dem dritten Monarchen im jungenKastilianerreich,Rodrigo
Diaz rauh geächtet. Weil er dem von Schmeichlern Verhätschel»
ten den bitteren Trank der Wahrheit eingezwungen hatte. »Ihr
seid neu auf Eurem Throne, traget noch ein junges Szepter;
nichts gefährlicher war öfters Fürsten als Abwesenheit." Wie
Schwefelsäure brennts in dem an Süße gewöhnten Gaumen. Der
Gevehmteschientsich inSchwarzzundlegtdieTrauerrüstung nicht
ab, als neue Kronennoth seinen König zwingt, dem kundigsten Hel-
ser noch einmal die Macht auszuliefern. Der Cid kann verzeihen;
kann nicht vergessen, daß ihm gewehrt sein sollte, als ein männlich
Freier nach seines Gewissens Rath, nicht nach dem Wink eines
dem Staatsgeschäst noch fremdenGlanzerben, demReich zu die»
nen. Im schwarzen Küraß stirbt er. Der Pergamentschild des Toten
zermalmt den Feind. Vor allenVölkernwird derRetterzurSchau
ausgestellt. Einst war er in Acht; der störrigeKnecht, der sich nie-
mals feig ducken wollte und dem alles Kriechgethier drum frechen
DranginungehorfameNeberhebungnachzischelte.Nun:dertreuste
Diener; der Hort seiner Landsmannschaft und der Wall ihrer Für-
stenburg; entlebt noch gewaltiger als irgendein blühenderIüng-
ling oderFruchtzeugenderMannzderSchrecken allervonFeind»
schaftverbündetenWidermächte. Die Neider, die Hasser schluchzen
infrommerSehnsucht. Habensieje denn seine Größe, denArwuchs
seines Genius verkannt,nicht immer die reineFlamme desWol»
lens bewundert, in deren Gluth Wehr und Gurt des Vaterlandes
geschmiedet wurden? Am Liebsten möchten sie ihm, wie Otto der
Dritte im aachener Grabgewölb der Mumie des großen Kaisers
Karl.eine güldeneNasenspitzeaufden gelben Knochenstumpf kün-
steln: damit er schöner noch scheine, gewachsener Menschennatur
weiter entrückt sei, dem Gnadenbild eines streitbaren Heiligen ähn-
lich werde. And Alles plärrt: »Ehre seinem Angedenken!"
«Meine Ehre steht in Niemandes Hand als in meiner eige-
nen und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die
ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig und Niemand

ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine
Ehre vorGott und denMenschenistmein Eigenthum; ich gebe mir
selbst so viel, wie ich glaube, davon verdient zu haben, und ver-
zichte auf jede Zugabe. Mensch bin ich und nie war mirMensch»
liches fremd. Für Statuen und ähnliche Arten von Dank bin ich
gar nicht empfänglich." So spricht Otto Bismarck. Ueber ihn sagt
der österreichische Botschafter und Feldzeugmeister Prokesch von
Osten, derVertreter der von dem Märker überwundenen Macht:
„Herr von Bismarck vertrat im frankfurter Bundestag das Be-
streben, den Bund zu Grunde zu richten, um Raum für Preußens
Herrschaft zu schaffen; ich dasBestreben, den Bundzuhalten. Für
ihn, der durch und durch nur Preuße ist, gab es keinen anderen
Standpunkt als den des preußischen Interesses. Er würde, wenn
ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische
Kokarde nicht eingelassen, demSatan selbst aber, freilichmitVer-
achtung, die Hand gereicht haben, wenn Der dem preußischen Staat
ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte. Klar wie Macchiavell, war
er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen;
und man muß ihm zugestehen, daß ihmHa bheit fern lag und daß
er stets die ganze, wohlgeordnetePhalanx seinerMittel insFeld
zu führen verstand. So betrieb er mit unermüdlichem Eifer die
LähmungundHerabwürdigungdesBundes.DerBerufPreußens
überwältigteihnso.daßerselbstmitmirdieUnerläßlichkeitder Ein-
heitDeutschlands unterPre'ußenmehrmals besprach. Mir ist über-
haupt kaum einMannvorgekommen.dersoabgeschlofseninseinen
Aeberzeugungen, so bewußt seinesSollensundWollenswar.Er
war der Mann für denUmgutzDeulschlands in die neueForm."

Spuk.

„Ich trete zagend heut in diese Mitte,
Denn Dir, o Kaiser, gilt mein schwaches Lied,
Dir, dem kein Sterblicher das Recht bestritte
Des größten Mannes, den die Erde sieht
Der eitele Franzos, der stolze Brite,
Sie neigen sich vor Dir, in Neid erglüht,
Und huldigend liegt Dir die Welt zu Füßen,
Dich, Herr und Kaiser, heute zu begrüßen.
Dieses Geschlecht erbärmlicher Pygmäen,
Den Mund voll Worten und von Furcht so bleich,

Die Krämerseelen, die nur Eins verstehen
And Eins nur denken können: Arm und Reich,
Wie mußt ihr kleinlich Treiben Du verschmähen
Und stolz beseligt fühlen Dich zugleich,
Als einziger Mann in dieser Welt der Memmen,
Die Sinn nur hat für Weiber, Geld und Schlemmen Z
Auf schaut zu Dir, zu ihrem Rettunghorte,
Die Christenheit in Todesangst und Pein,
Nicht hört der Feind auf Deine Friedensworte;
So soll denn Krieg die blutige Losung sein.
Bei Gottes Thron: die Osmanische Pforte
Wird eine Ehrenpforte, Herr, Dir sein,
Durch die Du glorreich ziehst auf Ruhmesschwingen,
Den frechen Feind in Demuth nun zu zwingen."
Ist dieses Reimgewedelvon gestern? EinenReussengossudar,
einen Nikolai winselts an. Doch nicht den zweiten. Dessen Mann»
heit würde selbst von Schmeichlern nicht Memmen als Muster
gezeigt. Der dürfte die Erwähnung französischer Eitelkeit und bri»
tischer Krämerseelen nicht dulden. Dem ersten Nikolai, Pauls
hartem Sohn, ward das läppische Lied gesungen; von Deutschen-
enkeln im Baltenland. Der Zar hat den Vorschlag, die Türkei zu
theilen, in London nicht durchgesetzt; hat dann die Schutzherrschaft
über die Orientchristen gefordert, die Moldau und die Walachei
als Pfand genommen, bei Sinope die Türkenflotte vernichtet. Die
Westmächte heischen die Räumung der Donaufürstenthümer und
erklären, da sie geweigert wird, dem Zaren den Krieg. Berlin ist
fürRußlandz hofftaufRevolutionen der Griechen, Spanier.Iren,
auf Kommunistenputsche und die Zerstückung der Britenmacht.
Manteuffel will lieber aus dem Ministerpräsidium zurücktreten
als ein Bündniß mit Rußland verantworten; der Prinz von
Preußen dieZeit solchenKrieges, in dem er nicht mitfechten mag,
in England verleben. Aber Wrangel knurrt: »Wir müssen mit
Rußland gehen." Und der König, den Schwester Charlotte, die
Kaiserin von Rußland, mit zärtlich beschwörenden Briefen ins
Feuer zu drängen sucht, schließt den Kronrath, der Entscheidung
bringen sollte, mit dem Wort: »Wie Gott will!- Bismarck ist für
artige Ablehnung des russischen Werbers; hat für den Gedanken
aneinaustro-preußischesBündnißgegenRußlandabernurtzohn.
»Wir übernehmen keine leichte Aufgabe, wenn wir Arm in Arm
mit Oesterreich unser Jahrhundert in die Schranken fordern. Ich

würde nie rathen.Gefahren zu scheuen, wenn steEtwas einbringen; nur keine sentimentalen Bündnisse, bei denen das Bewußtsein der gutenThat denLohn edlerAufopferung zu bilden hat.Ichfürchte mich vorDtM.wasFeldzeugmeistertzeßinBerlin kocht. Er scheint lange bleiben zu wollen; bringt die Frau mit; legt am Ende Spargelbeete an. Man glaubt hier (in Frankfurt), daß er bestimmt sei, uns westmächtlicher und kriegerischer anzustreichen, als es durch des Flügelteufels (Edwins vonManteuffel) Vermittlung thun» lich war. Eine feige Politik hat noch immer Nnglück gebracht; daß wir unsere Kraft, wie ein gutmüthigerNarr, dem Egoismus Oester« reichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das Wenigste; brechen wir aber wirklich, auf dem Weg dieser Bedientenpolitik, Fremden zu Liebe mit Rußland, so kostet es die Franzosen ein Wort derAnnäherung an dieses Reich: und wir und Oesterreich sind die clupes in derFalle und England zuckt die Achseln. Prokesch muß ich die Gerchtigkeit widerfahren lassen, daß er die antirussische Kriegspartei in Wien für die Verderber Oesterreichs hält. Ich dachte, wir würden Oesterreich vor der Pression Frankreichs sichern, ihm Garantien von Rußland schaffen und es dadurch ruhig erhalten. Statt Dessen lassen wiruns selbst fort» reißen. Ich hoffe, es ist nicht wahr; wäre es doch, so muß ich sagen, daß wir nicht im Stande sind, auf der mäßigsten Höhe zu stehen, ohne schwindeligzu werdenund ohnmächtig in die Arme des nächsten nervenstärkerenMenfchenzusinken."DasBündnißmitOesterreich kommt; nicht Preußens Eintritt in den Krieg. Auch nicht, was Bismarck fürchtete, als er an Gerlach schrieb: «DieStimmen.daß Oesterreich dieDonaufürstenthümer und Serbien unter sein Pro» tektorat nehmen müsse, werden in derPrefse immer dreister.Län» der für die Bachs und tzübners zu erobern: dazu kann uns doch das Bündniß nicht verpflichten?" Inzwischen wird in Rußland die Begeisterung für den Krieg erstrebt und in der «Gesellschaft" erlangt. Die schwelgtin Chomjakows Vision vomWestslawenland, sieht Prag schon als russische Stadt, die Donau, die Elbe sogar als dem Zarenreich zugehörige Ströme und schwört, daß Konstantinopel baldZarigrad heißen werde. Nikolai Pawlowitsch und der alte Feldmarschall Paskiewitsch waren gegen den Krieg; wurden aber von den Slawophilen hineingezwungen. .And wenn er zwanzig Jahre lang dauert: Rußland kanns aushalten, England

nicht." Zuversicht, die aus blinder Anterfchätzung des Feindes
kommt, kann niemals dauern. An der Alma, bei Balaklawa und
Inkerman wird Rußland geschlagen. Im Novemberflurm der»
lieren dieFranzosen dasKriegsschiff»Henri IV, dieBriten dreißig
Transportschiffe, tausend Mann und den neuen Dampfer,, prince«
mit einer Ladung im Werth von zehn Millionen Mark. Zum
erstenMale liest EuropaArtikelüber den Schieß« und Laufgraben-
Krieg (Auerre cle8 sape8 et tranckees) und fängt ZU ahnen an, was
die Technik uud Organisation für den Massenkampf neuer Zeit
bedeutet. Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Adjutant des
Oberbefehlshabers Lord Raglan, schreibt nach der Schlacht bei
Inkerman an die Königin Victoria von England: »Die Russen
hatten uns überrafchtzdas Erste, was wir von ihnen merkten, war
das Einschlagen schwerer Geschosse. Die Erfahrung hat uns Vor-
sicht gelehrt und wir, Engländer und Franzofen, haben uns seit-
dem so stark verschanzt, daß ein Angriff dem Feind nicht Erfolg
bringen kann. Bei der Schanzanlage haben die Türken mitgear-
beitet; sie haben auch tote Rusfen begraben, sonst aber nichts ge-
than. Der Rundgang nach der Schlacht war furchtbar. Zwischen
denLeichen lagen,in Haufen,amputirteArme und Beine, die noch
in Aermel, Hose, Stiefel steckten." Englands Sanitätwesen und
Intendantur ist so unzulänglich, KaßMißFlorenceNightingale,
die eine Schaar geschulter Pflegerinnen auf den Kriegsschauplatz
führt, als Retterin umjubelt wird. Lord Raglan stöhnt: «Trotz
allerMühe des Nachdenkens undVorbereitens fehltmir dieMög-
lichkeit, unseren Leuten das Leben in den Laufgräben zu erleich-
tern. Die Wege sind schlecht, die Verkehrsmittel der Intendantur
unzulänglich, Nahrungmittel und Geräth nur über See, nicht aus
dem Inland, zu beziehen. Aus Konstantinopel kam Kaffee; die
Intendantur hatte nicht den zum Brennen nöthigenApparat und
die Truppen erhielten ungebrannten Kaffee, bis Kapitän tzeath
vom ,Sanspareil' von seinen Schiffsingenieuren Röstmaschinen
machen ließ. Die konnten aber nicht so viel liefern, wie täglich ge-
braucht wurde; und dergeröstete Kaffee, den wir vor drei Monaten
vom londoner Schatzamt erbaten, ist noch heute nicht angelangt."
So schlecht arbeitet Englands Kriegsmaschine. Diese Mängel
wittert derFeind; und die Siegesgewißheit wurzelt sich fester ein.
Oesterreich schreckt die Russen nicht mehr. Das (heißts schon

damals) »stirbt in diesem Krieg noch früher als die Türkei; Un-
garn, Italer, Kroaten würden die Gelegenheit zum Aufstand be»
nutzen." Die Gefahr österreichischen Eingreifens scheint auch den
Westhöfen überstanden; mit ihr war gerechnet worden, als der
junge Kaiser Franz Joseph, nach einem heftigen Gespräch mit
dem Russischen Botschafter, plötzlich den Ballsaal und das Haus
des Fürsten Schwarzenberg verlassen hatte. Doch Preußens Zu»
rückHaltung hat dem Herrn der Hofburg den Krieg verleidet. Der
war in Berlin nur von einer kleinen Gruppe gewünscht worden,
deren Haupt Herr von Bethmann-Hollweg war. Der Mann mit
dem kleinen Herzen hatte seinem Schwiegersohn Pourtales die
Bearbeitung der Orientsachen im Ministerium des Auswärtigen
und das Recht erlistet, dem König selbst darüber Vortrag zu hal-
ten. Ob Mantenffel sich auf die Pflicht des Ministerpräsidenten
besann, ob der Russe Budberg durch Gerlach^ den Gcneraladju»
tanten und Günstling, auf den König einwirkte: eines Tages
wurde Pourtales, als er sich wieder zum Vortrag meldete, schroff
abgewiesen und zur Abgabe des Dezernates genöthigt. Meine
Schwester, sagt Friedrich Wilhelm, schreibt mir, »bei der Vor«
stellung preußischen Krieges gegen Rußland breche ihr Herz."
Dieser Schwarzalb ist gewichen; und Charlotte hört überall, daß
ihr Nikolai siegen und bald in Konstantinopel den Frieden dik»
tiren werde. Im Nebel solchen Wahnes leben nicht nur russische
Hofpfründner (das Häuflein derSkeptiker wird in Berlin von dem
Finanzattache Rennenkampff ermuthigt), sondern auch die Nr»
Preußen, denen der Zar der Hort des Monarchismus und der
Wall gegen den Sturmlauf zuchtloser Rebellen ist. Extrablätter
der Kreuzzeitung melden die in Petersburg erlogenen Siege wie
preußisches Waffenglück. Ein Zedlitz verbietet seinen Söhnen,
ins Heer einzutreten, so lange die winzigste Möglichkeit borusso»
russischen Krieges bleibe. And der schlesischeAdel harrt ungedul»
dig der Stunde, da Rußland die ganze Sippschaft seinerFeinde
ins Meer werfen und die Hagia Sophia endlich mit dem Christen-
kreuz krönen werde. In diese Stimmung platzt die Kunde vom Tod
Nikolais. Die Kreuzzeitung erscheint mit dickem Trauerrand. Im
Staatsanzeiger wird erzählt, der letzte Satz des sterbenden Zaren
habe gelautet: »Saget Fritz (dem König Friedrich Wilhelm), er
solle für Rußland bleiben, was er war, und Papas letzte Worte

niemals vergessen." In der Kammer seufzt Gerlach, allenPreuhen
sei ein Vater gestorben. In Potsdam beginnt die Trauerpredigt
des Pastors Krummacher mit dem Wort: «Der Kaiser ist tot!«
Als habe für Preußen nur dieser eine gelebt. Gardeoffiziere und
andereAdelige tmgenTrauermedaillen mitNikolaisBild an der
Uhr; Damen dieser Gesellschaftschicht haken sie an Armbänder.
Mit inniger Zustimmung wird das Urtheil des sächsischen Gra-
fen Beust wiederholt: «Jedes Mitglied der herrlichen russischen
Dynastie ist mehr Werth als das ganze Pack der Westmächte."
In Brandenburg wird die Uniform des Zaren in feierlichem
Aufzug in die Kirche gebracht und Preußens Ministerpräsident
schreitet in der Prozession mit. Nikolai Pawlowitsch war, als
Mann, sogar von den Feinden seines Reiches geschätzt worden.
Queen Victoria schreibt an die Prinzessin von Preußen (Wilhelms
Augusta): »Der Kaiser ist als unser Feind gestorben; aber ich
habe die helleren Tage gemeinsamen Erlebens nicht vergessen
und tiefer als irgendeinAnderer bedauert, daß er diesen traurigen
Krieg willkürlich begann. Mit der Bitte, der armen Kaiserin und
den anderen Angehörigen das Mitgefühl meines Herzens aus-
zudrücken, muß ich mich, weil ichs offiziell nicht thun darf, an Sie
wenden." Die seelische Zerrüttung des harten Mannes war den
Nächsten längst offenbar geworden. Seine Tochter Maria (die
dann Fürstin Strogonow wurde) hatte mit dem Einfall getändelt,
einenNarishkin zu Heirathen, und dem Begünstigten gestattet, im
Ueberrock abends in ihren Zimmern eine Cigarrezu rauchen. Der
Vater fand ihn, riß ihn am Ohrläppchen durch Säle und Treppen-
haus und stieß ihn mit dem Fuß auf die Straße. Solche Vorgänge
wnren nicht feiten. Seit Monaten, wisperte Dmitrij Nesselrode,
der Sohn des Kanzlers, „war er nicht mehr zurechnungfähig".
Die tziobsposten aus der Krim wollte er zunächst leicht nehmen;
unsere zuverlässigsten Feldherren, meinte er, die Generale Ja-
nuar und Februar, werden uns den Sieg bringen. Daß auch diese
Hoffnung trog, war die Ursache der Delirien, in denen der Kaiser
starb. Bismarck schreibt, aus Frankfurt, an Gerlach: «Ich enthalte
mich allerReflexionenüber das erschütternde Ereigniß. Die Men-
schen allerParteien stehen hier, wie wohl in ganz Deutschland, ernst
und betroffen der Unerforschlichkeit des göttlichen Rathschlusses
gegenüberund selbst der Demokrat verschließt sich demGefühlnici-

welches uns ergreift, wenn der Hauch des Herrn die Eiche nieder»
wirft. Nur von einzelnen Oesterreichern, selbst einem General, höre
ich, daß sie sich händereibend Glück wünschen, von einem .gefähr-
lichen Feind' befreit zu sein. Für den Kaiser Franz Joseph wird
die Am- und Einkehr erleichtert, für England die Furcht vor der
Person des Kaifers Nikolaus, fürFrankreich etnepersönliche Em»
pfindlichkeit gehoben; aber so weit es in Rußland kriegerische
Stimmungen im Zaun zu halten gilt, war Das für den vorigen
Kaiser leichter als für den jetzigen. Wenn ich Rußland wäre, so
würde ich längst meine Irrungen mit Oesterreich ehrlich am (Deut»
schen) Bunde anhängig gemacht haben. Damit hätte man denBund
anders stimmen und den Befreundeten einenAnhalt indemDun»
kel eines gänzlichen Mangels an offiziellen Mittheilungen geben
können. Oesterreich wird Rußland nur angreifen, wenn Verträge
oder die sichere Rechnung auf die Großmuth unseres allergnädig»
sten Herrn ihm preußische Rückendeckung sichern. Wir sollten, mei»
nes Erachtens, in alle Welt hinausposaunen, daß diese Rücken»
deckung auf keinenFallerfolgen würde; wir sollten Das auch dann
thun, wenn wir bei uns entschlossen wären, sie vorkommenden
Falles zu leisten. Glauben Sie, daß noch irgendein Zweifel an
der Friedfertigkeit Oesterreichs bliebe, wenn man in Wien der
Besorgnih Eingang verschaffen könnte, daß PreußenimFall eines
muthwilligen Angriffes auf Rußland eine drohende Stellung im
Rücken Oesterreichs annehmen würde? Ich sage nur: Besorgnitz;
es brauchte gar nichts in der Richtung gethan zu werden."
Der Brief ist aus dem Ostermonat des Jahres 1835. Zehn
Jahre danach schreibt,wiederbeiAprilwetter,TheodorvonBern»
Hardt in seinberlinerTagebuch: „Gespräch mit dem Kronprinzen.
Bismarck habe sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt. ,Wie
er Das gemacht hat, weiß ich nicht; aber es ist so; der König sieht
jetzt Alles nur durch die bismärckische Brille.' Beseler sieht sehr
schwarz: er glaubt nicht anKrieg (gegenOesterreich), weil er nicht
an die Festigkeit des Königs glaubt. Er meint, Bismarck wird
weichen, seine Entlassung nehmen und die Sache wird im Sand
verlaufen. Roon bedauert, daß Bismarck krank ist. ,Das ist ein
schlimmer Umstand. Wenn er an der Spitze der Geschäfte blei»
ben kann und bleibt, dann wird es gehen; muß er aber zurück»
treten, dann kann man für nichts stehen!' Ich sage, von vielen

Seiten werde daran gearbeitet, den König wankend zu machen,
namentlich von einer gewissen Coterie; mein Freund Droysen
nennt sie, etwas unästhetisch, die Wanzen, die sich in den könig»
lichen Schlössern eingenistet haben. Roon: ,Ia, diese Haus« und
Familien-Wanzen.' Maz Duncker erzählt mir, am Theetisch der
Königin habe der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen
Angriff auf den König gemacht, von den Schrecken des .Bruder»
krieges' gegen Oesterreich gesprochen, einen solchen Bruderkrieg
geradezu als einenFrevel bezeichnet; die Bedingungen, die Wien
stellte, seien gar nicht so schlimm undmankönnesiewohlannehmen.
Der König hat sich Dem gegenüber ganz auf der Defensive ge-
halten und nur, mit höflicher Verwunderung, gesagt: ,Sie spre-
chen ja als mein Feind!' Die Königin aber wurde empfindlich,
als der Minister Schleinitz sich in das Gespräch mischen wollte,
um den König zu vertheidigen. Bismarck sagte mir, er müsse sich
fragen, ob er den König zu den energischen Entschlüssen bringen
werde, die nöthig seien. Gerade die besten Eigenschaften des Kö-
nigs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg
herbeiführt, sind ihm im Wege. ,Und seine passive Zustimmung
genügt mir nicht.' Leichthin werde er nicht seine Entlassung fordern.
,Aber es giebt dochDinge.zu denen ich meinenNamen nicht her»
gebe.'" Nie lernt ers. Die Kriege, die ihn unvermeidlich dünkten,
hat er geführt (und keinen der drei »erklärt"). Am achtzehnten
März 1890 spricht er wie 1863; der alte Fürst wie der fünfzigjährige
Junker. «Nach den jüngsten Entscheidungen EurerMajestät über
die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Aller»
höchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mitdem Eure Maje-
stät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, würde
ich in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorge»
schriebenen Anordnungen zu übernehmen. Ich würde damit alle
für das DeutfcheReich wichtigen Erfolge inFrage stellen, welche
unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinn der beiden
hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen
zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat." Er
will nicht leichthin seinen Abschied erbitten. Kann aber nur han»
dein, wie Staatsmannesvernunft ihm räth. Und wird jetzt nicht
gehalten. In Würde fällt er. Der Ring schließt sich. Oeffnet die
Osmanische Pforte sich nun einem Nikolai als Ehrenportal?

Hört? Hört!
»Auch die athenischenEreignisse lassen die geschickte Hand des
Deutschen Botschafters in Rom erkennen. Fürst Bülow, der diplo-
matische Zauberer, hat neue Objekte und neue Figuren aus die
Bühne gestellt. Er hat beschlossen, die Karte der Balkanhalbinsel
nach eigener Art umzugestalten. Er stößt Italien nicht nur nach
Albanien und Dalmatien, verspricht ihm nicht nur das Trentino
(,ohne den Verlust eines einzigen Blutstropfens') sondern auch
Nizza, Korsika und Tunis im Westen. Den Oesterreichern, denen
er das Trentino nimmt, verspricht er eineAusdehnung nach Ser-
bien. Daswird.aufgetheilt'unddadurch entsteht eineösterretchisch-
griechische Grenze. In aller Seelenruhe theilt er das Fell des
nicht erlegten Bären; und harmlose Diplomaten scheinen bereit,
ihm beim Bau der Kartenhäuschen zu helfen. Besonders emsig
soll, wie man hört, Bulgariens Gesandter in Rom, derMakedone
Dmitrij Risow, sein, der sich eine Weile für einen Slawophilen
ausgab, nun aber die slawische Sache verräth und überall der
deutschen und österreichischen Diplomatie dient. Als Verfasser der
berühmten frechen Depesche, die KönigFerdinand amVorabend
des zweiten Balkankrieges nach Petersburg schickte, ist er be-
kanntgeworden. Als Entgelt erhielt er den Gesandtenposten und
setzt in Rom nun die Wühlarbeit gegen das Slawenthum fort.
HerrnGenadiewhat erals Helfer hingerufen. Er scheint zuhoffen,
daß mit solchen Mitteln seiner makedonischen Heimath zu nützen
sei."(NowojeWremja.) »Die Frage derMeerengenist dieFrage,
ob Rußland unabhängig werden soll. Die Meerengen dürfen
nicht neutralistrtwerden. Liebernoch sähen wir sie unter der Herr-
schaft einer schwachen Türkei. Freilich: Schwachheitist unverein-
bar mit Freiheit. Ob wir die Meerengen neutralisiren, ob wir sie
denTürken lassen oder sie irgendeiner kleineren Macht, wieBul-
garien, abtreten: morgen oder übermorgen würden sie vonDeutsch-
land, also von einer uns feindlichen Macht, abhängig. Uns müssen
die Verbündeten sie überlassen; ohne zu fragen, wer der Türkei
den letzten Todesstoß versetzt. Rußland muß und soll sich ver-
pflichten, den Handelsschiffen aller Länder die freie Fahrt durch
Marmara» und Schwarzes Meer zu gewähren; ihm muß aber
die Möglichkeit bleiben, mit Waffengewalt diese Meere Kriegs-
schiffen jeder anderen Macht zu fperren. Die Meerengen müssen

Rußland gehören; eine andere Lösung gibt es nicht." (Fürst Eugen Trubetzkoi in den Russkaja Wjedomostij.) Ueber Witte (dessen Bahre der Zar nicht mit einem Kranz geschmückt, an dessen Beisetzung kein Mitglied des Kaiserhauses sich betheiligt hat) sprach in einer Versammlung Herr WladimirKowalewskij, der des Fi» nanzministers Gehilfe und später, ohne den Titel,Handelsminister gewesen war. Er erwähnte einenVorgang, der die Taktik Wittes erkennen lehrt. »Als er im Jahr 1893 den Handelsvertrag mit Deutschland vorbereitete, wollte er dem Reichskanzler Caprivi Furcht einjagen und ließ deshalb für den Reichsrath ein Gesetz ausarbeiten, wonach den polnischen Arbeitern ausrussischenProvinzen verboten werden sollte, als landwirthschaftliche Arbeiter nach Ostpreußen zu gehen. Dieses Gesetz hat er, obwohl es ganz fertig war, niemals in den Reichsrath gebracht. Ein Exemplar aber, ein angeblich gestohlenes, kam in die Hände Caprivis, der es benutzte, um die preußischen Agrarier mit der drohenden Gefahreinzuschüchtern. AlsCaprivi eine völligunannehmbare Forderung stellte, telegraphirte Witte, ohne dem Zaren (Alexander dem Dritten) Vortrag darüber zu halten, demBotschafter inBerlin, Grafen Schuwalow, er werde die Unterhändler zurückrufen, falls Caprivi auf seine Forderung nicht verzichte. Eine Woche lang kam keine Antwort; erst unmittelbar vor Wittes Vortrag traf sie ein. Der bat nun, ihm die Kompelenzüberschreitung zu verzeihen. DerZar aberdankte ihm für denmuthigenSchritt." »Alsich,nach meinerRückkehr ausGalizien.neulichdenGrafenWitte besuchte, fragte er.welcheBedingungendieSlawophilen fürdenFriedensschlußstellen würden. Icherzählte ihmvondem in derSlawifchen Gesellschaft ausgearbeiietenPlan. DanahmcrausseinerBibliothek zwei große Karten, auf denen die künftigen Grenzen Rußlands vermerkt waren. Die erste Karte zeigte, was dem Grafen Witte für die Interessen Rußlands auf unserer Westgrenze unentbehrlich schien; in die andere Karte waren die südlichen Grenzen unseres Reiches am Schwarzen Meer eingezeichnet. Mit grüner Farbe waren drei Grenzen markirt: mit einem Punkt die Höchstforderungen, mit einem Strich die Mindestforderungen Rußlands. Dazwischen lief eine Linie, die wohl das nach feiner Meinung Erreichbare bezeichnen sollte." (Herr Nergun in der Nowoje Wremja.) »Das größte amerikanische Unternehmen in

China, die Standard OilCompany, ist mit demVerlauf dersino»
japanischen Verhandlungen zufrieden. In Tokio hat die Nach»
richt, daß die Vereinigten Staaten nicht in den Konflikt zwischen
China und Japan eingreifen wollen, allgemein erfreut. In den
Zeitungen wird gesagt.nun dürfe man auf einen friedlichenAus-
gang hoffen. DieMeldung,japanischeSchiffe seien von deutschen
Kreuzern im Atlantischen Ozean versenkt worden.weckte die Volks»
wuthinTokio.DiePressefordertdieRegirungauf.soforteinjapani-
schesGeschwader indenAtlantischenOzeatt zusenden." (Rjetsch.)
„Die Wirkung der Lüge wird in Deutschland fühlbar. Die
Unterthanen des Kaisers glauben den amtlichen Berichten und
lassen sich überzeugen, daß ihre Sache auf gutem Weg sei. Daraus
erkennen wir.bis zu welchem Grade die offiziellen Lügen die Ein»
bildungskraft der Teutonen erhitzt haben. Die gläuben: ‚So ists
wirklich.' And rechnen mit endgilligem Sieg! Schnell; beeilet
Euch! Jeder muß seine Forderungen anmelden und gegen den zu
Widerstand unfähigenFeind durchdrücken. Welches Gesicht wird
der Kaiser machen, wenn er diese Forderungen hört? Auf seinen
Entschluß kann man begierig sein. Was wirder denarmenNarren
sagen? ‚Ihr übereilet Euch! Noch ist der Krieg nicht aus; er steht
nicht mal gut sür uns. Am Vser machen die Engländer beunruhi»
gendeFortschritte;in der Champagne drängen die Franzosen uns
rückwärts; die Russen haben uns an Ostpreußens Grenze zurück»
geworfen. Die Stunde ist demGeredeüberFriedensbedingungen
nicht günstig; wollt Ihr, daß ich von Frieden rede, dann muß ich
ihn erbitten.' So wird der Kaisernicht sprechen; er wird einen neuen
Bluffversuchen. .Wartet! Die Birne ist noch nicht reif. Alles steht
gut; aberUeberstürzung ist schädlich. EureGierbrauchetIhrnicht
zu zügeln. Wehrlosen Neutralen werden wir Land wegnehmen
und dadurch die Beute mehren.Nnsere Losungist: Keine Neutralen
mehr! Eure kühnstenTräumewerdenbald also Wirklichkeit. Fürs
Erste aber habt Ihr nur das eine Recht: Euch den Leibriemen enger
zu haken.' Die Deutschen werden sich nicht sträuben. Jetzt opfern
sie ihren Viehstand; auf unsere Kosten soll er wie der hergestellt wer-
den. Jedes Opfer ist von ihnen zu erlangen, wenn verheißen wird,
der Sieg werde es hundertfach vergelten. Daher die Hingebung.
Heldenthum? Nein: Hoffnung. Sie geben Wilhem dem Zweiten
Kredit und von diesem Kredit lebt derKaiserzer mag sich vor dem

Bankerot hüten!.. Diemahe Einnahme von Konstantinopel wird
sechs wichtige Folgen haben. Im Kaukasus werden die russischen,
in EgyptendieenglischenTruppenfrei; der Seeweg ermöglichtden
direkten VerkehrRußlands mit seinen Verbündeten. Die Alliirten
erhalten neueOperirbasen; nur ihnen fällt derNutzenderOrient-
liquidation zu; sie sichern sich die Herrschaft über das Mittel»
meer; und Oesterreich-Ungarn kommt dem Wunsch nach einem
Sondersrieden näher. Schon spielt Fürst Bülow seine letzteKarte
aus.Er sagt denIialern:,WennIhr Euch ruhig haltet, bekommt
Ihr, ohne Kostenaufwand, Alles, was Ihr begehret.'Danke, sagt,
mit Recht, Italienz.was Du mir anbietest.ist die Nhr,die Du mir
gestohlen hast.'DieGroßmuth derBülow undBurian,FranzIo-
seph und Wilhelm ist die der Korsaren: sie verzichten auf Etwas,
das ihnen nie gehört hat und jetzt (wenn man so sagen darf) we-
niger als je gehört. Das Trents und Istrien waren stets italische
Länder. Weh Dir,spricht der ProphetIesaia, ,der Du verwüstest
und noch nicht verwüstet wurdest, raubest und noch nicht beraubt
wurdest; wenn Du mit Deiner Verwüstung,DeinerPlünderung,
Deinem Raub am Ende bist, wird all dieses Gräuel bei Dir be»
ginnen'.. . Herr Ribot, Frankreichs Finanzminister, hat in der
Kammer von der Pflicht zur Aufrichtigkeit gesprochen. Solchen
Luxus dürfen sich nur Länder gestatten, deren Wohlstand von je-
dem Auge nachgeprüft werden kann. In Deulfchland lügen die
Leiter des Finanzwesens frech, weil der Wirthfchaftstand Auf-
richtigkeit nicht erlaubt. Wen aber hoffen diese Lügnerzu täusch en?
Aus allen Winkeln ist das Gold zusammengescharrt worden. Die
Anleihezeichner schicken die Papierfetzchen, die man ihnen, statt
des Bargeldes, gegeben hat, in den Reichsschatz zurück; und diese
Markzettel sind genauso werthvoll wie verbrauchte Straßenbahn-
fahrscheine. Wennman injederWoche die Zehnmilliardenanleihe
erneut, werden immer die selben Papierfetzen wiederkehren; sie
werden allmählich nur noch ärger zerknittert sein. Die Teutonen
stecken im Assignatensumpf. Auch ihr Gold wird bald nur noch
den Metallwerth haben. So stchts bei den Feinden aus. Ihrer
vergleiche man Frankreichs Finanzlage, die durch das Wort des
Herrn Ribot bezeichnet wird: .Niemals werde ich Scheingeld zu»
lassen,das derBanknoteKonkurrenz macht.DieRepublikChina
hat ihrem Gesandten befohlen, in Paris offiziell zu erklären, daß

die Angabe, sie sei deutschem Einfluß zugänglich, durchaus falsch
ist. Der Streit zwischen China und Japan wird schnell freund«
lichem Einvernehmen weichen... Eine wichtige Nachricht >' Der Kai-
ser und die Bundesfürsten wollen in Lille sich zum Kriegsrath ver-
einen. Sitzt der Kaiser der Versammlung vor, dann wirds eine,
in der kein Anderer zumWort kommt. Er sollte lieber nicht reden.
Schweigen istGold; undGold ist in Deutschland selten geworden.
Von all den geknechteten Fürsten wird Keiner dem Kaiser sagen:
,Ohne uns zu fragen, hast Du, um Weltherrscher zu werden, den
Krieg angefangen und unsere Truppen auf die Schlachtbank ge-
fchickt. Gieb uns jetzt wenigstensWahrheit! NichtdievonWolffs
Telegraphenbureau ausgebotene noch die aus den preußischen
Berichten. Wie stehts? Ists wahr, daß die Russen Deintzeer an
die Grenze zurückgeworfen haben, daß Engländer, Belgier, Fran-
zosen es aus dem eroberten Lande drängen, Przemyszl nicht zu
halten, Ungarn vom Russeneinbruch bedroht ist? Ja? Dann
brauchen wir nicht einen Kriegsrath, sondern einen Friedenskon-
greß.'. .. Der berühmte amerikanischeArchitektWhitneyWarren
hat am Schluß eines Vortrages, den er in Paris hielt, gesagt:
.Deutschlands Sieg würde, wenn wir Amerikaner ihn werden
liegen, unsere Unterjochung vorbereiten. Wir wollen nicht heu-
cheln. Keine Gewalt kann uns hindern, jubelnd Frankreich zu
grüßen, wenn es, an Ruhm und Ehrenglanz reicher als je, aus
Trümmern und Trauer aufersteht." (IKe Xev V«rK tteralä.)
«Deutschland ist des Sieges nicht mehr sicher. Diese Wahr-
heit darf man, ohne sich dem Verdacht der Selbsttäuschung aus-
zusetzen, heute verkünden. Wenn in der Horde, durch erlogene oder
aufgebauschte Siege, ein Vertrauensrest geblieben ist: die Füh-
rer hören mehr und wittern den nahen Zusammenbruch. Wir be-
haupten nicht, daß der Feind schon erschöpft sei. Noch ist seine ge-
waltige Organisation, leider, aufrecht. Doch sie wird von Stunde
zu Stunde schwächer und Deutschlands Angst kämpft den Kampf
Verzweifelnder gegen die wachsenden wirthschaftlichen und finan-
ziellen Schwierigkeiten. Seit dieAnstrengungder deutschenTrup-
pen an unsererMauerzerschelltift.sinkt auch der sittliche Werth des
einzelnenMannes.SchonstehenFünfundvierzigjährigeimFeuer
und in ganzen Regimentern rückenLeute über Fünfzig heran. Wer
diese Graubärte mit krummem Rücken und schleppendem Gang

fleht, spürt die Mattheit des Feindes. An unserer Front wird er-
zählt, Deutschland fange an, von Frieden zu reden. Den kann es erst
geben,wennDeutschlandzerschmettertist.AuchunsereKriegerwol»
lennichts von hastigem,trügerischemFriedensschluß hören;sie lech-
zennachderGelegenheit.demFeindzuvergelten.waserunsange-
than hat, und brennen von dem heftigen Wunsch, in Deutschland
einzufallen. Die Armee, die, im Krimkrieg, bei zwanzig Grad Kälte
imSchnee vorSebastopol lag, galt bisher als die beste, die tapferste,
die Frankreich halte. Sie war würdig des Mannes mit demeher»
nen Herzen, der sie führte. Das Heer von heute übertrifft ihre
Leistung noch und derFührer, der sie zu Wundern der Willens-
kraft hingerissen hat, darf sich neben denMarfchaUPelissier, Herzog
von Malakow, stellen. Wenn die Mode noch solche Siegertitel
begünstigte, würde man, am Ende des Krieges, denGeneral Ioffre
zum Herzog des Sieges ernennen. DiefenNamen empfing, nach
viel geringerer Leistung, MarschallEspartero von der spanischen
Königin Christine.... FünfVölker kämpfen für ihre Unabhängig-
keit und für ihrRecht. Darin beruht ihre Kraft. In diesemZeichen
werden sie siegen. Wollen andere Völker, um ihr Ideal inWirk-
lichkeit zu wandeln, sich uns gesellen und zurNiederwerfung des
gemeinsamen Feindes helfen: gern werden wir ihnen die Arme
öffnen. Die Sache bleibt, was sie war; die Siegesgewißheit kann
sich nicht tiefer einwurzeln. Aber die Hilfe muß uns aus freiem
Willen gewährt werden. Hastige und unreinliche Geschäfte, wie
Deutschland thut, vorschlagen, aufSchwöchen spekuliren, während
unwiderstehliche Gewalten für uns arbeiten, Gewinne anbieten,
die,weil sie nicht erworben wurden,nicht dauern könnten: wozu?
Mag FürstBülow sich, wetls seinGewerbe ist, an solcherSchacherei
freuen.WirbleibenunsererAufgabetreu.EmgeschwätzigerRabe
hindert den Landmann nicht, seine Pflügerarbeit zu enden...In
seinerschönenStudieüber.AnsereOst-undNordgrenzen'hatGene-
ral Mailrot eine Denkschrift Moltkes aus dem Jahr 1839 erwähnt,
die für den Fall preußischen Krieges gegen Frankreich empfahl,
die Truppenmassen am Niederrhein zusammenzuziehen und die
Hauptoffensive nach Belgien zu legen. Mollkewollte den Belgiern
nicht Land rauben, sondern rechnete auf ihre Waffenhilfe. Aber er
wollte durch ihr Land, durch die Thäler derOise und derSambre
nach Paris marschiren und meinte, das Schicksal der Hauptstadt

werde, wie 1814, denAusgang des Feldzuges bestimmen. DieBer«
liner haben also nichts Neues zu ersinnen vermocht, sondernnoch
1914 dem Strategenvon 1859 gehorcht. Der rieth, den Marsch nach
Paris aufzugeben, wenn das Franzosenheer etwa beiReims stehe;
dann,sagt er.müßten wir es hinter demAisne angreifen, uns die
Kopfzahlüberlegenheit sichern und es über die Marne, Seine,
Vonne.Loire zurückwerfen; danach erst könnten wir auf Paris los-
gehen. Das Heer sei ein wichtigeres Ziel als die Hauptstadt. Dieser
Plan dcs großen deutschen Kriegsmannes erklärt, was zunächst
unerklärlich schien: Klucks plötzliche Abschwenkung von Paris in
die Gegend zwischenAisneundMarne. DerMarsch trug dem Ge-
neral von Kluck eine Niederlage ein. Der FehlerMollkes, dessen
Plan sonstAllesvornussah.war.daßerdenWerth der Zahl über»
schätzte. Seine Erben hatten die Aebermacht und sind dennoch
unterlegen.Sie mußten hinter denAisnezurück. UndfürdenFall
einerNiederlage,wie die Deutschen sie an derMarne erlitten, hat
Moltke, dessen Selbstgefühl sich vielleicht gegen dieAnnahme sol»
cher Möglichkeit wehrte, keinen Plan hinterlassen." (I^cKo cte
Paris.) „In dem Speisewagen des Zuges, dermich auZder Schweiz
nach Berlin führen soll, entsteht ehrfürchtiges Schweigen, als ein
in Grau gekleideter Oberlieutenant eintritt. SeinBlickisthartund
hochmüthig; er setzt sich an einen Sondertisch und verschlingt mit
würdigerMiene eineKalbsrippe. Während dieser Zeit wird nur
leise gesprochen; Alles bestaunt den betreßten Jüngling. Als er
fort ist, wirds wieder laut. ZweiBeamten, die meinen, im Westen
gehe es ein Bischen langsam, fährt mein Nachbar, der schon den
achten Schoppen geleert hat.über denMund. .Nnsere Truppen sind
bewundernswerth, unsere Generale Genies; wir haben Russen,
Franzosen und Engländer besiegt; daß die Operationen inFrank»
reich verlangsamt wurden, ist die Folge eines Taktikerplanes.'
In der Dämmerung kommen wir nach Berlin. Als ich ausgehe,
finde ich in der Friedrichstraße viele Menschen und Wagen; die
Schaufenster strahlen und alle Schänken sind überfüllt. Dennoch:
die Geschäftigkeit ist nicht mehr, wie sie vor dem Krieg war, und
der Wohlstand ist nur noch Schein. Der Weihnachterlös großer
Waarenhäuser ist auf die Hälfte des im schlechtesten der letzten
fünf Jahre gebuchten, für Luxusgegenstände gar auf ein Drittel
gesunken. Jedes deutsche Kind aber hat, ohne Ausnahme, einen

hölzernen Säbel oder eine Uniform mit Litzen erhalten. Ilnge»
Heuer ist die Menge der Schriften, die auf die Öffentliche Mei»
nung Deutschlands und (besonders) der neutralen Länder ein»
wirken sollen." (Herr Ibanez de Ibero, der in Berlin allerlei be»
kannte Leute interviewt hat. Hoffentlich waren sie vorsichtig. Ich
habe mich dem Drängen dieses Spaniers, der fürs öcK« äe Paris
reist, entzogen.) „Berlin bei Tag und Berlin bei Nacht: ein zum
Grausen tragischer Gegensatz. AmTag sind die Straßen leer und
düster, kaum noch Automobile zu sehen, aber viele Verwundete,
diesich mühsälig, in sichtbarer Verzweiflung, hinschleppen. Furcht»
bar viele Frauen in Trauer. Neberall Trübsinn und Sorge. Nachts
ändert sich, wie nach einem Zauberschlag, Alles. Da wimmelts von
trunkenen,gröhlendenZechern. NachMitternacht wird geschlossen:
aber Männer und Frauenziehen,Arm in Arm, in die Nachtlokale,
wo sie bis ins Morgengrau weiterschlemmen." (IKe Oail/ rix-
press,) „ Mein Freund Babelon, der gelehrte Konservator des Me-
daillenkabinets, hat nachgewiesen, daß Attila, der den Lateinern
der schamlos wüste und blutdürstige Barbar ist, von denGerma»
nenehrfürchtigbewundertwird.IhnenisterdieGeißelGottes,der
Welthammer, derAuserwä!,lte, das Werkzeug, mit dem Gott die
sündigeMenschheitstraft. Die Belgierstimmenmit denFranzosen
überein: nach ihrem Gefühl muß der alteAtlila, müssen die blut-
dürstigen Pedanten, die seineGräuel erneuten, von derMensch heit
geächtet werden." (Akademiker Maurice Barres im öckocle Paris.)
»Als ich in einem Gespräch mit Herrn Loubet, der nach den
von Krupp und Thyssen begehrten Erzlagern von Uenza gefragt
hatte, den entdeckten Erzreichthum des Beckens von Briey er»
wähnte, rief der Mann, der Präsident unserer Republik gewesen
war: ,Wenn nur der Schatz von Briey nicht dieDeutschen in den
heimlichenPlan zu einemRaubkrieg treibt!' Sollte dieWirklich»
keit diese Voraussicht Loubets bestätigen? Sicher haben.noch vor
der Mobilmachung, die Deutschen alles für die Ausnützung des
Beckens vonBrieyNothwendigevorbereitet."(tzerrFrancisLaur
indenInventic>nsIIlustrees.),DieAnnexion von Lothringen ermög»
lichte die EntWickelung der Eisenindustrie, die den Aufschwung
des deutschen Gewerbes und Handels bewirkte. Das wird durch
die Beredsamkeit einer Ziffer erwiesen. ImIahr 1912 kamen von
27199 000 Tonnen Eisenerz 20 083 00« aus den Minen des an»

nektirten Lothringerlandes. Der Verlust Lothringens wird das
deutsche EisengewerbeinsHerztreffen. DerRaub von 1871 hat den
Eisenhunger Deutschlands nicht gestillt; 1911 bezog es 10812959
Tonnen Eisenerz aus dem Ausland. Ungefähr so viel kann jetzt
unser Becken von Briey liefern. And wer wagt, zu leugnen, daß
dieses Becken das Ziel derBarbarenhorde ist.dieDeutschlandmit
dem Namen eines Heeres schmückt?" (Abgeordneter Engerand
in l.e dorreLponäant.) »Wir müssen mit derMöglichkeit deutscher
OffcnsivegegendieFrontrechnen,die von unsererArmeegehalten
wird.Daß dortBriten stehen,wird dieAngriffslust derDeutschen
stärken. Wir müssen hoffen, daß alles dagegen Erdenkliche vor»
bereitstund dieGefahr deutschen EinbrucheszwischenArras und
derOise, dieGefahr eines Vorstoßes aufAmiens, der uns an die
französische Küste zurückdrängen würde, vereitelt ist." (OberstRe-
pington in denlimes). „MarschallFrench ist kein redseliger Mann.
Er hätte auch jetzt nicht das Schweigen gebrochen und eine In»
terview gewährt, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, dasBe»
kenntniß voller, ruhiger Zuversicht wagen zu dürfen. Die offene
Aussprache des sonst Schweigsamen hat tiefen Eindruck gemacht;
Den tiefsten derSatz des englischenFeldherrn: ,Ichglaube nicht,
daß der Krieg lange dauernwird."' CrkeDaily leleZiApK,) „Ganz
Rußland flammt in hellerFreude auf, weilPrzemysl gefallen ist.
In Schaaken hat das petrograder Volk, bis tief in die Nacht hinein,
auf den Straßen und vor den Gesandtschaflhäusern der verbün»
deten Mächte dieser Freude lauten Ausdruck gegeben. Morgens
prangte die Hauptstadt in Fahnenschmuck, wie sonst nur am Ge»
burtstag des Zaren. Um Zwei ließ derMetropolit in der Kasan-
Kathedrale das Tedeum anstimmen. Das Karpathenglacis ist
erobert und das Schicksal Galiziens endgiltig bestimmt. Für das
Haus tzabsburg ist der Verlust der galizischen Festung von eben
solcher Bedeutung, wie die Kapitulation von Metz einst für Frank»
reich, die von Port Arthur für Rußland war. Eine Armee, die auf
siebenzig Werst operirte, wird frei, und Rußland gewinnt einen
starken Stützpunkt mit dreißig Forts, hundertvierzig befestigten
Stellen und mindestens sechshundert Geschützen. Der Fall von
Przemysl ist für denOsten, was für dieWestfront dieSchlacht an
derMarne war. Nach der im russischen Generalstabsbericht wie»
derholten Angabe des Festungskommandanten wurden 9 Gene»

rale, 93 Stabsoffiziere, 23W Subalternoffizicre und Militär»
beamte, 117 OVO Mann gefangen. - (I^e Natm.) ,Der Sinn der ita! o»
österreichischen Verhandlungen kann Dem nicht zweifelhaft sein,
derihrenAusgangspunktnicht vergißt: Italien erhält entwederim
Frieden, ohneAufschub und Zweideutigkeit, was es, auf dem Bo-
den heiligenRechtes, begehrt, und ihm wird außerdem der Schutz
seinervielfachenInteressenverbürgt odereswagt dieWaffenprobe.
KeinZweifel darf diese GrundsätzeunserePolitikbenagen." (Oior.
naleä'lwlia.) „Die Russen sindaufdemWegzurtzerrschaft überden
Orient. Przemysl zeigt, wie Konstantinopels Schicksal sein wird.
Vor der galizischen Festung gabs harte Arbeit; vor der türkischen
kanns noch Härteregeben. Thutnichts:werfürIahrhundertebaut,
darf die Arbeitwochen nicht zählen. Die drei Machte, die einan»
der, vor sechzig Iahren, bei Sebastopol hitzig bekämpften, haben
sich über das Los Konstantinopels, das sie damals entzweite, ver»
ständigt. Wieder werden Panzerschiffe sinken, Menschenleben ver-
nichtet, schwere Opfer gebracht werden; das Buch der Geschichte
wird davon zeugen. Nicht um irgend einen Weltwinkel handelt
sichs, sondern um Europa, ums Mittelmeer. Wenn das Schloß
derMeerengengesprengt,dieFlottederVerbündetenvordasGol»
dene Horn gelangt,Byzanz der europäischen Civilisation zurück»
gegeben ist, werden die Meister der That sich auch als die Meister
der Zukunft bewähren. Die drei für Krieg und Ruhm verbünde»
ten Mächte werden für Frieden und Ehre geeint bleiben." (Herr
tzanotauz im t^äw.) „Das Explosivgeschoß der deutschen Luft»
schiffe ist ein furchtbares Ungethüm. In einem mir bekannten Gar-
ten hat eine Zeppelin-Bombe in sehr zähem Boden ein ändert»
halb Meter tiefes, drei Meter breites Loch gerissen; ein Haus wäre
von ihr zu Pulver zerstampft worden.Daß dieseVersuche, nachts
Zündbomben, Benzin und Petroleum, auf Häuser zu werfen, in
denen friedliche Bürger, Frauen und Kinder schlafen, nicht dem
Bezirk des Kriegsrechtes angehören, braucht man nicht erstzube»
weisen. Sie reihen sich würdig an die Leistung der Nnterseeboote,
die Handelsschiffe aus dem Dunkel überfallen und, ohne Anruf
und Besichtigung, versenken.Diese Unternehmungen technisch ge°
schütter Barbaren sollen denFeind in Furcht jagen. Daß es nicht
gelingt, darf nicht als mildernder Umstand gelten. Selbst das
deutsche Strafgesetzunterscheidet nichtzwischen Mord und Mord-

versuch. Wer Geschosse auf wehrlose Bürger oder Schiffe schleu»
dert, ist, auch in Uniform, ein Verbrecher, nicht ein Soldat. Er
wagt fein Leben?Das haben dieGefährten des Schinderhannes
auch gethan." (Herr Joseph Reinach im l^aro.)
«Wenn Rußland in Konstantinopel herrscht, das dann ein
Durchgangshafen wird, braucht es nicht, wie die Sultane, vor dem
Nahen fremder Kriegsschiffe zu beben. Und England hat keinen
Grund, heute noch zu fürchten, dierussischeFlottekönneimSchwar-
zenMeer dieAnker lichten.umIndien zu erobern. Großbritanien
gebietet in Egypten, hat Mesopotamien erobert und den Kopf der
Bagdadbahn in seinertzand; MennesdenRussennochfeindsälige
Pläne gegen Indien zutraute, müßte das russische Eisenbahnnetz
in Asien es mehr ängsten als die Meerengenöffnung ... Vor
zwei Iahren, im April 1913, telegraphirte Sir Edward Grey an
den Englischen Gesandten nachBrüssel: ,Wenn wir, als die Ersten,
die belgische Neutralität verletzten undTruppen hinüberschicktcn,
gäben wir Anderen, zum Beispiel: dem Deutschen Reich, Grund,
das Selbe zu thun. Wir haben nur den Wunsch, die Neutraliiät
Belgiens und der in gleichemRecht stehenden Länder geachtet zu
sehen; und so lange sie nichtvon eineranderenMachtverletztwor»
den ist, werden wir sicherlich niemalsTruppen auf neutrales Ge°
biet senden/ Dieses Dokument kann man verschweigen, abernicht
widerlegen. Am zweiundzwanzigsten März hat Grcy in London
gesagt: ,ImLauf der letzten Jahre hatten wirdemDeutschenReich
versprochen, nie eine Macht, die es angreifen wolle, zu unter»
stützen. Das Einzige, was wir nicht unbedingt versprechen konn»
ten,war: daßEngland jeder deutschenGefährdung der Nachbarn
ruhig zusehen werde. Der Vorgang der Balkankonferenz mußte
die Deutschen lehren, daß sie auf unseren guten Willen rechnen
durften. Wir waren willig, ihn auch im Juli dieses Jahres zu be°
währen. Frankreich,Ita!ien,Rußland waren zu dervonunsvor»
geschlagenen Konferenz bereit; und wir wissen jetzt, daß der Zar
dem Deutschen Kaiser vorgeschlagen hatte, die (austro-serbische)
Streitfrage der haager Instanz vorzulegen. Deutschland hat
jeden Versuch zu solcher Erledigung des Zwistes abgelehnt und
bleibt in Ewigkeit deshalb für den ungeheurenKriegverantwort»
lich. Lange zuvor hatte ich Belgien versichert, daß wir seine Neu»
tralität sorgsam achten werden, bis sie von anderer Seite verletzt

worden sei. Die selbe Zusage erbat ich am Vorabend dcs Krie»
ges von Frankreich und von Deutschland. Deutschland hat sie
geweigert. Als es dann Belgien überfiel, Krieger und Bür»
ger, nach Willkür, erschießen ließ, das Land verwüstete, jedes
Kriegsrecht neuer undalterZeit brach:wärenwirnichtmit unaus-
tilgbarer Schande besudelt, wenn wir bewegunglos zugeschaut
hätten? Die wichtigste Friedensbedingung ist: die Wieder Herstel-
lung Belgiens, die Wahrung seines Besitzstandes, seiner Anab»
hängigkeit und jede mögliche Entschädigung von allem Jammer
undVerlust, die es erlitten hat. Deutsche Professoren undPubli»
zisten wollen uns in den Glauben zwingen, die Deutschen seien das
aus erwählte Volk, das Alles vermöge, jeden Widerstandsversuch
mit Wi> dengrausamkeit ahnden und, Wenns ihm beliebe, alle Fest»
landsvölker unterjochen dürfe. Dem Zwang, in solchem Zustand
zu leben, zöge ich den Tod oder unwiderruflichen Abschied von
Europa vor. Wir wollen als freieMenfchen athmen, aus freiem
Willen die Form derRegirung bestimmen und, kleine oder große
Staaten, in verbürgterAnabhängigkeit die nationaleEntwickelung
sichern. Die Europäer wollen endlich die Schwerter wieder in die
Scheide bergen und wederWaffengeklirrnoch Drohreden aus dem
Mund Allerhöchster Kriegsherren hören. Nie ward, in keiner Zeit
der Geschichte, für eine gerechtere, edlere Sache gekämpft.' DerWi»
derhalldieserRede war gewaltig. Sie hat, noch einmal, bewiesen,
daß die Triple» Entente denKrieg nichtwollte.InLondon hatte man
sowenig daran gedacht,daßselbstdasNothwendigstenichtvorbe«
reitet war.Auch inFrankreich zeugen dieMängelderVorbereitung
lautfürdiefriedlicheAbsichtderRepublik.UndRußlandhatteeben
so wenig wie wir solcheFolgen desTages vonSarajewo erwartet...
Wenn der Sieg unserem Feindzugefallen wäre, hätten die beut»
schenSozialisten sich, um die Beutedes Siegers zu mehren, den
Alldeutschen gesellt und für ihre tzilfe den höchstenPreis erpreßt.
Diese Sozialisten, die ihre Genossen Ledebour und Liebknecht, weil
die Beiden ihre Logik nicht beugen, heute anfpeien, werden nie»
mals denAbgrund sehen, der ihrtzandeln von ihren schönenRe»
densarten trennt. Deutschland ist einig. Die ganze Nation ist von
dem eitlen Wahn umnebelt, nur für siesei dieErdegeschaffen wor-
den...Die Zeppelins sind auf ihrem zweiten Weg nach Paris um-
gekehrt. Das Signal hatte die Pariser aus den Häusern gelockt.

VomMontmartre und vom Sternplatz aus wollten sie dasSckau-
spielbetrachten-VergnügteGruppendurchschwärmtendieSlraßen
und aus mancher stieg sogar Gesang himmelan. In den Theatern
wurde weitergespielt. Aus den Restaurants kamen die Tischgäste
ins Freie. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens wurde die
Mengeungeduldig. Spaßvögel trällerten: ‚Kommteroderkommt
er nicht?' Vor Elf wich das tiefe Schwarz wieder demLicht. ‚Sie
kommen nicht.' WelcheEnttäuschung l DieLaternen wurden wieder
a ngezündet. Ein paar Minuten danach erloschen sie abermals. Bis
g?gen Drei wurden die Luftschiffe erwartet. Doch die meisten Pa-
ri ser waren schonins Bett gegangen; sie grollten dem Schicksal, das
ihnen ein erhofftes Fest nicht beschert hatte. So sah in unsererStadt,
nach dem ersten Besuch derZeppelins, die‚Panik' aus." (I.e1emp8.)

Kalenderzeichen.

In derwiener Hofburg werden den Häuptern des Kongresses,
Kaisern und Königen, Ministern und Gesandten, Lebende Bilder
gczeigtzschöne Edelknaben in Sammet und dick bepuderte Mao»
chenbrüste.Dem schlanken Zaren, nach dem alle Weibheit äugelt,
naht eine Schranze. »Napoleon ist aus Elba entwichen!" Alex«
ander raunt dem Staatskanzler Klemens Metternich die Kunde
ins Ohr. Der lächelt olympisch. «Kinderklatsch!" Die Festlust ki»
chert fort.Am nächstenAbend ist im Haus des Kanzlers ernsteBe«
rathungderfünfGroßmachtvertreter. Der Morgen graut, als die
Gäste gehen. Anderthalb Stunden danach bringt der Kammer-
diener eineDepesche an Metternichs Bett. »Dringend! Vom K.K.
Generalkonsul in Genua". Was so kleine Leute eilig dünkt! Ge°
gen Acht nimmt der Müde, dem der aufgescheuchte Schlaf nicht
zurückkehren will, die Depesche vom Nachttisch, öffnet sie ohne Neu-
gier und liest, der Engländer Campbell habe soeben gefragt, ob
Napoleon.nach der Flucht von Elba, in Genua gelandet sei. Der
Kanzler springt aus dem Bett. Wie Lauffeuer züngelts weiter.
»DerNarrenstreich eines Verzweifelnden", schnauft Gentz.Tal»
leyrand spricht: „Möglich, daß er nach Oberitalien geht; nach
Frankreich wagt er sich nicht." Wellington: »Er geht nach Frank-
reich." Wie nach einem Wetterschlag ist der Ausdruck jedes Ge»
sichtes verändert. Die Generale drohen, den Wortbrecher diesmal
ohne Gnade zu richten. Friedrich Wilhelm rüttelt sie aus dem

Rachetraum. »Gut, meine Herren; aber wir müssen ihn erst ha»
den." Wo ist er? Am zehnten März in Lyon. Am zwanzigsten in
Paris. Der Kongreß hat ihn (auf den Antrag des Freiherrn vom
Stein, den er sechs Jahre zuvor ächten ließ) geächtet. Doch jauch»
zend empfing ihn die Hauptstadt. »Heer und Volk, Bauern und
Bürger strömen mir zu. Schon habe ich drei Armeen: in Flan-
dern, im Elsaß, im Reichskern; und imDauphine ersteht mir bald
eine vierte. Noch aber bin ich mit allen Mächten in Frieden."
Nicht lange. Am fünfundzwanzigsten wird der Vierbund Eng»
lands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands gegen den Erzfeind
erneut. Dem Preußenkönig wird dabei nicht wohl. Er ist kalt,
schreibtStein an den Zaren; »er hat weder zu sich noch zu seinem
Volk Vertrauen, glaubt, daß Rußland ihn in den Abgrund zieht
und daßdieFranzosen bald anderWeichsel stehenwerden."Auch
dem alten Blücher will »recht was Tröstliches nicht einleuchten";
auf dem Weg in sein lütticher Hauptquartier schreibt er an sein
Malchen: »DieLänder werdenwiederverhertundverzehrt.Alles
steht in schönster Blüthe, ich werde überall mit Jubel aufgenom»
men und die Truppen freuen sich, mich wiederzusehen. Wäre ich
kummerfrei, so könnte ich mich glücklich preisen; aber ich genieße
keinen frohen Augenblick." Der Friedensschluß hat Preußen ja
um sein Siegerrecht geprellt. Die Jugend will nicht vergrämen.
Preußens Kronprinz meldet aus Berlin undPotsdamdemVater:
»Die wunderbarenNachrichten der unerhörtenBegebenheiten in
Frankreich sind mir wahrlich vorgekommen als Vorbereitungen
zum Jüngsten Gericht. Die letzten Tage waren voll Angst und Er-
wartung. Alles ist verstimmt; ich kann mit gutem Gewissen sagen,
daß ich es nicht bin und es auch nicht zu werden hoffe. Ists wahr,
daß die Feindsäligkeiten schon in Flandern begannen, wies hier
heißt, so bin ich des blassenTodes; dennsosehrichdieKugelmufik
hasse.so wenig kannich ruhig sitzen.wenn sie irgendwocontrsNöppel
ertönt.'' P.'inzWilhelm: »DaderKriegjetztunausbleiblichfcheint
und Sie, theuerster Vater, natürlich befehlen werden, daß ich ihn
wieder mitmachen soll, sowerden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie
hiermit bitte, mir eineAnstellung meinem der tzauplquartiere der
Corps kommandirendenGeneralezugeben.Manerzähltsichhier,
daß Sie am zwölftenApril mit dem Kaiservon Rußland nach Prag
gehenwerden.um da die ankommendenrussischenTruppcnzu sehen.

Wer hatte wohl gedacht, daß dieseTruppennachsokurzerZeitwie-
der bei uns seinwürden!" In einem Brief an den Kaiser Franz er-
wähnt Bonaparte nichts von Acht und Bundeserneuung; bittet,
die Rückkehr seiner Frau und seines Sohnes zu beschleunigen; und
spricht den Herzenswunsch aus, mit allen Mächten, besonders aber
mit dem Herrn Bruder und geliebten Schwiegervater in Wien,
fortan in Frieden und Freundschaft zu leben. Am ersten April
1815. Am zweiten schleudert er sein grimmiges Wamsest gegen
die Verbündeten. Am selben Tag zeigt inBerlintzerrFerdinand
von Bismarck an, daß seine Frau Wilhelmine ihm g. slcrn einen
Knaben geboren habe. DiescrOltovonBismarckwird erst al? Ehe-
mann, inBencdig, von seinem König, dem Kronprinzen von 1815,
eines Gespräches gewürdigt; kann aber schon als zwanzigjähriger
Referendar demPrinzenWilhelm sagen, daß nur der Eltern Be°
fehl ihn gehindert habe, Soldat zu werden. In dem entmulhigtcn
KönigWilhelm weckt er.aufderFahrtvonIuterbogknachBerlin,
den Soldaten; führt ihn, «am porte-epee«, durch das Feuer von
Düppel, Königgractz, Sedan auf denThron desDeutschen Kaisers.
DimReich,dcsfcnThorseineHanddentzabsburg-Lothringernver-
ricgetthat.giebterdenElsaßunddenwichtigstenTheilLothnngcns
zurück. Sein Wille zerharkt die letzte Fußspur Bonapartes und
verleidet, wohl für alle absehbare Zeit, den Franzosen die Mo,,-
archie. Straßburg, das im April 1815 Marie Luiscns Raststätte
sein sollte.istwiederDeutschlands wunderschöne Stadt. Als Bis»
marck geboren wird, sind vier Großmächte gegen Frankreich ver-
bündet. Als er aus dem Amt geschickt wird, schmachtet die Republik
in Einsamkeit. Als er stirbt, hat sie sich demReich des drittenAiex«
anders verlobt (der im Oktober 1889 den alten Kanz'er gefragt
hatte, «ober seinerStellung bei demjungen Kaiserganz sichersei.
Als diehundertsteWiederkehrseinesGeburtstages gefeiertwird,
steht Deutschland, zwischen Oesterreich und der Türkei, ohne die
Flankendeckung durch Italien und Rumänien, im Krieg wider
England,Frankreich,Japan,Rußland und die zweiSerbenstaa-
ten. In einem Krieg, der, wie keiner zuvor, staatsmännische Leitung
heischt. «Ausgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feind-
lichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung desFrie»
dens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik
entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung derZiele.die durch

den Krieg erreicht werden sollen, die Berathung des Monarchen
in Betreff derselben ist und bleibt während des Krieges wie vor
ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung kann
nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein. Deren
Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob man
das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger
hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder
auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange ge-
winnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage,
ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten,
dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizu»
stehen, welche Aussicht die Vertreter einer solchen Einmischung
haben, an fremden Höfen ihren Zweck zu erreichen, wie die Par»
teien sich gruppiren würden, wenn es zu Konferenzen ooerzu einem
Kongreß käme, ob Gefahr vorhanden, daß aus der Einmischung
derNeutralen sich weitere Kriege entwickeln. Namentlich aber, zu
beurtheilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Ueber»
gang vom Krieg zum Frieden einzuleiten: dazu sind Kenntnisse der
europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu
seinbrauchen,Informationen,dieihm nichtzugänglich sein können.
Angenommen, daß der König für den (von der Wochenblattspartei
Bethmann- Hollwegs gehegten) Plan zur ZerstückelungRußsands
gewonnen wurde, angenommen ferner, daß die preußischen Heere
und ihre etwaigen Verbündeten in siegreichemVorschreiten waren,
so würde sich doch eine artigeReihe vonFragen aufgedrängt haben:
ob uns der weitere Erwerb polnischer Landstriche und BeVölker»
imgen wünschenswerth sei, ob nothwendig, die vorspringende
Grenze Kongreßpolens, den Ausgangspunkt russischer Heere
weiter nach Osten, weiter ab von Berlin zu rücken, ob Warschau
in polnischen Händen für uns unbequemer werden könnte als in
russischen. Das Alles sind rein politische Fragen; und wer wird
leugnen wollen, daß ihre Entscheidung einen vollberechtigten Ein-
fluß auf die Richtung, die Art, den Umfang der Kriegführung hätte
fordern, daß zwischen Diplomatie und Strategie eine Wechsel»
Wirkung in Berathung des Monarchen hätte bestehen müssen?"
So spricht Bismarck; über das Grab der «Halbgötter" aus dem
Generalstab hin vernehmlich zu den Lebenden. Deren Krieg der
«Civilist- im Kürassierkoller nicht erträumt hat.

Emmaus.
Am erstenTag derMazza.des ungesäuerten Trübsalbrotes,
während die Sonne die tzimmelszinne erklimmt, wandern zwei
Männer aus Jerusalem dem nahen Dörfchen Emmaus zu. Zwei
Jünger des Galiläers, der als Seelenverführer ans Kreuz ge»
nagelt und dessen erkalteter Leib in die Felsgruft Josephs von
Arimathia gebettet worden war. Ruht er noch in dem Steingewölb
des Rathsherrn? KeinZweifel dürfte ins Festlicht flattern. Nie,
Kleopas, hat der Meister angedeutet, er werde den Tod über»
leben; um einenunwiderbringlichVerlorenen trauert die kleineGe-
meinde und nimmer wird Ebbe in ihremThränenmeer. Nimmer.
Doch hörtest Du nicht, was in dieses Sonntags Frühe geschah?
DieWeiber, die den Leichnam gesalbt hatten, wollten ihn einmal
noch schauen. Durch das Grau ist, als Erste, Maria von Mag»
dala hingeeilt. Der Stein, der gestern die verschlußlose Grab»
kammer sperrte, ist weggewälzt und der offene Raum leer. Entsetzen
jagt dieFrauindasHäuschen.woPetrus und Johannes wachen.
«DerLeib des Herrn istgeraubt und wir wissen nicht, wohin sie ihn
gebracht haben!" Hastig nahen die Jünger. Ist die Magdalerin
wieder von den Teufeln besessen, die der Herr aus ihrem Hirn trieb?
Nein. DieLinnen, dasSchweißtuch: nirgends derthcureLeib. Ein-
sam weint Maria am Felsschlund. Hinter ihr regt sichs. Der Gärt-
ner? «TrugestDu ihn fort.so sagemir.wo ernunruhet,aufdaßich
ihn hole!" Leis spricht der Mann: «Maria!" Er, den sie ersehnte,
steht vor ihrem Blick. Sie willdie liebe Wcsenshülle betrachten, auf
denFußdesMeisters.dessenWunderkraftsie geheilt hat,dieLippe
drücken; vernimmt aber die Mahnung: «Rühre mich nicht an!"
Und sieht die hehre Gestalt in Dust zerrinnen. Selige Inbrunst
möchte den Morgenwind zum Künder des Erlebnisses wählen.
Bald läutet imBezirkZions jedem Jünger die froheBotschaft ins
Ohr: »Ich sah ihn! Zu mir sprach er! Aus derGruft hob er sichln
neues Leben!" Zweifel wird gläubig: weil Eine so innig glaubt.
Drang derWiderhall solchen Geschehens nicht über DeinesHer»
zens Schwelle, Bruder? Auch mich, Kleopas, zwang er, aufzu»
horchen; doch erwachte Vernunft blies ihn, wie Spinnengewebe,
aus demBewußtsein.EinerNärrinwüstes Gestammel.Ihr, deren
Leben nicht rein war, hätte er sich offenbart? Nicht Einem aus der
frommen Schaar, die ihm in Treue anhing? Der regt nie wieder
das heilige Haupt. Juden und Römer haben uns den Meister

getötet und dunkel ist, noch unter dem Strahl der Mittagssonne,
nun unser Pfad. Still schreiten die Zwei. Durch die Wolke ihrer
Schwermuth tropfen sanfte Worte eines Gesellen, der sich ohne
Geräusch zu ihnen fand. „Wo ist der Grund Eurer Kümmerniß,
Männer?" Einer, der Einzige wohl, der nicht weiß.was seitFrei-
tag demVolk, allen Völkern schwand. «Vernähmest Du, Fremd-
ling, nichtsvonIesus, dem vorGottundMenschenmächtigenPro-
pheten, den in Israel die Priester und Obersten ans Kreuz ver°
dämmt haben?" Alles berichten sie; vom Aufflackern und vom
Verglimmen der Hoffnung. Der Gesell rügt ihrer Seelen träge
Ergebung in Zufallskunde und deutet,wasMoses,was diePro-
pheten über den künftigen Heiland weissagten. Fein ist seineRede
und sein Glaube so stark, daß die Zween ihn, der in den Abend
weiter wandern will, bitten, in Emmaus mit ihnen zu rasten und
ihr Mahl zu theilen. Nicht lange ists her: da saß ein Höherer mit
ihnen zuTisch.Wie oft sprach erdann von derFrucht edlerRebe,
die im Reich seines Vaters einst die Zunge der Gläubigen letzen
werdel Wie zierlich brach er das Brot! Jedem spendete er davon;
und lächelnde Würde zügelte den Arm, derinHungershast über die
Tafel langte. Ihm ähnelt derFremde ein Wenig. Hält sich, grüßt,
lächelt, sinnt fast wie er; brach auch so dasBrot.Ist ers?Siesind
allein. Er wars! Brannte unser Herz nicht, da er unterwegs die
HeiligeSchrift auslegte unduns in die Gewißheitüberredete, daß
nur ausOual Herrlichkeit, nur ausLeid einErlöserwird?Blinde
Thoren waren wir, die ihn nicht erkannten. Jetzt erst sank vom
Auge des Geistes der Schleier. Den Entschwundenen schaut es
klarer als den greifbar Nahen. Er wars! Wahrlich: der Heiland
lebt. Wir sind nicht verwaist. Der Gesalbte ist auferstanden.
Die Zwei sputen sich; und bringen die Freudenpost doch in
tiefer Nacht heim. Petrus wacht mit den Treusten. Wie Jubels
Zwiegesang tönts von den Lippen. Nicht einevonWahnIrrealso
nur zeugt für das Wunder. Andacht schweigt, Andacht jauchzt in
dem verriegelten Gemach. Da spricht des Meisters Stimme den
langegewohnten,länger, dünktAlle, entbehrten Gruß: «Friedesei
mit Euch!" Trotz der Bereitung auf seineWiederkunftwirkts nun
wie grasser Schrecken. «Warum entsetzet Ihr Euch? McinetIhr,
einen Geisterspuk zu erblicken ? Hier istFleisch und Bein; sind meine
Hände und Füße, die Ihr betasten dürfet." Fisch und Honigseim
speist er mit ihnen. Redet von Verheißung und von Erfüllung,
von Buße und Sündenvergebung. Und segnet die Jünger.

«Von dertzwde, die früh gejagt wird, ist ein Psalm Davids.
Mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich heule; aber meine
Hilfe ist fern. Am Tag rufe ich: und kommt keine Antwort. Auch
in Nächten bin ich nicht stumm. Unsere Väter hofften auf Dich,
mein Gott; und da sie hofften, halfest Du ihnen aus Noth. Ich aber
bin ein Wurm und kein Mensch, dem Gesinde ein Spott und al»
lem Volk verächtlich. Wer mich ansieht, schüttelt den Kopf, höhnt
und schreit aus weit aufgesperrtem Maul: ,Der Herr rette ihn, so
erLust zu ihm hat!'Nahe mir hilfreich; denn hienieden ist kein Hel-
fer undAngstbeschleichtmich.Ringsumdrohen großeFarren und
gewaltige Stiere. Die reißen den Rachen auf und brüllen wider
mich wie wilde Löwen. Ringsum sind Hunde, ist die Meute des
Bösen.Befiehlst Du mich in den Tod? Wie ausgeschüttetes Wasser
bin ich; wie zerschmolzenes Wachs ist mein Herz; alle Kraft ist
zerscherbt und die Zunge klebt am Gaumen. Der Rotte aber bin
ich ein lustiges Schauspiel. Sie theilen meine Kleider unter einan-
der und verlosen den Ueberrock. Rette mich vor dem Rachen des
Löwen, meine Seele vor dem Schwert, die einsame vor den Hun»
den: und ich will allen BrüdernDeinenNamen preisen und laut
Dich in der Gemeinde rühmen als den Einen, der sich des Elen-
desten erbarmt,undvonKindzuKindeskind wird Jegliches Deine
Gerechtigkeit predigen. Noch sind Thränen meine Speise; denn
täglich sragt man mich: ,Wo ist nun Dein Gott?' Wie Mord ists
an meinem Gebein, je mehr mich die Feinde schmähen. Richte mich,
Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk und erlöse
mich von denfalschen und bösen Leuten! Der Knecht Gottes wird
weislich thun und darob erhöhet werden. Er trug unser Leid und
lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber meinten, Gott wolle ihn
plagen und martern. Doch um unserer Mifsethat willen ist er ge»
schlagen, um unserer Sünden willen verwundet worden. Damit
uns Friede werde, bürdete er alle Last und Strafe auf seine Schul»
tern." Solches ward in den Psalmen und Schriften des Alten
Bundes von dem Messias, dem Heiland vorausgesagt.
Den gebar, unter allen Himmeln, immer nur allgewaltiger
Glaube. «Thomas, Einer der Zwölf, war nicht bei den Jüngern,
da Iefus kam, und sprach zu Denen, die angaben, den Herrn er-
blickt zu haben: ,Ehe ich in seinen Händen nicht die Nägelmale sah,
an seinem Rumpf nicht die Wunde von dem Lanzenstich und ehe
nicht mcineFinger beide Male berührten, kann ich nicht glauben.

daß crs war.' Acht Tage danach tritt wieder der Herr ein, grüßt
die Jünger und spricht dann zu Thomas: .Betaste mit Deinem
Firger dieWundniale und wandle so Zweifel in Glauben!' Tho-
mas antwortet: .Mein tzerr und mein Gott!' Spricht Jesus zu
ihm: .DieweilDu mich gesehen hast, Thomas, glaubst Du. Selig
sind, die nicht sehen und doch glauben.'" Tief unter den Firnen
der Scligkc it, die noch dem Auge nicht, nur dem tastenden, wögen»
den, schabendenFinger vertrauen. Das Auge wird durch das Lid,
d, c beweglichetzautkuppel, vor unreinemStoffgeschützt; amnacklen
Finger haftet schmutzender Staub und wischt von ihm sich auf HeUi»
genhülle. »Rühremichnichtan!" Sonst wirdDirnichlvolles Glück
derErlösung.Der magdalischenSünderinward es; nur vonihrer
Gnade der Männergemeinde. Wäre der gute Weggesell in Em»
maus dem Erinnern in Gottheit gewachsen, wenn das Weib aus
MagdalanichtmitbrünstigerSeelenkrast,ohneTastprobe,dieAus-
erstehung geglaubt und mit ihres Herzens blutrol her Flamme!> lle
Zwei,elsstoppeln in enger Runde abgesengt hätte? Wenn Kleo»
pas mit seinem Freund ausderkühlenGewihheit unwiederbiing»
lichenMenschenverlustes durchZionsThor geschrittenwäre? Dem
ZimmermannIofeph gebar in Bcthlehemeine Maria den Knaben
Jesus; derMenschhciteineandereMariadentzeiland.Weii Diese
verwegenenMuth zum Glauben hatte, thront Jene im Glaubens-
dom der Christenheit. Die Sünderin schuf der Mutter die keusche
Gloriente welkenderIungfräulichkeit.DennderDranginMyihos
duldet nirgendsdieVorstellung.Ansterbliche seien vonMenschen
gesät. Die konnten in eines Mcnschenschoßes warmer Finsternis;
reisen;dochnimmermehrausMenschensaftübermenschlicheWähr-
kraftundWirkensmacht gesogen haben. VonGöttern und Genien
sindsiegezeugtunddie Sichel desTodes kannsienichtmähen.Auch
über diesemGesetz des Trosses stehen sie; wie wäre ihrBlick sonst
einerWelt dieSonne.dasLeuchtfeuer bangerNächte geworden?
Herakles undElia.tzeld undProphet.pferchensichnichtindumpfe
iÄnifle. In Mohammeds letzten Seufzer gellt Omars Drohung,
jedes Haupt zu spalten, dessen Mund sich erfreche, auch nur zu
flüstern, AilahZ Statthalter sei von seiner Erde geschieden.
... Von Valencia nordwärts. Neber verschlammten Acker,
V lckfteingebirge, qualmende Balken, verschüttete Minengänge,
durch Drohtschlingen und Weidengeflecht, unter Trommelfeuer
und Slinkbombengeprafsel, in uraltes Morgenland. Nach Em»

maus-Kulonie; auf der Strecke Jerusalem Jaffa. Da haben nach
dem Iudentrieg Roms Veteranen gesiedelt. Da rast heute viel»
leichtein Panzerautomobil auf dieArabcrjagd. Kehrtin der Olter^
frühe nicht derMariensohn zurück, noch einmal einerMenschheit
SündenschuIdmitleidigamKreuzzusühnen?„SeligsinddicSa»ft°
müthigen: denn siewerden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da
hungert und dürstet nach derGerechtigkeit: denn sie sollen gesättigt
werden. Selig finddieBarmherzigen: dennihnenwirdBarmher-
zigkeit. Selig sind, dieum derGerechtigkeitwillenVerfolgtwerden:
denn dastzimmelreichistihr.SeligsinddieFriedfertigen: dennsie
werden Gottes Kinder heißen. SoIemandDireinenStreichgiebt
auf den rechten Backen, Dem biete den anderen auch dar. So Je»
mand mitDir hadern willund DeinenRocknehmen,Dem laß auch
denMantel. Ihr habt gehört, daß gesagtist: Du sollst Deinen Nach»
sten lieben und Deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet
Eure Feinde; segnet, die Euch fluchenzthut wohl Denen, dieEuch
hassen; bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen." Durch
neunzehn Jahrhunderte schallt nun die milde Lehre. Von tausend
Kanzeln wird sie gepredigt. Stöhnt Iulianus noch: Du hast, Ga-
liläer,gesiegt? WendenReine sich vonDiokletian undGalerius?
Die haben Handgranaten, Brandspritzen, Torpedos, Flattermi»
nen, eleltrisizirten Stacheldraht, Fliegerpfeile ins Schattenreich
eingespeichert; und bereiten die Wiederaufnahme des Versah»
rens, das sie scheusäligerMissethat schuldig sprach.AlsSachver-
ständige sollen Einherier vor die Gerichtsschranke treten. Klopfet
die Robe aus, grämliche Räthe, und schmeidigt, Advokaten, mit
süßen Tragantzeltchen die Kehle. Das wird ein großer Prozeß.
Doch lasset nicht nur Grauköpfe vernehmen. Auch den Jüngling,
der rüstig dort aus dem Graben steigt. Fürs Vaterland hat er ge»
fochten und vor der grausamsten Pflicht niemals gebebt. Nur drei
Tröster konnte er in den Tornister einklemmen: Das Neue Testa»
ment, Spinozas „Ethik" und den »Faust". In der Erdhöhle las
er vor den Kameraden die Schicksalsfragen an des Ostermorgens
erste Feierstunde und den lieblichen Gesang vom auferstandenen
Christus. «I^es bocnes!« Ein deutscher Krieger. Der grimme Ein»
herier mit dem ErstenGebotihrerEdda bändigen wird: »In aller
Edlen Gemüth herrsche Andacht!" Aus Zweifeln kam auch ihm
Gewissensnoth. Jetzt ist in ihm, um ihn lichter Frühling. In
eines frommen Viehknechtes sterbendem Auge hat er, auf roth
triefendem Feld, am düsteren Freitag seinen Heiland geschaut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Härder, In Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G. m. b, H in Berlin.

Berlin, den 1«. April 1915.

Die Himmelsschlüssel.

Oiscite iustitiam, moniti, et non temnere 6ivc>s!

^Mer Kampf wird blutig. Bleibt er criraglos, dann kehre ich
„ nicht heim. Niemals mit einem geschlagenen Heer. Beim
letzten Angriff unserer Truppen falle ich. Man stirbt nur einmal:
und sterben ist leichter als geschlagen werden. ° Der Mann, der
sich nicht gern als den Eisernen Kanzler rühmen hörte, spricht zu
BritaniensBolschafter.Spricht vor dcmvomZufallIzergewehten
laut aus, was er unter vielenMonden in sein Innerstes geraunt
hat.Siegen oder sterben.And sein Dämon wünscht vielleicht blut«
rothen Sonnenuntergang. „Seine Majestät befehlen, daß beide
Armeen (des Kronprinzen undFriedrich Karls) in Böhmen ein-
rücken und dieVereinigung in delRichtnngaufIilschin aufsuchen."
Moltke erwirkte und unierzcichnete den Befehl. Nach der Auf-
lösung des preußischen Abgeordnetenhauses hatte Schulze-De»
litzsch gerufen: „Diesem Ministerium keinen Groschen!" Schon
aberkonnteRoon anden Königschreiben, die dem, kratischePartei
scheine »allmählich wieder preußisches Ehr- und Nationalgefühl
zu gewinnen";und in seinTagebuch: „DieVerhältnifseimLande
scheinen einem Umschlag en tgegcnzugehen; ich glaube an eine Mo»
difikation der altenParteibildungen.Mags kommen, wie es will:
ich sorge dafür,daß die Armee immer besser undschneidigerwird."
Ein paar Stellen aus seinen Briefen. Aus tzorsitz, am Morgen nach
s

Königgraetz: »DieSchlacht war imgroßartigstenStil.Etwazwei»
hunderttausend Mann auf jeder Seite; fünfzehn- bis sechzehn»
hundert Geschütze musizirten. Blutige Verluste auf beiden Seiten;
lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. Manche Bataillone
haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. Aber Gott hat uns
einen glänzenden Sieg gegeben. Unsere Truppen erwiesen sich
als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes
Hurra, das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstreng»
ungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging
es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre!" Am nächsten
Tag aus dem horsitzer Hauptquartier: „Die Oesterreicher sind
in vollem Rückzug auf Olmütz; und dieser ,Gang nach Olmütz'
ist wohl demüthigender als der unsere vor sechzehn Iahren. Wir
kennen erst feit gestern die Größe ihrer Verluste und unsere Tro»
phä'en etwas genauer. Der König ist in einer sehr gerührten und
gehobenen Stimmung.Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte
und küßte er mich." Am siebenten Juli aus Pardubitz: „ Die hier»
her gelangten französischen Vermittlungvörschlage werden unse»
renLauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder,
wenn der Feind fich noch einmal entgegenzustellen wagt, zu einer
zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird
ihn fegnen. Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir
heute, der italienische Minister habe das schamlose Anerbieten der
Abtretung Venetiens eine cockormerie genannt. Das verhaßte
Ministerium wird nächstens das populärste in Europa sein. Blut
ist ein ganz besondrer Saft, sagt der Teufel; und auch guteChri»
sten wissen, daß rühmlicheThaten die blinde Menge blenden,die
geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach
ihren Erfolgen zu beurtheilen." Aus Zwittau: »So wären wir
denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwunde»
nerStandpunkt.DieDemoralisation ist in der österreichischenAr-
mee wohl größer, als glaublich scheinen könnte.Wenn ich nu^erst
hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hat! EH ist
doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich
und halb Deutschland. Der Alte Fritz freilich hatte es schwerer;
aberwirhaben nurjungeFritzen, denen die Schwingen nochu/ach-
sen werden." Aus Czernahora: „Den König fand ich gesterHn an-
gegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischungz,Bis-

marck ists nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollenFrieden.
Wir dürfen freilich nichtzu unbescheiden sein; fönst greift derBrand
weiter; und wir sind durch die gemachtenAnstrengungen auch et»
was erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch; derVerbrauchderMit-
tel war zu rapid. Aber in wenigen Wochen können wir uns wie»
der so stark auf die Beine stellen wie zuvor. Benedetti erinnerte
mich an einenDinerdisput.in dem erZweifel an unserer Kriegs»
Organisation geäußert hatte, und nahm sie feierlich zurück." Aus
BrKnn: »Seit gestern hat BUmMk plötzlich wieder seinen ner»
vosen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der
Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten
würde. Ich hatte gehofft, er werde sich während des Feldzuges
eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven auf-
hülfe; aber er iA unverbesserlich: arbeitet die Nächte, weil er die
halben Tage verschläft." Aus Nikolsburg: „hier siehts etwas
kraus in Folge der benedettischen Vorschläge;' aber es ist Nie»
mand graulich, am Wenigsten der König. Wenn eine Verstän»
digung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffen»
stillstandes zu erreichen wäre, fowürde der Königmitsammtseinen
Ministern in etwa acht Tagen wieder in Berlin sein können, um
die Kammerzu eröffnen; nachnurvierwöchigerAbwefenheit.Man
kann fein Geschäft kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast
siebenzig Iahren. Freilich: welcheRiesenarbeitliegtnochvoruns,
um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben!"
Am sechsundzwanzigsten Juli: «Die österreichischen Bevollmäch-
tigten haben soeben die von uns diktirtenFriedenspräliminarien
unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Aber auch
Oesterreichs Einfluß in Deutschland. Preußen wird mit einem
Zuwachs von 4^/4 Millionen Menschen wirklich eine Großmacht;
es wird außerdem über die gesammten Militärkräfte von ganz
Norddeutschland verfügen. Wer Das einen .faulen Frieden'
nennt, muß felbst faul im Kopf oder im Herzen sein. Und das
Alles ist in wenigen Tagen erreicht worden. Als die Friedens»
Präliminarien unterzeichnet waren, sprang der König auf, um»
armte und küßte, dankend und weinend, mit vielen beweglichen
Worten, zuerst Bismarck, dann mich und Mollke, indem erDiesem
und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz
der tzohenzollern verlieh. Dieses ganze auf die menschliche Eitel-

kcit berechnete Ordenswesen ist ein großes, wiewohl (so, wie die
Welt ist) unvermeidliches Uebel. IctztkommendieBüßendenalle.
Bayern hat seinen Premierminister, der Herzog von Meiningen
seinenErstenAdjulanten hergesandt; eben so derKönigvontzan-
nover. Und der württembergische Minister von Varnbüler ist, zu
Bismarcks Aerger, angekündigt. Natürlich wird sie der König
nicht empfangen. Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch
bis zum vierten August verzögern. Der König will erst nach dem
dritten dorteintreffen,umnichtamGeburtstagseinesseligentzerrn
Vaters in das Empfangs» und Residenz.Geräusch verwickelt zu
werden." Am Merten warWilhelm.derSieger, in seinem Berlin.
Aus Bismarcks Briefen an Johannen. Vor der Entscheid
dungschlacht, aus Iitschin: «Unsere Siege sind viel größer, als
wir glaubten. Schicke mir durch die Couriere immer Cigarren,
zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis zwanzigThaler,
für die Lazarete. Alle Verwundeten sprechen mich darum an.
Schicke mir auch nocheinenRcvolvervongrobemKaliber.Sattel-
pislole,und einen französischenRoman zumLesen; abernureinen
aus einmal." Am Neunten, aus Hohenmauth: „Weißt Du noch,
meintzerz, wie wir vor neunzehn Iahren auf derBahn vonPrag
nach Wien hier durchfuhren? Kein Schicksal zeigte die Zukunft;
auch nicht, als ich 1832 mit dem gulenLynar diese Eisenbahn pas-
sirte. Wi^e wunderbar romantisch sind Gottes WeHe! Uns geht es
gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unseren An»
sprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so
werden wir auch einenFrieden erlangen, der derMühc Werth ist.
Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt und ich habe
die wunderbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu
gießen undgeltendzumachen, daß wirnichtalleinin Europa leben,
sondern mit noch dreiMachlen.dieuns hassenundneiden.Unsere
Leute sind zum Küssen, Jeder; so todesmuthig, ruhig, folgsam, ge-
sittet, niit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig
Schlaf, abfallendcnStiefelsohlen, freundlich gegenAlle.keinPlün-
dern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschim-
meltesBrot. DerKönig exponirte sich am Dritten sehr und es war
gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten
nicht und Niemand hätte gewagt, ihn fo hart anzureden, wie ich
es mir beim letztenMal.welches half, erlaubte, nachdem einKnäuel

von zehn Kürassieren und fünfzehn Pferden vom sechsten Regi»
ment sich neben uns blutend wälzte und die Granaten den Herrn
in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum
Glück nicht. Er kann mirnochnichtverzeihen.daßichihmdasVer-
gnügen, getroffen zu Werden, verkümmerte; ,an der Stelle, wo ich
auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte/sagte er gestern noch mit
gereiztem Fingerzeig auf mich. Es ist mir aber doch lieber so, als
wenn er die Vorsicht übertriebe. Die Generäle hatten alle denAber-
glauben, sie, als Soldaten, dürften dem König von Gefahr nicht
reden, und schickten mich, der ich auch Major bin,jedesmal anihn
ab. Sie trauten sich nicht, in dem ernsten Ton, der schließlich half,
zu der verwegenen Majestät zu reden." Aus Brünn: «Ich habe
etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder über; eswareinNerven-
bankerot; ich hätte amSonntagAbendumneunUhrzuBettgehen
müssen, um von den fünfzig Stunden Schlaf, die ich in vierzehn
Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war eben
im Einschlafen, als Lefebvre vonWien zurückkam. Verhandlung
bis drei Ahr und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummi-
strumpf half; jetzt ists besser/ Aus Prag, am Tag vor der Heim»
kehr: „Großer Zwist im Ministerium über die Thronrede. Lippe
führt das großeWort im ko nservativenSinne gegen mich;undtzans
Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen
haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase
undübenihreSchwimmkunstaufderstürmischenWellederPhrase.
Mit den Feinden wird man fertig; aber die Freunde! Sie tragen
alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt. Leb
wohl, mein Lieb." (Johanna wünscht ihnen den Hexenschuß.)
Im Lager war zugleich mit den österreichischen Parlamen-
tären ein finstererGast eingetroffen. InTfcheitsch schriebGraf Fred
Frankenberg in seinTagebuch: «An einemMeierhofefandenwir
die Quartiermacher; auf dem Eingangsthor klebte ein großer Zet-
tel und darauf stand in dicker Schrift: ,tzier herrscht die Cholera.'
Gestern starb hier Generallieutenant von Clausewitz; in jedem
tzaus liegen Tote und Kranke. Es wurde sehr still im Generalkom-
mando und manches braune Gesicht entfärbte sich. Was halfs?
Auch diesem unheimlichen Feinde, der keinen Waffenstillstand
achtet, mußte ins Auge gesehen werden." VierTage vorherhatte
der kluge Ordonnanzoffizier des schleichen Corps geschrieben:

«Meinem Herzenswunsch nach müßte derAbschluß des jetzt durch-
kämpften Krieges die Krönung Wilhelms des Ersten sein, nicht
zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation,
sondern des Deutschen Reiches Deutscher Nation! Lange genug
haben Franzosen und Engländer, sogar russische Barbaren über
uns gespottet, lange genug mußten wir ihre bösen Reden ertragen,
die um so unerträglicher waren, weilWahrheit darin steckte. Möch-
ten sie gezwungen werden, einzugestehen, daß nichtsie, sondern die
Deutschen an der Spitze der Civilisation marschiren!"
DiewichtigstenSätzeausdemAbschnitt»Nikolsburg«inBis-
marcks »Gedanken und Erinnerungen". »Nach der Schlacht von
Königgraetz war die Situation derartig, daß ein Eingehen auf die
ersteAnnäherungOesterreichszuFriedensunterhandlungen nicht
nur möglich, fondern durch die Einmischung Frankreichs geboten
erschien. Die Einmischung Frankreichs war hervorgerufen durch
unseren Sieg, nachdem Napoleon bis dahin auf unsere Nieder-
lage und Hilfebedürftigkeit gerechnet hatte. Auf meinen Antrag
antwortete Seine Majestät dem Kaiser Napoleon dilatorisch, aber
doch mitAblehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürg-
schaften. Wenn Napoleon in den Krieg eingriff, Rußlands Hal-
tung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer
Armee weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so
schwierige werden,daß wir zu jederWaffe.die uns die entfesselte
nationale Bewegung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in
Ungarn und Böhmen, darbieten konnte, greifen mußten, um nicht
zu unterliegen. Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu
Oesterreich darauf an, kränkende Erinnerungen nachMöglichkeit
zu verhüten. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres in die
feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine be-
friedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein
Bedürfniß.Daß ein französischer Krieg auf den österreichischen fol-
gen werde, lag in der historischen Konsequenz, selbst dann, wenn
wir dem Kaiser Napoleon die kleinen Spesen, die er für feine
Neutralität von uns erwartete, hätten bewilligen können. In
Lagen, wie die unserige damals war, ist es politisch geboten, sich
nach einem Sieg nicht zu fragen, wie viel man dem Gegner ab-
drücken kann, fondern nur zu erstreben, was politisches Bedürf-
nis^ ist. Ich war fest entschlossen, die Annahme des von Oesterreich

gebotenen Friedens zur Kabinetsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige; allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bis herigen Siegeslauf abzubrechen, und der König war mili» tärischen Einflüssen im Lauf jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen. Ich konnte die Gestallung der Zu» kunft und das von ihr abhängige Nrtheil derWelt eben so wenig voraussehen wie irgendein Anderer, aber ich war der einzige An» wesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Oester» reich könntenwirweder ganz noch theilweise brauchen, eine Stär-kung des preußischen Staates durch Erwerbung von Provinzen wie Oesterreichifch-Schlesien und Stücken von Böhmen nicht ge° Winnen; eine Verschmelzung des deutschen Oesterreichs mit Preu-ßen würde nicht erfolgen,Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regiren sein". Erst am vierundzwanzigsten Juli fiel in Nikolsburg die Entscheidung. Schon wollte Bismarck den zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen König bitten, als Offizier in sein Regiment eintreten zu dürfen, wollte er, in noch tieferer Verzagtheit, »aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster fallen": da kam Hilfe vom Kronprinzen. Der überredete den König. Eine Eingabe Bismarcks trug amRand ein Marginale ungefähr des folgenden Inhaltes: »Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sichDerselbederAuffassungdesMinisterpräsidentenangeschlossen hat.sehe ich michzumeinem Schmerz gezwungen.nach soglänzen» den Siegen derArmce indiesensauren Apfel zubeißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen". Von diesem Marginale, sagtBismarck, »das mir derKronprinz überbrachte,blieb mirals einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemüthsbe» wegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte". Am Sechsund» zwanzigsten wurde der Präliminarvertragunterzeichnet, den Bis-marck, allen Gewalten ins finstere Antlitz, empfohlen hatte.

Die andere Seite. Aus Benedeks, des Feldzeugmeisters,
Briefen an feine Frau Julie. «Wenn unfer Herrgott Oesterreich
und seine Armee segnet, ich aber irgendwo liegen bleibe, dann ist
mein Leben millionenfach bezahlt. Komme ich aber als geprügel-
ter Feldherr zurück zu Dir, dann habe Nachsicht und laß mich mein
Unglück schweigend tragen, wies dem Manne ziemt. - Nach den
Niederlagen von Skalitz, Trautenau und Iitschin, als Friedrich
Karl schondieFlanke unddenRücken der Oesterreicher undSach-
sen zu umklammern drohte: «Vielleicht spreche ich heute zum letz-
ten Mal zu Dir. Habe dem Kaiser ehrlich gesagt, daß ich,wenn er
will, ihm selbst meine bürgerliche und militärische Ehre zum Opfer
bringe; und Das ist nun geschehen. Möglich, daß ich Dich noch
wiedersehe. Wäre zwar besser, wenn mich eine Kugel träfe; aber
ich wollte selbst eine Schmach erleben, wenn ich damit dem Kaiser
und der Armee einen letzten Dienst erweisen kann." Nach dem
Tag von Königgraetz, aus Olmütz: «Warum ich Unglück gehabt:
Das mag ich nicht erörtern. Du aber, liebe Julie, verzeihe mir,
daß ich Unglück gehabt. Ich habe nie an Selbstmord gedacht, bin
auchnurdeshalb so stark insFeuer geritten, weil ich helfenmußte.
Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen, so lange ich kann,
und in jederPhase dieses unglückseligen Krieges, zu dem ichnicht
gerathen habe. Das Zeitungsgewäsch, das Urtheil der Welt:
Alles, Alles ist mir gleichgiltig. Mußt Philosophie haben und
Gott ergebensein. Habe den Kaisergebeten, ersollemitmirmachen,
was er will. Als man mir dies Kommando, gegen all meine mo»
tivirten Vorstellungen, aufgedrungen hat, habe ich in einer Kon»
ferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque
spielen und ich nur wünsche, der Kaiser möge nicht bereuen, mir
dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß
ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich
in Italien vielleicht vonNutzen sein könnte. Bin mit mir, mit mei-
nem Gewissen und mit meinem Herrgott imReinen; bin ein recht
gottergebener Soldat. Bin ein abgeschlossener Mann, der keine
äußeren Ehren braucht; und meine eigene innerste Ehre halte ich
fürunbefleckt. Erkenne diesfalls keinen menschlichen Richter! Aber
es gehört was dazu, die tausendNachrichten ruhig hinzunehmen.
Meine Achtung für die Menschen überhaupt ist nicht erhöht wor»
den. Und somit basta! Mein Soldatenmißgeschick am Schluß von

vierundvierzigjähriger braver und ehrenhafter Militärdienstlei
stung ist allerdings groß, aber das Unglück des Kaisers und der
Monarchie ist ja viel größer; das meinige fällt unters Maß." Er
wird vors Kriegsgericht gestellt und soll „ die Führung, die Unglück-
lichenOperationenderArmeeunddenganzenmangelhaftenDienst-
betrieb" rechtfertigen. Er weigert jedeAuskunft, nimmt die ganze
Verantwortlichkeit aufsich.will keinen ihm Untergebenen belasten
und erklärt, er werde jede über ihn verhängte Strafe «mit reglc-
mentmäßigem Dank" hinnehmen. Schreibt an die Frau: «Mich
kann Niemand demüthigen und der Kaiser weiß bereits recht gut,
warum ich vor der Kommission nicht Rede und Antwort gegeben
habe. Die Regirung soll froh fein, daß ich mit wahrem Soldaten-
takt schweige. Sei nur ruhig!" Auch der Verabschiedete schweigt.
Bald nachdemKrieghatderbescheideneManngesagt: »Wie
sollten wir gegen die Preußen aufkommen! Die sind studirteLeute
und wirhaben weniggelernt." Nndspäter: «Ichbrauchemich nicht
zu vertheidigen; der preußischeGeneralstabwird michschonrecht«
fertigen." Ungefähr so ists gekommen. Moltke nannte ihn einen
verdienstvollen, tapferen, umsichtigen General und beklagte das
Los des besiegtenFeldherrn.MoltkesSchülerSchlichting feierte
ihn gar als «Oesterreichs größten Sohn in schwerer Zeit." Bis-
marck schrieb an dieWitwe: «Möge es Ihrem Schmerz Trost ge-
währen, daß nicht Oesterreich allein den Hingang des Waffen-
genossen Radetzkys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und
seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemein-
samer empfunden." Und im preußischen Generalstabswerk wird
demFeldzeugmeisternachgesagt.erhabeeinenansichrichtigenGe-
danken mit der unerschütterlichen Festigkeit, die eine der schönsten
Eigenschaften tüchtiger Kriegsführer ist, imAuge behalten; frag-
lich sei nur, ob der Gedanke noch richtig war, als er ausgeführt
werden sollte. Wichtiger ist, was zwischen denZeilen steht. Preußen
hatte Feuertaktik und Zündnadelgewehr, Oesterreich Stoßtaktik
und Vorderlader. Preußen denmodernsten, Oesterreich einen rück-
ständigen und zuchtlosen Generalstab. Dazu kam derAnterschied
der kriegsministeriellen Leistung. In diesem siebentägigen Feld-
zug, schriebRoon, «habe ich keine Gelegenheit gehabt,mir beson-
derenDankzuverdienenzhöchstenshat erbewiesen, daß ich vorher
kein fauler Knecht war." Der wiener Kollege wars gewesen.

Wem hatte Preußen den entscheidenden Sieg bei König-
graetz zu danken? »Diesmal, Bismarck, hat der brave Musketier
uns noch herausgerissen", rief Roon auf dem Schlachtfeld. Die
Mehrheit heischt den Lorber für Moltke, heischtjedes Blättlein für
ihn. Die liberale Legende preist ihren Helden Friedrich Wilhelm,
dem zum guten Soldaten doch so ziemlichAlles fehlte. Einer nur
wird immer vergessen: Prinz Friedrich Karl. Das einzige Feld»
herrntalent.dasnachFritzensTagenimtzohenzollernhaus wuchs.
Kein Lied, kein Heldenbuch nennt seinen Namen; kaum eins noch
den seines Generalstabschefs Konstantin Bernhard vonVoigts»
Rhetz.Wie aberwars inBöhmen? AmdrittenIulitag sollte nicht
gekämpft, den ermüdeten Truppen Ruhe gegönnt werden. Auf
diesen Ruhetag hatte auch Benedek gehofft. Der Entschluß, am
Dritten früh anzugreifen, entstand, alsErgebniß neuer Rekogni»
tionen,erst am Vorabend in Kamenitz, dem Hauptquartier Fried»
rich Karls, der die Erste Armee führte. Der Kronprinz wurde auf»
gefordert, von Königinhof zur Unterstützung des Angriffes mit
seiner Armee heranzumarschiren. Als der Brief, der diese Auf»
forderung bringt, abgehen soll, sagt Voigts-Rhetz, solches Excita»
torium werde nicht stark genug sein, der ZweitenArmeeBeine zu
machen. Wahrscheinlich: denn die im Wesenston verschiedenen
Prinzenstehen nichtgutmit einander. Richtig: dennBlumenthal,
der Stabschef des Kronprinzen, antwortet, die Armee könne nur
auf Befehl des Königs marschiren. Nach Zehn abends istVoigts-
Rhetz in Iitschin beim König. Der stimmt dem Plan zu; auch der
Absicht, der Armee des Kronprinzen neue Weisung zu geben.
Waren Sie schon bei Moltke? Nein. Schnell zu ihm; wenn er
mich nachher noch sprechen will, trifft er mich bis halb Zwölf. Kein
Mensch weiß, wo Moltke wohnt. Endlich wird er gefunden; im
Bett.»Der General«, schreibt Voigts»Rhetz,»sahsofort die Größe,
das unerwartete Glück des Momentes ein und erklärte sich mit
allen Anordnungen einverstanden, die ja auch später nach der
Disposition ausgeführt wurden". Zogsichan und lief zumKönig.
Der aber hatte, als erVoigts.Rhetz entließ, »bereits definitivbe»
fohlen,daß der Kronprinz marschire, und alle vorher für denDritten
ertheiltenBefehleaufgehoben/ Nicht mehrVetterFriedrichKarl
also sprach jetzt, fondern der höchste Kriegsherr. Der Befehl wird
in äupl« ausgefertigt und durch zwei Eilboten befördert. UmVier

Uhr früh ist, als erster Bote, der Adjutant Oberstlieutenant Graf
Finckenstein, der um Zwei aufs Pferd gestiegen und im Dunkel
aufunbekanntem Geländelosgerittenwar.mit derOrdre inKöni-
ginhof. Zeit genug. Bald nach Elf war die Zweite Armee auf
dem Schlachtfeld (wo die österreichische Artillerie die Führer des
Preußenheeres fast schon entmuthigt hatte); konnte Benedeks rech-
tenFlügel mit frifcherKraft packen und derschwarzweißenFahne
den Sieg sichern. Voigts»Rhetz war nachts ruhig die fünfzehn
Kilometer vonIitschin nachKamenitz zurückgetrabt. AnFriedrich
Karl hat er anderthalb Jahre danach geschrieben: «Dem König
und Eurer Königlichen Hoheit gebührt derRuhm der Konzeption
und Ausarbeitung dieses großen Weltereignisfes". Damit sollte
wohl dem großen, nach Menschenart nicht immer ganz neidlosen
Hellmuth Eins ausgewischt werden. Warum aber spricht Fama,
in ihrem ErzPalast mit den tönenden, tausendthürigen Wänden,
so selten von Friedrich Karl? Fontane hat von ihm gesagt: «Der
tiefste Quell seines Unmuthes war das ihn verzehrende Gefühl,
in feinem militärischen Verdienst nicht ausreichend gewürdigt wor»
den zu sein. Er rangnach demRuhm des Schlachtendenkers und
litt unter der Vorstellung, auf diesem Gebiet im günstigsten Fall
als ein Zweiter angesehen zu werden". Als ein Dritter. Noch
heute liest der Preuße aufmanchemBlatt, denTriumphtag von Kö-
niggraetz habe die Heldenleistung des Kronprinzen uns beschert.
Liest auch, der Kronprinz sei für den Krieg gewesen. Dieser
Schwatz ist leicht zu widerlegen.Wilhelm undAugusta,Fritz und
Vicky, Bruder Karl: alle Fünf sträubten sich gegen die harte Noch»
wendigkeit; ging esnachihnen,dannwurdediegroßeStundever-
fäumt. Die Annexion der Elbherzogthümer war dem Mann der
Engländerin ein Gräuel.Am dritten März 1866 sagt er zu Theo»
dor von Bernhardt, Bismarcks Politik sei nur durch den Haß ge°
gen das Haus Augustenburg und dessen liberalen Anhang be-
stimmt. »Der König sieht jetzt Alles nur durch die bismärckische
Brille. And so steuern wir auf dieAnnezion los." Fritz irrt.Noch
Ende April schwankt der König, neigt zum Nachgeben und Bis-
marck ist drauf und dran, seine Entlassung zu erbitten. Auf dem
Paradefeld fagt der Kronprinz im Mai zwar zu den Offizieren,
er fehe ein, daß Bismarck Recht habe und der Krieg unvermeid»
lich sei. Das soll wohl seine Popularität im Heer steigern. Noch

am dreiundzwanzigsten Mai fragt er Bernhardt, warum eigentlich Krieg geführt werde. Kann ein dem höchsten Sitz so Naher noch blinder sein? »Erspricht immer in der stillschweigenden Vor» aussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen. Er - spricht von den Gefahren, die sehr groß seien. Die Oesterreicher werden Venetien nurzum Schein vertheidigen^schnelleinen.Frie» den von Villafranca' schließen, um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja, wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen. Er kommt immer darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls gerade in diesenTagen sehr ungünstig für Preußensind. .DerKönigwillden Frieden; er hält sich an jedem Strohhalm, um den Frieden zu erhalten. Wenn man denForderungen derZeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern einsetzt, ist der Friede heute noch zu haben/ Ich: .Halten Eure Königliche tzoheitDas jetzt noch für möglich?' Kronprinz: ‚O gewiß! Der Erbprinznimmt gleich an.'" DreiWochenvorderKriegserklärung. Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin, der Au° gustenburger in Schleswig-Holstein: Das war das Programm des Kronprinzen, den dieBezirksvereinslegende in den tzeroenrang heben wollte. Fiel ihm nicht ein, daß der König, der, mit dem nach hartem Kampf reorganisirten tzeer, diesem Krieg auswich, den Nachbarn zum Gespött wurde und abdanken mußte? Nein: dem Manne, den nach der Mobilmachung Blinds Kugel suchte, der in Berlin und Nikolsburg die Verantwortung trug, gebührt auch der Ruhm. Bismarck, schrieb Bernhardt, dem der Kronprinz wieder Etliches vorgestöhnt hatte, „will den Deutschen Bund umstürzen und an seinerStelle einen neuen bilden,indem Preußen unbedingt die herrschendeMachtwäre. Nunistmirauch klar, warum er den Krieg will. Wenn Oesterreich nachgäbe und wir die Elbherzogthümer erhielten, wäre es ihm gar nicht recht. Denn seine weiteren Pläne lassen sich nicht ausführen, die Oberherrschaft inDeutschland läßt sich nichtgewinnen ohne Krieg. Das sieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder sehen muß." Nicht Jeder sah es. Nicht Jeder fühlte, daß demAdlerlande der Kampf um Ehre und Zukunft aufgedrungen ward. Schon hatte Beust in Dresden gesagt, der Tag sei nicht fern, wo die Improvisation Friedrichs des Zweiten von der Erdfläche verschwinden werde.

Doch dertzof und sämmtlichetzofwanzenwarenfürFrieden. Daß
derKrieg gegen Oesterreich und die ihmAfflliirten, der nothwen-
. digste in der Preußengeschichte, geführt wurde, war dasWerkdes
altmärker Junkers. Diese Gewißheit ist längst nicht mehr zu ent»
wurzeln.Andohnedenfechsundsechziger Entschlußgab es damals
keine deutsche Einheit, kein Reich, keinen Kaiser. Der alte Wilhelm
empfand es. Am Einzugstag pries er die großen Verdienste des
Staatsmannes, der «seinen Namen für alle Zeiten auf die Ehren»
tafeln unserer Geschichte geschrieben hat", und sandte dem Civi-
listen, «alsErinnerung andiehistoristischeGranate",zumHohen°
zollern-Ritterkreuz die Schwerter und das schwarzweiße Band.
DemBriefhatdcrFürsorglichedieWarnung hinzugefügt: «Setzen
Sie sich ja nichtdemfeuchtenWetterheuteaus!" Amzwö,ftenFe-
b uar 1867 kam die Dotation; der Erlaß begann mit dem Satz:
«ImRückblickauf den entscheidenden Wendepunkt, an welchen die
Geschicke Preußens durch die ruhmwürdigen Kämpfe des vergan-
genen Jahres gelangtsind.wirdesdenspätestenGeschlechtern un-
vergessen sein,daß dieErhebungdes VaterlandeszuneuerMacht
und unvergänglichen Ehren, daß die Eröffnung einer Epoche rei-
cher und mit Gottes Hilfe segensvoller Eniwickelung wesentlich
Ihrem Scharfblick, Ihrer Energie und Ihrer geschickten Leitung
der Ihnen anvertrauten Geschäfte zu danken war." Kein großer
König? Doch bescheiden und treu. Konnte, nach Menschener»
messen, das Wagniß denn unheilvoll enden? Mollke war seiner
Sache sicher; auchfür dcn von ihm vorausgesehenenFall.daß die
Oesterreicher sich sofort in Nordböhmen, nicht, wie sie thaten, in
Mähren,ausstelltenunddiepreußischeOffensive hinderten. Bene-
dek telegraphirte zwei Tage vor der Hauptschlacht (zu deren An«
nähme ihn dann wohl ein nie veröffentlichter Befehl zwang) an
FranzIoseph, die Katastrophe sei unvermeidlich, rieth zu schnell»
stem Friedensschluß und hatte schon vorher gesagt, der Kriegwerde
ihn seine militärische und seine bürgerliche Ehre kosten. Preußen
mußte siegen; konnte von diesem Heer, «das kaiserlich sich nennt,
dashierinBöheimhausel°,niemals,nirgendsgeschlagen werden.
DerSiegervonNikolsburg war derMann.dersichfürdiesen
Sieg seitzwöifIahren bereitet hatte; seil dem Lenztag, da er
aus Frankfurt an Gerlach schrieb: «Ich schwöre überall, daß
Preußen und Oesterreich einander gerührt in den Armen liegen

und Jeder über des Anderen Vortrefflichkeit weint." Der dann,
nach der Darstellung Moritzens von Blanckenburg, als der Ein»
zige, „völlig klar, bewußt, ruhig und energisch den höchst gefähr»
lichen Strom der aura popularis von dem entscheidenden Ort ab»
dämmte.Alles war gegen ihn. Aber der Lange blieb fest wie ein
Koloß; nur abends klagte er mir fein Leid." Alles bleibtgegenihn.
Nnd aufrecht steht er vor demKönig, derKönigin, demKronprinzen,
ohne Wank vor dem ganzen Schranzenstaat. Den Entschluß zum
Krieg und zumebensonothwendigenFriedenerwirkt er; erzwingt
ihn in der günstigsten Stunde: und stürbe, Wenns ihm nicht ge»
länge. Weil er Oesterreich haßt und, wie liberale Kindsköpfe knir-
schen, nach Juchten riecht? »Haß und Liebe, Rache und Strafe:
solcheBegriffe taugen demPolitiker nicht. DiePolitik hat nichtzu
rächen, was geschehen ist, sondern zu verhüten, daß es wieder ge»
schehe. DerPolitiker hat, unter allenNmständen, nur die eineFrage
zu beantworten: Was nützt meinem Land und wie ist sein Vor»
theil am Besten zu wahren?" So hat schonderjungeBismarckge»
sprachen. Den alternden floh der Schlaf, wenn im Krieg einTag
nutzlos verzaudert wurdeund dietzoffnungaufWundermitBlin-
zelaugen im Staatsrath saß. Das Schwert war ihm das stärkste,
aber auch das gefährlichste Werkzeug der Politik; dem Hirne nur,
das Zweck undWirkung besonnen hat, wohlthätig dienstbar, nie»
mals dem blinden Arm, der es schwingt, um sich, vor gleißender
Korona, im Streckspiel trüg gewordener Muskeln zu üben.

?rimula verig.

»In dem für ein amerikanisches Blatt geschriebenen (auch in
den,1'imes'veröffentlichten)Artikel,deraufdenUrsprung des Krie-
ges zurückblickt, behauptet der deutsche General von Bernhardt,
dieArt der französischen Truppenkonzentration und die Anwesen-
heit unserer Hauptstreitkräfte auf dem linkenFlügel beweise, daß
die Regirung der Republik entschlossen war, im Einvernehmen
mitEngland die belgische Neutralität zu verletzen. Diese Beschuldi-
gung wird von unseremAufmarfchplanbündig widerlegt.Alsder
Krieg erklärt worden war, kehrte die Gesammtheit unserer Streit»
kräfte ihrAntlitz nachNordost. ErsteArmee: zwischenBelfort und
der Linie Mirecourt-Luneville; Zweite Armee: zwischen dieser
Linie und der Mosel; Dritte: zwischen der Mosel und der Linie

Verdun-Audun- le-Roman; Fünfte: zwischen dieser Linie und der
belgischen Grenze. Die Vierte Armee stand imWesten von Com»
mercy in Reserve. Aus diesen Thatsachen folgt, daß die Gesammt»
heit unserer Streitkräfte ihreStirn demDeutschen Reich, nur dem
Deutschen Reich zuwandte." (Kommunique OMciey. „Als die
Deutschenuns neulich in unserenafrikanischen Kolonien angriffen,
haben wir sie besiegt. Jetzt müssen wir sie in Europa, zwischen Ppres
und denVogesen, bekämpfen. Pflicht und Interesse befehlen diesen
Kampf. Wie die inParis heimischenItaliener, Rumänen, Grie-
chen in muthigen, stolzen Worten gethan haben, so müssen auch
wir, als der selben Rasse Angehörige, unsere patriotischenLands»
leute zu raschem Eing riffin den Krieg aufrufen. Denn die Entfchei»
dungstunde hat geschlagen und alle Zweideutigkeit muß weichen.
Hoch der Bund der Lateiner und aller civilisirten Völker gegen
die Mordbrenner von Loewen und Reims! Nur die Zerschmet»
terung des preußischen Militarismus und Imperialismus kann
jedemVolksthum die sreieEntwickelung sichern." (Aufruf der pa-
riserPortugiesenkolonle.) «Frankreich führt sein gewöhntes Leben
ruhig fort undist desSieges gewiß. SeinLand, seineMenschen,sein
Geld hat es mit bewundernswerther Inbrunst hingegeben; und
dabei allen gefährlichenUebermuth, alles eitle Gebrüst vermieden.
Gerade dieFülle derOpfer hat derRepublik die innere Ruhe und
das Selbstvertrauen zurückgebracht, die ihr vierundvierzig Jahre
lang fehlten. Wer die Kraft dieses starken und feingliedrigen Vol-
kes unterschätzt, muß, wenn er die Möglichkeiten des Europäer-
krieges summirt, in einen groben Rechenfehler fallen." <Mttino.)
«NnsereSache ist die der Menschheit und wirfechten fürEuropas
Freiheit, wenn wir für unsere fechten. Dieser Satz Franklins ist
wahr geblieben. Den Franzosen danken die Vereinigten Staaten
ihre Unabhängigkeit. And derAmerikaner, der die Geschichte seiner
Heimath durchleuchtet, lernt, nach dem Wort Irelands, zugleich
Frankreich lieben." (Vortrag des Herrn James tz. HydeinNizza).
«In Trieft spricht man schon von dem triumphalen Einzug derIta»
liener und von demlautenIubel,dersie begrüßen werde.tzierund
inTrientweißIeder.daßdieBehördensichzurAbreisebereitenund
in allenBuresux Kisten und Koffer stehen. Ich höre, daß es Verhaf-
tungen regnetundGefängnißstrafen von fünfMonaten biszu zwei
Iahren für Missethaten Verkündetwerden, derenärgstesein sollen,

daßEinerden.Lecolo'inderTasche hatte odernichtdenHutabnahm
wcnndie österreichischeNationalhymne gespielt wurde. InTriest
sinddieMolen leerund derHafen, sonst einindenOrientgeöffnetes
Fenster, liegtinTodesschweigen.DiemeistenSchiffesindinfremde
Häfen emgesperrt.DerLebensmitlelpreis ist fast schon aufs Drei«
fache gestiegen." (^ourriäl 6e (Zeneve.) „Wenn kein Hafer mehr in
der Krippe ist, beißen die Pferde einander. Die Oesterreicher kla-
gen, weil dieUngarn sie verhungern lassen.Nie war eineAnklage
ungerechter. Die Ungarn schicken ihren Knechtern kein Getreide,
weil sie für sich selbst kaum genug haben. Die ungarischenMinister
des Kaisers von Oesterreich scheinen ihr Naiionalgefühl allmäh-
lich wiederzufinden. Sie wissen, seit dem Fall von Przemysl, daß
Berlin nichts mehr für sie thun kann,daß auch die Türkei vorder
tzungersnoth steht und dieTage von Konstantinopel gezähltsind.
Die Bewegung der Balkanvölker wird von Tag zu Tag heftiger
und alle Politiker wissen, daß an dem Tag, wo einzelne Neutrale
in den Krieg eingreifen, der Rechnungbetrag ums Doppelte steigt.
Wahrscheinlich wird Ungarn denOesterreichern rathen.nicht ihre
letzten Truppen gegen die Sieger zu schleudern, sondern wenig»
stens dieMöbelzu retten. InDeutschland wird manbisansEnde
.bluffen'. Das leichtgläubige Volk schluckt all die Schlänglein, die
ihm seit Monaten in den Mund gestopft werden; und die Erfin-
der dieser Ernährungart müssen sich vor jedem Aufdämmern der
Wahrheit hüten. Schon aber flackert das Holzscheit. Die ganze
Bande ist in Streit. Schlechtes Zeichen! Deutschlands Unruhe
wird sichtbar. Zwar hungert es noch nicht; aber ihm fehlen zum
Krieg unentbehrliche Rohstoffe. Im Norden kommts nicht vor«
wätts,dieHoffnung auf denBorstoßnachCalaisistgeschwunden:
jetzt möchte es inHolland einbrechen.Das wärenichtnureinVer-
brechen, sonderneineDummheit.DochDeutschlandist in sowirren
Aberwitz gelangt, daß ihm jederFehler zuzutrauen ist.DieDeut»
schen merken noch immer nicht, daß die Zugehörigkeit zu ihrem
Stamm vor demAuge derWelt heute als die ärgste Schmach gilt.
Die Veraündeten kämpfen nicht nur für ihr Wohl, sondern auch
für das der Neutralen, die kein Auge für die nahe Gefahr des
Pangermanismus hatten.Als derKrieg anfing.wurdendieVer»
Kündeten bedauert; heute werden sie beneidet. DieLeute merken,
daß ein Riesengeschäft zu machen ist, strömen herbei und fragen:

,Sind noch Anteilscheine zu haben?' Die .Deutsche Kultur' hat
den Gipfel erklommen. Die Versenkung des Passagierdampfers
Mlaba' hat hundertelf wehrlose Menschen, darunter auch Frauen,
umsLeben gebracht. Die Botschaft muß alle Vertreterder,Kultur'
innig erfreut haben. Im Haag hat der Gesandte Oesterreich°Nn°
garns einen Strafantrag gegendieholländischeZeitung.l'elegrÄäk'
gestellt. Ein in diesemBlatt veröffentlichtes Bild zeigte denDeut°
schenKaiser,der ein demaltenFranzIosephabgeschnittenesBein
dem König von Italien hinhält und ruft: .Wenn Du ein anderes
Stück willst, genireDich nicht!' Die deutschen Sozialisten, die den
französischen das Schlagwort,Krieg dem Kriege' aufgeschwatzt
haben, sind jetzt kaiserlicher als der Kaiser, kriegerischer als die
Generale und bereit, für jede Rüstung zu stimmen. Wenn diese
Genossen Euch, Franzosen, etwa jemals wieder die Bruderhand
Hinsirecken: Spuckt hinein!" (I^Ke Ixlevv VorK iieralä.)
„Rumäniens Gesandter, Herr Diamandi, hat gestern hastig
Petrograd verlassen. Er sagte, daß erfüreinpaarTage nach Mos°
kau gehe, ist aber nach Bukarest gereist undwill einenMonat lang
dort bleiben. Eingeweihte vermuthen, er sei, am Tag nach dem
Fall vonPrzemysl,heimgeeilt, ummit allerKraft aufRumäniens
schnelles Eingreifen in den Krieg hinzudrängen. Schon seit der
Beschießung derDardanellenforts war er in sichtbarer Bewegung;
ging öfter als sonst ins Ministerium des Auswärtigen und in die
BoischafthäuserEnglands und Frankreichs. Er konnte aber nicht
unzweideutigeKlarheit darüber erlangen, ob die Meerengenfrage
beantwortet und dieAntwortin einemAbkommen der drei Verbün-
deten besiegelt worden sei... BaronRofen, einstRußlands Vertre-
ter in Tokio und Portsmouth, wird nächstens, unter dem Titel,Die
Geschichte des porlsmouther Friedensvertrages', Erinnerungen
anWitle ve,ösfenl,ichen...InIekaterinosluw wurde einLandgut
(1 770 000DesjatinenAckerland),das die berliner Deutsche Bank
mit demBeistand einervorgeschobenenPerson von dem deutschen
Staatangehörigen Zindler erworben hatte, von der Regirung
in Beschlag genommen. Anter dem Vorsitz des Herrn Atin, Di-
rektors der Diskonto' und Kredit»Bank, wurde von den Leitern
petrogradcr und moskauer Banken dieFrage geprüft, ob dieAb-
wehr des Zuflusses russischer Werthpapiere aus Deutschland nö-
thig sei. Gegen denWunsch der Internationalen Bank wurde die

Frage verneint und ausgesprochen, daß man sich freuen müsse, wenn russische Papiere in Rußland heimisch werden. Die Sibirische Gesellschaft für Handel, Industrie und Schiffahrt errichtet am Unteren Ienifsei Lagerhäuser und ein Kontor. Sie plant für den Frühling zwei Fahrten durch das Nördliche Meer.« (Rufskoje Slowo,) Brot, Fleisch, Viehfutter, tzeizstoff, Wolle. Baum» wolle, Eisen, Chemikalien: Alles istinRußlandtheurergeworden. Was wir sonst einführen, was wir sonst ausführen, fogar, was auch in Friedenszeit weder ein» noch ausgeführt wird. Alle Kla» gen und Ausnahmevorschriften haben nicht zu helfen vermocht. Noch sind nicht einmal die Ursachen der Theuerung ganz aufge» hellt. Die Hemmung des Eisenbahnverkehres und die Speku» lation können nicht Alles erklären. Hinzu kommt dieUngewißheit der Zukunft. Niemand weiß, wie lange der Krieg währen wird, wie lange wir also auf unseren eigenen Waarenvorrath angewiesen sein werden. Davon aber hängt die Verfügung über die» sen Vorrath ab, mag er groß oder klein sein... Der Wunsch der Bierbrauer, von der Staatsbank einen langfristigen Kredit zu er» halten, mußte abgelehnt werden, weil der Vertreter der Kredit» kanzlei die Erfüllung als in unseren Tagen unmöglich bezeichnete. DieKommissare derRegirung beschlossen, denVerkauf von Wein und Bier wieder zu gestatten und dieBrauer von einemTheil der Verluste zu entschädigen, die das Ausschankverbot bewirkt hat. Als Ersatz für das Bier, das nach dem Verbot nicht ausgeschänkt werden durste und deshalb verdarb, sollen die Brauer zehnMil» lionenRubelerhalten."(RusskijaWjedomostij.) «Amerikawünscht die friedliche Lösung des sino°japanischen Streites, würde aber, nach der Meinung der Pekinger Presse, im Konfliklsfall für China eintreten. In China und Japan kaufen die Deutschen alles Kupfer auf, das sie bekommen können. In Tschifu ist ein Lager entdeckt worden, das vierzigtausend Pud Kupfer enthält. Japanische In» dustrielle empfehlendierasche Schlichtung des Streitesmil China, weil derBoykott japanischerBanken undWaaren demInselreich beträchtlichen Schaden bringe." (Rjetsch.) »DeutschlandsPoli» tik ist die Politik der Nation, nicht der Oberklasse noch, wie jetzt verächtlich gesagt wird, nur des Deutschen Kaisers. Alle fühlen, daß es sich in demStrebennachweitererpolitisch°w!rlhschaftlicher Basis des Reiches um Sein oder Nichtsein handelt. Nicht der

Kaiser ist der Urheber desKrieges; undnicht gegendieRegirung,
sondern gegen das Volk ist er zu führen. Endet er(was nicht un»
denkbar ist) mit einem Kompromiß, dann sind in Europa Blut»
ströme geflossen, unge heure Gütermengen vernichtet worden, ohne
daß eine Entscheidung erwirkt ist. Dann lebt und rüstet Jahre
lang Europa in chronische^rUnsicherheit fort und muß derStunde
harren, in der Deutfchland abermals den Handschuh hinwirft."
(Professor Grimm, Rektor der petrograder Universität, in dem
Sammelwerk»Fragendes Weltkrieges".) »Nach dem Krieg wer»
den die Deutschen all die Gräuel leugnen, deren ihre Truppen
schuldig geworden sind. Deshalb ist nöthig, daß die Carnegie»
Kommission sofort die Untersuchung beginnt... Die Frucht der
Gespräche, die Skandinaviens dreiKönige inMalmö hatten.war
ein Abkommen, das unser stockholmer Vertreter einen Defensiv»
vertragnannte. GegenrufstschenUeberfallversprachenDänemark
undNorwegen den SchwedenBeistand; Schweden undNorwegen
verpflichteten sich, den Dänen zur Abwehr deutschen Angriffes zu
helfen; wird Norwegens Seeherschaft im Norden von Rußland
bedroht, so sind Schweden und Dänemark zu Hilfeleistung ver»
pflichtet. Zwei Drittel der Haftpflicht kehren ihre Spitze gegen Ruß»
land. Das aber denkt nicht daran, Schweden oder Norwegen ir»
gendwie anzutasten. Nicht in Norwegens Fjorden, sondern in
Ostsee und Mittelmeer sucht unsere Marine ihre europäische Zu»
kunftaufgabe. Wozu straffendieSkandinavenihreMuskeln gegen
einen ‚Feind', der keiner ist? Nur in dem gegen Deutschland ge»
richteten Theil hat dasAbkommen vonMalmö ernste Bedeutung
für die Wirklichkeit unsererTage.« (NowojeWremja.) »Kolokol"
(Die Glocke): so hieß einst Herzens Rebellenblatt, heißt jetzt die
Zeitung der kirchlich und staallich konservativen Urrussen. Sie hat
feierlich erklärt, daß sie nichts Unfreundliches mehr gegen die Iu»
den und andere Fremdvölker Rußlands veröffentlichen und fort-
an die Stimme des »duldsamen Imperialismus" sein werde.
, »Das höchste Interesse der Schweiz fordert, daß Europas
Rechtsstatut von allenRegirungen geachtet, nicht von einer Seite
aus einVertrag gewaltsamentkräftetwerde. Europa darfsichnicht
in einenWegelagererwinkelwandeln. Wenn Deutschland von der
Thatsache seines Wortbruches durch den Sieg gereinigt würde,
wäre in solchcrWelt nicht mehr zuathmen. Alle Abkommen,Ver«
4>

träge, Konventionen, von den wichtigsten bis zu denen über Zoll, Jagd, Fischerei, wären jeder Willkür ausgeliefert. Wir könnten an nichts und an Niemand mehr glauben. Der Schweizer, der die Heiligkeit desRechtes schwächt, häuft schwere Schuld auf sich. Wir dürfen nuraufunsselbstrechnen; dochjedeRechtsverletzung muß uns als Schmach gelten und wir können niemals zugeben, daß nur die Kraft einem Volk das Recht auf Unabhängigkeit gewähre. Muß ein Schweizer nicht zittern, wenn er das Schicksal Belgiens sieht? Verschwindet dieses Land von der Karte, dann müssen allekleinen StaatenaufdenUntergangihrerFreiheitgefaßt sein. Wir fühlen uns mithaflbar für das Los der Belgier und der Serben. Die herrlichen Serbensiege haben unser Herz gestärkt, weil sie beweisen, daß auch ein an Zahl kleines Heer über ein größeres triumvhiren kann; um aber ganz ruhig zu werden, müssen wir Schweizer auch nochBelgiensSieg schauen. Nicht um serbische.holländische, dänische Fragen handelt sichs, sondern um die Lebensfrage der kleinen Staaten. Um deren Schicksal wird zwischenVser und Drina gekämpft. Diese Staaten sind nothwendig; mehren, nicht mindern sollte ihre Zahl, wer demFrieden, dem Glück derZukunft seinenDienst geweiht hat. Und kann auch nur ein Schweizerwünschen, daß Belgien sich mit einem Scheinwiderstand begnügt hätte? Er würde das Ehrgefühl knicken und wäre als Verräther zu betrachten. Erbärmlich ist das Volk, daß seineUnabhängigkeit nicht mit derWaffe schützt; es steht noch tiefer als der Einbrecher. Nicht einmal streifen darf uns derGedanke.daßeintzeernurabschrecken soll und nach ein paar Scharmützeln die Waffen ablegen darf. Unser Schweizerheer müßte kämpfen, wie sichs gebührt, bis zu völligerErschöpfung aller Kräfte: darüber braucht Keiner einWort zu verlieren." (l^LemäinelMemire.) „GroßeOrganisatorenmögen die Deutschen sein. Ich bewundere ihre Methode, die Folgerichtigkeit ihres Verstandes und ihre ungemeine Arbeitsamkeit. Nie hat Jemand die Kriegsvorbereitung so weit getrieben. Nur: Psychologen sind sie nicht. Ein Freund wies mich eines Tages auf die Thatsache hin, daß in dem Riesenhaufen ihrer Philosophieproduktion nur ein Buch über Psychologie ist, das von Wundt geschriebene, ein dicker Mälzer, dessen ersterTheil vonPhysiologie, dessen zweiter von Metaphysik handelt, das aber nichts überPsychologie sagt. Jedesmal haben, seit acht Monaten, die Deutschen

plump geirrt, wenn sie berechnen wollten,wie ihrHandelnaufdie
verschiedenen Völker wirken werde. Sie glaubten, England werde
ruhig zusehen, Belgien sie durchlassen, Italien mit ihnen gehen,
die Türkei sofort losschlagen, Bulgarien sich auf Serbien stürzen,
in Rußland und Frankreich die Revolution ausbrechen. Daß so
ernstes Hinderniß uns nicht hemmte, haben wir, zum Theil, dem
DeutschenReichzudanken: seiner groben Verkennung desVolks»
genius und der nationalen Würde. Rußland, dachten die Deut«
schen noch im Januar, steht vor der Wahl, einen Sonderfrieden
mit uns zu schließen oder in Ohnmacht vernichtet zu werden. Wir
brauchen nur seine Armeen festzuhalten: dann können wir noch
eine Million Menschen nach Frankreich werfen. Jetzt ist Früh-
ling: und derFall vonPrzemysl, der den russischen Vormarsch in
den Karpathen und in der Richtung auf Krakau erleichtert, zeigt
deutlich, was von folcher deutschen Hoffnung zu halten ist. Hinter
der deutschen Elnheit, hinter dem System der kaiserlichen Politik
muß man das große Geschäftsunternehmen erkennen, dessen Part-
ner einander nicht lieben, sich aber stets verständigen,weil sie ge-
meinsam viel Geld verdienen und ihren Geschäftsbezirk immer
weiter ausdehnen. In Tagen des Anglücks wird der alte Groll
erwachen. Jeder Tag nimmt den Führern ein Stück vom Hoff-
nungsgrund.- (Akademiker Maurice Barres in I-'öcK« ciepanL.)
«Liebe und getreue Eidgenossen, die freiburgerAnruhen ha-
ben bestätigt, was wir fchon zuvor wußten: daß in einem großen
Theil unseresVolkes eineGeistesverfassung herrscht, die man nicht
ohne ernste Sorge betrachten kann. Neigung zu und Abneigung
von den Krieg führenden Völkern äußernsich in einer mit der Lage
und den Pflichten eines neutralen Staates unvereinbarenWeise;
und mit tiefem Bedauern fühlen wir an vielen Stellen einenMan-
gel an Nationalbewußtsein. Die Gefahren, die folcher Zustand
birgt, zwingen die Behörden, kräftig und schnell gegen die Auf-
hetzung durchBilder und Schriften einzuschreiten,die unseres Vol-
kes ruhige Vernunft trüben und es auf schlechte Wege verleiten
wollen. Nur wenig davon ist auf Schweizerboden gewachsen; das
Meiste kommt aus der Fremde, besonders aus den kämpfenden
Reichen, und zeigt, bis zu welchem Gluthgrade des Hasses dort
die Leidenschaften gestiegen sind. Manche dieser Schriften und
Bilde? sind das Ergebniß gemeiner Spekulation auf die nieder-

sten Triebe. Alle vergiften unser Land. Mit Betrlwniß sehen wir,
daß nicht alle Kantonalregirungen und deren Polizeibehörden
dasllebel mit der nöthigenAusdauerbekämpft haben. TrotzVer-
boten und beschlagnahmen wird die Schweiz noch immer mit
Schriften, Flugblättern, Bildern, Postkarten überschwemmt, die
entweder denHaß schüren oderZotenzurSchau stellenzund diese
häßliche Waare wird in Kiosken und Buchhandlungen feilgebo»
ten und von lauterReklame begünstigt. Das darf nicht längerge»
duldet werden. Wir werden die Frage noch einmal prüfen und
wirksamere Schutzmaßregeln beschließen.Aber wir müssen aufdie
thätige Hilfe der Kantonalregirungen und ihrer Organe rechnen.
Das Betragen der unter uns weilenden Fremden muß ernstlich
beobachtet werden. Wir haben die Thore desLandes weit geöff»
net und, seit dem Anfang des Krieges, gastlich auch die Fremd»
linge aufgenommen, deren Anwesenheit uns eine schwere Last wer-
den mußte. Nicht um Haaresbreite möchten wir von dieser Ver»
fahrenslinie weichen;müssen von allen Fremden aber die stete Er-
innerung an die Thatsache fordern, daß sie Gäste eines neutralen
Landes sind, und mit unerbittlicher Strenge Die treffen, die eine
von diesem Bewußtfein befohlene Pflicht verletzen. Wir benutzen
diese Gelegenheit, um Euch, liebe und getreue Eidgenossen, wie
uns selbst, dem Schutz Gottes zu emvfehlen.ImNamendesBun-
desrathes: DerBundespräsidentMotta und der Bundeskanzler
Schatzmann." (Rundschreiben, vom sechsundzwanzigsten März,
an die schweizerischen Kantonalregirungen.)

»Ein Landsmann, der im Januar in Bukarest gewesen war,
fand die Stadt im März sehr verändert. Damals überströmende
Begeisterung für den Krieg; auf den Quittungmarken ein rumä»
nischerSoldat.derzumMarsch nach Siebenbürgen bereit 'ftzspä»
testens am fünfzehnten Februar sollte es losgehen und die Herren
Filippesku und Take Ionesku riefen Herrn Georges Lorano zu:
‚Sagen Sie den Belgiern, daß wir pünktlich zum Stelldichein
kommen!' Im März hatte die Stimmung sich abgekühlt. Auf den
Quittungmarken das Bild des Königs; überall emsigeArbeit für
Deutschlands Bedarf, in allen Gesprächen das Echo des guten
Geschäftes, das Der oder Jener gemacht habe. DieAnwesenheit
des Generals Pau bewirkte freilich einen Rausch, wie Bukarest
seit einem Menschenalter keinen erlebte. Die Sehnsucht nach den

"insMagyarenjoch gebeugten rumänischenBrüdern.dieVorliebe
für Frankreich, der Widerwille gegen Deutschlands und Oester-
reichs Kriegsmethoden: Das klingt im Geplauder noch jetzt nach.
AberzumKriegistsnochnichtgekommen-AuchAmerikaundItalien
scheffeln das Geld. Der Hafen von Genua ist überfüllt und ein
Riesenzug keucht dem anderen über die Alpen nach. Den verbün»
beten Kaiserreichen ist Italiens Neutralität nützlicher als sein mili-
tärischer Beistand (dessen Folge die Blockade aller Häfen wäre);
und Italien erzielt als Lieferant und Zwischenhändler Preise, an
denen nicht geknausert wird. In Rußland steigt die Woge des
'Patriotismus noch. Hindenburgs Erfolge, dieniemals ohneRück»
schlüge blieben.ängstendas Volknicht.Rm dieDeutschen von ihrem
Eisenbahnnetz abzuziehen, das ihnen rasche Truppentransporte
erlaubt und dentzauptvortheil gewährt, mit unerwarteter lieber»
macht die aufFußmärsche angewiesenenRussen zu überrumpeln,
wollte Großfürst Nikolai zuerst Warschau räumen. Der Wandel
der Dinge hat auch den Plan des Generalissimus gewandelt; er
will Polens Hauptstadt gegen jeden Angrisfsversuch schützen. An
den rumänischen Geschäften sollen,wie an den fino-schwedischen,
russtscheIuden vielfach betheiligt sein. Sie thun, als versorgten sie
neutrale Länder, und wissen doch, daß der Feind das Gelieferte
«rhält. Werden sie, mit der Hand im Reichssäckel, ertappt, dann
müssen ihre armen, unschuldigen Glaubensgenossen mit ihnen
leiden. An Menschen fehlts, wie unser Landsmann berichtet, in
Rußland noch nicht. Manches Regiment hat in Petrograd Re»
serven von seHstausendMann-DieLeute werden öffentlich gedrillt.
Ä>er Anblick soll.das Vertrauen, den Enthusiasmus des Volkes
nähren. Das giebt freudig, was es hat, und scheut kein Opfer,
das die nationale Sache fördern kann. Der Zug nach Konstanti»
nopel, der ein hohes Ziel zeigt, hat die Thatkraft der Russen ge»
steigert... Ihr meint, acht Jahre nach der Hinrichtung der
Jungfrau von Orleans, habe Karl der Siebente die Engländer
aus Rouen vertrieben? Sie sind zurückgekehrt und durchwim»
meln die Hauptstadt der Normandie. Rouen ist dastzauptquar»
tier einer der neuen Armeen Kitcheners. Sie lebt in einem un»
geheuren Lager, das eine Straßenbahnlinie der Stadt verbindet.
Die Zelte sind groß, hell, heizbar, gut eingerichtet und mit Eisen»
betten bestellt. In der Stadt der Corneille und Flaubert kribbelt

es seitdem von Leben. An den Seinequais lagern unübersehbare
Gütermassen. In allen Straßen, Läden, Schönten, Kaffeehäusern
sieht man Briten mit der kurzen Pfeife im Mund; schlanke,
in ihrer mehr sportlichen als militärischen Tracht fast elegante
Leute.dieGeld in derTasche haben und es nichtdrinrostenlassen.
Alle Gewerbe und Webstühle arbeitenmit Vollkraft für den Staat;
die Normandie macht ungemein gute Geschäfte und fühlt das
Kriegsleid nur in derThatsache, daß so vieleMänner fehlen und
so viele Frauen Trauer tragen. Als ich frühstückte, waren rings-
um alle Stühle von Briten besetzt und auf allen Tischen standen
dieFlaschen mitPickles und braunen Saucen,mit denen der In-
sulaner denRoastbees für seinen vernickelten Gaumen zu würzen
liebt. Auf dem Alten Markt selbst, vor der Stätte, wo Ieanne
d'Arc verbrannt wurde, fand ich hundert englische Soldaten, die
das selbe Gefühl in dieses GolgathaFrankreichs getrieben hatte.
Die bequeme Rednerei, die zwei große Völker durch,Iohannens
Scheiterhaufen' und durch den ,FelsvonSankt»Helena' trennen
wollte, ist verhallt, alten Haders Feuers verraucht und der Blick
auf Ruhmesgemeinschaft gerichtet. Normannen und Engländer
verstehen einander schon gut. Zog von hier nichtWilhelm dcrEr-
oberer in denKamps, der den Briten den einzigen Einbruch in ihr
Land brachte? Als Herzoge der Normandie forderten Englands
Könige einst Frankreichs Thron. Unter der Bewußtseinsschwelle
lebt, in beiden Völkern, diese Erinnerung. And man darf ver»
muthen.daß enge Eintracht den Krieg von heute überleben wird...
In den Gesprächen mit pariser Kleinbürgern, Arbeitern, Sol»
baten wurde ich durch Zweierlei überrascht: diese Menschen sind
weder durch Haß geblendet noch in ihrer Politik kurzsichtig. Das
adelt sie meinem Auge. Jeden Völkerrechtsbruch empfinden
und tadeln sie; doch all ihr Denken und Wollen strebt nur dem
einen Ziel zu: der Befreiung des Heimathbodens. Diese Pflicht
überleuchtet fürs Erste die Person des Eroberers und die von
ihmangewandtenMittel.WerdieGesetzevonAngebotundNach»
srage zu durchforschen gewöhnt ist.wird sie, trotz dem Krieg, inParis
noch in Geltung finden. Die fröhliche, fette, lenzliche Schinken»
messe wird, wie immer, eröffnet. Auf dem Vögelmarkt der Aube»
Straße drängen und schwatzen an SonntagenPförtner und Laden»
diener aus dem Fünften Stock und Alle öffnen gern die Börse,

um dem alten Pariserruf zu antworten: .Futterfür die Vögelchen!'
Die Dankbarkeitfür dietzaltung derSchweiz findetinParisüberall
beredten Ausdruck.DerItalienerGaribaldiund derSerbeWes°
nitsch, die Herren Clemenceau und Lavisse haben mir davon ge-
sprochen.,Die Berichte unseres berner Gesandten', sagte mirtzerr
Delcasse, ,haven mich zu Thräncn gerührt. Die Schweiz hat ihre
Aufgabe richtig verstanden und viel mehr geleistet, als die Pflicht
ihr gebot. Ich bitte Sie, zu Haus, auch den Frauen, zu sagen, wie
aufrichtig unser Dank für das von ihnen Gethane ist'... Anter
den vielen Reden über denArsprung des Krieges war keine bis-
her so klar, in ihrer Knappheit so beweiskräftig, von so Hellem
Offenbarungvermögen wie die neulich vom Sir Edward Grey ge-
haltene. Was dieser Minister einer Krieg führenden Macht be-
hauptet, muß dem völlig aufgeklärten Richter, muß der unpar-
teiischen Geschichte selbst als erwiesen gelten. Wenn die deut-
sche Presse England als Kriegsbrandstifter hinstellt, rechnet sie
darauf, daß ihre Leser die Fähigkeit zu ruhigem Denken und Er-
innern verloren haben. Auf der ganzen Erde gab es nie eine so
unerschütterlich friedfertige (man möchte sagen: pazifische) Re°
girung wie die britische vom August 1914. Mit unermüdlichem
Eifer hatte sie die allgemeine Minderung der Seerüstüng erstrebt
und das Landheer, trotz den beschwörenden Warnungen des Lord
Roberts, so vernachlässigt, daß sie nach dem Kriegsausbruch eine
Armee aus dem Boden stampfrn mußte. Der vertrauliche Brief-
wechsel zwischen dem Präsidenten Poincare (letzter Iulitag)
und dem König Georg (erster August) bestätigt, daß es irgend-
ein Einverständniß für den Kriegsfall nicht gab. Er läßt uns
Frankreichs Angstschrei hören. Die Republik fühlt, daß man in
Berlin den Krieg um jeden Preis will, und weiß, daß die Ab-
kommen der Triple-Entente England nicht zu bewaffnetem Bei-
stand verpflichten; des halo fleht sie den Britenkönig an, das Ge-
witter dadurch aufzuhalten, daß erinBerlin anzeigen läßt, er werde
grundlosen Aufstand gegen Frankreich als Kriegsfall betrachten.
Auf diesen Brief kam, zur Bestürzung des Präsidenten, vom König
eine aufschiebende, ausweichendeAntwort. Noch hoffte England,
das Schwert in der Scheide lassen zu können. Was war sein höch-
ster Wunsch?. Der Serbensache war es nicht freundlich gestimmt;
hatte den König Peter sehr hart behandelt und lange jeden offi-

ziellen Verkehr mit ihm geweigert. Als aber ein österreichischer
Prinz auf österreichischem Boden vo n einem österreichischenUnter-
thanen, weil die österreichische Polizei sich als unzulänglich erwies,
gemordet worden war und Oesterreich daraus einen Konflikt mit
Serbien machen wollte, begriff England die ungeheure Gefahr,
die daraus entstehen konnte,undversuchte.dieKeimeimSandder
Konferenzprotokole unschädlich zu machen. Das Verfahren hatte
sich 1912 und 13, während der Balkankriege, bewährt; als sichs
umAlbaniensllnabhängigkeit,um denserbischenAdriahafen,um
das von den Montenegrinern eroberte Skutari handelte, beugte
Europa sich vor Oesterreichs Verlangen und Drohung. Vielleicht
war,mit ähnlicher Demuth, auch der austro-serbischeStreit nun zu
schlichten. Diewienerund berlinertzerren waren aber entschlossen,
den aufweichenden Einfluß aus Europa nicht mehr zu dulden.
Oesterreich hatte Serbien an derKehle gepackt, um von den Siegen
entschädigt zu werden, die das kleine Königreich überTürkenund
Bulgaren errungen hatte und die dem Balkanehrgeiz des wiener
Kabinets sehr lästig wurden.Die verbündetenKaiserreiche wollten,
wiesiesagten, ,denKonflikt lokalisiren':jedeEinmischungAnderer
also verbieten. England, Frankreich, Italien, Rußland waren zur
Konferenz bereit; der Zar schlug vor, den Streitfall dem haager Ge-
richtshof,derseinemedlenWollendasLebendankt,zuunterbreiten.
Deutschland war gegenjedes Verfahren dieser undähnlicherArt;
und als Oesterreich sich direkt mit Rußland verständigen wollte,
nahmKaiserWilhelm die russischeMobilmachung.Rußlands Ant-
wort aufOesterreichs Feldzug gegen Serbien, zum Vorwand und
erklärte dem Zarenreich den Krieg. Jetzt spricht Grey, der sagt, er
würde lieber sterben oder sich für immer aus Europa verbannen als
unter einervonDeutschlandallenFestlandsvölkern aufgezwunge-
nen Willkürherrschaft leben,wiePitt in den Tagen sprach,daNa»
poleon durch sein Streben in europäische Uebermacht denBriten
unerträglich wurde. Als der Kaiser, durch Englands Eingriff, be»
siegt worden war, schrieb er, 1814, ohne falsche Bescheidenheit, auf
der Insel Elba: ,Wenn der Plan zurWeltherrschaft ausführbar
war.ward ich geboren,ihn auszuführen.WasdieNaturzugeben
vermag, hatte ich von ihr empfangen. Dennoch bin ich unterlegen.
Was fehlte mir zur Eroberung des Erdkreises? Dse Möglichkeit.
Allentzerrschern, die ihre Macht allzu weit dehnen möchten, diene

n^in Beispiel als warnende Lehre. Sie mögen zuerst bedenken, daß
siö nicht Bonaparte sind, und dann, daß in der Stunde, die sie auf
den Gipfel des Erfolges zu tragen scheint, ein unerwartetes Ereig»
niß allihrtzoffen vereitelnkann.'UndGoethe, dergrößteDeutsche,
hat denselbenGedankenindieWorte gekleidet: Es ist dafür gesorgt,
daßdie Bäume nicht in den Himmel wachsen." Journal ZeQeneve.)
»Der Handelsverkehr zwischen Frankreich und der Schweiz
hat sich von den Kriegseinbußen wieder erholt. Im Oktober schon
war erso lebhaft wie 1913imselben Monat und im Februar über-
stiegen die Ziffern ums Dreifache die des zweiten Vorjahresmo»
nais. Jetzt bringen französische Frachtzüge täglich ungefähr drei»
tausend Tonnen Waare in die Schweiz. Die Zufuhr der in den
Häfen von Nantes, Bordeaux und Marseille gelöschten Feld»
fruchte auf schweizer Gebiet ist bald nach Kriegsausbruch gesichert
worden... Wenn Bulgarien mit derTriple-Entente geht, erhält
es nicht nur die Grenzlinie Enos-Midia, sondern auch das bul»
garische Makedonien. Griechenland und Serbien, denen es nach
dem zweitenBalkankrieg zufiel, würdendurch andere Gebiete von
dem Verlust Makedoniens entschädigt werden. Die Bulgaren
wollen ein greisbaresPfandzkönntensichabermitdemWortEng-
lands und Frankreichs begnügen und sicher sein, daß der Marsch
nach Konstantinopel ihnen das bulgarische Makedonien einbrin»
gen wird. Herr Genadiew, der oft blinder Vorliebe für Oesterreich
geziehen wurde, ist, zum Glück, hellsichtig und thatkräftig genug,
um seineFreunde in diePolitiküberredenzukönnen,derenNoth°
wendigkeit ihn seine Gespräche mit Staatsmännern des Westens
erkennen lehrten.Vermag ers, dannkann er derCavour desBal«
ckans werden und dieRolle übernehmen, an deren Durchführung
Venizelos durch die Verblendung und Eifersucht griechisch er Po-
litikmächler gehindert wurde ... Frankreich hat seine fünfzehn
stärksten Panzerschiffe (und obendrein Panzerkreuzer) in der
Adria;istaIsoderösterreichischenFlottebeträchtlichüberlegen und
kann, ohne seine Seemacht zu gefährden, die alten Panzer in den
Dardanellen opfern.Weil diese altenSchiffe ungemein stark gepan-
zert sind, hat der Britenadmiral wohl ihnen die schwierige Pflicht
aufgebürdet, aus kleiner Entfernung die Forts von Tschanakzu be»
schießen. Wenn die dreineuen Superdreadnoughts vom Typ
z-aine' in denDienft gestellt sind(was in wenigenTagen geschehen

soll),kannFrankreich auch die fünfPanzer vomTyp,widerte' aus
derAdria ziehen und in den Dardanellen verwenden. Die britische
Marine hat natürlich viel mehr alte Schiffe; die vor der Drcad-
noughtzeitgebautenbrauchtsieselbstimungünstigstenFallnichtfür
den Kampf gegen die deutsche Flotte. Vier dieser alten Panzer
hat sie seit dem Kriegsanfang verloren; ihr bleiben vierzig, wenn
man die aus den Iahren 1903 und 4 mitrechnet, die noch durch-
aus brauchbar sind. So bedauerlich der Menschenverlust ist, den
die Verbündeten in denDardanellen erlitten: ihr Materialverlust
ist, im Verhältnis; zu ihrem Besitzstand, kaum derRede-werth ...
In einem Vortrag, den er in Genf hielt, hat Oberstlieutenant De
Marval, Abgeordneter vom Internationalen Ausschuß des No°
then Kreuzes, erzählt, was er in Frankreichs Gefangenenlagern
sah. Die französische Regirung sucht, so weit sie es vermag, das
Schicksal der vielen deutschen Gefangenen erträglich zu gestalten.
Sie wohnen inKasernen,Festungen.Baracken; manche auch, be°
sonders inAfrika, in Zelten. Zu Spazirgängen istRaum; die auf
Ehrenwort verpflichteten Offiziere können in einem umzeichneten
Bezirk nach Belieben gehen und kommen; und ähnliche Freiheit
gilt für die vonWunden Genesenden. Wo man des Wassers nicht
ganzsicherist,läßtmans abkochenodergiebtdenGefangenenThee.
IederMann erhält alltäglich 700 Gramm trefflichen Brotes, 125
Gramm Fleisch (die Vorliebe der Deutschen für Schweinefleisch
wird, wo es geht, befriedigt), 800 bis 1000Gramm Gemüse (da-
runter sind 375 Gramm Kartoffeln), 6 Gramm Kaffee, 2 Stücke
Zucker, Suppe; wer arbeitet, erhält die doppelte Fleischmenge.
Das Nachtlager: viel Stroh und eine dickeDecke; imkaltenNord-
afrika giebts sogar drei Decken. In jedem Monat kann der Ge-
fangene einenBrief und drei Karten wegschicken und empfangen.
Die Beschäftigungart ist verschieden. Niemand wird ausgebeutet.
Zerstreuung und Gottesdienst wird so oft wie möglich gewährt.
Der Offizier erhält den selben Sold wie in Deutschland; er darf
sich aus dertzeimathGeld schicken lassen, in jederWoche aber nur
25Francs davon abheben. Für dieArmen sorgt dieVerwaltung
so gut, wie sie kann; hierabermußWohlthätigkeitnachhelfen. Ver-
wundete und Kranke werden genau wie Franzosen behandelt. Die
deutschen Gefangenen sind in fester, doch menschlich und ritterlich
schaltenderhand.Lichtbilderzeigten uns dietzauptlagerund ließen

uns viele Gefangene in herrlicherNatur,Ojfiziere in behaglichen
Schlössern oder aufAusflügenimGebirgerblicken... ImGroßen
Hauptquartier seines Heeres sah ich den König Albert von Bel-
gien. Groß, geschmeidig, kräftig. Blondhaar und wetterbraune
Hautgeben ihm dasAussehen strahlenderIugend. Er machtden
Eindruck ehrenhafterGradheit und schlichtenMuthes. Mir, sagt
er, liegt besonders viel an der Meinung neutraler Länder. Ich
versichere Sie, daß wir, ich und mein Volk, bis zum Kriegsanfang
mit der strengsten Gewissenhaftigkeit alle Pflichten der von den
GroßmächtenunsvorgeschriebenenNeutralitäterfüllt haben.Da»
rin unterscheidet sich ja unserevonIhrerNeutralität: dieschweize-
rische ist vor: souverainem Willen bestimmt, die belgische aufge>
zwungen. And dennoch... Man muß dieWahrheit sprechen,sich
aber imAusdruck mäßigen. Iewürdiger, desto stärker. DasBuch
des Herrn Waxweiler (l^s LelZique neutre et loyale) ist ein Werk,
Wieichs Iiebe;unparteiischundfreimüthig.MitDeutschlandwaren
wir in guten Beziehungen. Noch immerweiß ich nicht, warumwir
erdulden mußten, was wir erduldet haben. Das grausame yan-
dein kann ich mir um so weniger erklären, als ich mir den Deut»
schen nie als ein bösartiges Wesen vorgestellt hatte; er schienmir
ruhig und verträglich. Ich kenneDeutschland gründlich und habe
selbst deutschesBlut in den Adern; meineMutter.dieGräfinvon
Flandern, war eineHohenzollern. Warum? Ich erfülle jetzt ein-
fachmeinePjlicht,bin aber keinHeid. In unseren Schützengräben
werden Sie Helden finden. Ihr, Schweizer, hättet gethan,wie wir
thaten. Die Leidenschaft unseres Dranges nach Nnabhängigkcit
scheint den Feind überrascht zu haben. Danach erst fing er von
allen Vereinbarungen zu reden an, durch die wir selbst unsere
Neutralität befleckt haben sollten. Ichbetheuere noch einmal, daß
es nicht so war.' Der Mann, der Krieger, der König, leidet Un°
säglichesdurch dieThatsache.daß dieEhre, das Ehrenwort seines
Landes von dem Gegner angezweifeil wird." Journal cle Oeneve,)
„Bor meiner Fahrt an dieFront fürchtete ich, dieDeutschen
könnten sich der französischen Hauptstadt auf Schußweite nähern.
Ietztweiß ich, daß Paris nicht in Gefahr ist. Die Amerikanerkönncn
imSommer ruhig Hinreisen und schon jetzt Karten für die Rund-
fahrt um das Marncschlachtfeld bestellen. Wenn sie bis an das
A snethal vordringen, werden sie vielleichtKanonendonner hören,

aber keinen Vorstoß der Deutschen sehen. Diesmal wird das
deutsche Heer nicht in Paris den Frieden diktiren. In genauer
Kemltniß aller Thatsachen kann ich bezeugen: kehrt die deutsche
Ruhmsucht sich nach dieser Seite, dann muß sie vor Paris allein
dreiMillionenMenschensammelnund außerdemmitungeheuren
Massen die ganze Frontlinie decken. Die Vertheidigungwerke sind,
seit Paris, vor der Marneschlacht, in ernster Gefahr schwebte, zu
Wundern der Mathematik geworden. Gallienis Heer hat durch
Schützengräben und Stacheldrahtzäune jeden Vorstoß des Fein-
des unmöglich gemacht und für jedes Geländefleckchen ist, durch
Ausmessung, die Feuerwirkung von jedem Punkt aus festgestellt
worden. In jedem Graben ist ein Beobachtungposten fürArlillerie
und die Distanz von jedem anderen Graben, Haus, Hügel, Baum,
in oder hinter dem der Feind sich verstecken könnte,ist genauaufge-
> zeichnet. Die deutsche Organisation, die eineWelt bedrohte,scheint
von derfranzösischen,dieerst imKrieg wirksam wurde, übertroffen
zu sein/ (HerrWytheWilliams inl'KeI^IevVorKlimeL.) „ Serbien
und Bulgarien erwarten von Rom die Schlichtung ihres Haders.
Serbien hat dem italischen Ministerium auch angezeigt, unter wel-
chen Bedingungen Montenegro die Vortheile seiner geographi-
schen und militärischen Lage besser als bisher ausnutzen könnte.
Eine römische Note giebt zu, daß die Regirung den Kreis ihrer Be»
sprechungen geweitet hat und daß Wort und That.die dem Euro-
päerkonflikt eine neue Gestalt schaffen können, vielleicht von Rom
ausgehen werden. Der Senat hat die Wahl des Herrn Albertini,
Leiters des Karriere cielläSera, mit großerMehrheit bestätigt. Der
Senat galt bisher als die feste Burg des Neutralismus, dessen
heftigster Gegner Albertinis Blatt ist. Gegen Albertinis Wahl
hielt der Fürst Camporeale, der Schwager des Fürsten Bülow,
eine lange Rede. Der Senat, der zeigen wollte, daß ihm die hart»
näckige Propaganda des Deutschen Botschafters nicht behagt, hat
dieHoffnung derNeutralisten vereitelt." lMssaZZero.) «DieLuft«
fahrt nach Antwerpen war die sechste britischer Aeroplane. Der
Raum zwischenDünkirchen und Antwerpen umfaßt ungefähr 1D
Kilometer. Die Cockerill-Werft liegt inHoboken, auf dem Ostufer
de^Schelde. Hier arbeitetenvor dem KriegzehntaufendMenschen.
Jetzt haben die Deutschen sich eingenistet und, weil die Belgier
nicht für sie arbeiten wollen, aus derHeimath dienöthigeMann-

schüft hinberufen. Sie bauen auf der vor just hundertIahrenvon
dem Engländer Cockerill geschaffenen Werft Unterseeboote, die
England bekämpfensollen...Von syrischenFlüchtlingenerfuhrun-
serVertreterCivinini, datzDjemalPafchainDamaskus ist (wo auch
Enver war), daß derZugnachEgyptendeutscherFührunganver»
trautundinDamaskuseindeutschesCorpsvonfünftausendMann
versammelt und reichlich mit Waffen und Munition ausgestattet
sei. Da die tausend Mann, die bei El Kubri, gegenüber von Suez,
das Scharmützel hatten, von Deutschen geführt waren, darf man
nicht an einentollen StreichoderAusbruchvonFanatismus den«
ken. Undenkbarist aber auch, daß eindeutscherOffizier sicheinbilde,
mit tausend Mann Egypten erobern zu können. Nach Civininis
Meinung ist die Rückkehr türkischer Truppen anden Kanal durch
die Bedrohung derDardanellenundKonstantinopels zuerklären.
Der Schlag, der die Meerengen öffnet, soll wohl am Suezkanal
parirt werden." (dvrriere äella Sera.) „Als die britischen Flieger
überAntwerpen erblickt wurden,prasselten aus allenTheilen der
Stadt Geschosse wider sie auf. Der Lärm war furchtbar. DieMen»
schen stürzten, vor Acht amMorgen, auf dieStraßenund stiegen auf
die Dächer, um das erregende Schauspiel zu sehen. Viele Schrap»
nells platztenüber denFliegern; doch keiner wurde, so lange das
Auge folgen konnte, getroffen.DichtvordemZiel senktendieFlug»
zeuge sich, schwebten, eins nach dem andern, über die Werft hin
und warfen, aus einer Höhe von ungefähr hundert Metern, ihre
Bomben herunter. Das zerstörte Unterseeboot war in sehr geschick-
ter Weise verborgen worden; es lag unter einer Brücke und dem
Ueberbau eines kleinen Dampfers. Das Geheimniß ist aber den
Engländern wohlenthüllt worden." (IKe Oail/lelegrspk.) „Die
Regirung hat mit der ^malZamäteci Society ok^nAineers einen Pakt
geschlossen, der die Herstellung von Kriegsgeräth vor jeder Ein»
schränkung durch den Syndikatswillen schützt. Da es in diesem
Krieg auf die Menge der Munition, besonders der Artilleriege»
schösse, ankommt, hofft man, der neue Pakt werde das Kriegsende
beschleunigen. Im ganzen Land haben die Arbeiter gern auf ihre
Osterferien verzichtet. Die militärische Lage und der Ausspruch
des General French, er glaube nicht an lange Kriegsdauer, ha»
benüberall frohe Zuversicht erzeugt, die auchinderThatsache ficht»
bar wird, daß die Kriegsversicherungpolice um fünf bis siebe»

Prozent gesunken ist." (Reuter.)Der Vicerektor der pariserSor»
bonne hat, durch Anschlag, allen Bewohnern der oberen Stock-
werke empfohlen, »beim Nahen deutscher Luftschiffe, das durch
Trompetensignal angelündetwird.sofortihr Zimmer zu verlassen,
jedes Licht zu löschen, in Ruhe, ohne überstürzende Hast, in die
Keller hinunterzukletlern,dort nicht breite Gruppenzubilden und
in diesem Verließ zu bleiben, bis das Signal anzeigt, daß jede
Gefahr vorüber ist." Wenn der Heilige Ludwig und sein Kaplan
Sorbon solches Plakat am Thor ihres Tempels sähen...
„Wir dürfen nicht dulden, daß die Deutschen in unserem
Staat einen Sonderstaat schaffen und darin das Geschäft ihrer
tzeimath besorgen. Ansere Republik muß endlich merken, welche
Gefahr ihr von derPropaganda der Deutschen droht, die gar nicht
laut genug zu verdammen ist. DieLeute, die sich, auch wenn sie in
den Kongreß abgeordnet sind, das Losungwort von dem Grafen
Bernstorff und dem Herrn Dernburg holen, mögen getrost in die
alte Heimath zurückkehren, die sie der neuen vorziehen. Ein deut-
scher General hat mir erzählt, der berliner Generalstab sei zuerst
entschlossen gewesen, durch die Schweiz zu marschiren, habe dann
aber den Weg durch Belgien gewählt, weil dieses Land nur acht-
zigtausend, die Eidgenossenschaft vierhunderttaufend Mann waff-
nen konnte. Ein hoher deutscher Beamter gestand mir, man habe
von Belgien keinen Widerstand erwartet." (Herr Roosevelt im
Metropole ^a^ine,) »Den Brief, in dem General Ducarne über
ganz und gar inoffizielle Gespräche mit dem Englischen Militär-
bevollmächtigten an den Kriegsminister berichtete, hat in Bei»
gicn kein Mensch je ein Abkommen genannt; doch in mir war
dcr Wunsch, auch den Schein der allerwinzigsten Neutralität»
schmälcrung zu meiden, so stark, daß ich dem Deutschen Militär»
bevollmächtigten inBrüsselalldieDingemittheilte.mit denen man
jetzt Lärm zu machen versucht. Das also wußten die Deutschen
schon, ehe sie unsere Archive durchstöberten; und das Staunen,
und derZorn von heute sind erheuchelt. Deutschlandhat zuerstja
den Völkerrechtsbruch selbst eingestanden; jetzt will es, um seine
Propaganda in den neutralen Ländern zu fördern, auf uns den
Makel der Neutralitätverletzung werfen." (König Albert von
Belgien zu einem Redakteur der !^e^ V«rK V^orlcZ.) „Einer Ab-
ordnungderLieferanten vonKriegsgeräth hatHerrLloyd George

die Absicht angedeutet, in den Bezirken, wo Waffen und Muni-
tion hergestellt werden, alle Schankstätten schließen zu lassen. Auch
derKönig, der ihn empfangen habe,beschästige sich eifrig mitdie»
ser Frage. Nur ein strenges Verbot könne das Ilebel ausroden.
Das Land fange zu fühlen an, wie gefährlich der bequeme Ein«
kauf von Spirituosen ist... Die Redakteure der römischen Zei»
tung »l^Italia« sind ausgeschieden, weil ihr Gefühl sich gegen die
Haltung des Blattes sträubte, das weder die Interessen Frank»
reichs noch die Italiens wahrte. Seit ein paar Tagen dürfen
Italiener zwischen zwanzig und vierzig Iahren ihr Vaterland nicht
mehr verlassen... InBukarest ist dasGoldagio so gestiegen,daß
kaum noch gelbes Metall zu haben ist und sür ein französisches
Zwanzigfrancsstück zweiunddreißig Francs gezahlt werden. In
zwei großen Volksversammlungen wurden der König und die
Regirung gemahnt,.schleunig für die Erlösung der viereinhalb
Millionen Rumänen, die unter Fremdherrschaft schmachten, das
Schwert zu ziehen." lemps.) Die Lenzzeitlose blüht.
()uÄ8im«ci«Aeniti.
Nichts wesentlich Neues; bis auf die Scheitelhöhe des Tages
von Fontainebleau (Bonapartes Verzicht auf den Thron und Ab»
schied von der Garde) und von Algcsiras (Konferenzschluß und
Fiebersanfang): nichts. Schimpf und Lüge, dem Greisenpaar,
tropft Geifer vomMaulauf dieKrücke; und die grobknochige Ge»
vatterinWahrheit findetschwerernoch als in stillerZeitirgendwo
behaglichen Unterstand. Von den tzauptstätten des Krieges kam
lange nicht mehr aufrüttelnde Kunde. Weil die Kräfte ungefähr
gleich sind, die Entscheidung sich südostwärts, in die Karpathen»
Pässe, den Serbenreichszipfel, die Dardanerstraße, verschoben
hat und der Bruch alter Schutzwehr, der Eindrang neuer Mächte
erwartet wird? An der sittlichen Kraft hängt, nicht an der Kopf»
zahl.derSieg: GeneralZurlinden schreibt demGeneralBonapai te
den Satz nach und hißt drauf die Hoffnung, seine Landsmannschaft
werde unsere schlagen, die zwar noch nicht ganz morsch, doch ihrer
Hochsommerleistung heute nicht zum zweiten Mal fähig fei. »Die
Verbündeten haben die höhere Seelenkraft und die größere Zahl,
werden auch besser geführt: wie wäre an unserem Sieg, an nahem
Sieg ein Zweifel noch möglich ?" Trotz so frommerZuverstcht wurde

gestern um die Huld der Japaner und Skandinaven, wird heute
um die derItaler und Balkanvölker mit Brunstgrimassen gebuhlt.
Weil die Pflicht, deutsche Krieger von Soissons nach Koblenz, von
Suwalki nach Breslau zu jagen, nur auf dem Papier mühelos er-
füllbar scheint. Morsch dünken Euch unsere Menschen? Ernster
sind sie, der Schwere des zu bewältigenden Werkes tiefer bewußt
als im Taumel der ersten Triumphtage. Zagheit spüret Ihr im
Athem des bekämpften, aus tausend Köthtrausen besudeltenVol-
kes? Schneller hebt es ihn aus derBrusthöhle und seineStimme
schrillt manchmal allzu heftig durch die Schlundenge. Der neunte
Kriegsmonat; derMonat aufsteigendenWurzelsaftes und schüt-
telnder Wehen. Auch die Gemülhsspannung strafft sich. Hättet
Ihr, Feinde, nur Deutschlands Ostern gesehen, im Thal grünes
tzoffnungsglück, auf Berg und Moor die Aurikelpracht: der
Narrensucht, in jedem Zufallswörtchen Angstschweiß zu wittern,
wäretIhr rasch entwöhnt. Wir darben nicht, wimmern nicht und
schämen uns jedes Geprahles und Gekeifes, das durchs Reichs-
haus gellt. Sind, Väter und Söhne, Weib und Kind, stolz darauf,
daß Millionen froh sich in Todesgefahr drängen; daß der gestern
vor Zugwind scheue Zärtling heute lachend in Pfützen kauert, der
SchlemmeraneinemSpeckfetzenschwelgt.NichtausheiteremAuge
blicken wir, wie sonst oft, in diesen Frühling, aus dessen Knospen»
räthseln unahnbarer Sommer reifen soll: und freuen uns den-
noch, ernsthaft, der Schneeglocken, deren erstes Geläut, leider,
nichtFriede ist, und der gelbenWiesenschlüssel, die keinenOrakel»
schrein öffnen. Darf ein Voll lustig sein, das aus Schicksal in Schick-
sal schreitet? Allen Edlen muß es, wie die Seher und Sänger von
Nrmuhme°Edda,Andacht gebieten.Und alsEdle rühmen,die es
lange spöttisch angeschielt hat. Die Familie ist wieder derWipfel
über Nothgemeinschaft. Am den in Fährniß ringenden Mann
bangt die Frau, die sich dem glatten, fettig glänzenden Gewinn-
ergierer entfremdet hatte. Nicht von Einkunft und Nutzen, Zins
und Wucher nur hallts durch Haus und Wald. Natur wird, zum
ersten Mal, natürlich empfunden. Heldische Erfassung, Gestalt-
ung des Lebens nicht, von frostigen Herzen, belächelt. Auf In-
brunst nichtMehlthau gespritzt. Im Krieg, durch den Krieg ward
Solches Ereigniß.Stirb undwerde:AlltagdonnertdasMenschen-
gebotinsOhr.AndneugeboreneVolkheitgrüßtihrendüsterenLenz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S, m, b h, in Berlin,

Dr. 28.
Staats ^nncl^Lomin^al l>anieren »««i« Deutseben DkanSbri«ken ^ ^ ^
Lisenbabn-, Lank- unS InSustrie Aktien io 227 Fällungen , , „ IS 222 MI.44
In Sem vorgenannten I'lkeKtenbesiaock dekanSsn sieb Seutscbe Staatspapisre
im SuoKvrsrt von U. 2« 4l« SS»,«7. ^ ^
Sem Sstrieb unssrer l,<N,<l«nsr niokt einsssteiit; es ist vielmebr ckureb
Oer stark erKSKte^Ainsen ge w i nn sejnseKlieiSieb Ses Krtrages^voi^Vmbselni
niit^Sem genannten Institut im vorigen KriibiaKr/ugetiossen sinS^ Das/inseu Xont«
^ ' ll Dagegen linden wir <>en Srrttder binaus aukLonsortisI Leteili^ung«,,
LIieK »uk unser« trübe, en »erlebte ergibt. SsK^vir seil einer Reibe von Z»Kre» Sie
eivielten <!ewjnne aut LonsortialtZeseinIkte nnS LlteKten in Nolls v«n4 bis 7 Zliilionen
üü ^bsclireidungen »uk üankgebaucle verkennet K»I,«n, s« S»K >vir Sieser <Zev>inn«
Mr Veitejlting «ler viviSeocke niebt ^Keclurkte,,, vi« trüber vorgsnominenen ^b-
^KtienKupitai nnS ti^ot^ Ses VVegkali» von IZonsmtial. nn^S IZil'uK^ vrieSeruni
«e«er»!ckirekt«r cke» >'or,I<Ie»t«eKen UoxS^ in'ureineu. vr. Zur. < a , I !l »Kr Direktor
iat, i» I!»rmen, Dr, LIemen» (Zrak von I'oS e wi I s-I> Urni 2, Kxeellenü, Staats.
miui»l>','.'j,,^UUneKei,, Lugen SeKaitenbranS, Vorsit/enSei Ser virektion <I«r
^ l1»»«ye>> ist im Zlai ües NorieÄsZuIire» ei>> KoeKseseKötltte» Aitgliecl ^Se»
a,,sgesei,ie<ien,^Ser ziun, St»»I»uiini»ter unS Uinister <>es Innern berut'en wurSe,
tvlg »uk unser« Sursus Iiervorgegangene I?ili»le, unsere,,, Xuk»i«Kt»r»t"»u«eI,ürt unk!
sieb in unserem «reise »Ilseitjge Lvmpu,tl>ien erwerben Katte,
^uksicKtsrutsVoisil/enclen Seiner Lxeellen/ Ses >VirKIieben tiebeimen liat»
Lübeln, lisr^. Kr K« clvin ^»k»ie>,t«r»t cler Deutseben SsnK seit I.S76, »I» W ^abrv
lang, augebört unci sieb als kvu,,n/ig,jal,, iger „11S Sarnber binaus seltenster Körner-
lieber unci geistiger I^risebe u»S K,att ertreut, Ait, ibm ist «in StüeK unserer «Ze-
sckiebte ^u Urabe getragen «niSen. i>as ^„Senken uieses KervvrragenSen Mannes
^Keiiver Lominerüienrst Leri'Ll^Snne, »us «ein VurstsnSe^urllek, Sem er über
vesen v/sr. Sei,!« rastlose ^rbeitskrekt »,„> reirk« SesrK»ktsers»Krunß i,leiben uns
«rKaIten,^inSem Herr Xlönne eingewilligt liat, „ueb Kttnttigbin in , aglivben^VerKeKr
XieKI unS Dan! I^,eb,nann, viirSen ^u stellvertrete,>Sen Direktoren cler Iluunt-
Versterbe» »InS Ser ^bteilungsSireKtv, tle, r,lnii „ s IvüKIer unS Ssr laugiülirige
Vnrsteber unserer UlkeKten Ilaninkasse, ,Vbteiiu„gs,iireKt«r ilerr Vsear^Xrause.
Kür SagS aS vurSe Herr W urst xnin DireKtar Ser Xweigstelie ernannt!
kür Ast« 2nm Direktor Ser nu «rriebtenuen Zweigstelle Herr tlonraS ^. Disebokk,
unser langzübriger Inilarbeiter unS seitberiger steiivvrtretenSe, i>i,eklor In Lrüssel,
In «armen wurSe Ser seitberig« »tsIlvurtietenSe OireKtor Herr Dr. Utto
LcKvi är^sedilS ^um Direktor iiekvrSeit,
>uk Sem I?eISe Ser Lbre sinS getailen Sie Herren Wilbelin St«eKI,«kk,
Direktor unserer Zweigstelle Oronenberg, unS IZrnstSobrüter, Direktor unserer

51, 41 074 482,06
. 1« WO 000,—
öl, 24 «24 4»2,0<>
, 3 300 000,—
Kate de« ^Velirbeitrag» init 51, 50« 400 — be^»l,!t «vrden, I?in«enlieb-
51. 2S0 000,— k, ?'alonsteuei'^>eiiiul't si,d> d, Lrträ»vi« d«» ^«Iire^ lOlt i^„k
51, 2S00M0O0,— (oa«K § 33Ii der Satzungen) ^. , ... , ,
beantragen nir,
lü, ^KsenIuö tZratinKatioveu an die Angestellten. , . ,
adöüglien ^5 ^ ^^^"^ auk neue IZcvKuung, erhalten
Wir »Zulagen vor, von gen re»tl!o>,en 51 20 »OS «70,01
8>/,^ Suxerdividende suk 51. 250 000 000,— in!t , . , , , „ «7K0000 —
^zede ^Ktie von uoin, 51, «00,— ^ 5l, «0,— 1
„ » I2W,—- „ 12«,— ^ — 10 A »l,!dende.
, l , ISS,- 1
Unter LO,«vKIuK der n»« der Fusion viit der lierglsck 5IärKise>,en Sank in d!<?
geset^licku Iteserve penosseuen 51,03 500 000,— «teilen »lell „n«ere Kilxnzmälü»«» I!e
»erveu '"""!"^^^^^^,^,.^,^,^ ^ ^ 120«S«031,»O
2, Reserve L » 41595 310,4^
3, «onlokorrentlieservu 7Ol««7,2,2»
— 7I 40L des Aktienkapitals von 51.250 000 000,—, und die dil»n?,miieil.'e„
«e«»n,t,nittel ,eins, I,lielili< K V»rtr»s1 iluk rund ». 440 000000, -
gegen Lnde 101» „ 3t» 700 000 —
Lerlin, im 51»,^ ISIS, »
^ V, <;« inner. I?, Ueinennann. I>aul 51, IIerr,»»nv. ?, 5I»nKievvit^,
O, 51 ic l,ain vvskv, U, Svlilitter, ti, «eliröter, 0, 5V»»»«rrnann.

K^cliten 8ie Kitte
alle ^uscliri^ten, <äie kür cien
dieser V^ocnenscKrikt Kestimmt
sincl 'usscl^IieLlicrt an
^Vlax Hirstein
cjer V^c>cnen»cnri5t
DIL ^^lX^llX^
Berlin

Genesis.

?7Uas wird uns die Zukunft bringen? ImApril 1815 stellt ein .
Ä^Ä junqer Adjutant Karl Augusts von Sachsen°Weimar die
Frage an Deutschlands Schicksal. EinLützower, der für die Frei-
heit der Heimalh gefochten, den durch die Rückkehr Bonapartes
bewirkten Erdstoß gespürt und zuvor schon erkennen gelernt hat,
daß aus dem inWien,vondenKongreßhennen, bebiütetcnEi we-
der Lcbensfähigesnoch Nahrhaftes werden könne.NurPreußen,
ahnt dieser Thon (den Germaniens Töpfer, Jahrzehnte danach,
fürdentzerd desZollvereins brauchbar fand), kann das alte Reich
sprengen, den Briten dasThor verrammeln, ein neuesReich ge°
bä'renundaustzabsburgs fast entdeutschtemtzeirathgut hinüber-
retten, worannoch derAbglanz und Ruch deutschen Wesens haftet.
Nur aus Preußen keimt die Kraft, an der das Zufallsgebild der
einungfeindlichen Mittelstaaten zerschellen, der Widerstand un-
deutscherMächteertraglos splittern muh.In demhirn eines Krie-
gers lebt der Grundgedanke aus Fichtes „Fragment einer poli-
tischen Schrift" noch einmal auf. Wo ist denn der Staat, wo gar
der Hof, dermit selbstlos redlichem Eifer ein in fester Einheit starkes
Deutschland erstrebt? Nur Preußen will es; darf nicht Anderes
wollen: weil es vor derVollreife welken oderzumReich derVer»
nunft aufwachsen muß.DievonNordoft,ausFritzensKriegerstaat,

drohende Gefahr hat mancher Feind deutscher Machterneuung
gewittert: und wider denVersuch, ihr die Spitze zu stumpfen, hat
Deutschland sich niemals mitderWaffeeinigenWollens gewehrt.
IedemKönig und Herzog, allen pfäsfisch»pfiffigen Herren derHof-
bürg gings zunächst um dieHausmacht; konnte die sich tiefer ein»
wurzeln und frische Schößlinge ansetzen, dann mochte die allen
Deutschen gemeine Sache dorren. Giebt es denn eine? Kann
zwischenNordundSüdjemalsderSpalt sich schließen?Der Klein-
fürst je Deutscher werden? Niemals, meint die Menge der nach
Fremdlingsmode Gebildeten; die Reichsherrlichkeit ist tot: und
wenn das Scheinwesen kopflos fortspukt, kann der Einzelne sein
Vortheilchen da pflücken, wo es, nicht nur auf deutscher Scholle,
vom Stengel blüht. DerKönig würde, wie Samuels, Landplage.
In den Sommermonaten des Jahres 1806 hat Napoleon
Tagvor Tag gegen Oesterreich gewüthel; und oft erniedert derZorn
sich zu kleinlicher Chicane. An Eugen,den Vicekönig vonItalien
und Schwiegersohn Maxens von Bayern, schreibt der Stiefvater:
„Ich kann nichtdulden.daß in meinenStaaten einösterreichischer
Agent sich Polizeirechte anmaßt. Wenn einer Passiren will, ist er
aufzuhalten und ihm zu sagen, daß die österreichische Regirung,
sobaldsiein meinem GebietPolizeigeschichtenhabe, sich an meinen
Minister des Auswärtigen wenden soll, dcrsich darüber dann mit
meinem Polizeiminister verständigen wird. "Das ging noch.Bald
regt der Korse sich um winzigeren Gegenstand. Fünf Veneziane-
rinnen find vom wiener Hof zu Sternkreuzdamen ernannt wor-
den. Aus Saint-Cloud schreibt Bonaparte an Eugen: «Den fünf
Damen ist mitzutheilen, daß sie keinen österreichischen Orden tra-
gen dürfen.Niemand im ganzenKönigreich.sowill ich,darf einen
tragen. Diefes Verbot ist unwiderruflich. Die Damen haben das
Sternkreuz zurückzuschicken. Die Kaiserin müßte wissen, daß in
meinen Ländern nicht eine Auszeichnung ohne meine Erlaubniß
verliehen werden kann. Keiner meiner italienischen Anterthanen
hat das Recht, fremde Orden zu tragen.Wenn dieseOrden wäh-
rend derZeit.wo Oesterreich in Venedig herrschte,verliehen wor-
den wären, würde ich nichts darüber sagen; als ungehörig muß
ich rügen, daß sie nach dem Friedensschluß verliehen wurden."
DieVormacht des Deutschen Reiches sollte die Zuchtruthe fühlen.
GegenPreußen,dachte er damals,genügen diebequemerenMit-

tel höflichen Truges. Später schrieb er anTalleyründ: „Das Haus
Oesterreich vermag gegen mich nichts zu unternehmen. Rußland
und Preußen sind durch Haß und Eifersucht getrennt. Die Wun-
den von Austerlitz bluten noch. Der Gedanke, Preußen könne al-
lein Etwas gegen mich wagen, scheint mir lächerlich und keiner Er»
örterung Werth. Ein wirkliches Bündniß kann ich mit keiner der
europäischen Großmächte haben. Das mit Preußen abgeschlossene
beruht nur auf der Furcht. Das Ministerium ist dort so verächt-
lich, der König so charakterlos und seinyof so völlig von derAben-
teuersucht junger Offiziere beherrscht, daß auf diese Macht nicht
zu zählen ist. Zwei Aufgaben beschäftigen mich. Erstens mich ich
Preußen beruhigen; es mit den bequemsten Mitteln Wiederinden
Zustand stiller Bescheidenheit zurückbringen, in dem es früher
lebte. Zweitens muß ich meine deutschen Heere mit allen Kräften
an Personal undMaterial stärken. Doch diese beiden Maßregeln
widersprechen einander. Wenn man die Truppen, die ich habe,
fürchtet, wird man auch die fürchten, die ich schicken werde. Die Ab-
rüstung Preußens muß also nicht nur von derZuversicht, sondern
auch vonderFurcht geboten sein.Furchtsprichtdie indiesemLand
verständlichste Sprache; sie ist das einzige Vehikel, das diesen
Staat in Bewegung setzt." So redete und dachte der Kondottiere
damals über die Länder Maria Theresiens und Fritzens. Die
rechte Hand schwang über Habsburg die Knute; die linke dünkte
ihn stark genug, Preußen im Zaum zu halten. Frevler Nebermuth
scheint es uns. Konnte es aber den Zeitgenossen des Mannes
nicht scheinen, dem die Sonne von Austerlitz geleuchtet hatte, dem
deutsche Fürsten hündisch huldigten und dessen erstemWink schon
gelungen war, Deutsche gegen Deutsche zu waffnen. Bonaparte
mußte im Hochsommer 1806 Deutschland verachten. Schon stand
er am Ziel: er hatte den Rheinbund zum Abschluß gebracht.
Am zwölften Juli 18O6. In seinemBuch über den Freiherrn
vom Stein sagt Professor Max Lehmann: «Preußen schwankte,
einem wracken Schiffe vergleichbar, das jedem Luftzug und jeder
Strömung nachgiebt, zwischen den großen Mächten hin und her.
Keine fürchtete es, keine achtete es. Der französische Kaiser, der
Oesterreich eine militärische,Preußen eine diplomatische Nieder-
lage sondergleichen beigebracht hattc,glaubte,jederRücksichtnahme
auf die beiden Mächte.vondenenSteindieRettungDeutschlands

erwartet hatte, entledigt zu sein. Er riß das .dritte Deutschland',
das er 1802 und 1803 emporgebracht hatte, vomReich los, indem
er es am zwölften Juli 1806 zu einer Konfoederation Unter sei-
nem Protektorat, dem Rheinbund, vereinigte. Von dem Bund»
nißrecht.das einst derWestfälischeFriede denReichsständenver»
bürgt hatte, machten diese Fürsten des oberen Deutschlands jetzt
den äußersten Gebrauch, indem sie über den Vorbehalt des Reichs-
grundgesetzes hinwegschritten und sich mit dem Ausland gegen
Kaiser undReich verbündeten. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als
die Krone des Reiches niederzulegen. Das Grundgesetz des neuen
deutsch-französischen Bundes sprach seinen Königen und Fürsten
die Souverainetät über die Güter der Reichsritterschast zu; und
die Herzöge vonNassau säumten nicht.von dieser Vollmacht auch
gegenüber den Besitzungen der Freiherren vom Stein Gebrauch
zu machen. Nun war es also doch geschehen, wogegen Stein sich
so heftig gesträubt halte. Die Reichsunmittelbarkeit seines Ge-
schlechtes bestand nicht mehr, sein kleines Territorium war weder
mit Preußen noch mit Oesterreich vereinigt, es half vielmehr die
Kräfte eines Gemeinwesens verstärken, das im Bunde mit dem
Auslande stand. Eine Wendung, an sich ausreichendem dentis»
fen, unauslöschlichen Haß zu erklären, den er gegen den Rhein-
bund gehegt hat. Dazu die durch Napoleons Schergen bewirkte
Vernichtung von Kaiser und Reich. Alles, was er von Jugend
auf alsheilig undehrwürdiganzusehengewöhntwordenwar,sank
dahin. Ihm mußte zu Muth sein, als sei das schirmende Dach,
unter dem er gehaust hatte, zusammengebrochen."
Heinrich Treitschke wetterte lauter: »Nicht im Bunde mit
Oeslerretch und Preußen, sondern unabhängig von Beiden und
im Gegensatze zu ihnen, sollte Frankreichs alter Schützling, Ia
troiZicme^I!em3Zne,sich politisch gestalten. EinephantastischeDenk-
schrift Dalbergs, die von der Wiederherstellung des Karolinger-
reiches, von der Verjüngung der ehrenwerthen deutschen Nation
redete, und eine kurze, ergebnißlose Vorverhandlung mit den
größeren süddeutschen Staaten, in München, überzeugten den
Imperator, wie schwer es hielt, diese deutschen Köpfe unter einen
Hut zu bringen; darum beschloß er, ihnen die neue Ordnung kur-
zerhand aufzuerlegen, wie einst Karl der Fünfte die Fürsten
Italiens durch halb erzwungene Verträge an sich gekettet hatte.

Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten Alles zumuthen
durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen
Mitstände gestattete. Sein Entschluß war gefaßt: ,Es liegt in der
Natur der heutigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet
werden.' Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staa»
tengesellschaft das neue Foederativsystem: die Sonnennation
Frankreich umgeben von Trabantenstaaten. Für den Deutschen
Bund, der dieReihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt .
war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten
und auf das neue niederrheinische Großherzogthum Joachim Mu»
rats; von den kleineren dachte er nur wenige zu schonen, die sich
durch Unterthänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen...
In Napoleons Kabinet gelangte die Verfassung des Rheinbun»
des zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Anter»
Handlungen geführt; selbst von den Gesandten in Paris erhielten
nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am zwölften
Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilf«
lose Lage vor; wie sie als Rebellen gegen das Reich nicht mehr
auf halbemWeg stehenbleiben dürften. Dann wurde dieUrkunde
ohne jede Berathung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs
des Vierzehnten lebte wieder auf. in ungleich stärkeren Formen.
Sechzehn deutscheFürstensagten sichvomReich los,erklärten sich
selbst für fouverain, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen
Gemeinwesens für nichtig und wirkunglos; sie erkanntenNapoleon
als ihren Protektor an und stellten ihm für jeden Festlandskrieg
Frankreichs ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Ver-
fügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen
Politik und eben so unbeschränkte Souverainetät im Inneren: Das
waren die beiden aus gründlicher Kenntniß des deutschen Fürsten»
standes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsver»
fassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie, eingepreßt
zwischen Oesterreich und Frankreich, eines Schutzes bedurften und
auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten
sichwohlinsgeheimmitdemGedanken.diefranzösischeUebermacht
werde nicht ewig dauern; die Souverainetät aber hielten sie sämmt»
Nch fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Partikularis-
mus trat in seiner Sünden Blüthe. Napoleon versagte sichs nicht,
in einem Brief an Dalberg an den uralten Landesverrath der

deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern: er nannte die Politik
des Rheinbundes konservativ, denn sie stelle nur von Rechtes
wegen ein Schutzverhältniß her, das in der That schon seitmehreren
Jahrhunderten bestanden habe... Das verheißene Fundamental"
statut desRheinbundes ist nie erschienen, derBundestag mit seinen
zwei Röthen nie zusammengetreten; diesem Werk der rohen Ge-
walt fehlte von Haus aus dieFähigkeitrechtlicherWeiterbildung.
Dem Protektor, der schon seinem zahmen Gesetzgebenden Körper
in Paris ein muthwilliges ,Vous ckicane? le pouvoir!' zugerufen
hatte, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Be-
rathungen eines rheinischen Bundestages belästigt zu werden;
ihm genügte, daß er jetzt mit dendeutschenRegimentern vom lin-
ken Rheinufer an Hundertfünfzigtausend deutsche Soldaten unter
seinem Befehl hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber
verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Anter-
ordnung und verwarfen kurzweg all die Pläne für den Ausbau
desBundes, welchederneueFürstprimasDalbergmitunerschöpf-
licher Begeisterung entwarf. Das Bundesgebiet erstreckte sich vom
Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann
nordwärts bis tief nach Westfalen hinein, den preußischen Staat
und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd;
und der Artikel 39 der Rheinbundsakte kündete bereits drohend
an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten
bleibe ... Die alte Begehrlichkeit der Habsburgischen Dynasten-
politik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjäh-
rige Geschichte ihren tragischenAbschluß fand, nicht zurRuhe ge°
langen.Wie seineAhnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur
als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehenhatten,
so dachte Kaiser Franz, auch die Niederlegung der Krone noch zu
einem einträglichen Handelsgeschäft zu machen. Graf Metternich
sollte nach Paris eilen, um dort ,die Kaiserwürde recht hoch anzu-
rechnen und keine AbneigungzurAbtretungdergedachtenWürde,
vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für
meineMonarchie zu erhaltende Vortheile, merken zu lassen'. Mit
solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche KaiserAb»
schied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Die Politik
des Hauses Oesterreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie
sie zu Deutschland stand.Aherdas geplanteHandelsgeschäft miß-

lang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsakte
bereits abgeschlossen. Der Deutsche Kaiser stand der vollendeten
Thatsache gegenüber undmußte noch erleben, daßinRegensburg
Napoleonund seineVasallen die förmlicheAufhebung desReiches
aussprachen.Am erstenAugust erklärtenachtGefandte im Namen
der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es
,ihrerWürde und derReinheit ihrer Zwecke angemessen' fänden,
sich feierlich loszusagen von dem Heiligen Reich, das in der That
schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter ,den mächtigen Schutz des
Monarchen, dessenAbsichten sich stets mit den wahren Interessen
Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben'.Durch ein farblos
gehaltenes Manifest vom sechsten August legte KaiferFranz die
deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Recht zuwider,
, das reichsoberhauptlicheAmtund Würde' für erloschen, sein Kai»
serthum Oesterreich für ledig aller Reichspflichten ... Die Nation
blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit
von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich
irn deutschen Herzen wieder lebendig geworden." So grollt, als
der Traum schonWirklichkeit war, noch der Preuße aus Sachsen.
Nach dem deutschen ein französischer Zeuge. Talleyrand sagt
in seinen (vom Herzog von Broglie herausgegebenen) ^emoires:
„Die Auflösung des DeutschenReiches hatte eigentlich fchon der
preßburgerVertrag bewirkt, da er dieKurfürstenvonBayernund
Württemberg zuKönigen,den Kurfürsten vonBaden zum Groß»
Herzog gemacht hatte. Vollendet wurde diese Auflösung durch die
Rheinbundsakte, die viele kleine Staaten das Leben kostete; der
Rezeß von 1803 hatte sie geschont und ich versuchte nun noch ein»
rnal, sie zu retten. Nur bei einer kleinen Zahl gelang mirs; die
Häupter des Bundes wollten die Akte nur annehmen, wenn sie
ihnen Besitzzuwachs brachte. Murat, einer der Schwäger Napo»
leons, war, als souverainerHerr der Länder von Kleve undBerg,
Mitglied des Rheinbundes. Statt des Titels Großherzog erhielt
er später den eines Königs; wenn er ihn nie erhalten hätte, wärs
für ihn besser gewesen. Während der König von Preußen durch
die Besetzung Hannovers mit England in Streit gerieth, plante
man in London eine Verständigung mitFrankreich. Pitt war tot;
und Fox, der durch sein Talent, trotz der Antipathie des Königs,
die Leitung der internationalen Politik erlangt hatte, haßte zwar

mehr als irgendein Anderer die drückende napoleonische Herr»
schüft, mußte sich aber zu einer friedlichen Demonstration ent»
schließen. That ers nur, um zu zeigen, daß zwischen seinem Han-
deln und denReden, die erIahre lang als Führer der Opposition
gehalten hatte, kein Widerspruch zu finden war, oder sehnte er sich
wirklich nach Frieden? Er schrieb mir, ein Verschwörer habe ihm
die Absicht enthüllt, auf die Person des Kaisers (in seinem Brief
sprachFox nurvom ckek 6esl^ran?äis)einAttentatzu machen. Gern
und eifrig ergriff ich die Gelegenheit, dankte ihm im Namen des
Kaifers und zeigte ihm die freundlichste Stimmung. Darauffolgten
politische Verhandlungen, die Lord Barmouth gut begann, die
durch den auf Grenvilles Wunsch zugezogenen Lord Lauderdale
aber verdorben wurden und England eine über die britischen Aspi-
rationen hinausgehende Rache an Preußen brachten. Der Friede
zwischen England und Frankreich war moralisch unmöglich, wenn
Hannover nicht zurückgegeben wurde; da Napoleon über dieses
Land aber verfügt hatte (gegen Aequivalente, über die er eben so
verfügen zu dürfen glaubte), war auchdieRückgabe moralisch un»
möglich. Doch der Kaiser nahm stets nur solche Schwierigkeiten
ernst, die nicht gewaltsam zu überwinden waren. Weshalb sollte
die Rückgabe nicht eine Basis des zu erreichenden Abkommens
werden? Er zauderte nicht. Preußen, sagte er sich, hat aus Furcht
Hannover angenommen undwirdesausFurchtwiederhergeben;
dieAequivalente,diePreußen mir geliefert hat (Ansbach, Kleve,
Neuenburg), ersetze ich ihm durch Versprechungen: der Eitelkeit
des Ministeriums werden, dem Lande müssen sie genügen. Diese
Perfidie konnte den Preußen nicht lange verborgen bleiben; die
Engländer hatten ein Interesse daran, sie ihnen zu entschleiern.
Und eine neue stand ihnen bevor. Napoleon hatte in Wien und
Paris dem Grafen Haugwitz (Preußens Minister derAuswärti»
gen Angelegenheiten) von der Absicht gesprochen, die deutsche
Reichsgemeinschaft aufzulösen und anihreStellezweiKonfoede»
rationen zu setzen: eine südliche und eine nördliche. Nur auf die
südliche, sagte der Kaiser, wolle er Einfluß haben; an die Spitze
der nördlichen folle Preußen treten. Das preußische Ministerium
ließ sich von diesem Plan verführen. Als dann aber die Grenzen
der beiden Bundesgebiete bestimmt werden sollten, erklärte Na»
Poleon, Preußen könne weder die Hansestädte noch Sachsen seiner

Einflußsphäre einverleiben, weigerte ihm also die einzigen Länder,
die noch nicht unter preußischem Protektorat waren. Die Betroge-
nen merkten, was ihnen zugedacht war, und ließen sich nur noch
von dem Zorn berathen, der die Nation schnell einte. Das Volk
griff zu denWaffen." Und wähnte, das Reich der Enkel zu sichern.
Noch ein paar Sätze aus Sybels Buch vom Werden des
Reiches. «Als Napoleon Oesterreich schlug, blieb Preußen un°
thätig; während er Preußen niederwarf, sah Oesterreich gelassen
zu. Als er dietzöhe seinerMacht erreicht hatte, war dasDeutsche
Reich vernichtet, gab es keinDeutschlandmehr. StattDessenredete
man jetzt von d en Staaten deZ Rheinbundes unter dem erhabenen
Schutz des Kaisers derFranzosen. Preußen wurde über die Elbe,
Oesterreich über denInn nach Osten geschoben und Beide blieben
von dem neuenBund ausgeschieden. Auf dem übrigen deutschen
Boden aberwurden einigeMittelstaaten errichtet, stark genüge um
die Zerspaltung Deutschlands, und schwach genug, um die Ober»
Hoheit Frankreichs zu verewigen. Deutschlands Herstellung hing
in jedem Sinn von Oesterreich und Preußen ab. Alles kam darauf
an, wie diese Mächte sich zu der großen Aufgabe stellen würden.
An seiner Zersplitterung war Deutschland zu Grunde gegangen;
und mit ihm war Preußen in den Abgrund gerissen worden."
Nun wäre zu berichten, wie Preußen, wie danach auch das
Reich zu neuem Leben erstand; wäre dem Andenken der Rhein-»
bundesfürsten zu fluchen und die Pforte des Zollernhauses mit
frischem Grün zu kränzen. DieseAufgabe lockt michnicht. DieFür»
sten von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und all die Klei-
neren haben gethan, was der im Besitzrecht bedrohte Durchschnitts-
menschimmer thut.auf dem Thronundim Bettlerwinkel: fiehaben
den Starken umwinselt. Befreite der Kaifer sie nicht vom Reichs»
jochundgabihnenunbeschränkteSouverainetät?KeinOberlehns-
herr, sprach er, steht mehrüberEuchundkeinfremdesGericht darf
über Angelegenheiten Eures Landes Urtheile fällen. Und Der so
sprach, war nicht irgendein höchst legitimer König von Pvetot,
sondern derBonaparte,über den Goethe, selbst ein Rheinbündler
von Ueberzeugung, gesagt hat: »Das ist ein Kerl, dem wirs frei»
lich nicht nachmachen können. Der muß betrachtet werden wie
Feuer, Wasser und Anderes in der Physis. Das Dämonische ist
durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen. Napoleon ist es

im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm verglichen wer-
den kann. «Sehrgescheite Männer, die nur Treitschkes tauberZorn
wegen ihrer »Fremdbrüderlichkeit" ächtet, priesen damals den
durch dieRheinbundsakte geschaffenen Zustand. Als inPreutzen
das Volk gegen den Eroberer aufgestanden war, schrieb Hegel:
«Ich habe denKaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in derThat
eine wunderbare Empfindung, ein folchesIndividuum zu sehen,
das hier, auf einen Punkt konzentrirt, auf einem Pferde sitzend,
über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war
freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donners»
tag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordent-
lichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewun-
dern." Nnd dreiMonate später: »Wie ich schon früherthat, wün-
schen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz
ungeheuren Unterschied ihrerAnführer und des gemeinsten Sol-
daten von ihrenFeinden auch gar nicht fehlen kann." Solltendie
unter der Last des Reichskadavers Aechzenden gegen diesen
Mann, den Goethe «ihnen zu groß" fand, sich etwa denHaugwitz
und Lucchesini verbünden oder um Dank vom Hause Oesterreich
werben? Wir dürfen sie nicht beurtheilen, als hätten sie zwischen
einem starken und einem schwachen Deutschland zu wählen gehabt.
Vor dieserWahlstehen sie erst nach Bonapartes Sturz. Nun
könnte das starke Deutschland werden. Wenn Kaiser Franz sich
als den Wahrer deutscher Macht, den für die deutsche Zukunft
verantwortlichen, fühlte oder die Kleinfürsten, statt persönlichen
Gewinn zu besinnen, entschlossen wären, ein nicht inbrünstig der
deutschen Sache verlobtes Oesterreich mit rauhem Griff aus dem
Bund zu stoßen. Nichts davon geschieht. Preußen wird um den
SiegespreisgeprelltundDeutschlandhebtsich nichtüberdenGeo-
graphenbegriff. Während Franz mit der Miene des biederen
Hausvaters seine Gäste bewirthet und Metternich denpreußischen
Staatskanzler hätschelt, wird am Ballhausplatz heimlich der Ver-
trag beredet, der, zum Kampf gegen Preußen und Rußland, dem
HaustzabsburgdieWestmächteverbündensoll.AmdrittenIanuar
1813 unterzeichnen ihn Metternich, Castlereagh undTalleyrand:
auch er, der Vertreter Frankreichs, dessenAbsicht auf Oesterreichs
und Preußens Zerstückung in hartem, blutigem Ringen vereitelt
wurde. «Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit" verpflich-

ten England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn sich zu gemein»
sanier Abwehr «unberechtigter Ansprüche"; verpflichten sich, im
Kriegsfall einander mit Hundertfünfzigtausend Mann beizuste-
hen (England zahlt für jeden ihm etwa noch fehlenden Infante-
risten dreißig, für jedenReiter fünfzig Pfund Sterling an die be-
drohte Macht) und Bayern, Hannover, die Niederlande, mit dem
Hinweis, daß ihnen sonst alle Vortheile dieses Vertrages entgin-
gen, zum Beitritt zu bestimmen. Der Pariser Friede hatte Frank-
reich die Erörterung deutscher Gebietsfragen verboten. Sieben
Monate danach schließen Oesterreich und Britanien mit dem Feind
einBündniß gegen den Freund von gestern; helfenFrankreichaus
frostiger Einsamkeit und werden die Entbinde? der Entente dor-
ciisle, die, trotzmancherGesundheitfährniß, dasIahrhundertüber-
lebt. Der Welfe Münster grinst: «Wir spielen eine Partie zu
Dreien; ist der Feind geschlagen, so geht es gegen den Freund."
AndTalleyrand darf sich vor feinem neuen Herrn, dem achtzehn-
ten Louis, mit Lorber kränzen. „Die gegen Frankreich gerichtete
Koalition istdemTodnah und kann niemals auferstehen. Wir sind
nicht vereinsamt, sondern zwei Großmächten und drei Staaten
zweiten Ranges verbündet und werden, als Kämpfer für Recht
und Gerechtigkeit, bald die Seele eines Bundes fein, der alle Geg-
ner der Revolution vereint. Ich habe Frankreich eine Stellung
erworben, wie sie kaum von einem Halbjahrhundert erfolgreicher
Verhandlungen zu hoffen war." General Ricard soll nach Wien
kommen, um mit Schwarzenberg undWrede denPlan desFrüh-
lingsfeldzuges zu besprechen. Preußen? Metternich bittet «den
lieben Fürsten Hardenberg", den zweiten Ianuartag sitzungfrei
zu lassen: damit der Geheimvertreg fertig werde, der das von
zwei Kriegsjahren entkräftete Preußen von seiner Höhe ducken,
den Willen zu allgemeinerWehrpflicht und Volkswaffnung wür-
gen soll. Auf festerem Grund als Schillers Söldneroberst dürften
Blücher und Gneisenau zürnen: »Dank vom Hause Oesterreich!"
Docheheder Feldzugsplan inWien durchberathen,derAufmarsch
inBöhmen vollendet ist, sttztBonaparte wieder in den Tuilerien;
und findet im Schreibtisch des entflohenen Lilienkönigs den Ge-
heimpakt, der dieLockerung des ihm feindlichen Vierbundes ver-
räth.EinFressenfürdenaufElbaAusgehungerten.Caulaincourt,
dem der Heimkehrende das internationale Geschäft anvertraut hat,

muß flink ins Schloß geholt werden. Kein fremder Diplomat in
Paris? Nur der russische Gesandtschaftsekretär Graf Butiakin.
Der kanns machen. Heute noch muß ernachWien; miteinemver»
siegelten Packet, in dem der Vertrag und ein BriefNapoleons an
den Zaren Alexander liegt. Der wendet sich gewiß zu dem einst
bewunderten Korsen zurück, wenn ihm bewiesen ward, wie schnöd
Oesterreich und England ihm die Treue brachen. Nein. Alezander
zeigt dem Fürsten Metternich den Vertrag, weidet sichanderVer»
wirrung des sonst so selbstbewußten Kanzlers und spricht dann:
«Wir müssen jede Erinnerung an diesen Vorgang begraben. Denn
wir brauchen alle Kraft zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind,
der uns trennen, mich in sein Lager ziehen möchte. Dafür bin ich
nicht zu haben." Der Vertrag fliegt ins Kaminfeuer. »VonAlle»
dem dürfen Sie dem FürstenTalleyrand nichts sagen." Metter»
nich verspricht s. Den Wunsch, die neue Tücke an dem verschmitzten
Franzmann zu rächen, legt der Russe auf Eis. Als, nach Belle
Alliance und dem zweiten Einzug in Paris, die Kongreßarbeit
fortgesetzt wurde.erzwang er denRücktrittTalleyrandsund lächelte
den Franzosen erst wieder, als Richelieu ihre Sache führte. Ob
Alezander den Preußen sofort den Verrath enthüllt hat? Harden-
berg nannte ihn später, jämmerlich mild, „ eine unglückliche Ueber-
eilung" des wiener Gefährten. SchlimmeFolgen konntesiejanicht
haben. Denn als nach Bayern, Hannover, Hessen-Darmstadt, Sar°
dinien auch Holland dem heuchlerischen „Vertheidigungbündniß"
beigetreten war, brauchten Britanien und Oesterreich das preuß-
ische Schwert schon wieder gegen das Frankreich Bonapartes.
Doch unter dem Prunkmantel des Vierbundes keucht der Neid
weiter, tzabsburgs tzausmachtgier überkreischt die Stimme deut»
scher Sehnsucht nach Einheit und nützt die Kirchhofsruhe derHei»
ligen Alliance zurNiederhaltung des «Volkes inWaffen". Dem
Bourbon, der nach Bonapartes zweitem Sturz wieder denThron
zu erklettern wagt, ist Preußen der Erzfeind. Alle Gewalten, aus
Ost und aus West, versöhnt immer wieder das Streben, dieSaat
Fritzens nicht aufgehen, die Erdtheilsmitte nicht in Kraft gedeihen
zu lassen. Und Deutschland nimmt jede Mißhandlung hin. Will
lieber kopflos bleiben, als dem Befehl eines Oberhauptes gehor°
chen. Fühlt nicht, was es in einträchtigem Handeln erwirken, mit
dem Einsatz feiner Werthsumme erwerben könnte. Der Stifter des

Rheinbundes ist geknebelt. Noch fünfzig Jahre lang aber zeugt
fein Vermächtniß dem Adlerland, allenReichstrümmernUnheil.
Was wird uns die Zukunft bringen? Ueber das Totenbett
des Kaiserreiches deutscherNation hin hallte dieFrage. Da, acht
Lustren späler.derDeutscheBund safilosverkümmert,kommt,aus
demMund einesPreußen,vomMain her dieAntwort. Noch hat
GoethesMahnung, denWerlh deutscherMenschheit zusammen»
zuhalten, damit er jeden anderen überwiege, nirgends Gehör er-
langt.NochrechnetOstundWestmitDeutschlandswirrerSchwach-
heit wie mit derFolgederIahreszeiten. NndPreußens Lenzkraft
verschäumt in frömmelnde oder pöbelnde Schönrednerei.
»SympalhienundAntipathieninBetreffauswärtigerMächte
und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im Dienst
meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an An-
deren: es ist darin der Embryo derNntreue gegen den Herrn oder
das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine
stehenden diplomatischenBeziehungen und dieRnterhaltung des
Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man
meines Erachiens auf, Politik zu treiben, und handelt nach per-
sönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen
Gefühl von Liebe oder tzaß gegen Fremde unterzuordnen, dazu
hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht; hat es
aber vorGott und nicht vor mir zu verantworten.wenneresthut;
und darum schweige ich über diesen Punkt... In der Gefühls-
politik ist gar keine Reziprozität: sie ist eine ausschließlich preuß-
ische Eigentümlichkeit: jedeandereRegirungnimmtlediglichihre
Interessen zum Maßstab ihrertzandlungen.wie sie diese auch mit
rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapiren mag. Man
acceptirt unsere Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie
uns nicht gestatten, uns dieserAusbeutung zu entziehen,und be-
handelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal da-
für und respeklirt uns nur als brauchbare ciupe. Ich glaube, Sie
werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß unser Ansehen
in Europa nicht das selbe ist wie früher. Wir müssen sagen, wie
der Schäfer in Goethes Gedicht: ,Ich bin heruntergekommen und
weiß doch selber nicht, wie.'Ich will auch nicht behaupten, daß ich
es weiß; aberviel liegt ohne Zweifel in demNmstande: wirhaben
keine Bündnisse und treiben keine Auswärtige Politik, keine ak°

tive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in un-
seren Garten fallen, aufzusammeln und den Staub, der uns an«
fliegt, abzubürsten, wie wirkönnen. Wenn ich von Bündnissen rede,
so meine ich damit keine Schutz» und Trutzbündnisse, denn der
Friede ist nochnicht bedroht; aberalledieNuancenvonMöglich-
keit, Wahrscheinlichkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges
dieses oder jenes Bündnißzuschließen, zudieser oder jener Gruppe
gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein
Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Wer sich in der
für den Kriegsfall schwächeren Kombination befindet, ist nach-
giebiger gestimmt: wer sich ganz isolirt, verzichtet auf Einfluß.
Bündnisse sind der Ausdruck gemeinsamer Interessen und Ab-
sichten; ob wir Absichten und bewußteZiele unserer Politik über-
haupt haben, weiß ich nicht. Aber daß wir Interessen haben, daran
werden uns Andere schon erinnern. Ich frage Sie, ob es in Eu-
ropa ein Kabinet giebt, welches mehr als das wiener ein natür-
liches Interesse daran hat.Preußennichtstärkerwerden zu lassen;
ob es einKabinet giebt, welches diesenZweck eifriger und geschick-
ter verfolgt, welches überhaupt kühlerund cynischernurseineeige»
nen Interessen zur Richtschnur seinerPolitik nimmt und welches
uns in den Russen und den Westmächten mehr und schlagendere
BeweisevongewissenloserPerfidieundNnzuverlässtgkeitfürBun-
desgenossen gegeben hat. Genirt sich denn Oesterreich etwa, mit
dem Auslande jede seinem Vortheil entsprechende Verbindung
einzugehen? Halten Sie den Kaiser Franz Joseph für eine auf-
opfernde, hingebende Natur überhaupt und insbesondere für
außerösterreichische Interessen? ... Wollen wir so isolirt, unbe-
achtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben,so habe ich
freilich keine Macht, es zu ändern. Seine Majestät der König
vermag leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was
soll ich hier oder einer unserer anderen Gesandten durchsetzen,
wenn wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf
Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin
kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oester-
reichs Unterstützung in irgendeiner für uns erheblichen Frage
sprechen will. And selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur
einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht
durchbräche, sobald von unserer Auswärtigen Politik die Rede

ist... Sie sind doch au Kit von unserer Politik; können Sie mir
nun einZiel nennen,welches sie sich etwa vorgesteckt hat.auchnur
einen Plan auf einigeMonate hinaus.gerade rebus sic stantibus?
Weiß man da, was man eigentlich will, weiß Das irgend Jemand
in Berlin? Und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der an»
deren großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und
Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten
nennen, auf welchen wir zählen könnten, wenn es heutezum Kriege
käme, oder der für uns irgend Etwas thäte, weil er auf unseren
Beistand rechnet oder unsere Feindschaft fürchtet? Wir sind die
gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns ei-
gentlich Niemand; wir gelten wie unsichere Genossen und unge-
fährliche Feinde. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplo-
maten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen
die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon er-
storben ist. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß ich aus ciepit,
weil Sie nicht meinerMeinung sind, schwarz sehe und rmsonnire
wie ein Rohrspatz. Aber ich würde wahrlich eben so gern meine
Bemühungen an die Durchführung fremder Ideen wie eigener
setzen, wenn ich nur überhaupt welche fände, die man zum Nutz
und Frommen unserer Politik ins Werk zu setzen beabsichtigte.
So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen
Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns ge-
braten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch, denn
wir werden den Mund schwerlich aufmachen, wenn wir nicht ge-
rade gähnen." (Auch nicht zu leerem oder schädlichem Schwatz?)
»Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als
Bonapartisten bezeichnet.Man thut mir Unrecht damit.Ich habe
auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geant-
wortet: Ich bin preußisch und mein Ideal für Auswärtige Poli-
tiker ist dieVorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschlie-
ßungen von den Eindrücken derAbneigung oder der Vorliebe für
fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Aus-
land anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Be-
wohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei
davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen.
England kann uns keine Chancen maritimer Entwickelungin Han-
del und Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie...

Eine passive Planlosigkeit, die froh ist.wenn sie in Ruhe gelassen
wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie
kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und
wirwerdenAmbos,wenn wir nichts thun, um tzammerzu werden.
Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Iahren meiner
hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling und der Son-
nenschein des königlichen Wohlwollens strahlte mir von denGe-
sichtern der tzofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder
hat der König gefunden, daß ich ein eben so alltäglicher Mensch
bin wie alle übrigen oder er hat Schlechtes von mir gehört; viel»
leichtWahres.dennIederhat seinesaulenStellen unterder Haut
Kurz:SeineMajestät hat wenigerals früherdasBedürfniß.mich
zu sehen,die Hofdamen lächeln mirkühler zu als sonst, die Herren
drü cken mir matter die Hand, die guteMeinung von meiner Brauch-
barkcit ist gesunken;nur der Minister Manteuffel ist freundlicher
gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit zwei bis drei Iahren
crescenäo, ohne mich zu wundern;Dergleichen passirt Jedem,än-
dert sich auch wiederund nur einmal bin ich empfindlich darüberge-
wcsen, vor zwei Iahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht be»
handelt wurde. Es ist mir kein Bedürfnis^, von vielen Leuten ge-
liebt zu werden, ich leide nicht an derZeitkrankheit der wve «f ap.
pr«bstion und dieGunst destzofes,wie der Menschen, mit denen
ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkt anthro»
pologischerNaturkunde als vondem des Gefühls auf. Wenn, wie
jetzt in Berlin, weder Ab» nochAnsichten.wederPläne nochWil»
lensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein
einer gänzlichzweck' undplanlosenBeschäftigung nieder.Ichthue
nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine In-
struktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch
Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken.
Schließlich hoffe ich,daß mirAlles eben so.Wurschl'werdenwird
wie anderen Leuten. Ich müßte die Dauer und den Werth dieses
Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten
nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen ,von oben' ansehen zu
können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach
dreißigIahren und vielleicht sehr vielsrüher ohne alleBedeutung
für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in
Europa erreicht haben. Aber man kann nicht Schach spielen, wenn

Einem sechzehn Felder von vierundsechzig von Haus aus verbo-
ten sind... Seine Majestät waren sehr heiter, was ich unmöglich
der Freude, mich wiederzusehen, allein zuschreiben kann. Ich traf
nur Befriedigte, die zu finden schienen, que t«ut allait ä merveille
cisns ce meilleur cles moncies. Ihr Bruder war, wie gewöhnlich, sie»
gestrunken und behauptete, daß sein Bruder gewöhnlich schwarz
male.MeinemInstinkt nach glaube ich indessen, daß die schwarze
Manier das Bild der Zukunft richtiger wiedergiebt, und richte mich
nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden ken-
nen gelernt habe und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlech»
tes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb so bald wie mög-
lich in mein Marlepartus zurückgezogen." So spricht Bismarck.
Weil seiner Hand das Steuer, seinem Hirn die Herrschaft über
dasSchwert desStaates anvertraut wird,vermagerzuthun,was,
von Pufendorf bis auf Fichte und Thon, Deutschlands wachste
Geister nur malten. Aus Finsterniß in Klarheit zu führen. Er setzt,
vor Aller Blicken, Oesterreich ins Unrecht. Zwingt es zurKriegs-
erklärung. Schlägt es so schnell, daß kein Neutraler zu Besinnung
und Einspruch kommt. Drängt es, fürs Erste, aus der Deutschen»
gemeinschaft, schmälert ihm aber nicht den Besitzstand und nimmt
den Mittel- undKleinstaatendieMöglichkeitneuerWahlzwischen
zweitzäuptern, die sich wetteifernd ins Himmelslicht recken. Sein
FußbegräbtimDickichtderRheinbundesbezirkeüberständigeNn-
kräuter. Sein Arm hemmt die Hast blinder Demokraten, die nicht
begreifen wollen, daß ihrem Vaterland noch die unbequem straffe
Zucht des Heerlagers nöthiger ist als der behagliche Genuß süßer
Freiheitrechte. Sein Genius schmiedet im Feuer napoleonischer
Geschütze den Reif, der im Stammrumpf Germaniens den alten
Spalt schließt und zugleich den Wipfel mit schlichter Glorie krönt.
Sein majestätischerMenschenverstandunddiemännlicheAnmuth
seines sichtbaren Wesens wirbt demEmporkömmlingsreichVer»
trauen und Freundschaft. Er wird der Vormann Europas und
meidet doch jede Geberde Eines, der sich Führergewalt anmaßen
will. »Wir würden rasch wieder verhaßt, wenn wir, wie ein echter
Parvenü, durch unser Gehaben den Nachbarn zum Bewußtsein
brächten, daß unsere Taschen voller als ihre sind." Er verzichtet
auf jedeErörterungfremdertzoheitrechte,auchderihmwidrigsten,
findet sich mit mürrischen, launischen, jähzornigen oder unaufrich-

tigenWandergefährten ab und scheut selbst den Schein biegsamer
Demuth nicht: wenn seinem Vaterland aussolchenOpfern Nutzen
reifen kann. Nie träumt er sich in ewigen Glanz. Paßt sein Planen
stets der ungünstigsten Entwickelungmöglichkeit an, hält Blitzab-
leiter fürwichtiger alsFahnenstangen, stöhnt auf demGlücksfirsr
noch unterdemAlbdruckderFurcht vorfeindlicherVerbündelung
(und würde heule drum gewiß „Flaumacher" gescholten). Was
wirdunsdieZukunft bringen? Sie wird nicht inDiamantenpracht
strahlen, aber auch nicht finsterdräuen: wennwireinigundtapfer^
stark undbescheiden, in AUtagsarbeitandächtig, im Wirbelgroßen
Geschehens noch nüchtern bleiben; nie uns aufWege locken oder
drängen lassen, derenZiel wir nicht kennen; nie als Helfer unter-
nehmen, was nur demEigenthümeroderErbenzinsenkann; auch
in Gewittern nicht fremde Interessen aufKostendesReichesschir«
men; nicht einen Tropfen deutschen Blutes verspritzen, der ohne
Ansehensverlust zu ersparenist: Fehlervondenverantwortlichen
Personen, nicht von dem Gemeinwesen, sühnen lassen; und nie»
malseineMinutelangzwischenPflichtund Gunstsuchtschwanken.
Ob auf dem Thron, ob im Gewimmel sich Stirnen runzeln: was
Nothwendigkeit befiehlt, muß geschehen. Weh Jedem, der, weil
er vorRngnade, eines Mächtigen oder einer Menge, zagt,Noth»
wendiges verzaudert, bisdieSpannunggewichenistunderhoffen
darf, matten Herzen für Schicksalswende nicht haftbar zu werden!
Diefer strauchelt in die Tolsünde, die niemals verziehen ward.

Apokalypse.

In derPresse desunsfeindlichenodermindestensunfreund»
lichen Auslandes findet das Auge jetzt oft über denLebensgang
und die Wesensart deutscher Truppenführer Berichte und Stich»
Worte, deren Werth durch die Andeutung gesteigert werden soll,
daß sie aus geheimen Listen der Personalienwächter stammen. Das
jüngsteTreibhausgewächs aus demIahrniezuvor erlebtenKrie»
ges? Alles schon dagewesen. Vor neunundvierzig Iahren wurde
den höheren preußischen tzeeresstäben vom Oberkommando ein
tzeftchen zugeschickt, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, noch
vor der Begegnung auf dem Schlachtfeld die österreichischen Nord«
armeeführer kennen zu lernen und nach deren Willensneigung
und Kriegerkunst ihr Trachten und Thun zu formen. Ohne Groll
liests heute der Bundesgenosse, den tzofart nicht mehr blendet.

Benedek, Kein Feldherr, kein Stratege; braucht sehr kräftige
Unterstützung bei Führung der Armee. Sehr glücklicher, sehr muthiger,
ja, selbst verwegenerSoldat, In der ganzenArmee, namentlich Mann-
schaft, unendlich beliebt.
Henikstein. 50 bis 52 Jahre alt, kräftig und gesund. Kluger
Kopf, viel Kombinationgabe, tüchtiger Generalstabsoffizier. Wird
sämmtliche Operationen, theilweise auch jene in Italien, leiten,
Graf Clam-Gallas. Dinirt lieber, als er ficht. Hat die üble
Gewohnheit, wenn es zum Gefecht geht, falsche Wege einzuschlagen.
Braucht einen tüchtigen aälstus und erhielt ihn auch in Person des Ge-
nerals Grafen Gondrecourt (Ideal eines Nntergenerals),
Oberst Litzelhofen. Generalstabschef des Ersten Corps. Hat
sich im Jahr 185g bei Melegnago als tüchtigen Generalstabsoffizier
bewährt.
Generalmajor Poschacher. Braver alter Soldat, aber schon
seit mehreren Iahren zur Pension reif. War immer bei der Jäger--
truppe. Hat sehr einseitige Kenntnisse.
Oberst Graf Leiningen. Jung, tapfer, ritterlich, sehr beliebt,
guter Nntergeneral.
Generalmajor Baron Piret, Geistig eine sehr unbedentende
Persönlichkeit, körperlich ein Koloß. War immer Infanterist (No. 25)
und von Wenigen geliebt.
Generalmajor Ringelsheim. Junger Mann, im General-
stab seine Karriere gemacht; der römische Kunktator scheint sein Vor-
bild gewesen zu sein. Beliebt. Kavalier durch und durch.
Feldmarschall-Lieutnant Graf Thun. Alter, braver (Sol-
dat) General. Viele praktische Kenntnisse ohne besonderes Talent;
strenger Dienstmann. Beliebt.
Generalmajor Philippovich. Ist Diplomat, wo er Soldat
sein soll, und Soldat, wo er Diplomat sein soll. Talentirt, ohne
besondere Befähigung zum Corpskommandanten, Nur bei den Slawen
beliebt. Sehr ehrgeizig. Gar keine Kriegserfahrung.
Oberst Döpfner, Generalstabschef des Zweiten Corps. Gene-
ralstäbler aus der alten Schule. Sonst unbekannt.
Oberst Thonr. Jung, beliebt und tüchtig.
Generalmajor Henriquez, Ä5 Jahre alt, sehr gebildet, im
Kriege erfahren. Kommandirt sehr brave Truppen. Kennt viele aus-
ländische Kriegsschauplätzte, Hat sich stets als tapferen Offizier bewährt.
Generalmajor Herzog von Württemberg, Ä1 Jahre alt,
schwacher Körperkonstitution. Tollkühner Soldat. Hält sich jür einen
großen Strategen nno doch ist ihm diese Wissenschaft fremd. Renom-
mirt gern, hat viele Bewunderer, aber noch mehr Feinde,
Generalmajor Saffran. Wäre außerordentlich beliebt,wenn
er nicht dem Zopfshstem so nachdrücklich huldigen würde. Läßt sich
leicht leiten. "Unbedeutender Geist.
Erzherzog Ernst. Weder Soldat noch General. Gar keine

Selbständigkeit, kein Vertrauen bei der Truppe, Leidet an Epilepsie,
erhielt deshalb als Generalstabschef den
Oberst von Catth, der ein sehr eigensinnigerKopf ist und seinen
Ansichten gewiß Geltung zu verschaffen weiß. Hat sich 1859 sehr aus-
gezeichnet, erhielt den Maria Theresia-Orden und hält sich in Folge
Dessen für unfehlbar.
Generalmajor Kalik. Gescheiter, umsichtiger, von Hoch und
Nieder geachteter General. Hat immer im Generalstabe gedient,
Oberst Appiano, Unbedeutender Mensch, hat kaum die Be-
fähigung zum Brigadier. Gott mit ihm!
Oberst Benedek. Schneidiger Soldat. Ziemlich beliebt, sonst
unbekannt.
Oberst Kirchsberg. Gut, leutsälig, sehr ängstlich. Vureau-
krat, aber kein Feldsoldat.
Feldmarschall-Lieutenant Graf Festletics, Hat von der
Führung eines Infanteriecorps keine blasseIdee, Ist ein guterReiter-
general. Viel Protektion, bringt aber Manches zu Stande. Ist in
seiner gegenwärtigen militärischen Stellung eine Null.
Oberst Görz, Generalstabschef, Geistreicher, militärisch gebil-
deter Offizier; wird faktisch das Corps kommandiren. Festetics giebt
nur den Namen her.
Generalmajor Mollinary, War immer Pionierchef,- wird
im Verein mit Festetics Vier grade sein lassen. Frühstückt gern und
sehnt sich nach Ruhe. ^
Generalmajor Kopal. Strenger, grader Soldat, guter Unter-
general. Beliebt, verdient Vertrauen.
Oberst Fleischhacker. Grob gegen Untergebene, kriechend ge-
gen Höhere. Zeichnet sich durch merkwürdige Taktlosigkeit aus. Hat
äußerst wenig Befähigung zum Brigadier.
Oberst Poeckh, Jung, Emporkömmling. Bei der Mannschaft
wegen planlosen Chicanirens verhaßt, sonst geschickt und talentirt,
Erzherzog Joseph. Phlegmatisch; ohne Kriegserfahrung,
Nimmt sich Armeebefehle und Dergleichen wenig zu Herzen, beschäf-
tigt sich lieber mit Privatangelegenheiten. Bei den ungarischen Trup-
pen, weil der Sohn des alten Palatins, sehr beliebt,
Feldmarschall-Lieutenant Ramming, Militärisches Ge-
nie. Unbedingt der beste österreichische General, was er aber auch
weiß und wodurch er sich zahllose Feinde gemacht hat.
Generalmajor Kochmeister. In der militärischen Admini-
stration eine Koryphäe, als Feldsoldat wenig Bedeutung,
Oberst Fröhlich, Generalstabschef. Tüchtiger Generalstabs-
chef. Gebildet, talentirt, im Krieg erfahren.
Oberst Waldstätten. Sehr gebildet, fein, ritterlich. War
Adjutant des Kaisers. Hat Protektion, ist aber auch ein guter, ver-
läßlicher General voll Energie.
Oberst Hertwe k, Führt seine Brigade bei erster Gelegenheit

in einen Sumpf oder Dergleichen. Vertuscht seine Schnitzer mit Grobheit und unzeitiger Strenge. Ist nicht beliebt.
Generalmajor Rosenzweig. War früher Gendarm, ist aber klug, militärisch gebildet, energisch. Keine Kriegserfahrung.
Oberst Jonas. Alte« Soldat, tapfer, ohne besondere militärische Bildung, viel Praxis. Beliebt.
Erzherzog Leopold. Siehe Erzherzog Ernst; ist aber gesund.
Generalmajor Weber. Klug, erfahren, gebildet, energisch.
Oberstlieutenant Majnone. Bureaukrat, Intrigant, unbeliebt. Seine Leistungen unbedeutend. Keinen Funken produktiven Talents. >,
Oberst Fragnern. Unbekannt.
Generalmajor Doctenr. Alt, gebrechlich, hat sich vor der Schlacht von Solferino krank gemeldet, wird es diesmal wieder thun.
Generalmajor Graf Rothkirch. Guter Infanterie-General, äußerst energisch, verläßlich. Sehr beliebt.
Generalmajor Brandenstein. Aus dem Pensionstand einberufen worden, was aber ein gewaltiger Fehler war, denn er spielt noch immer die beste Rolle, wenn er in Pension bleibt. Ganz unbedeutende Person ohne Talent.
Generalmajor Graf Huhn. Einer der bedeutendsten Jesuiten Oesterreichs. Klug, verschlagen, heimtückisch, gefährlich. Militärisches Talent, obwohl er im Generalstab gedient Hat, keins, aber viel Konsequenz und Energie. >
Generalmajor Koller. Bekannt wegen seiner Strenge und Energie. Keine Kriegserfahrung. Verhaßt.
Oberst Bourgignone. Generalstabschef. Gebildet, geschickt, sehr nachgiebig und eitel. Ziemlich viel Kriegserfahrung. Wegen seines abstoßenden Auftretens nicht besonders beliebt.
Oberst Mondl. Fein gebildet, einer der besten Untergenerale.
Oberst Grivisics. Jung, beliebt. Genießt viel Vertrauen; guter Brigadier.
Oberst Knebel. Immer im Generalstabe gedient. Viel Kriegserfahrung, guter Führer, sorgsamer General. Sehr beliebt, (Leberleidend.)
Generalmajor Baron Wimpfen. Alles Andere, nur kein Soldat und General. Muß immer ins Schlepptau genommen werden, sonst bleibt seine Brigade stecken.
Generalmajor Baron Edelsheim. Der kühnste und tüchtigste Reitergeneral unserer Zeit, hat sich 1839 vollständig bewährt. Sehr gebildet, richtiges Urtheil. Jung, kräftig und äußerst beliebt und geachtet.
Oberst Appel (einäugig). Tapfer, vortrefflicher Reitergeneral; hat 1859 den Theresia-Orden bekommen.
Oberst Wallis. Keine Kriegserfahrung, noch nie im Feuer gewesen. Für einen Reiterführer zu schläfrig.

Oberst Fratricevics. Sehr ordinärer Mensch, ohne Intelli-
genz, aber alter Haudegen. Bei den Husaren sehr beliebt, weil er
die ungarische Sprache spricht.
Generalmajor Fürst Thnrn und Taxis erreicht mit sei«
nen vorzüglichen Eigenschaften sast den Generalmajor Edelsheim.
Oberst Bellegarde, Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.
Oberst Westfalen. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.
Prinz Holstein, Prinz von Geblüt, sonst nichts.
Generalmajor Prinz Solms. Muthig, energisch, beliebter
Rcitcrgeneral,
Generalmajor Schindlöcker kann Edelsheim und Taris
würdig an die Seite gestellt werden. Sehr energisch, tapfer und in
der ganzen Armee gekannt und verehrt.
GeneralmajorZajtsek, Alter Haudegen. Gar keine tiefere mi-
litärische Kenntnisse. Strenger Vorgefetzter. Zeitweilig etwas konfus.
Generalmajor Borberg. Keine Kricgserfahrung, sonst un-
bekannt, . l
Generalmajor Solhtik, Grob, ungebildet, überschätzt sich
und wird sich oft genug blamiren, wie 1859.
Generalmajor Coudenhove, Graf. Größter Gegner des
Generalmajors Edelsheim, ist 1859 bei Solferino statt gegen den
Feind nach Volt« geritten, woselbst er mit seiner Kavallerie-Division
Mittagbrot nahm. Nach dessen Beendigung war die Schlacht bereits
verloren.
Generalmajor Fürst Windischgraetz. Sehr harmlos, ohne
militärische Kenntnisse oder sonstige geistige Vorzüge, War mit dein
Grafen Coudenhove im Jahr 1859 in Volta,
Generalmajor Mengen, Streng, gerecht, guter und gebil-
deter Reitergcncral, Wenig erprobt. Allgemein geachtet.
Auch die Oesterreicher hatten solche Konduiteliste. Als Liefe-
rant der hier abgedruckten galt damals ein Gablenz; vielleicht der
selbe sächsische Freiherr, den Bismarck einmal als Oesterreichs offi-
ziösen Unterhändler erwähnt. Nicht jederLeitfadenistzuverlässig.
Daß die Russen einen haben, ist längst behauptet worden. Nützen
könnte selbst die genauste Liste kaum noch. WeildieZahlderOffi°
ziere zu groß geworden, derAufstieg der in Friedenszeit zur Dis-
Position gestellten unerrechenbar und die Enthülsung derFührer-
fähigkeit erst nach demAufmarsch möglich ist. 1866 und70 gings;
in beiden Heeren hatten die meisten Generale und Stabsoffiziere
in zwei Kriegen gekämpft. Kein Daniel und kein Johannes aber
konnte im Sommer 1914 weissagen, was tzindenburg undIoffre,
GallieniundLudendorffleistenwerde.AufboshafteGlossendürfte
der Feind die Grundmauer seiner Hoffnung nicht bauen; ehe der

Mörtel fest wird, kann sie geborsten sein.Neun Zehnteln der Führer
hat der glanzlos schwierige Grabenkrieg noch nicht erlaubt, ihres
Könnens Nmfang und Grenzen dem Prüferblick zu bloßen.

Psalter.

Vor dreizehn Iahren hat Oberst Fehler, ein tzauptmitarbeiter
der k^evue^iilitaire Luisse, den fast bewegunglosen Grabenkrieg von
heute als ein nahes Ergebnitz neuer Kriegstechnik vorausgesagt.
„Wenn Kopfzahl, Waffen und sittliche Kraft der einander be»
kämpfenden Heere ungefähr gleich sind,muß auchihre Taktikgleich
werden und die Unterscheidung zwischen Angreifern und Ange-
griffenen allmählich schwinden. Beide Heere werden so unbeweg-
lich, als ob eins von ihnen ein verschanztes Lager zu umringen,
das andere es zu vertheidigen trachtete. Ausfall und Handstreich
bleibt,unter demFeuer derFortsgeschütze, möglich; der Kern der
Besatzung aber ist aufbeidenSeitenunthätig und neutralisirt.So
wird die Defensivfchlacht derZukunft aussehen. Zwei Menschen»
mauern; zwischen ihnen nur die schmale Gefahrenzone. Keine kann
vorwärts. Eine wird versuchen, die andere zu umfassen. Die wird,
um das Gelingen solchen Versuches zu hindern, ihre Front ver-
längern. Jede wird sich so weit dehnen, wie ihre Mannschaftzahl
irgend erlaubt; und diesen Wetteifer wird nur die Natur beschrän»
ken. Meeroder Gebirg, ein befestigter Punkt oder die Grenze eines
neutralen Landes: über solche Hindernisse können die Linien sick>
nicht hinausstrecken. Dann braucht, auf diesem Schlachtfeld (das
nie eine Schlacht sieht), der Krieg niemals zu enden. Dann muß
man den Sieg draußen suchen und dietaktischenManöver den bei
Ausfällen gebräuchlichen anähneln. Die doppelte Menschenkette,
die mehr nochaneinGitteralsaneineMauererinnert,verbraucht
nicht die ganze Mannschaft. Die Geschoßwirkung ersetzt Mängel
derKopfzahl. Doch man mutz dieMannschaft ablösen^ für Nahrung
sorgen,Tote bestatten, Verwundete hinter dieFront bringen. Das
kann nur im Dunkel geschehen; und dazu braucht man Reserven.
Andere zur Vorbereitung der Rückzugslinie und als Einsatz gegen
unerwartete Ereignisse. Was übrig bleibt, wird die kühnere Par-
tei benutzen, um die Verbindunglinien desFeindeszu gefährden,
die Ruhe des Oberkommandos zu stören und es in unkluge Ent-
schlüsse zu locken. Das Ganze bleibt, auf beiden Seiten, ein Ver-

theidigungskrieg mit wechselndem Erfolg undFehlschlag.die ort«
lich begrenzt sind und keine Entscheidung erwirken. Ein stetes
Ausspähen nach günstiger Gelegenheit und nach der schwachen
Stelle desFeindes.Die kann von dem Stärkeren überrannt wer»
den; sind die Kräfte ungefähr gleich, dann ist auch von solchem
Einbruchsversuch nicht viel zu hoffen. Wahrscheinlich wird, wie
in und vor einer Festung oder einem verschanzten Lager, der Zu-
stand athemlos wachsamerUnthätigkeit währen, bis eins derHeere
durch äußere Umstände gezwungen ist, den Kampf aufzugeben:
durch schlechte Finanzen oder politischeWirrniß in der Heimath,
durch Mangel an Nahrung, Kriegsgeräth, Waffen, Munition,
durch das lähmende Bewußtsein, daß die Heere nicht vorwärts
kommen und alle Blutopfer nutzlos sind.Dennauch diese künftigen
Kämpfe werden vielBlut fordern. Ohne klare Voraussicht, uner«
schütterlicheRuhe und kühnenWagemuth sind sie nicht zu führen.
Mehr als je wird derMannschaft,denFührern,demVolkgeduldige
Kraft, dem Oberbefehlshaber die Meisterschaft in allen Künsten
seines Berufes nöthig sein. Mit gedoppelter Hingebung muß, wer
solchen Kampf unternimmt, sich von vorn herein auf die schlimmste
Möglichkeit vorbereiten." Uns klingt Dieses wie Prophetie.
IKel^ev Voi-Ii tterälä, unser zärtlicherFreund, erzählt wieder
allerlei Nettes. „Der japanische Ministerpräsident Graf Okumcr
hat in einerInterviewgesagt, Japan werde demBündnißmitBri-
tanien treu bleiben, allegiltigenVerträgeachtenundnirgendsein
von fremden Mächten erworbenes Recht schmälern. Weder an
Schutzherrschaft noch an Monopole denke es; fordere auch in
Schantung nur das bisher dem Deutschen Reich Gewährte und
Einwirkung auf die Verwalterarbeit nur an einzelnen Stellen der
Südmandschurei,wo Unordnung japanischeInteressenzu gefähr-
den droht. Deutsche Versuche, Amerika gegen Japan aufzuhetzen,
seien gescheitert. Alle betheiligtenMächte haben erkannt, daßIa°
pans Vorschläge vernünftig sind und längst schwebendenFragerr
die Antwort suchen. China selbst zeige sich willig zu rascher Ver»
ständigung und die Ankündung ernsten Streites sei thörichtes Ge»
fasel. In New Pork hat der französische Abgeordnete Damour mit
einem Vortrag über Fran kreichs Verhältniß zu Deutschland starke
Wirkung erzielt. Als er erwähnte.HerrvonBethmannHabeselbst
bekannt, die Verletzung der belgischen Neutralität sei ein Völker-

rechtsbruch, ließen die Amerikaner ihrenZorn laut werden. Nach
dem Vortrag sangen sie die Marseillaise. Am zweiten Mai soll
dem Generalissimus Ioffre in den Ostpyrenäen von Spaniern eine
Ehrenadresse überreicht werden. Der Jahrestag des spanischen
Freiheitkrieges wurde gewählt, um dieFreundeund Söldner der
Deutschen zurechtzuweisen, die Spanien täglich an Napoleons Er-
obererzug erinnern. Am zweiten Maiabend soll auch in Madrid
eine große Massenkundgebung den gegenDeutschland verbünde-
ten Mächten die Freundschaft Spaniens ausdrücken. Die Deut»
schen begreifen weder, daßderErdkreissichmitAbscheuvonihnen
wendet.noch, daß siedieganzeWelt langweilen. Ihre Sucht, über»
all sich einzuschmuggeln und mitzureden, hat sie unerträglich ge-
macht. Amerikanern und Italienern, Balkanvölkern und Spa»
niern.NiederländernundSkandinaven: Allen sindsie lästig. So-
gar dem Lieben Gott, der doch wirklich, als der Ewige, Geduld
hat. Die Welt wird aufathmen,wenn diesen Leuten die Möglich-
keit genommen ist.längernoch lästig zu werden. Auch in der Schweiz
haben sie selbst, durch ihrplumpes Gerede, sich um den Rest freund-
lichen Gefühles gebracht. Auf eine Adresse derpariser Literarischen
Gesellschaft hat General Ioffre geantwortet: ‚Rnsere tapferenKrie»
ger wissen, daß sie nicht nur die Erde, sondern auch den Geist und
die Sprache Frankreichs vertheidigen. Durch den endgiltigen
Sieg wollen wir unser Vaterland von aller Knechtschaft erlösen
und der Literatur, der Wissenschaft und den Künsten die zur Ent
Wickelung unentbehrliche Freiheit sichern. Das Handeln aller in
in Ihrer Gesellschaft vereinten Schriftsteller trägt aus dem Be-
reich unserer Truppen die unerschütterliche Zuversicht auf nahen
Sieg immer weiter ins Land Hinein/Anter dem Vorsitz des Herrn
Leygues, der Anterrichtsminister war, hat das Komitee, das die
Neutralen aufzuklären strebt, beschlossen, eine neue Reihe von
Flugschriftenherauszugebrn, die nurDokumente von unbestritte-
ner Glaubwürdigkeit enthalten und die austro-deutschenEntstel»
lungen abwehren sollen. Der Erfolg der bisher veröffentlichten
Schriften war sehr groß; aus allen Ländern strömen Bestellungen
herbei undüberall wird der würdige Ton unbefangenerRuhe ge-
lobt. Italien plaudert noch mit Oesterreich-Ungarn; an Erfolg
glaubt es nicht, will aber gegen den Verbündeten von gestern nicht
unhöflich sein und zugleich beweisen, daß es zum Krieg sich nur als

zu einem letzten Mittel entschließt. Zwei Hindernisse sind unüber»
steigbar: Deutschland erlaubt nicht, daß Trieft den Italern gege-
ben werde,undOesterreich will erst nach dem Krieg abtreten, was
Italien schon heute verlangt. Sobald die Ueberzeugung, daß Di»
plomatengespräche nichts erreichen, allgemein geworden ist, wird
Italien losschlagen. Die militärischen Vorbereitungen sind voll»
endet, die Finanzen in fester Ordnung und alle großen nationa»
lenParteien um das Ministerium Salandra geschaart. Präsident
Wilson hat zu einem Vertreter des ,1emps' gesagt: ,Ich freue
mich, hier Franzosen zu sehen, die selbst erkunden wollen, wie
die Öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten ist, und ich
bin gewiß, daß Sie mit ihrzufrieden sein werden. Frankreich wird
nicht in denIrrthum mancherBedrängten fallen,die meinen,wer
nicht mit ihnen sei, müsse gegen sie sein. Was ich, als Mensch,
für Frankreich empfinde, habe ich in meinem Brief an den Prä»
sidenten Ihrer Republik deutlich ausgesprochen; und Sie dür»
fen glauben, daß ich nicht mehr gesagt habe, als ich ernstlich fühle.
Kriegsminister Millerand hat in derKammer verkündet, die Her-
stellung von Geschossen und Explosivkörpern leiste jetzt schon um
sechshundert und werde nächstens um neunhundertProzentmehr
leisten als am Anfang des Krieges; auch für die schweren Ge»
schütze. Frankreich hat nicht nur genug Munition: es hat.mehr
als genug'. Die schlimmste Stunde ist überstanden und wir stim»
men mit dem Minister in dem festen Glauben überein, daß gegen
brutale Gewalt demRecht und derMenschlichkeit einvollkomme-
ner und naher Sieg gesichert ist." Lernet also, Deutsche, zittern,
ehe Euch die schlimmste Stünde naht. Wie könntet Ihr siegen?
Ihr schleudert ja Granaten! Von Euch kommt brutale Gewalt,
aus Frankreich Sprengstoff, Stinkgas und Menschlichkeit.
Aus der Presse neutraler Länder. Dem Fürstenthum Liechten-
stein (Flächeninhalt: 139 Quadratkilometer; Hauptstadt Vaduz:
1376Einwohner)hat der schweizerBundesrath sünfWagons mit
Getreide, zwei mit Mais geschickt. Auch aus diesem Ländchen
heimst, wie aus beiden Lagern des Europäerkrieges, die redlich
kluge Politik der Eidgenossenschaft nun frohen Dank ein. Am die
Mitte des Märzmonats meldet ein Brief nach Genf, in Mos»
kau sei vom Krieg wenig zu spüren. «Uns fehlt nichts; nur frische
ButterwareinWeilchenknapp.Flcisch,Brot,Leuchtstoffsindkaum

theurer geworden; können auch, selbst wenn der Krieg ein Jahr
überdauert, nicht viel theurer werden. Höher ist der Preis für
Kaffee, Thee, manche Kleidstoffe und andere Waare, die sonst ein»
geführt wird. Alles vomAlltagsbedarfAufgezehrte ist aber höch-
stens um fünfzehn bis zwanzig Prozent theurer als in ruhiger Zeit.
Ungemein nützlich hat dasWodkaverbotgewirkt. Nur ausgepichte
Alkoholiker, die sich das ihnen unentbehrliche Betäubungmittel
unter allen Umständen verschaffen und im Nothfall den unver»
bietbaren Brennspiritus saufen, sind der alten Unsitte treu geblie»
ben; das Volk trinkt nicht mehr und ist dem Zaren für das Verbot
dankbar. VieleFamilien leben nun behaglicher, die Steuer wird
pünktlicher als je gezahlt, die Sparkasseneinnahme steigt hoch über
das Normalmaß hinaus und der Bauer hat so viel Korn, Vieh,
Geflügel wie sonst nicht einmal im Herbst derüppigsten Erntejahre.
Auf den moskauer Straßen wimmelts von Menschheit; und die
Zahl der kräftigen Männer scheint nicht kleiner als vor dem Krieg,
an den nur diespazirenden Verwundeten und die Lazaretfahnen
des Rothen Kreuzes erinnern. Niemand zweifelt hier an dem end-
giltigen Sieg Rußlands und seiner starken Verbündeten; diese
Gewißheit würde sich Jedem eindrücken, der auch nur auf einpaar
Stunden nach Moskau käme. Rußland verfügt auf jedem Gebiet
über ungeheure Kräfte; über stärkere als am ersten Kriegstag.
Die Gewißheit, daß Rußland in diesem Gigantenkampf siegen
muß, wird auch dadurch gestützt, daß wir jeden Schritt der Ope»
rationen beobachten können. Denn der Große Generalstab be»
lügt uns nicht, meldet Fehlschläge eben so offen wie Siege: und
diese makelloseWahrhaftigkeit stärkt immer wieder die Zuversicht.
Keiner weiß, wann Friede wird; wer aber alle Bedingungen er»
wägt, darf hoffen, daß der Krieg sich nicht allzu lange hinziehen
werde. Das Eisenbahnministerium hat auf allen Linien (außer auf
denen, die Moskau und Petrograd den Kriegsschauplätzen ver-
binden) den Verkehr so wiederhergestellt, wie er nach dem vor der
Kriegszeit giltigen Fahrplan war... Auf seiner Reise ins Große
Hauptquartier des Deutschen Kaisers hat Feldmarschall von der
Goltz Zeitungmännern aus allen Ländern gesagt, die Türkei habe
von ihren Gegnern nichtdasAllergeringste zu fürchten.Ungefähr
so hat er auch 1912 gesprochen. Serben, Griechen, Bulgaren die
ärgsten Niederlagen prophezeit. All diesen Kläffern werde das

herrliche Türkenheer schmerzhafteFußtritte geben.DerMarschall
galt als unfehlbar und feinürtheil schuf die Grundlage derdeut»
fchen und der österreichischen Politik. Dann kamKirkkilisse, Lülle
Burgas, Kossowo, Monastir, die Einnahme von Adrianopel, Sa-
loniki, Ianina. Der deutsch»türkische Heerführer hatte schlimm ge»
irrt.Darf Ehrfurcht uns hindern, nach solcher Prophetenleistung
von gestern auch der vonheute blinden Glauben zu weigern?Der
Marschall muß ja Zuversicht zeigen undDenen,dievonihmOrakel
erbitten, sagen, daßAlles in hellstem Glanz prange... Paris lebt
und regt sich; dieses große verschanzte Lager ist entschlossen, vor
keinem Ereigniß zu kapituliren und sogar sein Vergnügen dem Be-
dürfniß der Kriegszeit anzupassen .Jeder geht ruhig an seine Arbeit
und Keiner verzichtet aufKurzweil.Der Abend eines Wochentages
sah siebenunddreißigtausend Menschen in pariser Theatern und
Kinos. Den stärksten Zulauf haben die Klassiker und patriotische
Dramen; in den Singspielhallen hat das sentimentale Lied das
zötelnde abgelöst, das dem Geschmack der Ausländer und Pro»
vinzialen schmeichelte. Der einst verspöttelte Schutzmann ist jetzt
eine geachtete, sogar beliebte Persönlichkeit. Das Seminar von
Saint» Sulpice, aus dem das Gesetz die geistlichen Herren trieb,
war in den ersten Kriegswochen eine Kaserne und wurde dann
von der Schutzmannschaft des fünften Stadtbezirkes in ein Flucht»
lingheim umgewandelt. Die Beamten nahmen nach den Dienst-
stundenihrefrühergeübteBerufsthätigkeitwiederaufundlieferten,
als Maurer, Glaser, Zimmerleute, Klempner, ohne Entgelt Ar-
beit, die sonst hunderttausend Francs gekostet hätte. Sie suchten
und fanden auch den Flüchtlingen (aus Belgien und dem vom
Feind besetzten Gebiet Frankreichs), die das Heim herbergt, loh-
nendeBeschäftigung; sorgen für die Gesundheit der Hausinsassen
und Pflegen und lehren die verwaisten Kinder... Im Zeitraum
von elf Wochen sind 28 englische Handelsschiffe von deutschen
Unterseebootenzerstörtworden, aber 15842 Handelsschiffein eng»
lischen Häfen gelandet und abgefahren. In den Kriegen gegen
das Frankreich derRevolution und Bonapartes verlor England
10800 Schiffe (in jedem Jahr500); jetzt von feiner Handelsflotte
nur0,3Prozent,währendDeutschlandsUnterseekraft um ^Pro-
zent geschwächt wurde. Der deutsche Verlust übersteigt den brit»
ischen bisher also um ein Beträchtliches." (journal cie Qeneve.)

Misericordia.
Die Sprache der Feinde klingt schriller. Wir sind Seeräuber, Landdiebe,Mädchenschänder,Kindermörder,Lügnerund alberne Tröpfe. »Stillstand der Heere, Mangel an Nährmitteln, Männern, Waffen, Munition: und trotz Alledem glauben, ohne irgend« einen zulänglichen Grund, fünfundsechzig Millionen Menschen noch an die Möglichkeit ihres Sieges! Das Vertrauen ist der .Kundschaft in den Schädel gehämmert worden. DieArmeenkom» men nicht nachParis, nicht nachWarschau: aber derTriumph ist angekündet und erwartet worden: also werden die Fensterillumi» nirt und Fahnen herausgehängt. Dann ists Ereigniß. So Ungeheuerliches wächst überunserVorstellungvermögenhinaus. Keine Aufbauschung, keine Lüge lockert die Wurzel des Wahnes. Die gläubige Zuversicht wird Aberwitz. Neulich hielt ein Zug mit deutfchen Gefangenen auf dem Bahnhof von Dijon. Vier Offiziere klettern aus demWagon; ernste Männer von würdiger Haltung, ohne den dummdreisten Gesichtsausdruck, der uns manchmal ärgert. Einer fragt, in gutem Französisch, den Bahnhofskommandanten, wie die Station heiße. Antwort: ,Sie sind in Dijon'. Der Preuße zwingt sich, ernst zu bleiben. ,InDijon? Das istjalängst, wie Beifort, von uns besetzt; sogar, wie ich genau weiß, von der selben Armee/ ,Was soll ich darauf erwidern? Lesen Sie doch, was da oben, auf der Tafel, steht/ Der Offizier hebt den Kopf. Die Erschütterung, die der Anblick in ihm bewirkt, malt sich in sei» nen Zügen. Ein paar Sekunden lang schweigt er; fragt dann:,Und wohin, Herr Oberst, fährt nun unser Zug?' ,Die nächste Station ist Lyon.' ,Das ist aber wirklich zu stark! Ganz Deutschland weiß doch, daß Lyon seit zweiMonaten von den Italienern besetzt ist!' Er grüßt kühl und wendet dem Oberst denRücken zu. Soweit sind sie; selbst die Offiziere. Welch jäher Sturz in Verhängniß, wenn der Tag der Erkenntniß aufdämmert!" (l.e lemps.) Ob der einfältigste kassubische Stallbursche glaubt, Italiens Heer sei mit unserem gegen Frankreich marschirt? Sicher der grünste Fähnrich nicht, daßBelfort undDljon im Winter genommen wurden. Wer ist der Lügner hier und wer,Gallier, der leichtgläubige Tropf? ^isencoräe: dem Franzosen ists der dreikantige Dolch, der den Gnadenstoß giebt. Der fromme Deutsche singt am zweiten -Sonntag nach Ostern die gnädige Barmherzigkeit Gottes, misericorciiss 6c>mini, und gelobt, seiner Wahrheit muthiger Künder zu

werden. Dürfen wir klagen? Schlug Mitleid, auch halb nur ver»
ächtliches.mit demRindenwehdesvomSturm zerrissenen Stam-
mes, mit unheilbar scheinendem deutschen Zwiespalt, nichtderGer-
manenscham schlimmere Wunden, als heute der spitzeste Fletsch-»
zahn des Hasses vermag? Nur in einem Reichszipfel haust noch
der Feind. Ostpreußen, Posen, Schlesien sind in kluger Hut; die
Karpalhenpässe wurden bis jetzt gehalten; der engste Theil der
Dardanerstraße ist ungefährdet; dem Ausmarsch Italiens das
Ziel noch nicht bestimmt. Deutschland strotzt von junger Mann-
heit und hat reichlich, was es an Nährstoff und Wehrgeräth
brauchtest inOst undWest kostbare Pfänder, die Erdgewalt ihm
nicht leicht entreißen wird. Aus aufgestöberten Feldpostbriefen
schöpft der Feind den Trost, daß wir darben. «In Stolp sind dreißig
Bauern zu hohen Geldstrafen verurtheilt worden, weil sie Brot»
korn ans Vieh verfüttert hatten. Krüppel und Sieche müssen an
die Front. Die Lebensmittelpreise sind unerschwinglich: Fleisch,
Eier, Butter, Reis, Kartoffeln, Thee, Kakao kaum zu bezahlen.
Nnd bald,heißts,werden die Schweine rar."Wers glaubt,bleibt
nicht lange selig. Der im Engsten Lebende jammert immer gern;
schließt selten einenBrief ohneSeufzerüberdietheure Zeit. Man»
cher Preis ist hoch (für den Bedarf der Schmalhälse kaum höher
als irgendwann auch schon in Friedensjahren); ein Vorzeichen
schwerer Noth aber nirgends erspähbar und ungemein groß die
Zahl Derer, die, Männer und Frauen, nie zuvor auf so breitem
Grund wirthschaften konnten. Lasset Landräthe und Bürger»
meister, Pastoren und Schulzen der Feldpostkundschaft einschär»
fen: «Schreibet, was wahr ist, gebet beglaubigte Ziffern, doch
übertreibet nicht auch jetzt das Gestöhn; denn auf den Feind wirkts
wie Schnaps." Künftiges Schicksal liegt auf den Knien der Gott»
heit. Gewiß aber ist, daß keine andere kämpfende Festlandsmacht
so rüstig, unter so gelinderRückenlast ins letzte Quartal des Kriegs»
jahres schreitet wie das Deutsche Reich. Deshalb schmähen sie es,
wie einst die Fußspur des Gesegneten, von dem der Herr sprach:
»Die Feinde sollen ihn nicht überwältigen." Nimmer Einen, der
seines Gottes voll und in Pein drum noch fröhlich ist. Aus ihm
wirkt die Stärke des Volkes, das andächtig jauchzen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Farben in Berlin. —
Berlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G. m. b, tz, in Berlin.

Aktivs,
Xasso, srsnicis <ZeI6sor1en nncl Oonuon«
(Z „Hilden bsi Klolen- uncl ^Vbrs<:1>nunAS'IZanKsn . , ,
>Ve«K»sI und unvsr^ioslieke LeKäl.?.änvei«,,»^en:
a) ^Vg(?K«sI und unvsi^inslielis L?Kü.1xän« ei.^unx,>n
de« lieieks nnd der I3unds»st.äg,1en Kl. 34 452 709,5^
d) Rixens ^iekmngsn ,. 912 151,02
c) Lulsvei'KssI der Kunden an die
Order der IZanK ,. '3^ 778 24
I^«strnAuIKalzsn Kei Linken und lZänKlirni,',, . , . ,
üepc>rl,s und VorseKüsse g^e^, bür«en^!>n^!^s XVerInn>>ie> c
Vars^Kusss ß^e^sn ^Vuren und KVärsnvorscliitl'nn^on
I^svon sin IZilsn^Is^s ^edsekti
a) dur<?K Karsli, ^raekt- oder I>üFsr-
««Keine . . , . . Zd. 5602 408,43
1z) durek anders LieKsrKsitsn . . —-—
I^i^ens KVorlpapiers:
g) ^Vnlsdisn und vsrxinslieks LeKat./.su«-u!sun^sn do«
I!ei?K.^ und der Lunde,^>laalsn. KI, 6 913 318.17
Ii) Asnsli^s Kei der 1isi«1,sbanK u,
anderen ^snlralnnlenbanksn
lislsiKKars Wsrlnanieio . . . „ 1 282 533,15
c) «ovsl, bürssn^än^i^e^Verlpa^iers ,, 1 149 504.75
d) «nngli^s Wsrluapiers , 5 354 I41,3r<
Leleili^unKsn an SemsinssKälls-LsseKattsn
Dauernde IZstsili^un^sn bsi and. IZaoKsn u, IZanKürrnen
Osbiwrsn in laufender liseKnunA:
a) ^edsekts Kl. 82 587 661.57
b) un^sdsokts „ 42 738 631.28
^val- und Liir^eKsttsdsbiwrsn
KI. 20 158 082,18
Iruiuoluüsn:
a) ttssekastsnän^sr oinsoKIislZIicK I^InrielitunA, adüiic^.
liek Kl. 570 612,5« IlvpolKsKsn ^,
1z) ^onsti^s Iininobilisn ab-ii^l. Kl. 747 593.64 llvp.
7 534 261
4 168 723
35 395 638
12 416 993
56 350 323
5 602 408
74
II
82
SS
64
43
14 699 497
5 824 «92
39 256 558
125 326 292
8 188 556
2 «27 496
316 790 844,39
45
98
42
«5
97
4«
?»88>VS.
^KtisnKsnital
Reserven:
a> ^esst^lieksr lisservelonds
b) lisservskonds II . . .
I'alanslsusr- RüsKstsIlunZsKon to
Xredilnron,'
s.) XostrovernllioKIun^sn
Kl,
16 675 «00.
I 700 000
, . . Kl. 9000 —
b) öulkabsn dsutseker ösnken und
LanKLrinsn 4 358 271.26
v) ZAnlaZsn a, vrovisionskreisr lisekn^:
Transport Kl. 4 367 271.26
^5
95 000 «00
18 375 000
300 00«
113 675 V0> >

Transport 4 367 271,26
1. inverd.71'»^.fäiIiA 1^, 20 906 199,33
2. darüber Kinan»
dis3!Vlon iälli<? „ 13 222 592.49
3. naok 3 Klon, külii^ „ 41 012 349.40 N 75 141 141.72
Konslig-e Xrsditoren:
1. iunsrd.77'ä^.riilli^^. 45 691 829.28
2. darüber dinsu.s
Kig?,3>Inn.iAIi? ,, —.
3. lläeb 3 >Ion. fällig ., —,— ,. 45 691 829,28
^K?spts und LeKscKs:
s) ^K/.spte M, 73 250 654,96
b> neck niodt eingelöste LebseKs „ 23 67>),85>
^,val» und LürgsoKättsvsrptliOdtuvgsn
^l. 20158 032.18
Aigens ^isdnngen . . >I. 912 151.02 übsrliannt
dav. kür lisednung dritter „ —.—
^'eitorks^ebsvo LoläN'scbsel der Ivundsv
an die Order der Lank ^l. —.—
RiieKstiindigs Lividsndsnsebsins
iisingsvrinn . . . .'
316 790 844j39
113
675 «00!
125 200 242
73 274 334
12 80«!
628 467
26
81

3?
vedet.
Vsr^silungsunKostsn
Steuern
^bsebreib, auf ^Vertpspiers n. <Zomeinsedg,kt»-<Zs»edi5te
Absein eiduvgsn auf vsditorsn
,, ,, 1rnni«bi!isn-Xonto
R,singevvinn
(Zs^inn-VortraF ans 1913
Minsen einscKI, <Ze«inn a,uk die LsteiiigunAsn dsi
anderen kZanKgescinisten
?rovi^innsn ,
VerMiirts Dividende
! 314 301
739 931
75« 000
606 563
249 102
628 467
«,
37
44
46
32
4 I
9 288 ^65! 60
227 524 62
222 704
837 996
140
02
96
9 288 365 60
Die in der Kentissn
<ZsnsraIx'srsarani1unA isstKSSSt^ts Oividsnds
von 4°/g ist
mit ^1. 40.— für die .VKtien 2 norn,
und „ ,. 20.— ,, ,, ,, ä
1^.
1000.—
500 —
gegen I^inliessrung de« Dividendsnscdsins für 1914 dsi den Ksssen iler
Leselisensft in Kscnsn, Ooin, Sonn, Lockesberg, Keu«!«>1, Labien?, Ir^den-
Irsi-dse", K,eu:nsvb, Süssellorf, I^eus«. Kätingen, 10-Liso'bson, Viersen,
Hupen, kksmsllnsicl, Sannum vorlmunck, Seeillingbsusen, ttsgen (^Vsstk.), Getier
(iindn, Sieieteiil, l.ip!ists<!t, Liiterslob, rlsmeln, ^rkelen?, KslK und IÖäImelI>,
dsi, dem LanKKauss H«i»«>^ L«. Li. »n. b. tt. in Hksrlin, dei der
0i^e««ii«n cker His«on««»L!s»e»s«:Kstt in Lsrliln, frsnicturt» Klsin
Kremen, nlsin? und Wiesbsilen, dsi dem SsnKKauss vsldrüvk
S«Ki«KI«^ S v«. in vs^Iin, ^on. Ubiigsoblseger L, m b tt. in Keeken,
veicnmsnn Sc Lo, in l!öln, Klwin rlilger L m. b, tt. in Duisburg, dsi dem
Ssrmer SsnKverein rlinsdsrg, fiseker Lom? in Ssrnien und dessen ?«e!g-
nielisl lsssungsn, dei der Lüolieutsobsn Di?, o»io lZesellsebskt K L, in Usnnbsim
und deren ?«eign!eiieriäSLUngen, dei der Dürener SsnK in vii,enuvd dsrsn
Iwsignielierlsssungen in ^uskircnen und iüücb, dsi der I-sebv^eiler Ssnli in
^««n«ei!er. bei dsr Kr«se><ier SsnK in K sfeili, dsi der VollcsbänK Seilen-

Kirensn ttünsnoven in LeiirnKircnsn ttünsnoven, dsi dsr/ü'pivnei'VolKsbsnK
in ^ü!pion vom 6, April 1915 »b xaKIbnr.
Kscnkn. den 3. ^nril 1915 Her Vorstsno'.

Berlin, den L4. April 1«15.
Tirpitz.
^Mroßadmiral, Excellenz, PreußischerStaatsminister, Staats»
zDÄsekretärimReichsmarineamt,BevoUmächtigterzumBundes»
rc>th,Briefadel,SchwarzerAdler: der Sohn des küstriner Justiz»
rathes Tirpitz hat die höchste Sprosse der Ehrenleiter erklettert.
Nicht hastig, nicht langsam; er war Fünfzig, als er Viceadmiral
«urde, Zweiundsechzig, als er sich mit demneuenTitel des Groß»
<ldmira!s putzen durfte. In meinemBereichNiemand stärker und
höher als ich: war stets wohl seines Willens Losung. Seit er dem
^Reichsmarineamt vorsteht, werden dieAdmiralstabschefs (unter
denen doch ein Mann vom Weitblick und Persönlichkeitgewicht
des Grafen Baudissin war), die Häupter des Marinekabinets und
der Schlachtflotte kaum je genannt. Kein deutscher Kriegs minister,
weder die beiden Bronsart noch selbst Albrecht Roon, thronte so
hoch in der Macht; nicht nur von dem Römer ausParchim, auch
"von Waldersee, Schlieffen, dem zweiten Mottle, von Blumen»
lhal, Steinmetz, Werder, Bülow.Goltz, Haeseler, Lentze,vonAlbe-
dyll.tzahnke, Hülsen, Lyncker hörte undsprachderBürger.Wenns
die Kriegsmarine ging, seit achtzehn Iahren nur von Tirpitz.
Woher mag in der Warthefestung einem aufs Trockene derPan»
dcklendeutung gesetztenRechtsanwaltderWunschgekommensein,
öcn Jungen unter die Wasserratten krabbeln zu lassen? Bater
s

Tirpitz war gewiß ein strammer Preuße undPatriot. Küstrin: da
lernt auch der lausteLaodikaier endlich dasKnirschen. Mündung^
der Warthe in die Oder. Seit 15W ein (von Maurer gethürmter)
Wall gegen tzordeneinbruch aus Ost. Der Kerker, dessen Flieserr
Fritzens, des als weibisch verschrienen Kronprinzen, Thränen ge»
netzt, aus dessen Guckluke der zarte Häftling die Hinrichtung seines
Busenfreundes Katte betrachtet hat. Im Siebenjährigen Kriege
haben die Russen die Festung beschossen. Ingersleben, ein un-
wahrscheinlich zager Preußenoberst, hat sie, trotzdem ihm weder
Proviant nochWehrgeräth fehlte, 1806einem Franzosenschwarm
geöffnet. Und nach sechsIahren erst ward sie wieder schwarz-weiß.
Solche Erde lehrt des Vaterlandes Kraft schätzen; seine Ohnmacht,
bestöhnen. Größer muß desDeutschenVaterland sein: hatArndt
posaunt; der fallersleber tzoffmann im Schlupfmantel habsbu»
gischer Klänge durch Zollerns Staat die Mahnung geschickt, über
Alles in derWeltDeutschland zu lieben.Nochistsnichtzeins aus
den Fugen, eines neuen Lebensmöglichkeit noch nicht klar gesichtet.
DaßnureinkräftigerArm es den Wehen der Sturmzeit entbinden
könne, in der alle Begriffe erworbenen Rechtes streitig geworden
sind, ahnt jeder Küstriner. Warum aber läßt der Herr Iustizrath
seinen Alfred nichtLandkriegsmann werden, den Fußkampf oder
Geschützdienst lernen? Vielleicht, weil er meint, ohne ererbten
Adel, Grundbesitz oder Geldhaufen komme in Friedrich Wilhelms
Heer auch der Tüchtigste nur im Schneckentrab vorwärts. Viel»
leicht, weil er (wie später, in der Elektrikerdämmerung, mancher
Papa) den Knaben in Sonnenaufgangs Hoffnung schieben will.
Als Alfred, am neunzehnten März 1849, geboren wurde, gab
es, seit neunzehn Tagen, ein Oberkommando derpreußischen Ma»
rine. Das erste. Was der Große Kurfürst von dem niederlän»
dischenRhederRaule und von der oranischenAdmiralität ermie--
thet, im Kampf gegen die Schweden schlau ausgenützt, was seirr
Kammerjunker Von der Groeben mit zwei Fregatten an Afrikas
Westküste geleistet und wie der verschlagen tapfere Brandenbur-
ger in sechs Iahren bei Emden eine Flotte von fünfundsiebenzig
bewaffnetenKähnen zu sammeln vermocht hatte: nur Wenige dach-
ten noch dran. Fritzens Vater hatte auf alleNeberseesiedlungver^
zichtet, Fritz niemals die zur Besinnung solchen Planens nöthige
Muhegefundcn.DieKähnewarengefault, diöGeschütz? verrostet»

die Rufe nach Ersatz ohne Widerhall vertönt. Erst im Jahr der
DeutschenRevolution.des Einungstrebens, neuen Kaisei sehrens
schwebt der Wunsch nach einer Reichsflotte von den Kissen der
Träumer himmelan. In Hamburg tagt einMarinekongreß. Kieler
erkennen, was ihre Stadt als Bundeskriegshafen werden könnte.
Ein Floltenverein sammelt Geld für den Bau wehrfähiger Schiffe;
den auch die frankfurterNationalversammlung durch dieHingabe
von sechs Millionen Thalern fördeit.Ein Strichregen vonD.nk»
schriftensolldieseWunschkeimcheninrascheReifetreiben.DerVer-
such, die dänischeBlockade zu brechen, mußDeutschen mißlingen;
gegen die überlegenen Seestreitkräfte Dänemarks wird nur, am
vierten Juni 1849, von Bremerhaven aus eine Erkundungfahit
nach Helgoland gewagt. Mit drei Dampfern (die Segelkorvette
«Amazone", das Schulschiff, konnte nicht mit); ein Quark. Und
England (John Russell-Palmerston), das in diesem Jahr die
Schiffahrtgesetze umstülpt, will eine deutsche Kriegsflagge nicht
kennen; nicht anders behandeln als irgendeinen See? äuberwirn-
pel. Nur Preußen kann, hier wie überall, aus deutscherNoth hel-
fen.PrinzAdalbert, auch ein Denkschriftsteller,wird Oberkomman-
dant. Der holländische Kommodore Schwede? wird Führer des
Flöttchens. Viel hat er nicht unter sich; zwei Raddampfer,zwan-
zig Ruderschaluppen, sechs Jollen mit, insgesammt, siebenund-
sechzig Kanonen. Doch das Häuflein hält sich, unter dem weißen,
ausgezackten Flaggentuch mit dem Schwarzen Adler und dem
Eisernen Kreuz, wacker: vierzehndänische bringen, beiBrüsterort,
vier preußische Feuerschlünde nicht zum Schweigen; die Dänen-
brigg muß ins Dunkel abdampfen, ohne den Adler derb zerzaust
zu haben. Als Deutschland sich wieder einesBundestages freuen
darf.läßt derFlottenkommifsar Dr. Hannibal Fischer („dessen ein-
zige guteEigenschaft.derDurstnachImpopularität,durch eine fa-
belhaftungeschickte Takllosigkeitund Eitelkeit reichlich aufgewogen
wird": Bismarck) dieBleibselderReichsmarine andenMeistbie-
tenden losschlagen. Preußen kaust dieFregatte»Gefion"und den
Dampfer«Barbarossa".AusBismarcksfrankfurterBriefen: «Ei-
nen schweren Stoßseufzer muß ich noch einlegenüber die verlogene,
doppelzüngige und nichts weniger als bundesfreundliche Han-
delspolitik der Oesterreicher. Was der Hock (ein Ministerialrath,
der aus Wien nach Frankfurt geschickt worden ist, um handelspoli-

tische Fragen zu erörtern) hier lügt und intriguirt, den Rhein auf
und ab, davon hat ein ehrlicher Altmärker gar keine Vorstellung:
diesesüddeutschenNaturkindersindsehrverderbt.UndWeihnach-
ten warf, neben seiner christlichen undhäuslichenFreude,als stö-
rendes Angebinde den schweren Todeskamps der deutschen Flotte
in meinenLebensweg. Ich habe heute (am achtundzwanzigsten De-
zember 1831, an Herberts Geburtstag) einen langen Bericht über
Oesterreich und Flotte an HerrnvonManteuffel expedirt. Die Ein-
führung rücksichtloser Majoritätenherrschaft mit dem Motto ,LW>
pro rstione volllntas'hält derBundestag nicht aus; wenn wirDas
dem wiener Kabinet nicht bei Zeiten aci «culos demonstriren, geht
der ganzeBund aus dem Leim. «AchtTage später: «UnsereFlotte
sitzt augenblicklich vollständig auf demTrockenen, obwohl derBer»
liner ihre Situation eher als.naß'qualifiziren würde. Ich fürchte,
daß der Gegner zu gereizt ist, um nicht an dem Grundsatz festzuhal-
ten:LieberaneinenIudenalsaneinenPreußen.GrafThun hatte
imSommer von Wien aus die Instruktion, mit uns gemeinschaft-
lich dieAuflösung derFlotte durchzusetzen. Dies entsprach seinen
persönlichenAnsichten nicht; seine Seidenstimmtengegendenöster-
reichisch-preußischen Antrag; er ließ sich gern diese sanfte Gewalt
anthun, rühmt die bundesmäßige Fügsamkeit Oesterreichs gegen
die Majorität un d hat eine A bänderung seiner Instruktion damals
in Wien durchgesetzt. Unzweifelhaft hat er bei dieser Gelegenheit
in Aussicht gestellt, daß er eine den Absichten der wiener Politik
entsprechende Einrichtung unter Beibehaltung der Flotte werde
durchsetzen können, und sieht sich nun zu dem Eingeständiß an den
Fürsten Schwarzenberg genöthigt, daß er geirrt habe. Ich warte
hier mit Schmerzen darauf, daß die Flottenkalamität irgendeine
Wendung nimmt, und Thun wartet, wie mir scheint, nicht minder
schmerzlich auf meine Abreise, um der Sache ungestörter besagte
Wendung geben zu können. Ich bin aber entschlossen, im Lauf
dieser Woche in Berlin einzutreffen, mit oder ohne Flotte. Ich
freue mich, daß man in Berlin eine feste Haltung gegen Wien be-
hauptet; die guten .Holters' (Oesterreicher) probiren mit schlauer
Dummdreistigkeit, wie viel man sich von ihnen gefallen läßt; und
wenn man sie in ihr Verhältniß zurückweist, so finden sie unbe-
greiflich, wie man fo Etwas von ihnen hat glauben können, und
sprechen mit sittlicher Entrüstung von preußischem Mißtrauen/

Tirpitz.
IM
Im Februar 1852: „Thun behauptet, an der Grippe zu leiden;
vielleicht wieder ein Mittel, die Flottensache zu verschleppen. Am
dem Spiel ein Ende zumachen,welches aus Grund der bisherigen
Nnklarheit des Rechtsverhältnisses mit uns in der Art getrieben
wurde, daß dieFlotte, je nachdem es ungünstig für uns war, ab-
wechselnd fürBundeseigenthum und sür dasGegenlheil passirte,
haben wir im vorigen Monat mit Hannover auf die ausdrückliche
Anerkennung des Bundeseigenthumes gedrungen. Sie ist durch
Mehrheitbeschluß erfolgt; und Oesterreich schwankt noch, ob es
gegen diesen Beschluß Protestiren soll oder nicht. Für denAugen-
blick liegt das wichtigste Moment in der künftigen Gestaltung der
Nordseeflotte. ImDezember sind durch mich, im Januar durch den
Legation-RathNeubourg der Königlich HannoverschenRegirung
Eröffnungen gemacht worden, die dahin zielten, in einer Konven»
tion mit Hannover und eventuell im Zollverein eine Basis für die
Neugestaltung derFlotte zu finden. In Hannover hoffte man bis-
her,seinenZweck,auchohneuns,mitderHilfedermittleren Staaten
zu erreichen, und lehnte unsere Eröffnungen ab. Da die Vorliebe
für dieFlotte bei Hannover lebhafter ist als bei denübrigendeut»
schen Regirungen, so schien, nach dieser Erfahrung, die Verfolgung
jenes Planes um so weniger rathsam, als wir uns dabei derGe-
sahr aussetzten, zudringlich zu erscheinen und Mißtrauen zu er»
wecken. Nachdem aber hier im Lauf der letztenWochen alleAus»
ficht geschwunden ist, einen Flottenverein ohne Preußen zu Stande
zu bringen, überzeugte ich mich, daß bei den meisten meiner Kol»
legen die Besorgniß, den Kammern und derOeffentlichenMeinung
gegenüber den Bundestag mit dem Odium der Auflösung der
Flotte zu beladen, größer war als die Abneigung gegen unseren
Zutritt zu dem Flottenverein. Wenn wir die Sache zu Stande
bringen, so erreichen wir im Wesentlichen das selbe Resultat, das
wir bei den Verhandlungen mit Hannoverbeabsichtigten, undver»
leihen unserer Stellung in Deutschland ein erhebliches Relief;
denn die Flotte hat in den Vorstellungen der Oeffentlichen Mei-
nung und namentlich auch der meisten deutschen Regirungen eine
höhere Bedeutung als in der Wirklichkeit: obschon ich es keines-
wegs gering anschlage, wenn wir in die Lage kommen, wenigstens
Avanien vonGriechenland,Portugal oder einer südamerikanisch«"
Republik gegenüber Repressalien ausüben zu können. Die gan

Sache hat entschieden den Charakter einer günstigen Diversion für unsere augenblickliche Stellung am Bundestag. Der Holländer, gewiß kein Enthusiast für dieFlotte, nennt unser Verfahren einen Meisterstreich, un wup äe msitre.und läßt sich nicht ausreden,daß es seit lange und mit Sorgsalt vorbereitet gewesen sei. Herr von Schrenk, derBayerischeGesandte, ermahntmich, unserenSiegnichi zu mißbrauchen, sondern Oesterreich goldene Brücken zu bauen. Die gefährlichsteKlippe für dieintendirteFlotte wird unserFinanz-ministerium sein. Wir können nur dann ein günstiges Resultat erwarten, wenn wir unter Anerbietung erklecklicher Geldmittel durch unsere Gesandtschaften bei den deutschen Höfen eine rasche und entschlossene Initiative ergreifen. Verzeihen Sie, daß ich Sie aus den Höhen der europäischen Politik in unsere kleinstädtischen Fragen hier herabziehe; aber da der König sich für die Wendung, welche die Flottenfrage jetzt genommen hat, bisher lebhaft inter-cssirte, fo nehmen Sie vielleicht Gelegenheit, Seine Majestät von der jetzigen Lage unferer maritimen Hoffnungen au Kit zu setzen, wozu die Materialien aus der incZiZesta moles der Immediatbe-richte vielleicht schwieriger zu entnehmen find,namentlich, da mir nicht immer gelingt, den Ausarbeitungen meiner geschäftlichen Stütze, des Ratl/es Wentzel, durch Streichen und Aendern die Kürze zu geben, welche erforderlich ist, um leicht verständlich zu werden, vielleicht auch, um gelesen zu werden." Der Bries ist an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach gerichtet; und er» weist, daß dem „diplomatischen Säugling" die Flottenfrage nur eins der Mittel ist, die Habsburg aus öem Vorherrfchaftrecht wegdrängen, dem Preußengeist den Weg auf die Zinne deutscher Macht öffnen, die Einung allerDeutschen, auch der österreichischen, in gesicherter Zukunft bereiten sollen. Doch der Ministerpräsident Otto vonManteuffel (dessen demüthigwinselndeNotenanOester-reich und Rußland man kennen muß, um zu begreifen, welchen Wandel der andere Otto, ein Einzelner, Einziger, feinem Lande, dem Selbstachtungbedürfniß Preußens beschert hat), der kluge Chamadetrommler, hat kein Ohr für den Hahnenruf aus neuer Morgenröthe. »Für unsere Zänkereien in der unter dem Namen Bundesversammlung bekannten Honoratiorenressource haben die Herren von der europäischen Kaute politiqueinBerlinwenigSinn; unsere kleine Nordseef otte mag sich aufschwellen wie ein Leoia-

than und drohen, ihre eigene Mutter, die deutsche Einheit, zu der»
schlingen: man bemerkt sie nicht und wir werden nächstens hier,
blos, um die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, Staatsstreiche
machen, daß Louis (Napoleon) beschämt dieAugen niederschlägt. *
Die Rcichsflotte zersplittert unter Hannibals Hammer.
Im nächsten Jahr beschließt Preußen, Wilhelmshaven zur
Hochburg der Marine zu machen. Um die Rifpiraten den nord-
ischen Mythenstaat Fritzens fürchten zu lehren, dampft, 1856,
Prinz-Admiral Adalbert auf derFregatte«Danzig" durchs Mit.
iclmeer an die Marolkanerküste; bei Tresforkas wird die Land»
ung erzwungen, ein Klippenstück gestürmt, die Mannschaft aber
von denFlinten derRiflcuterasch wiederanBordgejagt. Sieben
Tote, achtzehn Verwundete; im Maghreb el Aksa kein Strand«
winkelchengewonnen. SolcherFehlschlagschüchtertDeutschenicht
<in; 1839 wird, über vier Schiffen, in Ostasien die Adlerflagge ge-
zeigt. Als der Krieg um Schleswig-Holstein beginnt, hatPreußen
drei Korvetten und vierzig kleine Kanonenboote in Bereitschaft.
And sein Ministerpräsident, Bismarck, kann dem leis drohenden
Briten antworten: «Ich wüßte nicht, was Sie, außer einer Be»
schießung vonStolpmünde und Pillau, uns anthun könnten." Am
siebenzehntenMärz 1864 hält Kapitän Iachmann sich mit seinem
winzigen Geschwader beiRügen brav gegen dänischeNebermacht.
Am vierundzwanzigsten April 1865läßt Iustizrath Tirpitz seinen
Alfred die Tuchjacke des Seekadetten anziehen. Fünf Wochen
danach sprichtBismarckimLandtagüberdenGeldbedarfderMa»
rine. «In den letzten zwanzig Iahren hat wohl keine Frage die
^öffentliche Meinung fo einstimmig interessirt wie gerade die
Ilottenfrage. Wir haben gesehen,daß d!eVereine,diePresse,die
Landtage ihren SympathienAusdruckgaben, die sich in derSamm-
lung von verhältntßmäßig recht hohen Beträgen bethätigten. Den
Regirungen und der Konservativen Partei wurden Vorwürfe ge»
macht über die Langsamkeit und über die Kargheit, mit der in dieser
Richtung vorgegangen werde; dabei waren besonders die libe-
ralen Parteien thätig. Ich war deshalb nicht darauf gefaßt, in
dem Bericht der Kommission eine indirekte Apologie tzannibal
Fischers zu finden, der die deutsche Flotte unter den Hammer
brachte. Ich kann nicht leugnen, daß es mir einen peinlichen Ein»
druck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen

Frage diejenige Versammlung, die in Europa für die Konzen»
tration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu
keiner anderen Haltung als zu der einer impotenten Negative sich
erheben kann. Dies, meine Herren, ist nicht die Waffe, mit der Sie
dem Königthum das Szepter aus der Hand winden werden; es ist
auch nicht das Mittel, durch das Ihnen gelingen wird, unseren kon»
stitutionellen Einrichtungen die Festigkeit und weitereAusbildung
zu geben, deren sie bedürfen." Dennoch: die für die Marine ge»
forderte Summe wird nicht bewilligt. Hört der jüngste Seekadett
ein Echo des Landtagslärmes? Schwört der Sechzehnjährige,
die Schlappe zu rächen und die Landsmannschaft in hellere Ein-
sichtzu zwingen ? Zweiun ddreißig Jahre danach bringt der Reich s-
anzeiger den »Entwurf eines Gesetzes betreffend denAusbauder
deutschen Flotte" ans Licht. Das Werk des ContreadmiralsTir-
pitz, der seit acht Monaten Staatssekretär ist. And fortan jede
Marineforderung, im Zeitraum von fünfzehn Iahren fünfgewich-
tige Vorlagen, mit bedenkenloser Gelassenheit durch die Klippen,
die Dünung, den Muschelgischt des Parteienhaders lootst.
Im Hochsommer 1897 sagt Bismarck: »In den Zeitungen
wird unaufhörlich über dieVermehrung unsererFlotte gestritten.
Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchterner Fachmänner
nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer
brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die
nur zurMarkirung von Prestige dienensollen und die man, wenn
die Sache ernst wird, mitunter Lügenschlffe nennen muß, weil sie
nichts leisten. Für koloniale Eroberungpolitik nach französischem
Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt und mir
scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Han-
del muß überall ausreichenden Schutz finden; aber die Flagge
soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit
bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus
gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind.DaK
war auch Moltkes Meinung, mit dem mich dieUeberzeugung ver«
band, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheiden-
den Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten ha»
ben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen
Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für un»
fereeuropäischeSituationwichtigenLeuten verzanken." ImFrüh-

Zahr hat der KanzlerFürsttzohenlohe im Reichstag gesagt: «Wir
müssen eine Flotte haben, die im Stande ist, unsere Küsten zu
schützen, indem sie auf hoherSee demAngreifer die Spitze bietet.
Je schneller wir diesesZiel erreichen.um so größer wird das Gewicht
sein, welches wir zur dauernden Aufrechterhaltung desFriedens
in die Wagschale zu werfen vermögen." Der erste Kanzler findet
die Meinung des dritten nur mit mehreren Salzkörnern genieß»
bar.»Zunächst müßte ich wissen, an welchenAngreifer gedacht wird.
Hoffentlich nicht an einen,ders erstwerdenkönnte,wenn undeutsche
Prestigesucht und eine als Feindschaftzeichen zu deutende eilige
Seerüstung ihn einer gegen uns geschaffenen Koalitionzutriebe."
Bismarck hat nicht oft das offene Meer befahren; auch auf dem
Wasser aber, wie in jedem Element, die Genieprobe bestanden.
Von Lübeckwollte er einst nach Reval fahren. Kneipt sich im Raths-
keller fest, klettert im Dunkel mit Sack und Pack auf ein Schiff und
schläft, mit überreichlicher Bettschwere, rasch ein.ohne erkundet zu
haben, ob ernichtfehlgegangen sei. Morgens riegelt er das Bullen-
auge der Kabine auf, um den Katerkopf zu entnebeln; blickt zwin-
kernd in denWindzug, aufdasWehen derRauchfahne;und kommt
in die Ueberzeugung: »Der Kerl steuert ja falsch!" Ehe er, nach
göttinger Gewohnheit, den Kater mit Bier oder Mosel begießt,
ihm»tzundshaare auflegt",will er demKapilän dasOhrläppchen
zwicken. «Denken Sie, mit diesemKurs nach Reval zu kommen?"
»Nee,tzerr; aber.Gott verdamm' mich, nachtzull, das mein Ziel ist."
Der lange Preuße ist aufs falsche Schiff gestiegen: und hat, noch
im Weindunst, alsNeuling auf HoherSee, erwittert,daß es nicht
in der Richtung feines Wunsches vorwärts dampse.Wer machts
nach? Nur, wer als Referendarius und Deichhauptmann a. D.
den mitallenSalbengeschmierten Diplomatendes DeutschenBun-
des eben so überlegen wäre. So findigeSicherheitwächstnuraus
majestätischem Menschenverstand. Der drängt sich, stolz und be»
scheiden, in Verantwortungpflicht. Dankt nicht, wie irgendein plat«
ter Bursch, Gott mit jedem Morgen, daß er nicht braucht sürs
Römische Reich zu sorgen. Duckt sich nicht unter die Kursweisung
des Schiffers, Ministers, Königs; sondern schaut selbst aufWind
und Wellen, Rauch und Bordschaum und ruht, noch mit trübem
Hirn, nicht, bis er erpeilt hat, ob er auf dem gewählten Weg in sein
Kurland gelangen könne. Weil seinem Genius sich der »Civil«

courage" gesellt, den er ein Leben lang an den meisten Lan bleuten, auch den physisch tapfersten, vermißt hat. Paradeschiffe: Lügen» schiffe i Schimmersucht, diewichtigeMitbewohnerEuropas ärgert: rückhaltlos, unbekümmert um Beifall oder Zischen, spricht er aus, was heißes Gefühl fürsVaterland noch demGreis auf die Lippe wirbelt. Admiral Tirpitz antwortet: »Ich weiß, daß die Schlacht» schiffe imAllgemeinen nicht populär sind. Es ist ja schwierig, klar-zumachen, daß das Schlachtschiff durchaus ein großes, starkes Schiff sein muß. Aber wenn wir eine Flotte haben, die derjetzt ge» forderten Stärke entspricht, dann hat Deutschland eine Seemacht, gegen die offensiv an unseren Küsten vorzugehen selbst eine See» macht Ersten Ranges sich dreimal bedenken wird. Die Seeinter» essen Deutschlands sind seit der Errichtung desReiches in unge° ahnterWeise gestiegen. WerdendieseInteresseninZukunftunter» bunden und ernstlich geschädigt, so muß Deutschland zuerst einen wirtschaftlichen und dann einenpolitifchenNiedergang erleiden, -
Die zu schaffende Schlachtflotte, läßt er im«Nauticus- Von1899 künden, «ist das beste Mittel zur Vertheidigung unserer Küsten. Kein Gegner wird, wenn diese Flotte vorhanden ist, Angriffe auf die Flußmündungen und offenen Städte vornehmen oder Lan» düngen versuchen dürfen, ehe er mit der Schlachtflotte abgerechnet hat." Während er das Haupt des Torpedodienstes war, wurde, gewiß nicht ohne sein Zuthun, das (heute seltsam klingende) Wort gesprochen: »Je früher die Zahl von hundertfünfzehn Torpedo» booten erreicht ist, um so länger werden wir, wenn wir die hohe See nicht halten können, offene Häfen haben. "Schlachtschiffe und Torpedoboote: zuverlässiger Schutz vor jeder Hemmung deutschen Seehandels. Wohin schmolz derSchnee aus so holden Wintern? Derumsichtige Inspecteur der Torpedoflotte sah deren Erben, das Anterseeboot, nicht sogleich gern erwachsen. Noch im Dczem» der 1905 fand er, daß es nur «für gewisse, eng begrenzte Zwecke Bedeutung habe". Aus seinem Geist kommt, im April 1910, die Warnung des (von dem Admiral von Köster geleiteten) Flotten» Vereins, demTorpedo» das Unterseeboot vorzuziehen. Am ersten März 1913 schirmt der Abgeordnete Paasche im Reichstag den Staatssekretär. «Ihm ist manchmal der Vorwurf gemacht worden, daß er mit der Einführung und Ausbildung derUnterseeboote an» deren Nationen gegenüber nicht gleichen Schritt zu halten scheine.

Heute wissen wir: er hat uns Geld gespart, hat Erfahrungen auf anderer Leute Kosten gesammelt und wir haben jetzt, nach seinem eigenen Zeugniß in der Budgetkommifsion, an Unterseebooten a llererstklassiges Material mit weitestem Aktionradius. Daß unser Torpedowesen auf der tzöhe steht, ist allgemein bekannt. "Ob Herr Paaschs noch froh auf den Wortlaut dieser Rede blickt? Drei Wochen nach ihm spricht Herr Churchill, Englands Marinechef: «Das herrliche Werk, das durch die lange Verwaltungarbeit des Herrn von Tirpitz entstanden ist, betrachten wir mit höchster Bewunderung." Im Februar 1914 der Abgeordnete Bassermann: «Die deutsche Flotte dient, wie wir immer gesagt haben, am letzten Ende dem friedlichen Ausgleich unter den Mächten. Ich bin über» zeugt: die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich ge» worden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Gerade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unserer ganzen Flottenpolitik gehandelt haben." Und der Abgeordnete tzeckscher: »Weshalb ist die Einkreisungpolitik Englands gegen Deutschland aufgegeben worden? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte." Ueber das Technische haben manche Fachmänner, insbesondere Viceadmiral Galster undKapitänPersius, andersgeurtheilt. HerrPersius sagte schon 1908 im Berliner Tageblatt: »InEngland vertritt man längst die Ansicht, daß eine Blockade undurchführbar ist, wenn der Gegner über eine größere Anzahl von Torpedo» und Unterseebooten ver» fügt. Unsere Rückständigkeit auf dem Gebiet des Unterseeboot» Wesens giebt zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Gerade sür uns ist diese Waffe von hoherBedeutung. Unsere Schlachtschiffe werden imKampfgegen den voraussichtlichen Gegner kaumGelegen» heit haben, sich zu bethätigen. Die einzige Rettung sür uns besteht in den Angriffen von Torpedo» und Unterseebooten." 1910: „Der Ersatz des Torpedobootes durch das Unterseeboot ist eine Frage der Zeit. Gelingt es, ein schnelles Fahrzeug, das unter Wasser denFeind unter allen Umständen anzugreifen vermag, zu schaffen, fo wäre es widersinnig, mit einem überWasser fahrenden Boot das Selbe zu wagen." 1912: »DasUnterseebootwirdheute die Waffe des Tages genannt, während das Torpedoboot bieder Nacht heißt. Die Forderung lautet: »Mehr Initiative auf dem Gebiet des Unterseebootes!" Und seit 1908 immer wieder die

Mahnung, für Küstenbefestigung.Unterseeboote, Minen emsiger
zu sorgen als für den Ausbau der Hochseeflotte. «Denn darüber
sind die Sachverständigen einig, daß im Fall eines Krieges gegen.
Gro^britanien unsere Flotte, von derUebermacht englifcherSce-
streitkräfte erdrückt, in unseren Häfen blockirt gehalten wird und
überhaupt nicht zum Fechten auf hoher See kommt. Man sollte
überlegen.ob es nicht besserwäre, statt eines Linienschiffes (Bau-
preis: vierzig Millionen) achtzig bis neunzig Unterseeboote zu
bauen." Aehnliches Urtheil war auch in der»Zukunft" oft zu lesen;
wurde hier aber ins Politische geweitet. ZweiProben: Am fünften
Dezember 1908: „Europas Geschwür re!ft an der Nordseeküsle.
Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreund-
lichen Verhältniß, das zwischen England und dem DeutschenReich
entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde
keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in.
Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bun-
desgenossenpflicht zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen
und Türken (zweiIslams) in eine Bewegung bringen, derenEnde
nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des briti»
schen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und
gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall mutz Eng-
lands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmachtentfal-
tung abzuschneiden(etwa durch eineInterventionEuropas.die das
Gebiet der FranzösischenRepublik, so lange sie nicht losschlägt,dem
Heer desMachbars sperrtund die NeutralitätrechteBelgiens.Hol-
lands und der skandinavischen Staaten mit Waffengewalt schützt)'
und auf demWasser zu isoliren.Holt es zu solchemStreich aus? Fast
möchte mans glauben. Die Zeichen häusen sich. Ueberall werden
Fädchen angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt,
glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Kaiser-
Interviews. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. DasAlles
drängt zu derVermuthung.daß die große Kraftprobe bald gewagt
werden soll. Crom er, Roberts, Rothschild, drei Lords sehr verschie-
denen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglo« deutschen
Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der
Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwinge
die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu beWilli-
gen.Imtzaus derLords hatRoberts.der berühmteste Soldat des

Tirpitz.
Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regirung zur Pflicht macht, ohne Säumen einLandheer zu schassen, daszurAbwehr eines deutschen Einfallsversuches stark genug ist. DerMar» schallscheintandieMöglichkeiteinerInvasionzuglauben-Scheint. Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger an die englische Küste alsanBadajozundWaterloo. Vorhundert Iahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine geschwächten Cadres nicht mit ansehnlichen Landsleuten auffüllen. Dcm oft wiederholtenRuf zu den Waffen folgtenim Verlauf von sünfMonaten des Jahres 1808 nur dreitausend Engländer;und der Ersatz mußte schließlich aus den Gesängnissen geholt werden. Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begier» den frei durch die erstürmten Städte hlnrasen ließ, ist begreiflich. ^Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst, der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen: ,Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem alt» englischenBoxermuth, ihrer Muskelkraft undAusdauerzu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetteangriff der Hünengestalten der Garde oder derwuchtigeAngrisf derschweren Reiter auf ihren großen,edlenRosfen.' Freilich: nur der dritte Theil der Mannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst. Daß Bri» tanien sichmit ungeheuren KostenüberNacht ein großes Söldner» Heer schaffenwill, deutet in dieRichtung seinerAbsicht. Von hun» dertsechs Lords haben vierundfiebenzig für die Resolution ge» stimmt. Kaum denkbarohnedieZustimmung des Königs. And am nächsten Tag wurde im ,Sknäarä' gefragt, ob England, statt sich im Wettrüsten mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingen» tirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon jetzt das Schwert ziehen solle. Das Recht zur Antwort auf diese Frage hat nur der Brite. Bevor ers thut, sollte er erwägen, ob das DeutscheReich.mitdemerfortanzuthun haben wird, noch in jedem Wefenszug das selbe ist, das ihm Aergerniß gab; ob ihm nöthig scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Tod»

feindschaft zu verhetzen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Nie«
derlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob
das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen
gegen die stärkste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter
herbeisehnen kann. Viceadmiral Galster hat in diesen Tagen ge»
rathen,neue große Linienschiffe erst zu bauen, wenn die Erfahrung
gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sind; und den im klügsten
Sinn patriotischen Satz gesprochen: ,Das Flottengesetz darf uns
nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln." Vielleicht erwirkt
die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Viel»
leicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission
und prüft, aufdem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des
Flottengefetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes
sähen einenanglo»deutschenKriegwieeininternationalesUnglück
nahen.Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam
ausweichen. Britanien muß wissen, was ihm frommt; obs, nach
den Königen, nicht die Völker mit einander verfuchen sollten. Bri»
tarnen hat freie Wahl. Wir warten geduldig." Am drittenAugust
1912:„ Ehe diejetzt auf die Hellinge zu legenden Kriegsschiffe fertig
sind,muß,nachMenschenermessen,dieEntscheidung gefallen sein.
Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die
Ziffer,nichtaber die britisch- deutscheMachtrelalion geändert: denn
England läßt sich nicht überflügeln und hat in deraltentzandels-
flotte eine Mannschastschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor
Menschenmangelnochschützt.DieDummheit.immerwiederauszu-
tuten.daß wir noch nicht fertig.nicht stark genug seien.solIten wir uns
nachgerade doch abgewöhnen; sie wirkt nach außenja wie eineAuf»
forderungzum Tanz. ,Wer ein Herzim Leib hat.muß den Deutschen
Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben/
Glaubt Einer, daß die Nachbarn so kindisch denken werden?Längft
sind wir zu tapferer Politik stark genug. Sogar zu einer, die hohe
ZielezuzeigenwagtundinstolzerRuheausspricht,daßkeinWider-
standsie je auf dem Weg dahin hemmen wird.Die würde inEng-.
land gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und dentzerrn
Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schonAllerlei. Daß er
mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der
Zeit der chinesischenWirrniß, die zu früherAnmeldung britischer
Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in

der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann;
daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der Eng»
land eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht
auf tzauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an
der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in derRich»
tung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich,
das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit
Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu
sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt
sich nach Verständigung: möchte nicht, wie auch nach ihm günstigem
Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schaden»
froh leuchtenden Auge der Pankees stehen; und zweifelt, ob die
Russen, die er verhätscheln muß,nach ihrer Genesung ihm helfen
würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen
Paktiren: er ließe sichs gern was kosten.Wir haben auf demWcg
von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des ge!ter>-
den Marineprogramms Wichtigeszu bieten und fänden als For-
derer zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbarenSiedlung-
bodens heute inLondonGehör.KeinMittel darf unversucht blei-
ben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Ent-
schluß fest wird. Die schwachen, an tzomerule und Sozialreform
kränkelnden Minister Georgs fürchten, der Kaiser habe ihnen den
Freiherrn von Marschall, den verschlagenen RedaktorderBuren»
depesche, geschicktem sie mit Naschwerk hinzuhalten, bis er in der
Nordsee bereit ist.Daher das Iuligeräusch unmuthigenArgwohns.
Lasset Euer Ohr nicht täuben! Eine Schicksalsstunde fordert einen
Entfchluß.der für ein Menschheitjahr dem Erdtheil dieUhr stellt.«
Wenn Herr von Tirpitz in der Wahl einzelner Waffen und
des Geschützkalibers manchmal geirrt hätte (was erst am Ausgang
unseres Krieges offenbar werden kann), wäre er nicht so hart,
freilich ohne die dem Schöpfergenie schuldige Ehrfurcht, zu tadeln
wie Bismarck, der, weil er Gortschakows Selbstweihqualm nicht
riechen konnte, die Russen ohne Ertrag aus demTürkenkrieg vom
BerlinerKongreßheimschleichen ließ; nicht härteralsMo'tke.dcr
die hagere Wucht seines Namens Jahre lang gegen denPlandes
Nordostseekanals stemmte und starr auf derUeberzeugung stand,
dieser Kanal werde nur im Sommer brauchbar, militärisch von
ungewissem Werth und in keinem Fall so nützlich sein wie ein neues

Geschwader, das auch nicht mehrGeld kosten würde. Große selbst
zahlen, imIrrthum, den Menschenzoll an ihrSchicksal. Wunder»
lich wäre nur, wenn gerade der Admiral, der am Meisten mit der
Möglichkeit deutsch'britischenKrieges rechnete, die Nnterseewaffe
verkannt hätte; wunderlicher als der Augenmaßmangel, der ihn
zwei Drittel einer höherem Zweck Pflichtigen Lebenskrast und neun
Zehntel seiner sonst sparsam behüteten Herzenswärme an die Wah-
rung des im Oststurm unhaltbaren Postens Kiautschau vergeuden
ließ. Deutschlands größter Torpedotaktiker hat sicher ja dem Er»
lebniß Roberts Fulton nachgeforscht, der, mit Watts Maschine,
1807 den ersten Kriegsdampfer rüstete, Torpedo undTauchboot»
tyvus (ohne das Periskop, den Rundgucker, den Goubct und
Zöde hinzufügten) erfand, in Britanien aber keinen Auftrag er»
warb, weil Pitt, nach dem Wort des Admirals IohnIervis (der,
mit Nelson, 1797 bei Saint Vincent die Spanier geschlagen hatte),
nicht so dumm sein wollte, eine Waffe einzuführen, die dem
Meerbeherrscher das Szepter aus der Hand schlagen kann). Die
Waffe, die nur der Blockirte, nicht der Blockirer (der ja kein An»
grisfsobjekt fände), zu nutzen vermag. Herr von Tirpitz hat stets
an den Nordseekrieg, den Kampf gegen England, gedacht. Bis»
marck, der ersteFörderer deutscher Seemacht,niemals in bittcrem
Ernst. „Wenn unsere gesammte Flotte aus dem kielertzafen, der
Elbemündung und eventuell, bei Verlängerung des Kanals, der
Zahde ausfallen kann, ohne daß ein blockirenderFcind es vorher
weiß, so ist dieserFeind genöthigt,in jedem der beidenMcere ein
unserer ganzcnFlotte aequivalentesGeschwaderzu unterhalten."
Wäre England gemeint: ihm würde solche Nölhigung nicht un»
bequem. Noch der entamtete Bismarck denlt an »voraussichtlich
französische Blockade, bei der die Deckung Helgolands durch die
englische Neutralität für uns nützlich war; ein französisches Ge»
schwader konnte daselbst kein Kohlendepot haben, sondern warge-
nöthigt,zurBeschaffung desKohlenbcdarfes in bestimmten, nicht
zu langenZeiträumennach französischenHäfenzurückzukehren oder
eine großeAnzahl von Frachtschiffen hin- und hergehen zu lassen.
Jetzt haben wirkenFelsenmiteigenerKraftzuvertheidigen,wenn
wir verhindern wollen,daß dieFranzosen sich imFalleines Krie»
ges dort festsetzen." Der Referendarius Bismarck hat Britinnen,
derDiplomatundMinisternieBritaniengeliebt(es,leider,auchNie

gründlich kennen gelernt) undoftgefürchtet.seinAeltesterkönnesich,
als »mißvergnügter Festlandsnobile mit drei Umzügen zwischen
Morgen und Abend" dort allzu behaglich fühlen. Doch so unwirsch
wie dervonFriedrichWilhclm und seinesBunsentzymnen auf eng-
lische Erbweisheit verärgerte Gesandte hat der in Amtsverant-
wortlichkeit Vorgerückte das Inselreich nur noch andenTagenbe»
urtheilt, wo aus dem (englisch sprechenden, räuspernden,spucken-
den) Mckyhofe ihm ein Kribbelthierchen über die Leber gelaufen
war. Einst sah ernur»den langen Schwanz vonnationaler Eitelkeit
und Unwissenheit, dasPreßbengelregiment,den blinden Bullen,
dem der Nasenring der Oligarchie abgenommen ist"; erwartete
von Palmerstons Leuten «jede politische Thorheit« und meinte:
«Die Engländer würden katholisch werden, wenn es nöthig wäre>
um sich den Beistand Frankreichs zu erhalten. Die Baumwolle
sitzt ihnen viel tiefer als der Protestantismus im Leib «.(Wirklich?
Wir könnens nicht ausproben: denn Präsident Poincare ist fromm
fchmachtenderAtheist und General Ioffre Protestant.) „ Sie waren
groß, so lange sie trotz ihrer Verfassung regirt wurden; aber ich
Halte sie für prädestinirt,denUnsinn des wahren Konstttutionalis-
mus auch noch an sich selbst a6 absurdum geführt zu sehen". Seit
er mit Odo Ampthill, mit D'Israeli und Salisbury, sein Herbert
mit Roseberyzu thun gehabt hat und die Erinnerung an SirRo»
bert Morier, den Times-Blowitz und Cobdens dürre Thiergar»
tenkolonie ein Bischen verharscht ist, klingt eine sanftere Saite.
«Englands Freundschaft wäre uns wichtiger als das Schicksal
Egyptens. Daß England in dem Bewußsein des Meerbeherr-
schers etwas erstaunt aufsieht, wenn die Landratte von Vetter,
als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt, ist nicht ver-
wunderlich; die Verwunderung wird aber von den höchsten und
leitenden Kreisen nicht getheilt. Ich betrachte England als den
alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streiti-
gen Interessen haben. Auch in den kolonialen Fragen wünsche ich
dieFühlungfestzuhalten;undwenn mir nachgewiesen würde,daß
wir sie verlieren, so würde ich vorsichtig sein und den Verlust zu
verhüten suchen. Deutschland kann man mit einem self-macie-man
vergleichen, England mit einem alten aristokratischen Lord. Wir
haben oftzusammengestanden,inZeitendesFrledens wie in Ta-
gen der Bedrängniß, im Siebenjährigen Krieg und nachher bei

Waterloo.und noch jetzt bestehen die bestenBeziehungen zwischen
den beiden Nationen. Auch für die Zukunft ist die durch eine lange
Geschichte bewährteGemeinsamkeitmannichfacherInteressen und
Meinungen der Bürge des Einverständnisses. Die Möglichkeit,
daß wir England einmal inWaffen gegenüberstehen könnten, be»
streite ich absolut. Ich kann, nach meinen diplomatischen Erfahrun»
gen,keinen Grund absehen, der einenFriedensbruch zwischen uns
und England ermöglichen sollte; es müßte denn irgendein unbe»
rechenbares Ministerium in England, das weder da ist noch nach
der politischen erblichen Weisheit der englischen Nation wahr»
scheinlich ist, in der ruchlosesten Weise uns angreifen und unsere
Küste beschießen. Ja, mein Gott: dann werden wir uns wehren;
aber abgesehen von dieser An Wahrscheinlichkeit ist gar kein Grund
für eine Friedens störung. Unsere Meinungverschieden heitenwer»
den in menschlich absehbarer Zeit niemals die Tragweite haben,
daß sie nicht durch ehrlichen guten Willen und durch geschickte, vor»
flchtigeDiplomatie.wie sie von unserer Seite sicher getrieben wer»
den wird, erledigt werden könnten." 1885. Jetzt? Gummistempel.
Hattzerr vonTirpitz gegen den unwahrscheinlichen Fall das
Reich gewaffnet? Ihm wurdeFatum, daß feinen Willen nie ein
stärkerer bog; daß er sich als Fachmann «ausleben" durfte. Drei
Kanzler, sieben Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes, zwei
Dutzend Diplomaten, weit» und kurzsichtige, haben wider ihn ge»
murrt. Gemeutert ? Nicht einer. Nicht einer kam ihm anKraft gleich.
Der Staatsmann mußte den von seiner Ressortpflicht ganz Er»
sülltenvorTsingtau warnen; dem blanken Auge des Schisfbauers
die Nothwendigkelt und die Gefahr deutscher Erdpolitik entschlei-
ern. Der Stämmige stand allein. Wäre er zu schelten, wenn er zu
ungestüm vorwärts gedrängt, schwächlichwimmerndenEinspruch
abgewehrt, eine ihm liebe Waffe, einen alten Gehilfen zu lange
im Gunstlicht gelassen hätte? Den Fachmann lobt das Werk. Lobt
alltäglich des Feindes Mund. Unsere Flotte ist gut; mag sie auch,
wie alles Menschenwerk, Mängel haben. Und wie auf Schiffs»
körper und Waffen, so darf auf den Geist, der siedienend beherrscht,
der Großadmiral stolz sein. TüchtigeMänner vom Schlage Karls
vonMüller.Weddigens, der drei Grafen Spee sind inTirpitzens
Bereich nicht vereinzelt; nicht jeder wird sichtbar (und, weil Zu»
fall ihm einen Handstreich gelingen ließ, von trunken Schwär»

menden dann den Helden des Mythos gesellt), doch fast jeder ist
kühn und kühl genug zur Nützung guter Gelegenheit. Den zähen
Willen zu solcher Auslese der Tauglichsten, die auf festeremBo»
den seit Jahrzehnten in Deutschland nicht zu spüren war, muß
Der just rühmen, den Gewissenspflichl zwang, die Marinepolitik
dreier Lustren zu befehden. Der Admiral durfte sich, durfte den
Nachbarn sagen: »Ich bin berufen, Deutschlands Seewehr zu
stärken; hindert mich, Wenns Eure Staatsmannsweisheit ver»
mag." Seinen Beruf hat der undurchdringlich an allen Wesens»
Pforten Gepanzerte wie je ein Bräutigam die Verlobte geliebt. Im
fünfzigstenDienstjahr noch so heftig, daß er einen Jüngling, dessen
leiseGroßthatfür dieMarine er nichtallsogleich öffentlich lohnen
konnte, wie ein Junges aus dem eigenen Nest an die bärtigen
Lippen zog. «Was sollte ich mit dem Prachtbengel machen? Den
?«ur I^e diente erkriegenAndere auch. Ausschellendars man nicht
Alles. Einen Kuß hat noch nie Einer von mir bekommen."
HierstrotztPersönlichkeit; »isteinKerl«: sagtselbstdertzasser.
Auch einPolitiker? Manchmal ists, als fei in demFachmenschen
der Embryo eines Staatsmannes durch Selbstamputation ver»
stümmelt worden. An Listenreichthum und der Gewissenlosigkeit,
die nach Goethes Richtspruch jeder Handelnde braucht, an Eisen»
Härte und Stahlgeschmeidigkeit feM es nicht; noch an dichtfaltig
alle Seelenporen verhängenden Hüllen. Weiß doch Niemand, wo»
ran Der glaubt. Daß Politik die Fortsetzung des Krieges, des die
Kulturrechte aufhebenden Urstandes wilderNatur, mit anderen,
nichtimmermilderenMitteln, daß derRegirende, für die Gemein»
fache, die Zukunft einer Volkheit Verantwortliche nicht in den
Moralpferch des scharwerkenden oder hamsternden Kleinbürgers
eingekettet ist, empfindet im Halbkreis deutscher Excellenzen wohl
keine so klar wie in ihrem Uferprunkkasten die des weißen Küstri»
ners.Derklebt nicht am Würdenleim; hat in heiklen Stunden stets
einAbschiedsgesuch in der Blaurockstasche und wickelt die anfangs
Borstigsten, aus Olymp und Acheron, bald wie Seidenfädchen um
den dicken Zeigfinger. Doch irgendein Glied, ein dem Staatsmann
unentbehrliches, fcheint abgeschnürt, abgestorben zu sein. Weil in
der Stickluft des niemals voll Verantwortlichen, der vorder Hand»
lung erst mindestens Einen, meist Drei von der Notwendigkeit
un d Möglichkeit überzeugen mußte, kranke Gewebsstränge dieEnt-
9»

Wickelung des Keimes hemmten? Der Humor, den man mürrisch
brummen hört,wird vonBanden nichtfrei,dieAussicht vomWall
des planenden Geistes nicht weit, dieLaune weder andächtig noch
sonstwiedaimonisch.«Tirpitz istunberechenbar."Undscheint selbst
nur aufZetteln, nicht auf der Hünenhaut des germanischen Welt-
alls, seine Wochenrechnung zu machen. «Wohin will er?" Nur
in den Nachruhm des Mannes, der Kiautschau und fünfFlotten-
gesetze durchgedrückt, Weh, ° und Werftdienst klüger organisirt, die
Presse gekirrtundvonallen Reichstagen Alles erschmolltoder er»
liebelt hat?SolcheBescheidung ins „Ressortmäßige"wäre seines
Kraftformates nicht würdig. Einem Schöpfer genügt nicht, eine
Zerstörerwaffe zu schmieden. Zu Zeugung Kräftiges soll ihn über-
dauern.Von derVernichtungBritaniens tiäumen bethörteKna»
ben (manchmal mit eisgrauem Schopf), hitzige Weiber, die der
steif und frech den Lord mimende londoner Schneider in Luzern
oder Scheveningen allenAngelsachsen verfeindet hat, nach Beifall
geile Schreiber und Schmätzer. Herr von Tirpitz sehnt sich gewiß
nicht in eineWelt.woDeutschezwischenSlawen und Lateinerein-
geklemmtwären.ErhatdenWerthenglischerGemeinschaftleistung
wägengelerntund, spätestens gestern.aufgehörl, den dreistenDruck
englischer Uebermacht für seine Heimath zu fürchten. Was dran
sterblich ist, wird durch den Umsturz der Technik getötet. Erste
Wandlung: Dreadnought und Suvradreadnought, die «Keiner
nachmachen kann" und jeder halbwegs Wohlhabende nachmacht,
entwerthen die alte, in solcher Einheilfülle unnachahmliche Ar-
mada und erleichtern dem in Secgewalt strebenden Neuling den
Wettlauf. Zweite Wandlung: das Tauchboot, das lange draußen
bleiben und das Eiland mit Minen kränzen kann, giebt derSee-
macht Dritten Ranges mehr Wirkungmöglichkeiten als der stärk-
sten, die ihre Meerlämmerheerde nicht, die größte amWenigsten,
vor demRohr desArmen und drumNnfaßbaren zu schützen ver-
mag. Nicht demDeutschenReich nur: schonStaalenvomUmfang
Hollands oder Schwedens erlaubt das Tauchboot, mit England
anzubinden (defsenllnterseegeschütze imBlockadebezirkbald nichts
zu fressen fänden). Daß sogar eine fünffache Minensperre nicht
schirmt.hat diebieher nirgends übcrtroffeneThat des elftenbriti-
schen Tauchschützen in der jähenDardanellenströmung bewiesen.
Und dieseWaffe, die dasIoch jedcrSeelyrannei bricht, soll Herr

von Tirpitz nicht nach Gebühr eingeschätzt haben? Unglaublich.
Wie auch derKrieg enden möge:derFlottenwettstreit ist aus; die
Grenze der Inselseligkeit gesichtet; das sorglose Britenbehagen,
dasvonTrafalgarbis nach Antwerpen währte, nicht weiter zu ret»
ten. Ging nur darum der Hader: in den Tagen, den Nächten der
Unters«- undLnfttorpedos.derMinensaat undPeriskopie nährt
ihn nur noch spukende Erinnerung an Vergangenes.Wer weiß?
Die Wirthschast, der Männerwille, die Gebärtüchtigkeit beider
Reiche ist nicht auszuroden. Britanien braucht Deutschland: als
Lieferer und Abnehmer von Waaren, als Nordseenachbar, als
den Kriegerstaat, der ihm Rußlands und Frankreichs Fügsamkeit
sichert; nach Deutschlands Zerstückung wären alle Mittelmeer-An-
rainer von heute und morgen rasch zum Erbkampfe wider Albion
vereintundIapanließesichvondertzoffnungaufIndienwohlflin-
ker als jetzt auf europäische Schlachtfelder ködern. „Die englische
Politikbraucht einestarkebefreundeteKontinentalmachtmitvielen
Bataillonen", spricht Bismarck; sie braucht haltbare Verbürgung
ihres ungeheuren Besitzstandes. Und kann solchen Assekuranz-
vertrag haben, wenn sie dem vernünftig geweiteten, durch Kohlen-
stationen, Kabel» und Wechselrechte gekräftigten Deutschen Reich
gleich gewichtige Rückversicherung gewährt. Weder Egypten noch
Indien, weder Gibraltar noch Kapstadt ist unsZukunftbedürfniß;
unser Kinderland liegt in anderen Breiten. Wer weiß? Vielleicht
ist im Wirbel ungeahnten Erlebnisses der sieche Gewebsstrang
geplatzt.inneun Kriegsmonaten derEmbryo in Vollreife gediehen,
aus Fachfanatismus der Wille zu unsterblicher Staatsmannheit
aufgeflammt. Der tapfere Sohn in England gefangen und von
freundlicher Achtung umgittert; derVater noch, wie intzaldanes
Werberfahrtzeit, «der Schwarze Mann des Vereinigten König-
reiches ">inHofluft noch ausMaurers Warthefestung der aufrechte
Preuße, dem kein Blutstropfen eines Ingersleben in den Adern
bleicht und kein Volksgenosse feileGier nach schwächlichem Frie-
densschluß zutraut. Im deutschen Land steht der höchste Schlichter-
stuhl leer. Auch am Spreerand ist Lorber zu pflücken. Und in den
Feierabend des Großadmirals schallt froh schon der Iubelgruß
des dritten Sonntages nach der Auferstehung des Heilands.

Die Friedensmarseillaise.
rolle stolz und frei, zieh Deines Wegs gelassen,
AöSs Du Nil des Gccidents, Nationenbecher Rhein,
Und schwemme mit Dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschaart sich Deiner woge freunl
Nie von dem rothen Blut der Franken fei Dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutschen mehr befleckt!
Nie biege mehr Geschütz die Joche Deiner Brücken,
Die, Händen gleich, ein Volk aus nach dem andern streckt I
Nie senke zischend mehr der Schlachten Regenbogen,
Die glühnde Bombe, sich auf Deine Rebenhöhn!
Nie mög' ein zitternd Aind im Schaume Deiner Wogen
Blutrünstige Rosse mehr, von blutiger Möhn' umflogen,
N>t Deinen Wirbeln ringen sehn!
B rolle klar und frei und spiegle Deinem Volke
Die Burgen, die Dein Wehn mit Lpheu grün umflicht;
Sie dräun auf ihrem Fels, wie eine letzte Wolke
Mit ihrem Zorn bedräut ein ruhig Angesicht,
Das Fahrzeug, das der Dampf durchpulst wie eine Seele,
Anathmen soll es Dich mit seinem Feuerhauch;
<Ls soll Dir Grüße sprühn; und aus entbrannter Kehle
Zu Deiner Berge Stirn aufzüngeln soll sein Rauch.
<Ls trägt lebendige Fracht, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom verdeck, die Pilger stehn geschaart;
Stromaufwärts treibt es sie nach Deines Ursprungs Klippen;
Ls sehnt ihr Auge sich, zu schaun die Felsenrippen,
wo Du entströmst zu freudiger Fahrt.
Noll hin, frei und beglückt! Der Gott, der Deine Wellen
Hoch im Gebirge schlug aus Gletscher und Gestein,
Ließ Deinen Tropfen nicht zum mächtigen Strome schwellen,
Daß er entzweie, — nein: daß er verbinde, Rhein!
warum uns streiten denn um Hügel und um Flächen?
Leicht ja ist unser Zelt, ein Windstoß reißt es fort;
Gefüllt noch ist der Tisch, an dem das Brot wir brechen,
Abrufen uns von, Mahl kann nur des Todes wort,
"sch sieht die Furche man den Pflugschar gern belohnen;

vom Anschaun wird das Glühn der Sonne nicht geschwächt;
Noch steht die Flur geschmückt mit Laub- und Aehrenkronen;
Fehlt denn das Leichentuch der Erde Nationen
Für das begrabene Geschlecht?
Noll hin, frei und in Pracht, umgraut von Deinen Trümmern,
Du Strom, an dem Hermann entblößten Schwertes stand!
Du Strom, den Caesar trank, umringt von feinen Schwimmern,
Und den nicht ausgeschöpft des großen Rarol Hand!
Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Gräuel ist, weil es die Stämme trennt?
<V hebt den Blick empor! Schaut auf zum Himmelsbogen,
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe kennt!
Nationen! (Stolzes Wort für eine schlechte Sache!)
Ist Euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! was soll am Strom die Wache?
wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache!
Die Bruderliebe wahrlich nicht!
Noll hin, — frei, königlich! Ein Stromfürst, reich an Gnade!
Und wenn Du segnend ziehst durch Deine Rebengaun,
B Rhein, so frage nicht die Wandrer am Gestade,
<Z)b sie nach Morgen spähn, ob sie »ach Abend schau»!
Nicht wird nach Graden mehr bestimmt der Menschheit Erbe!
Rein Fluß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich!
Rein Markstein als der Geist! wie man die Karten färbe:
Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich.
I h fühle mich zu Haus, wo Frankreichs Strahlen brennen,
wo seiner Sprache Schall mir tönt als Hcimathpfand,
Das beste Bürgerrecht der Geist und das Erkennen!
wer denkt, weß Volkes auch: ich will ihn Landsmann nennen!
Die Wahrheit ist mein Vaterland!
Noll hin, frei durch ein Land der Freien und der Starken!
Du tränktest ihren Geist, Du tränktest ihren Stahl!
V, mög' ihr alter Zorn in Deines Bettes Marken
wie Gletschereis zergehn an des Jahrhunderts Slrahl!
Den edlen Söhnen Heil Deutschlands, des ernsten, treuen!
Kalt zwar ist ihre Stirn, doch in den Schädeln brennts.
Den Rittern, die um Rarl als Könige sich reihen!
Nestoren sind sie gleich im Rath des Bccidents.

Gedankentief ihr wort, von Äraft erfüllt und Schöne,
Rauscht es in faltiger Pracht wie einer Fürstin Aleid;
Ihr festes Herz ist gleich dem Brunnen der Sirene:
was man hinein auch wirft, Haß, Liebe, Ruß und Thräne,
Er hält es fest auf alle Zeit.
G rolle frei und treu um Bogen und um Strebe,
Still, wie ein harmlos Rind, und ungebändigt doch!
Laß grünen am Gestad' der Fürsten Herrscherstäbe;
Ein Joch, das man gewählt, ist immer Freiheit noch!
Und auch den Schwärmen Heil aus Frankreichs Bienenstocke!
Es sandte sie der Herr als seine Boten aus.
Die Hoffnung weht als Rranz um ihres Hauptes Locke;
Sie sän, dc>ch nimmer ziehn als Ernter sie nach Haus.
Der Boden, den sie baun, frei darf er Früchte spenden.
Nasch wallt ihr feurig Blut und ihre Stirne loht.
Ein Bogen ist ihr Herz, von dem mit kräftigen Händen
Die Pfeile der Idee aus in die Welt sie senden;
Und wenn nicht die Idee: den Tod!
Noll hin, — laß Beide sich erfreuen Deiner Welle!
Lrinnre Dich für sie der Hand, die Dich gesandt!
Den Bergstier und den Aar letzt segnend Deine Wuelle:
G mag die Völker auch vereinigen Dein Strand!
Meerüber, Freunde, schaut, daß Luch der Osten mahne!
verödet dehnt er sich, unübersehbar weit!
Umsonst ermüdet dort der Naum die Karawane,
In ihren Träumen dort schläft aus die Einsamkeit.
versiegte Völker dort: leer ihre Leinwandhäuser,
Ein staubig Königreich in jeder Wagenspur.
Die Pyramide dort, indesz der Schakal heiser
In ihrem Schatten bellt, schmückt als ein goldner Weiser
Der wüste nackte Sonnenuhr.
Noll hin, — bis ins Gebraus der Luphratmündung rolle!
Flicht schäumend Dich ins Netz der Erdball Adern ein!
Gieb Vlies und Aorn zurück des Ostens dürrer Scholle:
Die Nienschen laß ein Volk, ein Nleer die Flüsse sein!
Nationen, die zuerst Ihr aus der Menschheit wiege
Herwärts nach Westen trugt der Stämme Ueberfluß:

Zurück, von wo Ihr kamt! Um Palm' und Teder liege
Des ausgetretenen Stroms bewaffneter <Lrguß!
Zieht hin, wie Joseph einst und seine Brüder zogen,
Als sie mit Dürre schlug der Herr in seinem Zorn;
Zum Nilschlamin eilten sie und von des Niles wogen
Froh kehrten sie zurück, den Nacken krumm gebogen
von des Lgypters gelbem Rorn!
(>) rolle frei durchs Land und von der Alpe Rücken
Llötz uns den Baum herab, aus dem wir Masten haun!
Zum Tauwerk gieb uns Hanf! Die Tannen sind die Brücken,
Die übers Weltmeer sich der Erde Zonen baun!
Wohlauf denn! Doch verliert den Bruder nicht vom Zuge!
verkauft kein zitternd Volk, das nach Erlösung schreit!
Und wenn zurück Ihr kehrt, zeigt nicht mit schnödem Truge
Statt des geliebten Sohns des Sohnes blutig Kleid!
Bringt heim das Rorn, das Gold, die Seide sammt der Wolle,
Dazu die Freiheit auch, die Herrin im Gefild!
Aus Lust und Einigkeit webt eine freudenvolle
Weltfahne, die dem Schaun der Völker stolz einrolle
Die Einheit, Gottes Wappenschild!
B rolle frei und froh! Und Deine Frühlingswoacn,
Um Deines Ufers Schilf anbrandend laß sie sprüh»
Und lächelnd spiegle sich des Friedens Regenbogen,
Der unser Banner färbt, in Deiner Fluchen Grün!

Alphonse de Lamartine.

Dieses Gedicht des vornehmsten französischen Lyrikers, des einst vom Pariservolk vergotteten Schöpfers der Zweiten Republik (deren Präsident er nicht sein wollte), war die Antwort auf Beckers Trutzlied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", das dem bonner Auskultator von Friedrich Wilhelm tausend Thaler, vom münchener Bruder in Apoll einen Ehrenpokal, aus allen Vaterlands-gauen Dankesüberschwang eintrug. Eine sanftere Antwort als Mussets genialisch freche („Euren deutschen Rhein, auch Frankreich nannte ihn sein"); eben deshalb längst aus der tzeimath des „konservativen De-mokraten" verschollen. Freiligrath hat sie in den derben Schwung seines Deutsch übertragen. Wer heute die edlen Verse liest, besinnt staunend, das; ihrem Dichter, sieben Jahre nach der Veröffentlichung, das höchste Staatsamt angeboten ward. Von den Ahnen der Capus und Donnah, Pichon und Reinach, Viviani und Clemenceau,

Das Vaterunser des Weltkrieges.
unser, der Du bist im Himmel,
^6H^ Geheiliget werde Dein Name.
Du stärkest uns wider der Leinde Gewimmel,
Daß unsere Hand nicht erlahme.
Du leitest uns sorgend im Schlachtengelümmel
Und heilest die Waisen von bitterem Grame.
Vater unser, der Du bist im Himmel,
Geheiliget werde Dein Name.
Dein Reich komme. Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auch auf Erden,
Du wirkst, daß wundergroßes erstehe
Aus Tagen voll Kümmerniß und Beschwerden.
wir fühlen Dich in unserer Nähe;
wie könnten wir kleinlaut und zagend werden!
Dein Reich komme. Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auch auf Lrden.
Unser täglich Brot
Gieb uns heute.
Du, der uns das ZNorgenroth
Täglich erneute,
Du, der uns gen Tod und Nolh
Schützend betreute:
Unser täglich Brot
Gicb uns heute.
Und vergieb uns unsere Schuld,
wie wir unseren Schuldigen vergeben,
In der Fcldschlacht blutigen Tumult
Zieh» wir mit drs Hasses grimmem Beben,
wir, die doch mit liebender Geduld
Pflegen des verletzten Feindes kcben,
vcrgieb uns unsere Schuld,
wie wir unseren Schuldigern oergeben.
Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel,
Nicht unser ist des Feindes Verfluchung;
Heilig sei seines Hauses Giebel,
Dein ist der Schuld und der Sühne Buchung.
Jeder bete nach seiner Bibell
Führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Ucbel.

Denn Dein ist das Reich und die Kraft
Und die He rlichkeit in Ewigkeit.
Bescheiden ist all unsere Wissenschaft,
Du bist unendlich in Raum und Zeit.
Da heute die Wunde dcr Welten klafft,
Du führest zum Guten auch diesen Streit,
Daß ewig bestehe Dein göttlicher Samen.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit,
Amen,

Wilmersdorf. Gustav Hochstetter.

4-

Das Bankenjahr.

HWZ ie Bankenabschlüsse des Kriegsjahres 1914 haben nicht entt"".lÄ)^.
Mancher hatte auf ganz kleine Dividende gerechnet und sich damit eine Brücke zu Ueberraschungen gebaut. Vergleiche mit den Erträgen der englischen, französischen und russischen Aktienbanken fallen zu Gunsten der deutschen Institute aus. Siehe: Credit Lyonnais und die englischen Joint Stock Banken. Die Durchschnittsdividende dcr neun berliner Großbanken (ich bleibe bei der üblichen Eintheilung und rechne auch den Schaaffhausenschen Bankverein noch zur alte i Garde) hat sich von 6,4 aus S,3 Prozent erniedert. Das ist kein sehr großer Unterschied; und mit Ausnahme von Schaaffhausen haben sämmtliche Banken ihre auf die Aktionäre entfallenden Gewinnquoten gekürzt: die Deutsche Bank von 12Vs aus 1«, Diskontogesellschaft von 10 auf 8, Dresdener Bank von 8Vs auf 6, Kominerz- und Diskontobank von 6 auf ÄVs, Mitteldeutsche Kreditbank von 6Vs auf Handelsgesellschaft von 8Vs auf 5, Darmstädter Bank von 6V2 auf 4 Prozent, Schaaffhausen ging vom tiefsten Punkt (3) auf 5 Prozent in die Höhe; die Nationalbank für Deutschland, die das Jahr 1913 mit 6 Prozent Dividende abgeschlossen hatte, gab diesmal nichts.

Die Bilanz der Nationalbank wurde gesäubert; und diese Operation kostete IS Millionen, die aus dem Reingewinn und den Offenen Reserven (von 16 Millionen wurden 8 weggenommen) aufgebracht wurden. Beinahe 7 Millionen wurden allein auf Grundstück-Aktien und -Betheiligungen und auf Hypothekeildebitoren abgeschrieben. Die General-Versammlung des Instituts beschäftigte sich mit dem Antrag der Angestellten, die ihnen zukommende Gratifikation zu erhöhen, mehr als mit den ausgewiesenen Verlusten. Deren Schicksal hängt von dem Zustand des Grundstückmarktes (nach dem Kriege) ab. Gute Geschäfte könnten eine günstige Erledigung der mit Opfern belasteten

Engagements möglich machen. Zur Erörterung der Dividende kams
in der Berliner Handelsgesellschaft. Die Auguren, die sich im Börsen-
haus zusammenfinden, um spekulative Philosophie zu treiben, hatten
für Handels-Antheile eine Dividende von 6 Prozent erwartet; sehr
muntere Menschen glaubten sogar, Karl Fürstenberg werde noch mehr
geben. Aus eine Kürzung um 3'? Prozent waren die Wenigsten vor-
bereitet. Unbedingt nöthig wäre solche Beschneidung nicht gewesen.
Die Handelsgesellschaft hat gut gearbeitet. Daß sie, als einzige
Emissionbank ausgeprägten Wesens, zu den paar Unternehmen ge-
hört, die keinen Effektenoerlust ausweisen, ist ein Erfolg für sich.
Der Gewinn, den das erste Halbjahr 1914 brachte (es handelte sich um
mehr als 1 Million), wurde intern verrechnet; und aus dem „regu-
lären" Geschäft ergab sich ein Bruttonutzen von 13,9 Millionen, der
nur um 1,3? Million kleiner war als der Rohgewinn des Vorjahres.
Aber Fürstenberg ist ein vorsichtiger Mann, der lieber zu viel als
zu wenig thut. Er sicherte sich also eine besondere Reserve von 4 Mil-
lionen für „Kriegslasten und'Kriegsschäden": 3Vs Prozent des Stamm-
kapitals, auf welche die Besitzer der Antheile, bon ^rs, mzl grz, ver-
zichten mußten. Das ist ihnen offenbar leicht geworden: denn dieGene-
ralversammlung war nur schwach besucht. Gegen den Satz Fürsten-
bergs, daß die 4 Millionen „das trockene Pulver nicht für den Krieg,
sondern für den Frieden seien, da man ja nicht wisse, was der Friede
dringen werde," hatte man nichts einzuwenden. Die Vernunft siegte.
Die kleinste und die größte Vertreterin der berliner Aktienmacht
standen der Dividende des Jahres 1913 am Nächsten. Die Mittel-
deutsche Kreditbank konnte, mit ihren 69 Millionen eigenen Kapitals
(Aktien und Reserven), den Umsatz von 12 406 auf 12 618 Millionen
ausdehnen und die Summe der ihr anvertrauten Depositengelder!
um 21 Millionen steigern. Der Bruttoüberschuß war um nur 43 909
Mark geringer als im Vorjahr, Am Gegenpol steht die Deutsche Bank,
die sich mit einem Eigenkapital von 428 Millionen und mit frem-
den Geldern im Riesenumfang von 2942 Millionen vorstellt. Damit
hat das Institut das größte Format der französischen und englischen,
Depositenbanken übertroffen. In dem neuen Rahmen findet man,
als Zuwachs voni vorigen Jahr, die Bergisch-MZrkische Bank, deren
Vermögen auf die Deutsche Bank übergegangen ist. Der Reingewinn
von 41 Millionen stammt aus dem Tagesgeschzft, während auf das
Effekten- und Konsortialkonto kein Gewinn (4,7 Millionen im Vor-
jahr) ausgewiesen ist. Der über 4 Prozent Zinsen erzielte Ueber-
schuß wurde zu Abschreibungen verwendet. Die Deutsche Bank zahlt
ihre Dividende auf ein Aktienkapital von 25g Millionen (209). Sie
schüttet die selbe Summe aus wie im Vorjahr: 23 Millionen. Auf
das erweiterte Grundkapital berechnet, sinds aber nur 10 Prozent
(gegen I2V2). Möglich wäre die Erhaltung der alten Dividende ge-
wesen; denn der Vortrag auf neue Rechnung ist um 8 Millionen ver-
größert worden. Dieser Zuwachs enthält mehr als 3 Prozent Divi--

dende. Doch vor der Rücksicht auf die Aktionäre stand die Unsicherheit
neuer Lebensbedingungen, Man wollte keine Sensation und kein
auffallendes Abrücken von den Nachbarn. Hätte die Deutsche Bank
wieder 12^ Prozent gegeben, so wäre zwischen ihr und dem ihr Näch-
sten Institut eine Dwidendenkluft vou ÄV2 Prozent entstanden.
Die zweite Stelle im Bankenreich hat die Diskontogesellschast
behauptet. Sie ist zwar dem Stammkapital nach größer als die
Deutsche Bank, bleibt aber mit dem gesummten Eigenkapital (Antheile
und Reserven: 419 Millionen) um 9 Millionen und, zählt man de»
Gewinnvortrag hinzu, sogar um 20 Millionen hinter ihr zurück.
Der Nmsatz (mit dem der Norddeutschen Bank und des Schaaffhausen-
schen Bankoereins) betrug bei der Diskontogesellschast 93, bei der
Deutscheu Bank 117 Milliarde». Jene schüttet, auf 225 Millionen
Kommanditkapital, 18 (2g) Millionen Dividende aus: 8 gegen 10 Pro-
zent. Die Kapitalserhöhungen von 299 auf 225 und 30» Millionen
folgten kurz auf einander. Die erste im Zusammenhang mit der Er-
öffnung einer Filiale in Antwerpen und der Ausgabe von 19 Mil-
lionen Mark neuer Antheile der Norddeutschen Bank in Hamburg;
die zweite in Verbindung mit der Nebernahme des sanirten Schaaff-
hausenschen Bankvereins, der ans einem berliner Institut mit 179
Millionen Eigenkapital eine kölner Bank mit 119 Millionen wurde.
Auch die Diskontogesellschast hat dem Krieg ihren Tribut gezahlt-
auf dem Effektenkonto! einem Verlust von 2,12 stand ein Vorjahrs-
gewinn von 3,2h Millionen gegenüber. Ein besonderes Kapitel sind
die londoner Filialen, Bilanzen fehlten natürlich; denn der eng-
lische Liquidator ist, so lange der Krieg dauert, den deutschen Bank-
männern keine Rechenschaft schuldig. Diskontogesellschaft und Deutsche
Bank haben aber in London keinen Verlust zu fürchten. Die antwerpener
‚Diskonto-Filiale nahm im November ihre» Betrieb wieder ans. Die
Filiale Brüssel der DeutschenBank war dort das einzigsFinanzinstitut,
das seine Schalter nicht einen Tag lang schloß.
Auch die Dresdener Bank, die den Saldo ihres londoner Ge-
schäftes mit 19 Millionen, unverkürzt, unter ihren Aktiven erschei-
nen läßt, ist überzeugt, daß ihr kein Schade entstehen wird, 5 Sie
ließ, im Gegensah zu den beiden Vierhundertmillionenbanken, das
Jahr 191Ä vorübergehen, ohne ihr Kapital zu erhöhen. Mit 2S1,
Millionen steht sie allein. Seit 1912 läßt sie den Effektengewinn
nicht mehr sichtbar werden; sie weist ihn den Stillen Reserven zu.
Das Kriegsjahr hinderte die Fortsetzung dieser Taktik, Nun steht ein
Verlust von 775 999 Mark in der Rechnung, Die Dividende von ö (8^)
Prozent erfordert eine Summe vou 12 (17) Millionen, Beziehungen
zumOsten finden wir bei der DarmstZdter Bank. Sie hat, alsEmission-
haus für die Aktien russischer Bauken und als Erbin der Breslauer
Diskontobank, viel mit Russen und Polen zu thun. Der Rückgang der
fremden Guthaben (um 15 auf 592 Millionen) war wohl die Folge
der deutschen Beschlagnahme russischer Staatsgelder. Wie die Ber-

«
lmer Handelsgesellschaft, so hat auch die Kommerz- und Diskonto»
dank eine besondere Kriegsreserve (IV2 Million) vom Gewinn abge-
zweigt. Die Dividende auf das Aktienkapital von 85 Millionen beträgt
41/2 (6) Prozent ---- 3,82 (5,10) Millionen.
Die Wirkung des Krieges auf die Bankbilanzen wird besonders
in dem Bargelddecken erkennbar. Schon in der ersten Hälfte des Jah-
res 1914 war das Geld nicht theuer; der Konjunkturrückgang hatte
den Geldbedarf verringert. Nach dem Ausbruch des Krieges wurden,
die Zahlungmittel knapp. Das sah schlimmer aus, als es war, wie eine
von der Diskontogesellschaft veröffentlichte Statistik über den Ver-
kehr in ihren berliner Wechselstuben lehrt. Bon dem Bestand der Gut-
haben waren am fünfzehnten August 12 Prozent abgehoben. Das war
das Maximum. Seitdem wachsen die Einlagen wieder so üppig, bah
sich die Summe stets über 100, seit Mitte Januar sogar über 130 Pro-
zent hält. Der Gesammtbetrag der in den neun Großbanken liegen-
den fremden. Gelder (Kreditoren und Depositen) betrug Nltimo De-
zember 1914 5390 Millionen Mark! 442 mehr als 1913, wo es einen
Zuwachs von nur 228 Millionen gegeben hatte. Man kann aus solchen
Ziffern nicht schließen, daß die deutsche Finanz zerrüttet sei. Dabei
ist zu bemerken, daß die Summe der Depositengelder so hoch war,
nachdem die Einzahlungen auf die erste Kriegsanleihe geleistet wor-
den waren. Und da kein Gesetz den deutschen Bürger zwingt, sein
Geld in die Bank zu tragen, so läßt sich in der erwähnten Ziffer kein
bedenkliches Geheimniß vermuthen. Im Berkehr mit ihrer Kund-
schaft haben die Banken nicht geknausert; die Kontokorrentdebitoren
sind (um 286) auf 3465 Millionen gestiegen. (Im Jahr 1913 nur um
6,7 Millionen.) Der Kunde sollte nicht hungern.
Nur die Hemmung des Außenhandels hat, an zwei Stellen, die
Bankbilanzen verdüstert. Die Waarenvorschüsse blieben tief unter
den in Friedensjahren gewährten; um 228 Millionen sind sie schmaler
als im vorigen Jahr. Und bei dem Posten, der zum Theil vom Ueber»
seehandel abhing, bei den Accepten, war eine Minderung (um 308)
auf 112S Millionen zu sehen. London und Bremen, die Ein« und Aus»
fallsgatter für den überseeischen Waarenhandel, sind geschlossen! als»
von den Banken nicht so große Summen wie sonst auszuzahlen. Die
Liquidität hat dadurch gewonnen: man braucht die Vorschüsse auf
Waaren und Waarenverschiffungen nicht zu den greifbaren Vermö-
gensvosteu zu rechnen und gewinnt mehr, als diese Differenz aus-
macht, durch die Entlastung der Acceptkonten. Im Jahr 1913 hatten
die Accepte eine Zunahme von 49 Millionen verzeichnet.
Mas das Jahr 1915 den Banken als Schlußergebniß bewilligen
wird, ist natürlich noch nicht zu sagen. Die Vermögenswerthe sind so
heruntergeschrieben, daß Verlust kaum noch möglich ist. Und im
Zinsengeschäft wird es am Ende nicht schlechter gehen als zuvor. Der
Rest ist: Schweigen, bis der Friedensvertrag ans Licht kommt. ,
» * 'Lad on,
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazim, ian harten In Berlin. —
Verlag der Zukunft in Verlin. - Druck »,n Pah « Sarleb GmbH in Serli».

IUI»», »m 2l. veTemder 1914.)
ü f I « IS t S ^>°tlv».
S«r S°vSesst»^terl «,361 632 011,9«
») Survd Vsrsn, k>aok?. ^Ser Iv»e«rs<:K«iii« . . . . «. 2007 460,08
d) Siirod »vöers Sioderdsilsv , „ 3 720 778,91
LunSsssU»t«ii «, 2SSSS 484,4«
^»^?e6ectts ^.^"""^ «.316 578 268,54
ci»rvll Srirod d«rs«««sv«ie« ^^^"^2 756 610,73
>>> uvssöevkt« „ 111270 570,98
^uSerSsm Xv^I» uvck LUrgsodsItsösditorso
«. 57 634 311,66 ^ ^
^^">I^wi"rräv^kuÄ°».^ö"uuck^:»sev ....'.«. 26133961,09
^di. S^potdeK »u5 SrullSstUcKs vot. <I. QillSen 33/34,
Qwckeoeuss« vnS OKsrlottsostrsSe 37/3« .... I,<XX>««.—
«rungstiwks Ludrevstr. 21>22 u ?r»i>!ösis«K» Slr»Ss 53/56 Serlir,
«.
36 571464
16 132413
S61 632011
89 785 441
109 «33 9«
9 122 K88
39 «36 459
S0 7«', «90
60 ««»»00
i>ooooc«o
61671306
427 848 839j
6S90SS2
200 00«
21133 S6I
7 00N«X>!
1406 53« ,13!
KU
4 942 579,44
92 335 62ö,I3
401007 606,17
ä> ««strovsrpLIvdtuogsi! «.
1>) s> it. Ssr «ullSscK»kl bsi Dritten denlltil« IsrsSit«
e) (ZutK. 6«utscder L»oK«v uvS LsllKSrmsn ...
1. 'ioiisrdsld 7^?«"e«°?iiIIi«^ , "° «"266 486 202,98
2. S»r. d!n»us bis 3 «ov. WI>e „ 1«S 108 701.96
3. „»od 3 «ouaten IBIie . . . . ,. 29 412 701,23
^ I? wosrd^?'?»^«» kiill!« . , . «. 2S7 7159«5At
2. <Z»r. owsus bis ir, 3 «««. 5»I1is „ 37 58« 103,07
3. osvk g «ov^te« lAIIi« , ... 2 092 073,— „ 307 396 161,41
^2«vt« uii<I KedsvKs
.) ^Kiepl« «.150050 882.91
dl »oek viodt «iv^sliiste Lübecks 2 629 347,26
XuöerS. ^^»1- u. LUi-«sod.VerpkI. «.57 634 311,66
ilavon kllr IZvodnui,^ vrittsr ^. „ —,—
S. VrSsr 6«r LsvK ^
«.
30« «MO««
94 97K00«
24000 00«
4 735 858,95
3««««>,-
4«2 31/,74
248 515.05
47 930.5«
276773,55
ltiiokstellun«'^ Islovstsusr . . . . ^ ^ «. 1Z«
80S 681 972
152 680 230!
5 035 858^
1035 536
35292
1 602 142
Transport
1^85 046 033
IS
17
9»
84
so

gr, z«.
— Die Zukunft. —
24, Äpril 191K.
138SV4K0SS
18<««V0«
«LS«
177S315!
12l34 08«j
1 4U« 53» 113
Le»i»n» unck VerIu»t»lieeK»u»ö)
I» 1M22S 87
2 5,5 822,,«
<!I2I8,>
22 08183?
W 87« «Vu 25
I 2,7 031 >«
17184«8>31
«LS 735 N
3Z4 -
10 »gg 58« «3
13 142 176 51
4 800 MV-
3 435 544!,«
3« 87« »M!25
Silsn? per ZI. veiemder 1914.
^8ul^vt^i 17
«»»eKinsn-I!anlo , , , , .
Läu üont« ,
LtlttKk««- »nck IZ«t«!Iijz. I<ui>t«
^vslüont« , ,
N,
1«U2«g4 »2
1S7 845
so
554«U7>I«
147 133,5«
,3 524 41
IVK 124 «2
I
I
I
I» 323! 24
1
4 5U7
45
21 I33!2!>
55 >««
24» 734
«4
115» 7«2
»3
1 227 33«
W
5« ,3«
„2
5 32« 7«3
3»
j45^ I'ri«ii!s,teii.^„Isilie Xt«
4^,'. rrio,ilät,-^nl. I'ilz,-Xto,
235V 000 -
202 «M,-
«8V -
35«»!-
24«-
12« -
235«»«-
75 0V0 -
425 000 -
15 «VI 70
42 032 54
154 212
115» 7W
341515
32« 728
5 32V703I38
lernt krem6e 5prs«nsn!
Vie »iektis ckie lienntnis fremcker SprseKe» ist, de»eist «uek »lecker ckie sese»»ärtise ?eit l» »unckerte» von kelckpostdriefen »irck von unseren Sol» ck»>e» «um /iusckrucli sedrsekt, »ie vorteilksft ikne» ikre Sorsedilenntnisse »uf fr»»?ösise»em unck delsisckei» Locke« «cker in Itusslsnck »ercke». Ver Sprsck» Kunckise »sr surk «Kon in kri«cke»s?eite» über«,! im Vorteil: »seK ckem sünstige» krieckensseKIusse aber, cke» »ir »He erkotke», muss ckie lienntnis fremcker 8pr»cKe» nocK sn VicKtisKeit se»i»»en, unck ckie vevor^usuns ckes ZorscKnunckisen »irck süsser als je ««vor »erckev. üs Ilsnn cksker Keckem einreine» nickt ckrinöenck senus Herste» »ercken, sremcke ZiprscKe» TU erlernen, ver beste »es Kieriu bietet sicK in ckeN «eltberükmten vnterrirktsdriete» nsrk cker kletkocke ?«usssi»t»l.»nse»sckeiöt. kisck ckieser in vielen ZsKrreKnten erprobten kletkocke llsn» Wecker in leiekter unck denuemer Veise »Kne I»eKrer LnsliseK, rrsnrösiscb, It»IienikrK, liussisck us». lernen: cker vnterriekt settt »«cker Vorkenntnis«» nork bessere Zenuldilckuns voraus. Ls sidt für ckie freien

Ztuncken lieine »nsenekmere »esekäftisuns sls ck»s SprscKstuckium nseb cker
letkock« Lousslnt»I.s»se»scKeickt. Verlsvsen Sie Keute nocb ckie LinfuKruns
i cken vnterriekt cker Sie interessierencken Zprsebe von cker l.»»senscbeickt»cken
erl»j,dueKK»»cklu»z(l>rok. L. t,»nse»sekelckt), verIi»»ScKö»eders, SnKnstr.2?/?»»

Berlin, den 1. Mai 1S15.
Psalter und Harfe.
Runderlaß.
Ezcellenz wollen der Regirung, bei der Sie beglaubigt
sind, schleunig zurKenntniß bringen, daß inderamfünfund«
zwanzigsten April vonWolffsTelegraphen»Bureau verbreiteten
Note zwar ein von derPflicht befohlenesAbwehrbedürfniß.doch
nicht der staatsmännisch getönte Willensausdruckder Kaiserlichen
Regirung zu erblicken ist. Zu privaterAufklärung Eurer Excellenz
bemerke ich: daß wichtige Parteiführer in den Irrglauben über-
redet worden waren, die Regirung SeinerMajestät sei bereit, un»
ter fast demüthigenden Bedingungen einen Sondersrieden mit
England zu schließen.und habe zu diesemZweckBerhandlungen,
nicht amtliche, im Haag und an anderen Stellen, begonnen; daß
eine rasche und unzweideutige Zurückweisung so schädlichen Ge»
rüchtesnothwendig schien; daß dieNoteaberimRohentwurf,ohne
verbesserndeNachhilfcderhöheren,inpolitischenAusdruckgeschul-
len Instanz, ans Licht kam. Folge der durch den Koalitionenkrieg
angeschwollenenArbeit.die von den urlaublos abgenutztenNerven
nicht immer leicht zu leisten ist. Gerüchte werden nicht »inUmlauf
gesetzt": denn nur, was schon umläuft, ist Gerüchtzu nennen.»Vor-
bereitende Schritte" („zur Herbeiführung eines Sonderfriedens
mit England auf derGrundlage gewisser englischer Wünsche und
Forderungen") können nicht »in Gang gebracht werden": denn

i«

ohne Schritte giebts keinen Gang, ohne Gang keine Schritte (dererc
erster eben den Gang, doch nichtsAnderes «vorbereitet"). „Kein
Urtheilsfähiger kann daran denken, die für Deutschland günstige
KriegslagezuGunsten eines vorzeitigenFriedensschlusses irgend-
einem seiner Feinde preiszugeben": Weisen undThoren klingls
gleich geheimnisvoll. Einem Feinde Deutschlands oder des Frie-
densschlusses? Wann ist der vor-, wann rechtzeitig? Kann, wer
ihm »zuGunsten Günstiges preisgiebt",ihn für vorzeitig halten?
Gemeint ist: Die Kriegslage ist uns so günstig, daß wir keinen
Grund haben, faulen Frieden zu ersehnen. »Nach der vorläufig
allein möglichen allgemeinenNmschrelbung des Kriegszieles, die
derReichskanzler in seinenReden gegeben hat,müssen wir jeden
Vortheil dermilitärischenLage benutzen, um Sicherheitzuschaffen,
daß Keiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören. Dabei
muß es bleiben." Wirklich? Statt nachUnverstöndlichemSelbst,
verständliches zu sagen, könnten wir den Aufwand sparen; und
schweigen. Umschreibende Rede ist nicht nützlicher alsumredende
Schrift: Vorläufiges nicht besser als Vorzeitiges. »Die Gerüchte
über deutsche Friedensneigungen sind gegenüber unserer unve»
minderten Entschlossenheit zur Niederkämpfung der Gegner thö.
richte oder böswillige, auf jedenFall aber müßige Erfindungen".
Der Subalternenstil würde nach der Nebersetzung vielleicht nicht
mehr wahrnehmbar sein. Der letzte derangeführten Sätzebestimmt
mich aber zudemErsuchen,demtzerrnMinister der Auswärtigen
Angelegenheiten so rasch.wie dieNmstände gestatten, die von in.
«apolitischen Gründen erwirkte, zunächst nur der Inlandsstim-
mung angepaßte Note in die Sprache des Diplomatenverkehres
zu übertragen. NeuesMißverständniß wäre unbequemerLuzus.
Die Abwehr der»Gerüchte über deutsche Friedensneigungen"
könnte uns vor dem Richtstuhl unbefangen Neutraler nur scha-
den; sie müßte uns auch da.wo man uns noch mit einigem Wohl-
wollen beurtheilt, in den Ruf bringen, daß wir, wie unsereFeinde
behaupten, blutgierigund raubsüchtig seien, den Krieg des Krieges
wegen führen oder eine Welttyrannei erstreben. Weil alle euro-
päischen, alle neutralen Länder unter dem Krieg, mindestens in
ihrer Wirtschaft, leiden, wird der Groll aller sich gegen den Staat
kehren,der sich vonfrühemFriedensschlußabgeneigtzeigt. Diesen
Groll will dasDeutscheReich nicht auf sich lenken. IndenLeitern.

seines politischen Geschäftes war stets derWunsch nachFrieden;
und stets wird er in ihnen sein. Der Aberglaube, solchenWunsch
dürse man,um nicht schwach,nicht müde und muthloszuscheinen,
inKriegszeit niemals öffentlich aussprechen.nistetin den Furcht»
falten enger Herzen. Ob die Feinde uns für erschöpft, feig, dem
letzten Schlupfloch, derzagsten Verzweiflungnah halten: ich wüßte
rricht.was uns mehr«Wurst" seinkönnte; je blinderfieirren,desto
besser sür uns. Weil unsere Lage günstig ist (was, freilich, nach-
prüfbareThatsachen klarer beweisen als irgendeine vonunsnoch
so hell illuminirte Sclbstanzeige), weil wir frischer, in stärkerer
Rüstung, mit breiterer Möglichkeit des Mannschaftersatzcs als
cine der uns feindlichen Festlandsmächte in das letzte Quartal
des erstenKriegsjahres fchreiten.weil wir inFeindesland kämpfen,
die für denKampf aufgewandtenMilliarden aber, in erfreulichstem
Gegensatz zu Eng'and, Frankreich, Rußland, im Vaterland be»
ha ten (wir sind ja fast klinzenlos abgesperrt undkönnendraußen
nichts kaufen): gerade deshalb dürfen wir auf allen Straßenlaut
rufen, an alle Weltecken anschlagen, daß wir rasche Rückkehr der
Friedenszeit wünschen. Ich bitte, diesen Wunsch kräftig zu be-
tonen und die Gelegenheit zu erneuterEinprägungdererweislich
rvahrenThatsache zu nützen, daß nicht von uns je diegroßmäulige
Ankündung kam, der Feind müsse entmachtet, vernichtet, seine
Masse zerbrochen.seinStaat zerstückt werden. Ans ist Europa ein
Wohnhaus, dessen Grundmauern,Innenarchitektur und Geräth
wir ungern, nur unter dem Zwang unausweichlicher Noth, zer»
stören würden. Vor so trauriger Zerstörung den vollen Ertrag
unserer Machtmittel, unseres Kraftaufwandes zu ernten: dahin
strcbtunser Wunsch. „NiedermitEngland, mit Frankreich, garmit
Rußland": solche Losungrufe überlassen wir unmündigen Hirnen
und feilen Volksgunstjägern. Wir wollen, wir müssen wollen, daß
Deutschland, wie seiner Lebensleistung in den Bezirken des Wehr-
und des Nährstandes, der Künste undWissenschaft.derVerwalt-
ung,Industrie.Technik,Massenzucht gebührt, stark, feinesWillens
zu HellerZukunftmächtig,aufLand undSee ungehemmt,nichtfrem-
der Gnade unterthan.nichtin quälende Engeeingekeilt sei, fondern
in den Umfang hineinwachse, der ihm die Ausfüllung seines Be-
rufes zur Organisation europäischer Festlands kultur, Festlands-
wirthschaft ermöglicht. WeckenwillDeutschland.nichtdrücken; ge»

fesselte Kräfte entbinden,nicht,wte derFeind verleumdet, freie kne»
beln. Was es will.wird demAuge offenbar, das einvondeutscher
Zucht, deutschemWillensvermögen, deutschem Fleiß, Wissen und
Können belebtes Belgien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Ruß»
land, Spanien, Walachen» und Südslawenreich sich einzubilden
vermag. Nicht um Haaresbreite brauchte die freie Selbständigkeit
dieserStaaten gekürzt, ihrBesitz, auch der in fremdenErdtheilen,
könnte durch Assekuranzverträge verbürgt werden: wenn sie dem
Einfluß germanischer Kultur undWirthschaft offen blieben. Nicht
an fernen Landstücken noch an nahen Mineralreichthümern, die
doch nur von einzelnen Aktiengesellschaften ausgebeutet würden,
liegt uns, sondern an der Weitung und Lüftung des europäisch
Deutschen Reiches. Das ist noch Torso; mußte es sein und wärs
ohne diesen Krieg wohl noch lange geblieben. Bismarck wußte,
daß sein Werk nicht vollendet sei; und war, als guter Gärtner,
weitab von dem Wahn, die Frucht reise rascher, wenn man die
Lampe darunter halte. Wir stemmen uns nicht gegen die Speichen
des Schicksalsrades. Wir sehen in dem Streben nach nationaler
Einung eins der großen Zeichen einer noch nicht welkenden Zeit
und werden es überall fördern, wo nicht Selbsterhaltungpflicht
uns zu rauhem Einspruch nöthigt. Auch für uns aber Helschen wir
das Recht zu solchem Streben, das durch die Zwirnsfäden über»
lieferter Freundschaft und dynastischer Rücksicht nicht gehemmt
werden darf. Jede Grenzendehnung, die nicht den aufgenomme»
nen Volkheiten dauerbaren Vortheil brächte, würde uns Werth»
los dünken. Wir verkennen nicht unsere Mitschuld an dem Nnbe»
Hagen, das Allemannen, Lothringer, Dänen, Polen in der Reichs-
gemeinschaft empfanden. Ein Ziel des aus dem Krieg auferstehen»
den Reiches wirdfein,unterkräftigerWahrungseinertzoheitrechte
jedem Fremdkörper das Leben so angenehm und einträglich zu
machen, daß die Aufnahme in den Reichsverband nicht länger
Schreckniß ist, sondern allen Verwandten Herzenswunsch wird.
Das Gerücht von einem Sonderfrieden mit Englandist(wenn
wir von elendem Personalklatsch absehen) aus der Thatsache er»
wachsen,daß deranglo-deutscheZwist inderStunde.dieihndurch
Waffengewalt entscheidensoll,imtiefsten Grund fchon entschieden
war. Wache britische Staatsmänner haben nie getrachtet, uns ,zu
vernichten«; wärs gelungen: Britanien würde weder in Europa

noch inAsien und Afrika von großen und mittleren Mächten um»
worden; wäre von einem Bund aller Mittelmeer»Interessenten,
aller nach Asiens Märkten Gierigen bedroht.Die City von London,
Birmingham, Manchester weiß, daß sie unsere Wirthschaftmacht
nicht ausroden kann, und hat, trotzdem ein Mann vom Wuchs
Josephs Chamberlain dazu rieth,nie versucht,uns einMarktthor
zu sperren. Daß unsere Kauflente oft, was der britische Händler
für einen halben Shilling geliefert hatte, für zehn Pfennige an-
boten, war gewiß nicht angenehm, doch: ein Anfängermittel, das
den Wechsel der Zeit nicht überdauert.Mit dem Wohlstand hebt
sich auch der Waarenpreis. Die Tage der Schleuderkonkurrenz
find für Deutschland, wie für Werthelm, vorüber. Seit der Auf»
ruf zu Heiligem Krieg verhallt und erkannt worden ist, daßtzindu
und Mohammedaner in Indien, Arabergentry undFellachen in
Egypten die Wohlthat englischer Verwaltung und Arbeitermög«
lichung ziemlich schätzen, braucht England für feine Reichsachsen
nicht mehr zu zittern, die Ueberstrahlung in Südosteuropa nicht
mehr zu fürchten. Auch ohne eigenen, von ihm abhängigen Kha»
lifen hat es sich im Wirbel der ersten Sturmzeit gehalten.Bleibt:
die Flottenfrage. Die von der Technik, der einzig unbesiegbaren
Rebellin, beantwortet ist. Wie auch der Krieg ende: die Seeth-
rannis, die Allmacht über die Meere ist dahin; von Minen und
Unterseeschützen durchlöchert.Nichtdurch Dreadnoughts und In»
vincibles kannBritanien fortan seinen Handel, die Ein» undAus-
gänge seines Inselhauses schützen; nur durch Verträge. Da wir
ihm Gehöriges nicht ergieren, könnte es solchen Vertrag, den gün»
stigsten, sichersten, der zu erdenken ist, von uns haben; Wenns an
der Police nicht knauserte. Und weil die Menge im Dunkel wit-
tert, daß die beiden Germanenreiche nicht mehr um Handel und
Clearing, Islam undPanzerschiffzisfer.nur noch umBclgien und
die Kanalküste hadern, und ihr die Einigung erlangbar scheint,
fängt sie im Blutnebel von Sonderfrieden zu träumen an.
Der istmirunwahrscheinlich; bliebe es, auch in Ost, noch.wenn
unsereKriegernächstens die Russen aus Galiziengeworfcn haben.
Ist er dennoch in annehmbarer Form zu erlangen: herdamit! So
wenig wir einen Sonderfriedensschluß unserer Verbündeten zu
scheuen hätten: eben so wenig Grund hätten wir, einen vernünfti»
gen Antrag, wie die Jungfer einen unzüchtigen, aus keufchem Zorn

abzulehnen.Wir machen nicht die Politik verwilderter Gymnasial«
und Hochschullehrer oder geiler Abonnentenfänger (mit militäri-
scher, marinirter oder sozialüstelnder Vergangenheit), sondern die
Politik veranwortlicher Staatsmänner, deren Polarstern das Heil
des deutschen Volkes ist und die aus germanischer und zomani-
scher Geschichte erlernt haben, daß ein Friedenspakt, der heute
jedem Lassen gefiele, den Enkeln derDümmsten und der Klügsten
mißfallen müßte. Ich bitte, die Andeutung, daß wir uns nur in
«ehrenvollen" Frieden entschließen würden, wie andere Erinne-
rung an die Politik der vollen Hose zu meiden. Ist schon allzu oft
betheuert worden. Seit neun Monaten stehen siebenhundert Mil-
lionen wideruns.keinedemHerzenDeutschlandsnaheStelle'ward
auch nur geritzt: und wir müssen ausplärrcn, daß wir nicht mit
Schmach Frieden einhandclnwollen?Wollenwir nurdieSicher-
heit, «daßKeiner mehr wagen wird, unseren Frieden zu stören",
dann könnenwir die Mannschaft morgen von sieben Fronten Heim-
rufen. DieLust,uns anzugreifen, warnirgends groß;und istüber-
all nun versickert. Doch diese Sicherheit wäre ein kläglich karger
Ertrag solchen Krieges. Statusquo vom Juli 1914 mit dem Zu-
wachs allgemeiner Erkenntniß unserer Leistungfähigkeit: Das war
aus derFeuersbrunstvon Antwerpen, war vielleicht schonaus der
Bresche von Lüttich zu holen. Im Herbst. Nun ward Mai. Ande-
res ist uns jetzt, Münzbares, nothwendig. Was? Von der Lippe
fremder Minister dürfenwir einstweilen dieseFragenichtpflücken.
Daß sie so weit aufblühe, kann durch die Umsicht Eurer Ez°
ccllenz gehindert werden. Doch möchte ich nicht etwa Wortkarg-
heit empfehlen. Inland undAusland, feindliches und neutrales,
soll vielmehr wissen, daß wir von dem Bewußtsein durchdrungen
smd:DieserFriede wirdWeltwende oder bleibt Waffenstillstand.
Mit kleinen, kurzsichtig blinzelndenGedanken, mit Alltagsroutine,
nach alten, von abgetakelten Botschaftern und anderen Applaus-
lüstlingen empfohlenen Rezeptenist dieserFriede nicht zumachen.
Er würde der Nothausgang in Serienkriege. Wer nicht ein deut-
liches Bild des Zustandes, in den Europa gelangen will und muß,
in sich trägt, Der taugt nicht zu so hohem Werk. Wir haben den
Entschluß verkündet, den Rindviehbestand Deutschlands nicht
mindern zu lassen; selbst den Prachtexemplaren aber dürfen wir
die Mitwirkung zu dem gewaltigsten Rnternehmen, das seit der

Narlingerzeit deutschem Hirn und Gewissen aufgebürdet ward, nicht gönnen. Sieht Europa nach dem Fliedensschluß nicht anders als gestern und heute aus, dann ist er verstümpert. Hinterläßt er große Gruppen Gedemüthigter, zornig Knirschender, die sich im LaufeinesMenschenalterswiederinKraft aufreckenkönnen, dann frißt ihn der Gruftwurm.Schient er Deutschland in die Rüstung, die den im Kampf gemagerten Leib nicht umschlottert, dem in die Höhe und Breite der Kraftleistung gewachsenen noch paßt, und entzieht dennoch lebensfähigen Reichen nicht, was ihnen unentbehrlich ist, dann erst darf man ihn preisen. Was stehen kann, stützen, was fallen muß, stoßen: dieser Grundsatz soll uns Leucht» fever sein; und da wir Musulmanen verbündet sind, können wir, als Entgelt mancher tzelferthat, aus dem Edelmark ihres Koran die Warnung saugen: »Du sollst dem zusammenbrechenden Ka° mel nicht neueLastaufbuckeln."DieRuhederErdtheilsperipherie hängt am Willen seines Centrums; wer ihm Kräftigung versagt, muß auf weithin fühlbare Krampfzuckungen gefaßt sein. Der viel geschmähte »Militarismus" kann sich in ein leidlich zeitgemäßes Wesen erst wandeln, wenn dieHauptstämme Europens vom eigenen Wurzelboden gesättigt und von Nachbarsmacht doch vor dreistemtzang in dieVampyrsucht eitlerRüsternbewahrtwerden. Wir sind als die Leute verschrien, die, weil sie in dem Diplomatenturnier aus dem Sattel gestochen wurden (wenn sie nicht zuvor, mit gelüftetem Helm, aus der Schranke trabten), blind wüthend aus Mörsern, mit Bomben, Torpedos, Handgranaten dreinböllern. Schwächlinge dürfen wir nicht werden; müssen aber schon durch die Vorbereitung und Führung, die Strategie und Taktik derFriedensverhandlung beweisen, daß der Nebeltag verstrichen ist, in dessen Zwielicht man uns nachsagen durfte, nur Drohung und Gewalt treibe unserPolitikergcschäft. Dieses Geschäftes verschütteteKunst müssen wir ausgraben. DieUrgründe gefühlloser, nur von erhabenener Nationalselbstsucht in Bewegung und Ziel bestimmterStaatsmannsweisheitundDiplomatenlist erfassen lernen und lehren. AnserKrieg ist,leider,nicht dieFortsetzung klarer Politik mit anderen Mitteln. Die Erörterung der Friedensmöglichkeit, früher oder später, muß jeden Zweifel daran ausmerzen, daß die Politik unserer Zukunft die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sein wird. Wir sind dem Totenheer Schuldner.

Psalmodie.
HerrMenschikow in derNowoje Wremja:»Der Krieg zeigte
daß in Schicksalsstunden des Staates,wenn alle Kräfte desLan»
des, außer den militärischen auch die finanziellen, industriellen
und technischen, angespannt werden müssen, die Regirung da ohne
Stütze bleibt, wo sie nicht mit Russen, sondern mit Fremdlingen
in unserem Reich zu rechnen hat. Deutsche Kolonisten, deutsche In°
dustrielle, Fabrikbesitzer, Techniker: Alles versagt. Von den Kin»
Kern des .Vaterlandes' die selbe Hingebung zu fordern wie von
den Kindern unserer tzeimath.wäre ja auch seltsam. Wer erkannt
hat, daß es ein Fehler war, einigen Millionen deutscher Kols»
nisten unser Land zu öffnen.Der muß darauf dringen, daß in den
wenigen Kriegsmonaten, die uns noch bleiben, diese Frage end»
giltig beantwortet werde." Warum Herr Menschikow glaubt, der
Kriegwerde nur noch wenige Monate dauern, sagt er nicht;spricht
auch in diesem Artikel nicht vonderNiederwerfungDeutschlands.
Aus anderen Nummern der Nowoje Wremja: «Die Zeitschrift
Sin Nippon, die in Tokio, in der Einflußsphäre des Minister»
Präsidenten Grafen Okuma, erscheint, empfiehlt ein enges russo»
japanisches Bündniß, das die Lösung der schwierigen chinesischen
Probleme erleichtern und auch für andere an den Stillen Ozean
- heranreichende Fragen nützlich werden könnte. Ein Erlaß deK
Präsidenten Vuan»Shi>>Kai befiehlt den Behörden, gegen die
Sendlings der Revolutionäre, die in den südlichen Provinzen zürn
Ausstand Hetzen, streng vorzugehen. Der Englische Gesandte hat
Vuan-Shi.Kai ein Schreiben und ein Bild des Königs Georg
überreicht. China nimmt eine neue innere Anleihe von zwanzig
Millionen Dollars auf. Gegen die Vorschrift im zweiten Absatz,
des Konsortialvertrages ist diesmal die Hongkong»Shanghai»
Bank an der Anleihe betheiligt. Die Vertreter anderer Gruppen
des Konsortiums haben dagegen Einspruch erhoben."Abermals
HerrMenschikow: »Wie empört wir auch über die niederträch»
tige Behandlung russischer Gefangenen in Deutschland sein mö»
gen: trösten muß uns in der Erinnerung an diese Unglücklichen
das Bewußtsein, daß esunserenFeindenschon jämmerlich schlecht
gehen muß, wenn sie so sinnlos dumm handeln. Offenbar haben
sie mit dem Gewissen nun auch den Verstand verloren. Sonst
könnten sic nichtWehrlosen dieOhren und Zungen abschneiden."

A s demRjetsch: «Einer der amHöchsten geschätzten chinesischen
Diplomaten, Herr Ntifan, früher Gesandter in Washington, em»
pjiehlt einen neuen großenStaatenbund.Man müsse,sagt er.sich
von engherzigemNationalismus lösen und allgemeineInteressen
vertreten. Die Selbstsucht eines einzelnenVolkesdürfenichtFüh»
rer sein. Alle Stämme Asiens müsse man aufrufen; nur ein ge»
walliger Asiatenbund könne die Wiedergeburt Asiens erwirken.
Atifan war ein wichtiger Helfer zur Revolution Chinas, das er
mit Amerika und Rußland verbünden wollte ... Japan soll die
Absicht haben, nach dem Krieg, mit dem Beistand seincrBundes»
genossen, von Amerika die Gleichberechtigung japanischer Ein»
Wanderer mit denen aus anderen Ländern zu fordern. Schon jetzt
wünschen deshalb einige Politiker in Washington die Revision
des kalifornischen Einwanderergesetzes. Damit ist die japanische
Presse einverstanden; sie sürchtet aber, die in den Vereinigten
jetzt regircnde Demokratenpartei werde den Japanern die volle
Gleichberechtigung nicht geWöhren . . . Von Wladiwostok sini>
hundertWagonsmitamerikanischemKautschuknachRußlandab»
gegangen. Die Zufuhr von amerikanischer Baumwolle hat nicht
aufgehört...In derMandschurei setzen dieDeutschen ihreWühl-
arbeit fort; sie haben sich Einfluß in einige Blätter verschafft und
fuchen die Sympathie der chinesifchen Jugend zu gewinnen. Die
Propaganda velschlingt Riesensummcn. In Shanghai wurde in
zündendenReden neulich derWirthschaftkampf gegen Japan ge»
predigt. Doch traue man den Deutschen nicht mehr, das Ansehen
des Deutschen Reiches sei geschmälert und allgemein werde ge-
glaubt, Herr vonHintze, derDeutscheGesandte, werde mit seinem
Bemühen, Wirrniß zu stiften, keinen Erfolg haben... In der
Wirthschaftsektion des Reichsrathes wurde neulich über den Koh»
lenmangel verhandelt. DenIndustriellen, die über unzulängliche
Wagengestellung klagten, erwiderte der neue tzqndelsminister,
Fürst Schachowskoj, auf seiner Reise im Donetz-Becken fei ihm
zur Gewißheit geworden, daß die niedrigen Löhne an dem Kohlen»
Mangel schuld seien. Er warf den Industriellen auch vor, daß sie,
die so lange die Verwendung von Kriegsgefangenen zur Arbeit
in den Kohlengruben gefordert hatten, nun, seit dieRegirung sich
dazu entschlossen habe, verstummt seien und dem Minister keine
Antwort geben." Ergötzlich war die Erwiderung des Reichsraths»

Mitgliedes Iwanow, der sagte, bei der geringen Kultur des russ!»
schen Arbeiters werde die Erhöhung des Arbeitlohnes dieProduk-
tionnichtsteigern, sondern vermindern; denn denRussen treibe nur
Noth an dieArbeit.DerWirthschaftausschuß ist bald danach auf-
gelöst wordcn.Weilmanzu viel vonseinenVerhandlungensprach?
Weil er sich Rechte anmaßte, die nurden Gesetzgebern derReichs»
duma gebühren?... Aus Tientsin wird dem Rußkoje Slowo ge»
meldet, eine von ChinesenundFrcmden geleitete Gesellschaft biete
den durch den Kriegsbedarf vieler Arbeiter beraubten Staaten,
insbesondere demDeutschenReich undRußland,als Ersatz chine»
sischeKulis an. Der ersteSchub sei nach Rußlands Küstenprovinz
abgegangen. Aeber die Möglichkeit eines Sonderfriedens hat,
im Rjetsch, Professor Fürst Eugen Trubetzkoi, der Bruder des
Russischen Gesandten in Belgrad, einenArtikelveröffentlicht,aus
dem die an der Sängerbrücke herrschende Temperatur, die Ge»
müthsstimmung des Herrn Sasonow zu ahnen ist. «Daß Oester»
rcich-Ungarn einen raschen Sonderfriedcnsschluß ersehnt, ist be»
grciflich. Noch könnte es ja Istrien und Siebenbürgen behalten,
die es sicher verlöre, wenn der Krieg länger dauerte. Noch haben
I'alien undRumönien sichLohn nicht verdient,Der müßte ihnen
werden, wenn sie in den Krieg eingetreten wären. Dann würde
die Theilung Oesterreichs unvermeidlich. Jetzt könnten wir uns
mit den eroberten Gebieten, mit der Sicherung des russischen,
scibischcn, montenegnnischenBesitzstandes noch begnügen.Auch
ist längst ja schon offenbar geworden, daß Oesterreich-Ungarns
Lcbensinteressen in demBundmitDeutschlandnicht gewahrt wer-
den. Unser Hauptfeind ist Deutschland; ihn niederzuwerfen, die
Hauptaufgabe unseres Heeres. Der lange Aufenthalt in den Kar-
pathen, der ganzeFeldzug gegen Ungarn wäre unnölhig gewesen,
wenn wir direkt, durch Schlesien oder eine andere Provinz, auf
Berlin loszugehen vermocht hätten. Deutschland benutzt Oester-
reich als Schutzmauergegen Rußland; damit unser tzeernicht deut-
schen Boden betrete, sucht man es in den Karpathen festzuhalten
und verleitet es zum Marsch gegen Ungarn, das für uns, an sich,
gar nicht wichtig ist. Hier zeigt sich die Folge der deutschen Ver»
theidigungtattik. DerWeg nachSchlesien geht überBudapest. Will
Oesterreich nicht zu DeutschlandsVertheidigungwerkzeug herab»
sinken und abwarten, bis auf seine Kosten der Friede geschlossen

wird, dann muß es rasche Sonderverständi^ung irünschcn. Die
wäre fürRußland und dessen Verbündete nützlich und zugleich ge-
fährlich; wir habenwedereinen Grund, sie zu ersehnen, noch einen,
sie schroff abzulehnen. Alles hängt an derFragc: Wer rafft sich srü-
hcrineinenEntschluß,OesterreichoderItalicnundRumänien?Nn-
scrHauptzielistDeutschland.Wirmüssenhinein,einerlei,mitwessen
Pferden und Kutscher. Wer zuerst seinen Dienst anbietet, erhält
den Lohn. SputenItalien und Rumänien sich: Rußlands Seffent-
lichc Meinungwird sie froh begrüßen. Wird Deutschlands einziger
Bundesgenosse völlig vernichtet: uns könnte daraus gewiß kein
Schade entstehen. Zaudern die beidenNeutralen noch längerund
kommt Oesterreich chnen zuvor, dann sichert ein Abkommen mit der
Doppelmonarchie,die sich vonDeutschland trennt, unsereLebens-
interessen. Wir können also beiden Parteien nurzuschnellem Ent-
schluß rathen; und abwarten, wer zuerst diesem Rath folgen wird.
Triest und Transsylvanien werden bald der Lohn für gutes Be-
tragen sein; wer diesenLohn einstreichen wird, braucht uns heute
nicht zu bekümmern." Fürst Eugen Trubetzkoi nennt sich einen
Rechtsphilosophen und ist ein Schüler des berühmten Ethikers
WladimirSergejewitschSolowjew.derBücherüberdic Geschichte
und Zukunft derTheokratie, überRußlandsVerhältniß zurUni»
Versalkirche, über die Rechtfertigung des Guten (Moralphilo-
fophie),eineGeschichteMohammedsgeschrieben,PlatonundKant
übersetzt, öde Vortheilsucht und Streben in üppiges Behagen ver-
dämmt, über Ehrfurcht und Scham edle, brunnentiefe Worte ge»
sprechen, die Todesstrafe verworfen, die Nothwendigkeit des Krie-
ges aber nicht bestritten hat. Und der Schüler dieses Ethikers und
Poeten, der den Völkerhaß tilgen, die Einheit der Kirche wieder-
herstellen und sogar die Juden in sie aufnehmen wollte (noch auf
dem Sterbebett hat er, im August 1900, auf Trubetzkois Landgut
für des Iudenvolkes Läuterung gebetet), der JüngerSolowjews
erniedert sich in den Versuch, durch Drohung, durch die Köderung
mitTriest und Transsylvanien, »dieRußland ja auch denOester»
reichernundAngarnlassenkönnte",Italien undRumänien inden
Krieg zu locken. Der Artikel ist schwach; wichtig nur durch den Na»
men des Herrn Sasonow gesellschaftlich nahen Verfassers und
durch die leise Andeutung des Zweifels, ob die Triple-Entente,
wenn ihr, aus West und Ost, nicht neue Helfer aus noch neutralen

Ländern kommen, ihr Ziel, die Zerstampfung Deutschlands, er»
reichen können.ImErdwesten dämmert dieseErkenntnißnoch nicht.
l'Ke I^Iev VorK tterslci: , Zwischen Deutschland und seinen Ver-
bündeten ist ein .Großer Wettbewerb in offizieller Lüge' entstan-
den. Zunächst glaubten die Schiedsrichter sich verpflichtet, der
Türkei den Preis zuzusprechen. Daß Georg der Fünfte an Wil»
Helm den Zweiten, damit er fein Heer nicht in England einfallen
lasse, mit Gold beladene Kamele geschickt habe: nicht übel. Drei
türkische Soldaten, die den Suezkanal durchschwimmen und in
Besitz nehmen: verblüffend. Siegesbotschaften aus den Tagen,
da vomVosporus her dierussischen Schiffsgeschützedonnern und
die Flüchtlinge aus Gallipoli nach Konstantinopel strömen: sehr
schön.IstdicserSchwindel abernicht allzuplump?Man muß doch
wohl dem Beherrscher aller.Gläubigen'unterthansein,um solchen
Unsinn schlucken zu können. Die Türkei schied alsoaus demWett»
bewerb. Oesterreichs offizielle Lügen bieten nicht viel Abwechse»
lung. Nach jeder Tracht Prügel, die das Reich empfangen hat,
wird einErfolg .amtlich verlaulbart'. Auf dem Marsch, nein: auf
dem Rückzug von Sieg zu Sieg hat das österreichische Heer Ga°
lizien, eincnTheil derBukowina und die meisten Karpalhenpässe
verlo ren. Noch ein paar Ei folge dieser Sorte: und die Oe sterreicher
stehen .stark' hinter Budapest. In Serbien haben sie Wunder ge»
wirkt. Sie dürften verkünden, daß hunderttausend Oesterreicher
im Land Königs Peter sind: ein Theil tot, der andere gefangen.
Die schlimme Sache in Bessarabien, die eine ganze Kavallerie»
division kostete, wurde im Bericht als ein herrlicher Sieg gepriesen.
Nur: sehr geistreich ist dasVerfahren ebennicht.Daachthundert»
tausend Oesterreicherund Deutsche in Rußland gefangen sind, muß
in Wien schließlich eine gewisse Leere fühlbar werden. Alles in
Allem: dem DcutschenNeich gebührt der Lügenpreis.Das liefert
wenigstens saubereArbeit.Da ist ein geschickt vorbereiteterBluff.
In kurzenSätzen, mit erkünstelter Bescheidenheit, werden Waffen»
thaten angezeigt, dienie geschahen. Heute finds nicht mehr die dicken
Anfangslügen. Verdun, Belfort, Lyon genommen; nach Paris,
nach Warschau, nach Calais. Das würde nicht mehr ziehen. Man
muß dasLand auf die furchtbareWahrheit vorbereiten. Deshalb
verdünnen die Siegesmeldungen sich sacht; deshalb erlügt man
nurnoch die Einnahme vonDörfern und Flecken. Daß die Englän»

der vorrücken, die Belgier ein Bataillon fingen, die Champagne gesäubert wird, braucht man ja nicht zu sagen. Türken und Oester» reicher leisten in der Wahrheitverkleidung Ansehnliches; aber der Locke ist ihnen in der Lügenkonfektion voraus... Aus Warschau hat die Herzogin von Ilzes ein Danktelegramm erhalten, das ihr, der Vorsitzenden des Hilfausschusses ?olonia', sagt, wie tief sich Polen durch den edlen Gestus Frankreichs verpflichtet fühle. ,Wir stehen in Bewunderung vor dem Aufschwung der großen Nation.die unseremVaterlandseitIahrhundertendurch die engsten Bande verknüpft ist.' Unterzeichnet haben die Depesche: zwei Gräfinnen Branicka, zwei Krasinska, zwei Potocka, zwei Prinzessinnen Radziwill, die Fürstinnen Lubomirska und Woroniecka, dieGräfinnenOstrowska,Plater,Przezdziecka,Tyszkiewiczunddie Marquise Wielopolska... Ein Offizier des deutschen Piraten» dampfers,Kronprinz Wilhelm'prahlt, er habe dreizehn friedliche Handelsschiffe versenkt. Naht aber ein englischer Kreuzer: flink kriecht der tapfereSeeräuber in den nächsten neutralentzasen unter. ,Wir müßten uns zeigen: also verstecken wir uns!' Was soll man mit diesenKerlen machen?Wenn einApache einen ruhigenBür» ger, um ihn auszurauben,tötet,wird er derFelnd derMenschen» gesellschaft und deshalb, nach internationalem Recht, aus jedem neutralen Land, in das er geflohen ist, ausgeliefert. Dürfen Seeiräuber, die jedes Völkerrechtsbruches schuldig sind, sich auf das Völkerrecht berufen? Soldaten mag man nach Kriegsrecht richten; Banditen muß man überall packen, wo das gemeine Recht sie zuerreichenvermag...Mancherhat lange gezweifelt, nunaberists Wahrheit: Deutsche und Oesterreicher stehen vor der Hungers» uoth.InBerlin und inWien fehlts an Kartoffeln, Roggen, Viehsutter, an Blech für Konserven und an Konserven sürs Blech. Im Kohlenland wird die Kohle theuer;im Schweineland istderPreis des Schweinefleisches um 180 Prozent gestiegen. So siehts in den Hauptstädten aus; von dem Elend der Dörfergeben nur die Briefe, die Gefangenen oderToten abgenommen wurden, uns einen Begriff ... Im Orientverbleicht derNimbus des deutschen Namens. Marschall von der Goltz sollte aus Deutschland Geld bringen: brachte aber nurVersprechungen.Ietztmuß er,im Kriegsrath.be» kennen, daß derPlan deutschen Einbruches in Serbien für abseh» bare Zeit unausführbar ist, weilDeutschland undOesterreich nicht

ein Bataillon entbehren können. Wenn die Türken von ihrem
Freund' eben solches ,Geld' bekommen wie die Bulgaren, bleibt
ihnen nichtsAnderesübrigals: den Dardanellenschlüssel unter die
Hohe Pforte zu legen. Mit Papier ist heute auf den Märkten nicht
vieleinzuhandeln.DieMarkstnktimmertieferimWerth.DieöocKes
lassen ihre Truppen in Wagons, ihre Zahlmittel in Güterwagen
herumreisen, damit die Welt glaube, ihr Heer sei unzählbar, ihr
Reichthum unerschöpflich.Aber die Türken wissen am Besten, wies
gemacht wird. Die kennen den Papiersinanzkram und hüten sich vor
der KK-Mark. Allmählich gehen ihnen die Augen auf. Nach dem
Sieg: deutsche Kolonie; nach der Niederlage: von der härtesten
Strafe bedroht. And die türkische Diplomatie galt einst als die
schlauste der Welt!.. In den Karpathen kämpfen vier Millionen
Menschen.EineMillionwirdfallen.Warum?WeilesdemKaiser
beliebte,vouWeltherrschastzuträumen.Napoleon,dersienichtnur
erträumt.sondernfüreineWeile ansichgerissenhat.wärezusolchem
Massenmord nicht bereit gewesen. Ueberall fragen die Weisen ein»
ander.obWilhelmzurErhöhungderGeburtenzifferetwanurauf»
gerufen habe, um mehr Menschenfleisch vor die Kanonen werfen zu
können.Was wir erleben,ist nichtBölkerkrteg; istderWiderstand
dercivilisirtenMenschheitgegendie ärgsten Räuberbanden. Ohne
irgendeinen Grund hat ein Einzelwesen, neben dem Attila ein
Wunder an Milde scheint, diese Sintfluth erwirkt. Doch der Krieg
muß unserem Erdtheil den Kultus des reinen Denkens zurück»
bringen, der die wankenden, von allzu spitzfindiger Diplomaten-
kunst hergerichtctenReligionen ersetzen kann... Was wollen die
Deutschen? ImKrieg gegen ihre Feinde haben sie die Verbrechen
gehäuft. Man sollte glauben, daß sie um Gnade bitten müßten;
kann sich dieWandlungwilderRaubthierein blökende Lämmlein
aber kaum vorstellen. Mindestens brauchten sie die paarLänder,
die noch nicht gegen sie in Waffen starren, nicht in Wuth zu reizen.
Doch die neuste Schandthat gegen tzolland zeigt die ganze deutsche
Frechheit, die selbst das von einer neutralen Regirung gemiethete
und befrachtete Schiff nicht schont. Nur eine Erklärungmöglichkeit
giebts: DieDeutschenwollen sichdenFrieden auszwingen lassen.An
Sieg glauben sie nicht mehr; fürchten dieWirthschaftkrisis, deren
Folge der GcseUschaftumsturzseinmüßte Umihmvorzubeugen.um
die Kriegerkaste, den letztenWall derKaiserei,zu erhalten, wollen

fieeinen vom Weltzorn ihnen aufgenöthigtenFrieden. Dann blie»
den die für den schmachvollen Krieg Verantwortlichen ungefähr-
det und könnten sagen: ,Die Zahl unserer Feinde war zu groß; da-
wider vermochten wir nichts.' Auf diesen Falschspielerschwindel
dürfen die Verbündeten nicht hereinfallen. Der deutsche Milita-
rismus muß vernichtet werden... DasAlbum.das dieSpanier,
als ein Zeichen ihrerVerehrung.demGeneralIoffre überreichen
wollen, trugam dreizehntenApril schon 55931 Nnterschriften(ohne
die von drei großenZeitungen gesammelten).HerrPerezCaballero,
einst Spaniens Vertreter in Paris, hat gesagt, durch die 1907 von
SpanienmitEnglandundFrankreichgeschlossenenVerträge(zwei)
über dasMittelmeer und dieWestküste vonAfrika sei das König-
reich nicht zu militärischer Mitwirkung verpflichtet; es müsse aber
mit denWestmächtensich über die Wahrung ihrerInteressen ver-
ständigen. Diese kluge Politik sei vonMaura begonnen, von dem
GrafenRomanones bestätigt und vonderMehrheit allerPartei-
führer gebilligt worden. Kann Spanien nicht länger neutral blei-
ben, dann fordert sein Vortheil denAnschluß an die Westmächte...
In der ersten Kriegszeit sprach ein Amerikaner: ,Ietzt kommt ein
Krieg des Getreides gegen die Kohle'. Schon naht der Sieg des
Getreides: in Rußland, in Frankreich ist er gewiß. Die berühm-
ten berliner Professoren haben allerlei Merkwürdiges erfunden:
Brot ohne Korn, Mehl aus Stroh, Seife aus Zucker (Pontius
Pilatus und Lady Macbeth hätten sich dran gefreut), Kunstmilch,
, die nach Kuh schmeckt'; morgen wird man ohne Hennen Eier haben,
vielleicht sogarFleisch und Gemüse erkünsteln. Die deutschen Bril-
lenmenschen haben sich, in ihrer chemischen Weltauffassung, der
Natur völlig entfremdet; aus Steinkohlenabfall machen sie Riech-
stoffe, die der Nase Blumenduft vortäuschen, aus eklem Schund
Champagner. Was wird nach dem Krieg aus dem Magen der
LocKeZ geworden sein? Wahrscheinlich kann er Ziegelsteine ver-
dauen ... Frau Arnaud, Offizierswitwe, Malerin und Schrift-
stellerin, hat in Paris, aus Französinnen und Belgierinnen, ein
Regiment gebildet, dessen Ehrenoberst die Königin von Belgien
werden soll. Die Ausbildung der weiblichen Freiwilligen wird
einstweilen von Männern geleitet. Wenn die Tauglichkeit der
Frauen, durch ärztliche Untersuchung, festgestellt ist, erhalten sie
Khakiuniformen und der Schießunterricht beginnt. DerAndrcmg

ist groß; die Zustimmung der Militärbehörde aber noch nicht er» langt... Deutschland fühlt, daß sein Spiel verloren ist, und möchte Frieden schließen, ehe ihm auch noch seine Pfänder, in Frankreich, Belgien,Polen,entrissen sind. Deshalb dieZwischenträgerei und die verdeckten Angebote seiner Preßknechte, Agenten und Sozial» dcmokraten. Die Verbündeten werden erst Frieden schließen, wenns ihnen paßt und wenn sie all ihren Bedingungen die An- nähme erzwingen können.-(DrehtEuch nicht um: der Plumpsac! geht 'rum! Und bald naht dem Michel die Todesstunde.) Oberstlieutenant Rousset in l,s laberte und l^e Petit psrisien: »Ihre ungeheuren Offizierverluste können die Deutschen nicht länger verbergen; mehr als die Hälfte des Bestandes ist tot, ver- wundet oder gesangen. Nun braucht gerade das deutsche Heer, dessen Soldaten ein Bischen passiv sind, mehr als andere eine große Zahl tüchtiger Offiziere; und findet schwerer als andere Er» satz. Der Kastenstolz gestattet nur in ganz seltenen Fällen die Ge» Währung der Epaulettes an Unteroffiziere. Reserve» und Land» wchroffiziere sind meist weniger tauglichundfühlensichaußerdem unbehaglich unter Kameraden, die sie nicht für voUgewichtig neh- men undnur unterZwang dulden.weil dieWahlnicht derPreußen- überlieferung genügt, Nach diesen Andeutungen kann Jeder sich vorstellen, wie das Teutonenheer durch die reichlichen Aderlässe geschwächt worden ist... Mir scheint, daß ich soVerlogenes und Verworrenes wie den deutschen Generalstabsbericht über die Kämpfe in der Voivre noch nie gelesen habe. DerRedakteur dieses dunklen Dokumentes muß furchtbar gestöhnt haben, ehe er das erquälte Zeug fertig hatte. Und das Schlimmste ist: mittelbar be» stätigt er unseren Erfolg, den er leugnen wollte. Der Teutonen» brauch ist ja bekannt. Sand in die Augen derWelt: damit sie das Heer des Kaisers für unbesieglich halte. Das verliert nie einen Schützengraben: räumt ihn höchstens. Nie weicht es aus einer Stcllungchöchstens nimmts eineandere ein.Und so weiter.Bei so berüchtigten Sprachkunststücken, deren Ertrag durch die deutsche Schwerfälligkeit undurchsichtig und schmierig wird, brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Ganz leicht wird es dem Generalstab nicht werden, zu erklären, warum er den Sturm auf eine Stellung <Eparges°tzöhe) versuchen ließ, die er, nach seinerAngabe, doch im vollen Umfange gehalten hatte. Die Rückkehr zur Offensive hatte

ich vorausgesagt; auch, daß sie abgeschlagen werden würde. So ists
geworden... Das Nmsassungmanöver der Deutschen und Oester»
reicher ist weder am Stryj noch amDnjestr gelungen. Manwirds
wiederholen; doch mit noch geringerer Erfolgsaussicht. Aufge»
wärmteSpeisen schmecken nicht. Aus dem Westen ist nurüberdie
ohnmächtigeWulh zu berichten, die den Feind treibt, immerwie»
der mit erbärmlichen undzug'eichlächerlichen Anschlägen die eng-
lische Küste zu bedrohen. Drei Zeppelinritte, die nur unbeträcht»
lichenSchaden stifteten, erweisen mit endgiltigerDeutlichkeit,wie
unwirksamdieseRiesenmaschinensind.UnsereFtiegermachennicht
solchen Lärm, leisten aber bessere Arbeit. Staunend sehe ich, daß der
deutsche Bericht vom siebenzehnten April zwei Schlappen beinahe
zugiebt. Merken die Deutschen endlich, daß ihre alltäglichenAuf«
schneidereien Keinen mehr täuschen? Gar so schnell läßt die Natur
sich abernichtaustreiben. In dem selbenBericht heißts, auf Green»
wich, das, wieIederwisse.vor LondonsThor liege.seienBomben
geworfen worden.Dadurch soll die üble Wirkung des halben Zuge»
ständnisses, das voraufging, abgeschwächt werden. Nur die Städte
derKüstevonEssexwurdenbishervondenLuftpiralenheimgesucht;
hält der Berichterstatter seine Leser für so unwissend, daß er diese
Bombenziele bis an die Thore der Hauptstadt vorschiebt? Wir
bleiben bei der Wahrheit und verzeichnen froh einen Doppelsieg
unseres tapferen Vogesenheeres auf beiden Ufern des Fecht."
Herr Gustav tzerve in l^a Ouerre Sociale: ,Eure römischen
Ahnen, Italer.waren die geschicktestenErdschaufler derWelt. Eure
Piemontesen sind die ErbenihrerPionierkunst. Wie Marius und
seine Legionäre einstKimbern undTeutonen.so werdet Ihr, schon
im ersten Treffen, Deutschen und Oesterreichern zeigen, daß Ihr
Euch auf Graben und Schanzen versteht. Neben Euren Deport»
Geschützen ist die leichte Artillerie^der Feinde Schund. Sorget
aber für engeVerbindungderArtillerie°mitdenInfanterie»Offi°
zieren: sonst wird das Fußvolk, wenns in raschen Sprüngen vor»
geht, aus den eigenen Kanonen beschossen. Unser schlimmster An»
fangefehler war, daß die hohen und höheren Stäbe oft zehn,
zwanzig, dreißig Kilometer hinter derFront blieben, alle Befehle
durchsTelephon gaben und nicht genau wußten, wie es vorn aus»
sah. Wird un sere Erfahrung vom erstenTag anEuren Stäben nutz»
bar, dann sparetIhr vieleMenfchen. Wir.Alle, denen dieLateiner»

brüderschaftnicht ein leeres Wort ist, wünschen inbrünstig, daßIhr.
nebst Euren rumänischenVettern, nach demAufmarsch nichtin Irr-
thum gleitet, der, auch unter den tüchtigsten Führern, in einem mit
Neuheit und Ueberraschung vollgepfropften Krieg vielleicht unvc r-
meidlich war, uns aber unzählige Opfer gekostet hat. Schade, daß
allerlei tzinderniß sich vor den Plan thürmt, unsere Generalstäbe
eine Militärkonvention schließen, zweihunderttausend Italiener
nachFrankreich.zweihunderttausend imFeuer bewährte Franzo»
sen aufEuer erstes Schlachtfeld marschiren zu lassen. Die Waffen»
brüderschaft vonMagenta und Solferino würde erneut und aus
den Vereinigten Lateinerstaaten könnten die Vereinigten Staaten
von Europa erwachsen... Ein amerikanischer Generalstrike würde
nur uns, den Verbündeten, schaden. Die Arbeiter, die ihn be»
schlössen, würden aus ihrer Neutralität heraustreten und gegen
unswirken.Fürwen?FürdieLeute,diesich auf das unterwürfige,
von Frankreich und Rußland in Demuth gezwungene Serbien
stürzten, um es zu erdrosseln. Die auf die Bitte des Zaren, den
austro-serbischen Streit vors internationale haagerGerichtzubrin-
gen.mitfrecherWeigerungundroherKriegserklärunggeantwortet
haben. Die den ganzen Erdtheil, zunächst aber Belgien, Holland
und Dänemark, Industrie, Handel und Politik, unter ihrAufsicht-
recht zwingen, das freie England, das republikanische Frankreich
in Preußens Nnteroffiziersgeist undParadeschritt nöthigenwoll»
ten. Denen internationale, von ihnen unterschriebene Verträge
nur Papierfetzen sind und die der Totsünde schuldig wurden, da
sie, o hne die allergeringste Herausforderung, das unschul dige Be l«
gien würgten. Können christliche oder sozialistische Arbeiter im
freien Amerika aufstehen, um Räuber der verdienten Strafe zu
entreißen?In derStunde.wowir ein neues, mitZwangschiedsge-
richt und internationaler Polizeigewalt auszustattendes Europa
schaffen wollen? SolchenVerrathes an der Civilisation sollten sie
fähig sein? Von ihnen soll Belgien, der Märtyrer, denDolchstoß
oder Eselsfußtritt empfangen?.. Frankreich, Turati (Führer der
italischen Sozialisten), ist an diesem Krieg unschuldig. Das Bünd»
niß mitRußland, das Karl Marz schon 1871, als die unvermeid»
licheFolge der blödsinnigenAnnezionvonElsaß'Lothringenvor«
aussagte, sollte unserLand.aus dem dieRachsucht gewichen war,
nur vor neuer Verstümmelung schützen und den Statusquo des

Frankfurter Friedens verbürgen. Die Rückkehr in dreijährige
Wehrpflichtwarunfere Antwort aufDeutschlands ungeheuretzee-
resvergrößerung. Und wissen Sie nicht, daß im Mai 1914 eine
Kammermehrheit gewählt worden war, die das dritte Dienstjahr
streichen und sich mit Deutschland, wenn es denWunsch andeutete,
gern verständigen wollte? Als Oesterreich den Serben das un»
erhörte Ultimatum vorgelegt hatte, überredeten wir sie in diewei«
testen Zugeständnisse und drücktenzugleich aufRußland, damit es
nicht etwaOel insFeuergieße. Wir baten England, im Verein mit
uns alles zur Abwehr der Katastrophe Mögliche zu thun: und Eng-
land hatte die gleichzeitigeDemobilisirungOesterreichsundRuß-
lands fast durchgesetzt, als Deutschland den Russen den Krieg er-
klärte. Wir thatennochmehr. Um in der Zeit deutscher und (begin-
nender) französischerMobilisirungjedenGrenzzwischenfallzu ver-
hüten, erfüllte Viviani denvon Iaures ausgesprochenen Wunsch
und ließ unsereTruppen um zehnKilometer von derGrenze wei»
chen. Alle Sozialisten Italiens müssen endlich vernehmen, daß die
Französische Republik an diesem Gräuel eben sounschuldig istwie
Belgien selbst. UnsereSchuld ist, daß sie es noch nicht wissen; daß
wir, als Südekum bei Euch gewesen war, uns von dummer Scham
hemmen ließen, vorEuremOhr die Glocke Frankreichs zu läuten.
Wenn unsereRegirung dieNeutralitätBelgiens verletzt unduns
dieLehrevomPapierfetzenaufgetischt hätte: nicht nur hundert So-
zialisten, nicht nur alleRepublikaner, nein, alleAbgeordneten, auch
die reaktionären.hättenstch gegen solcheSchande aufgebä'umt.Ietzt,
Turati, wissen Sie und Ihre .offiziellen'Sozialisten, wie es stand
und steht. Wollen Sie dennoch bis ans Ende neutral bleiben? Die
unter der Führung der deutschen Sozialdemokratie entstandene
Internationale ist tot. Sie hat sich an der harten Wirklichkeit den
Schädel zerschellt. IhrGlaubensgrundsatz warderKlassenkampf.
Das Erdbeben, das wir jetzt erleben, lehrt aber, daß stärker noch
als der Klassenkampf, in allen Ländern, die Klassengemeinschaft
ist. Wenn die Kanone donnert, spürt man plötzlich, daß zwischen
Bourgeois und Arbeitern, die einander gestern schmähten, eine
Gemeinschaft derInteressen und Gefühle fortwährt, das Erbe aus
IahrhundertengemeinsamerGeschichte,die Fruchtaus demSchoß
eines Verwandtschaftempfindens. Im Hui sind dann die feier»
lichstenBeschlüsse unserer armsäligenVölkerkongresseweggeweht.

Sie, lieber Turati, meinen, ein Bund, dem Rußland angehört,
könne keinen Befreierkrieg führen? Je stärker auf dem Kongreß,
der Europas Karte ändern wird, die freien Völker des Westens
sein werden, desto leichter wird es sein, den Frieden auf die Achtung
jederVolkheit,jeder, ohneAusnahme.zu bauen und aufRußland
einen freundschaftlichen Druck zu üben, ders in dieRichtung des
Liberalismus, der Demokratie drängt. Darf imLager derSieger,
an der Wiege des neuen Europa die Demokratie Italiens fehlen?
Wenn Sie noch Zweifel an Ihrer Pflicht, des sozialistischen Demo»
kraten, hegen, dann reisen Sie nach Albi und bedenken unseren
Meinungstreit ein paar Stunden lang am Grab unseres Genossen
Iaures"Alsosprichttzerve,dereinstdenWehrdienstgeweigerthat.
„Dichtersind manchmal weitsichtig. Goethe hatWilhelm den
Zweiten vorausgeahnt. Herr Eugen von Eichthal hat die Akade-
mie der moralischen und politischen Wissenschaften daran erin-
nert und die Papiergeldszene aus dem zweitenFausttheil vorge-
lesen. Der deutsche Dichter erträumte einen Kaiser, der geschaffen
ist, fein Reich inVerderbniß zu reißen, und der ihm auch wirklich
den Untergang bereitet. Kein Geld; kein Schwein mehrzu mästen;
nur noch vorgegessenes Brot. Der als Musiker verkleidete Me»
phistopheles läßt den Kaiser einen Haufen papierner Geldscheine
unterzeichnen und der Wohlstand scheint wiederzukehren. Allge»
meine Wonne. Doch der falsche Reichthum kann den Staat nicht
lange vor dem Sturz in den Abgrund bewahren. Alles rich-
tig erträumt! Auch die Schweinenoth wird bald Ereigniß werden.
Nm Futter zu sparen, läßt die Regirung ja alles Borstenvieh
schlachten." (l.e Petit Journal.) DerPatriot Eugenius von Eichthal
ist gewiß ein Vollblutfranzose. Im Lande der Eichen und Thäler
fände er nicht so rasch eine „Akademie", der er das Gipfelwerkfran-
zösischerKlassik als frischeFrühjahrsneuheit einschmeichelnkönnte.
«Stolziglich streiten wider mich meineFeinde und alltäglich
versenken sie mich. Auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten.
Was könnte mir Fleisch thun? Täglich fechten sie meine Worte
an und all ihr Trachten will mir Uebles. Zu tzauf stehen sie und
habenAcht auf meine Fersen, wie sie meine Seele erhaschen. Auf
Gott hosfe.ich und fürchte mich nicht. Was können Menschen mir

thun? Ohne Gnade stoße Gott sie hinab. Mit meiner Seele liege
ich unter den Löwen. Die Menschenkinder sind Flammen, ihre
Zähne Spieße und Pfeile, ihre Zungen scharfe Schwerter. Zerbrich
in ihrem Maul die Zähne, HerrGott; laß ihrePfeile zersplittern
und sie selbst, wie eine Schnecke, verschmachten. Schütze mich, Gott,
vorDenen, so wider mich stehen! Wie lange noch stellet Ihr,Alle,
Einem nach, daß Ihr ihn würget? Eure Lügenmäuler sollen ver»
stopft, Eure Leiber vomSchwert gefressen oder des FuchsesBeute
werden.Heimlich haltetIhrs.seid verschlagen undhabet geschwinde
Ränke. Vertreibe sie, Gott, wie der Rauch vertrieben wird; wie
Wachs schmilzt, lasse sie schmelzen.Sei mirtzort.Fels undBurg;
hilfmirausdeltzandungerechterKnechte.AusmeinerNothfchreit
meine Stimme, streckt nachts meine Hand sich zu Dir. DenNach-
barn wurden wir eine Schmach; Spott und Hohn Allen, die um
uns sind. Singet ewiglich von der Gnade des Herrn und kündet
für und für seine Wahrheit. Sie ist, tzerrGott, um Dich her; und
Keiner gleicht Dir an Macht. Du herrschest über das ungestüme
Meer und stillest, wannDir beliebt, seine Wellen. Dein starkerArm
zerstäupt die Feinde. Mir graben die tzochmüthigen Gräber, die
Dein Gesetz verbietet. Mit Lüge verfolgen sie mich und hätten mich
schier umgebracht. Groß ist die Schaar der Verfolger undWider-
sacher; ohne Ursache stehen die Fürsten wider mich und legen mir
Stricke. Ich aber halte stracks alle Deine Gebote. Meine Klage
schütte ich in Dein Ohr. Erforsche mich, Herr, und erfahre mein
Herz. Prüfe mich und erkenne, wie ichs meine.Bin ich auf schlech-
tem Weg, so leite Du mich auf guten. Die mich verderben möchten,
sind mächtig. In den Schönten singen sie Spottlieder über mich.
Und Derer, die mich grundlos hassen und verleumden, sind mehr,
als ichtzaare aufmeinemtzaupi habe. Wielange sollensieprahlen
undtrotziglichredenundsichgroßnoch,dieUebelthäter,berühmen?
Der das Ohr gepslanzt hat, sollte nicht hören? Der dasAuge ge»
baut hat, nicht sehen? Schauet die Wunderwerke Gottes: der das
Meer austrocknet, die Füße vor Straucheln bewahrt, die Seelen
lebendig erhält. Wie Silber geläutert wird, hat er uns geläutert;
in den Marterthurm ließ er uns werfen, auf unsere Lenden eine
Last legen, Menschenfaust über unser Haupt hinfahren, in Feuers
und Wassers Noth uns leiden. Danach aber hat er uns erlöst und
erquickt. Singet dem Herrn ein neues Lied: der da sieget mit seiner

RechtenundmitseinemheiligenArm.Iauchzetihm.mitDrommete
und Posaune, mit Psalter und Harfe; jauchzet dem Herrn und
König! Das Meer, und was drinnen ist, die Erde, und was drauf
wohnet, dröhne ihm Dank; jubelt, Gebirge, und frohlocket, Flüsse:
denn Gott kommt, zu richten, der ist aller Welten Schöpfer, und
sein in Ewigkeit gerechter Wille fpricht allen Völkern das Recht.'
„Ein jeglicherMensch sei schnell.zu hören, langsam aber, zu
reden, und langsam zum Zorn. Leget ab alle Unreine und alleBos-
heit. Die Pferde halten wir im Zaum: und er lenkt ihren ganzen
Leib. Den größten Schiffen weist im stärksten Sturm ein kleines
Steuerruder den Weg: wohin es will, dahin müssen sie. Also ist
auch die Zunge ein kleines Glied und richtet dennoch großesUn-
heil an: gleich einem lohenden Scheit, das eine Welt in Brand
bringt.AllesGethierderErde.desMeeres.derLufthatderMensch
gezühmt;nur dieZunge,den nimmer ruhenden Ausspeichlertölli-
chen Giftes, kann er nicht zähmen. Die Zunge lobt Gott und flucht
dem Menschen, der nach Gottes Bild gemacht ist. Quillt denn aus
einesBrunnensRohrSüßundBltter?TrägtderFeigenbaumRe-
ben und derWeinstockFeigen?AusNeid undZank wächstWirr-
niß und eitel böses Ding. Gerechtigkeit aber ist Friedensfrucht und
wird Friedlichen in Frieden gesät. Haß und Neid, Streit und
Krieg erwirbt Euch nichts. Die nicht einmal wissen, was morgen
sein wird, errechnen den Handelsnutzen aufein Iahrvoraus.Was
aber ist des Menschen Leben? Ein Dämpflein, das ein winziges
Weilchen währt und dann spurlos in Alldust zerflattert.-
Die Neberlebenden sind dem Totenheer Schuldbürgen und
Schuldner. Aus der Scholle, dievom Blut dieses Heeres gedüngt
ward, sproßt ihnenWonnemondshoffnung. AusFlanderns und
Frankreichs, Rußlands und Galiziens, Ungarns und Osmans
Erde. In jede rann der Saft deutscherMannheit. Neun Monate
sind, die Werdezeit eines Menschenkindes, um: und des Feindes
tzastgefuchtel, das neue Helfer herbelwinken, die Doppelung des
Schergenfoldes ankünden foll, bewiese noch Blinden, daß ihm,
trotz seinen sieben Häuptern, seinen sechs Kronen, der Glaube an
das Gelingen des Unterfangens fast fchon entglitten ist. Singet
die That deutschen Wollens! Doch strecket Euch nach dem Jubel»
sang nicht zu Rast; sondern bleibet wach und harret der Geister,
die, als Gläubiger, am Verfalltag ihnen Pflichtiges heischen.

Neuland.
Neuland.
eit je her haben die Einsichtigen erkannt, daß, die in der Sozialen Frage zum Ausdruck kommende Erkrankung der menschlichen Gesellschaft von dem unvermittelten Uebergang von der Natur zur Kultur, dem Land zur Stadt, herrührt. Bei den Versuchen, die man, von dieser Erkenntnis; ausgehend, bisher zur Steuerung der Landflucht und der RückVerpflanzung der überschjüssigen Stadtbevölkerung auf die Scholle unternommen hat, wurde aber an die Lockmittel, die das Landvolk in die Stadt ziehen, zu wenig oder gar nicht gedacht.

Die Industrie vermag den Werth der menschlichen Arbeitkraft durch die Maschine und die qualifizirte Leistung zu steigern. Sie kann auch die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte zu jeder Tages- und Jahreszeit gleichmäßig ausnutzen, ihren Betrieb nach der Nachfrage regeln. Deshalb vermag sie auch verhältnißmäßig höhere Löhne zu zahlen, die einer höheren Lebenshaltung entsprechen. Die Landwirthschaft kann ihre Arbeitkräfte nicht im Werth steigern. Sie vermag sich der Maschine nur in beschränktem Maße zu bedienen. Für die qualifizirte Arbeit hat sie überhaupt keine Verwendung. Nur in der Saat- und Erntezeit kann sie Kraft voll ausnutzen. Sie kann ihren Betrieb auch nicht der jeweiligen Nachfrage entsprechend ausdehnen. Deshalb ist sie hauptsächlich auf Saisonarbeiter, Häusler und Anlieger angewiesen. Wenn sie ihre Arbeiter dauernd beschäftigt, kann sie ihnen nur geringe Löhne gewähren.

Zn der Aussicht auf höhere Löhne kommt noch das kulturelle Moment, das die Landarbeiter unwiderstehlich nach der Stadt zieht. Auf Schritt und Tritt wird dem Landmann, wenn er zum Militär in die Stadt geschickt wird, seine Nnbeholfenheit den städtischen Kameraden gegenüber zum Bewußtsein gebracht. Mit Bewunderung und Ehrfurcht blickt er auf die peinliche Sauberkeit, die Lichtfluthen, auf den Luxus, die feinere Geselligkeit und die reichlichen Bildung- und Zer» streuungmöglichkeiten! voll Neid auf die höhere Bewerthung der Menschlichen Arbeitkraft. Wenn er nach beendetem Militärdienst überhaupt noch aufs Land zurückkehrt, wirkt er als Apostel des städtischen Lebens auf die Dorfjugend aufreizend.

Das sind die Thatsachen. Im Jahr 1882 entfielen im Deutschen Reich von je 100 Personen aller Berufsarten 42,5 auf die Landwirthschaft. Bis 1907 sank diese Ziffer auf 28,6. Während dieses Zeitraumes ist die Industriebevölkerungziffer von 45,5 auf 56,2 gestiegen. In Folge dieser Abwanderung müssen zur Bebauung des deutschen Ackerbodens immer mehr Ausländer herangezogen werden. Im Jahr 1890 betrug noch die Zahl der fremden Landarbeiter Hunderttausend jährlich; 1913 ist sie auf eine halbe Million gestiegen. Diese Thatsachen scheinen zwar für die Landwirthschift in ökonomischer Hinsicht unwichtig zu sein. Die Erträgnisse der landwirthschaftlichen Produktion sind in den Iahren 1908 bis 1912 gegenüber den Iahren 1885 bis 1889 auf rund

I6V2 Millionen Tonnen gestiegen. Die Nachtheile aber, die dem Staat aus der Heranziehung so vieler fremder Landarbeiter erwachsen, sind «offenbar. Rußland, das neben Oesterreich den größten Theil der Saisonarbeiter nach Deutschland schickt, versucht schon, diese Landarbeiter auf eigenem Boden zu beschäftigen. Die Verwirklichung dieser Absicht kann für die deutsche Landwirthschaft zur Katastrophe werden. Die fvemden Landarbeiter entziehen dem Land jährlich Hunderte von Millionen, die sie nach ihrer Heimath schicken, während die abgewanderte Landbevölkerung den Kommunen und Gewerkschaften als Arbeitlose zur Last fallen.

In den Iahren 1890 bis 1891 hat die preußische Regirung ein Rentengutsgesetz erlassen, wonach Denen, die sich auf dem Land ansiedeln wollen, vom Staat drei Viertel des Kaufbetrages als Darlehen gewährt werden. In einem Erlaß vom achten Juni 1907 wurde auch noch die Begründung von Rentengütern bis zu einer Mindestgröße von 12,S Ar (ein halber Morgen) zugelassen unter der Voraussetzung, daß sie von Kommunalverbänden, Genossenschaften oder gemeinnützigen Gesellschaften in die Hand genommen würden. Für jede nach der Vorschrift ausgeführte Absiedlung eines Landarbeiters gewährt der Staat dem Ansiedlungunternehmer eine Beihilfe von 89l> Mark für jede Stelle und 10 Mark für jeden angefangenen Hektar der zu besiedelnden Fläche.

Ueberblickt man das Ergebniß dieser mit so gewaltigen Mitteln und Kräften einsetzenden Staatsaktion, so wird man an den kreißenden Berg erinnert, der eine Maus gebiert. Bis ins Jahr 1911, also in einem Zeitraum von zwanzig Iahren, sind rund 18999 Kolonisten angesiedelt worden: 990 jährlich. Wie verschwindend gering nimmt sich diese Summe gegenüber der Bevölkerungzunahme und der anhaltend starken Abwanderung nach der Stadt aus! Weniger noch haben die privaten Vorschlüge und Versuche gefruchtet. Sering verlangte für die innere Kolonisation die Auftheilung von einer Millioin Hektar. Schmoller forderte zu diesem Zweck das Doppelte. Franz Oppenheimer verlangt die Auftheilung des Großgrundbesitzes, besonders der Fideikommiße, und glaubt, dadurch „die landwirthschaftliche Bevölkerung Deutschlands von 17 Millionen Köpfen, von denen mindestens 12 bis 13 Millionen proletarische Elemente, also Landarbeiter, Parzellen- und Zwergwirthe sind, auf A Millionen wohlhäbiger Ele» mente" erhöhen zu können. Andere erwarten alles Heil von der Auftheilung der preußischen Domänen. Dabei muß man bedenken, daß es sich hier im Ganzen um Ä00 000 Hektar handelt, während die landwirthschaftlich benutzte Fläche Preußens 23 Millionen Hektar umfaßt. Den ersten praktischen Versuch, der allerdings nur mittelbar zu einer erfolgreichen Durchführung der inneren Kolonisation führen konnte, hat Pastor von Bodelschwingh unternommen, als er Arbeitlose Oedland bearbeiten ließ^ Der Weg von der Gelegenheitarbeit auf dem Land bis zur dauernden Ansiedelung war freilich weit, zumal es sich hier um ein verwahrlostes Menschenmaterial handelte.

Alle Versuche zu einer Agrarreform müssen erfolglos bleiben,
wenn man sich nicht entschließt, die Lockmittel, wodurch die Stadt die
Landbevölkerung unwiderstehlich anzieht, die Industrie und ihre Kul-
tur, aufs Land zu bringen. Ein solcher Schritt mag wohl im ersten
Augenblick unmöglich erscheinen. Aber die Geschichte lehrt uns, daß
ein starker Wille auch Solches vollbringen kann. Man mag die auf
dem Glauben an die Möglichkeit eines willkürlichen Eingreifens in
die Naturgesetze beruhende mosaische Religion ablehnen: den Sozial-
reformator Moses muß jeder Verständige rühmen. Wer lieber der
Bibel selbst als der modernen Bibelkritik, die doch nur auf einer Wort-
auslegung beruht und sich jeder empirischen Nachprüfung entzieht, zu
glauben geneigt ist, wird finden, daß, Moses schon als Jüngling die
Nothwendigkeit einer Synthese zwischen der ländlichen Natur und der
städtischen Kultur erkannt hat, bei der praktischen Durchführung dieser
Erkenntnis jedoch einen Weg eingeschlagen hat, dem man stets nach-
gehen muß, wenn man auf dem Gebiete der Sozialreform je etwas
Großes und Bleibendes erreichen will.
Nicht mit einem Wort wollte er die Soziale Frage beantworten;
er hat vielmehr nur an einem winzigen Theil der Menschheit seine
Ideen zu verwirklichen gesucht, in der sicheren Erwartung, daß, sie,
wenn sie sich als gut erwiesen habe, von selbst weiter wirken werde.
Die Menschen, die er sich für seine Zwecke ausgesucht hat, hatten nichts
zu verlieren und Alles zu gewinnen. Das Haupthindernis;, woran
alle großen Reformen zu scheitern Pflegen, ist der einheimische Boden,
!worin die alten Vorurtheile eben so wie die Pflanzen wurzeln. Diesem
iHinderniß ist Moses ausgewichen: er hat sein Volk auf einen neuen
Boden verpflanzt.
Das Bewunderungwertheste ist, daß er seinen Plan nicht in einer
tiefgründigen Schrift vergraben oder unausgereift in die Massen ge-
worfen hat, sondern sich erst in die stille Einsamkeit, in die Arabische
Wüste, zurückgezogen und vierzig Jahre lang an der Ausgestaltung
seines Planes gearbeitet hat, ehe er an die Verwirklichung ging.
Für die deutsche Agrarreform kämen zunächst die Proletarier-
Schichten in Betracht, die über ein Existenzminimum nicht hinaus-
streben, aber auch das Nothwendigste nicht erreichen können. Zu ihnen
gehört in erster Reihe das große Heer der Arbeitlosen, deren Anzahl
auf eine Million jährlich geschätzt wird. In zweiter Reihe kommen
die in den Existenzkampf gedrängten Frauen, die als Heimarbeite-
rinnen oder in den Geschäften und Werkstätten so schlecht bezahlt wer-
den, daß sie dabei darben müssen, wenn sie sich nicht der Schande preis-
geben. In dritter Reihe stehen die arbeitenden Familienväter, die bei
aller Anstrengung nicht genug verdienen können, um ihre Kinder aus-
reichend zu ernähren. Endlich kommt noch das geistige Proletariat
hinzu, das oft schlechter daran ist als die gewöhnlichen Arbeitlosen,
weil es, im Hinblick auf seine äußere Stellung, sein Elend verbergen
zu müssen glaubt. Die Mindestzahl aller dieser Menschen, die in den

Großstädten ein hoffnungloses Dasein fristen, dürfte etwa zwei Millionen betragen.

Alle Sozialreformer haben die Ausführung ihrer Pläne nur durch ein Eingreifen in fremde Rechts- und Gewohnheitsphären vollbringen zu können geglaubt. Hierin macht auch Moses keine Ausnahme. Das Land der Verheißung mußte erst anderen Völkern geraubt werden. Alle kommunistischen und sozialistischen Programme denken an gewaltsame oder freiwillige Expropriation. Selbst die gemäßigten Agrarreformer der Gegenwart glauben, ohne Auftheilung des Großgrundbesitzes nicht auskommen zu können. Durch die Widerstände, auf die jedes gewaltsame Eingreifen stoßen muß, haben sie sich ihre Aufgabe erschwert oder, bis auf Moses, geradezu unmöglich gemacht. Von dieser Erkenntniß ausgehend, haben die Utopisten zur Basis ihrer Pläne stets ein herrenloses Land irgendwo in einem verschollenen Erdtheil gewählt.

Vor solchen Versuchen und Vorschlägen hat eine innere Kolonisation, die sich zunächst auf die Nrbarmachung des Oedlandes beschränkt, den großen Vortheil, daß sie nützlich wirken kann, ohne dabei fremde Interessen zu verletzen, und daß man, um sie zu verwirklichen, nicht erst in die Ferne zu schweifen braucht. Nach einer Ministerialdenkschrist giebt es in Deutschland eine Million Hektar unkultivirtsn Hoch- und Nebergangsmoors, eine Million Hektar unkultivirten Niederungmoors und anderthalb Million Hektar kulturfähigen mineralischen Oedlandes, Am diese Zahlen würdigen zu können, muß, man bedenken, daß die ganze landwirthschaftlich benutzte Fläche Deutschlands nach der Statistik von 1897 32Vs Millionen Hektar umfaßt und daß, der gesammte Großgrundbesitz (von IVO Hektar an gerechnet), von dessen Auftheilung die Agrarreformer sich alles Heil versprechen und wozu es doch in absehbarer Zeit kaum kommen kann, 7,8 Millionen Hektar umfaßt. Daß die angeführten 3Vs Millionen Hektar Oedland urbar gemacht werden können, ist nach den Nrtheilen aller Sachverständigen gewiß,. Der Plaggenstich und die Weide, wozu früher das Oedland für die Landwirthschaft benutzt wurde, sind jetzt bei der Verwendung des künstlichen Düngers und den Fortschritten der Stallfütterung entbehrlich geworden. Durch eine Nrbarmachung des Oedlandes könnte also nur Nutzen, kein Schade und keine Interessenverletzung entstehen.

Im Jahr 1912 hat der Kaiser im Deutschen Landwirthschaftrath über die Erfahrungen berichtet, die er mit seinem Gut Cadinen gemacht hat. Es handelt sich um die Melioration von rund S00 Morgen sumpfigen Torflandes am Haffstrand, das bis dahin gänzlich unbrauchbar war, weil nur Erlen, Schilf und Sumpfgras darauf wuchsen. Die Kosten für Entwässerung und Sandbestreuung des Moorbobens, künstlichen Dünger und Aehnliches betrugen rund 73 00« Mark. Als Iahresertrag waren 12 000 Mark zu verzeichnen. Diese Zahlen sind allerdings weder für den Kleinbetrieb noch für eine Wirthschaft großen

Stils maßgebend. Herr Hans Ostwald, der Leiter des Vereins für
-innere Kolonisation, berechnet auf Grund der Erfahrungen, die er in
der Kolonie bei Reppen gemacht hat, die Erwerbung, Bewirthschaf-
tung und den Ertrag eines Morgen so:
Bodenpreis Mark 120 bis 2««
Dung und Arbeitlohn ... „40« bis 50«
Pflanzung und Verwaltung . „ 3««
Mark 82V bis I«»«
jährlicher Ertrag „ 15« bis Z«0
Mührer hat in seinem zusammen mit Keup herausgegebenen Buch auf
Grund der Beobachtungen, die er an gewöhnlichen Landwirthschaften
gemacht hat, ausgerechnet, daß, die Produktion von marktfähigen Acker-
erzeugnissen pro Hektar jährlich in den Kleinbetrieben auf WS Mark,
in den Großbetrieben auf 235 Mark sich beläuft. Die so auffallend
weit auseinandergehenden Berechnungen erklären sich daraus, daß
Ostwald mit einer äußerst intensiven und rationell betriebenen Garten-
nnd Viehzucht rechnet.
Setzt man nun den Durchschnittsertrag von 20« Mark pro Mor-
gen und nimmt man von den 3>/2 Millionen Hektar nur 2 Millionen
Hektar (8 Millionen Morgen) als kultursähig an, so würde die land-
wirtschaftliche Ausnutzung dieser Fläche rund 2 Milliarden Mark
jährlich ergeben. Nach einer annähernden Schätzung verwenden Kom-
/munen und Privatgesellschaften auf die Unterstützung der zuvor an-
geführten Proletarierschichten, die ein Existenzminimum durch Arbeit
Mich! zu erlangen vermögen, eine Milliarde Mark jährlich. Durch
eine glückliche Vereinigung dieser kümmerlichen Existenzen mit dem
brachliegenden, auf Arbeitkräfte harrenden Boden könnte also das Na-
tionalvermögen Deutschlands um 3 Milliarden Mark jährlichbereichert
und den Arbeitlosen zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen
werden.
Zur Durchführung müßte ein nach außen hin als Wohlthäter.
Nach innen aber, den Arbeitern gegenüber, als Arbeitgeber auftreten-
der Verein so ausgerüstet werden, daß, er als Kolonisator und indu-
strieller Arbeitgeber die in Betracht kommenden Proletariermassen auf
idem Oedland unterbringen, lohnend beschäftigen und zugleich der Seg-
nungen der städtischen Kultur theilhaftig machen kann. Er siedelt etwa
auf je hundert Hektar hundert Kolonisten an, so daß, auf jeden ein
Hektar kommt. Die Wohnungen werden nach den Reformgrundsätzen,
wie sie jetzt in den Städten angestrebt und zum Theil schon durch-
geführt sind, errichtet. Die Einführung moderner Kultureinrichtungen
wird dadurch erleichtert, daß alle Kolonien durch die Centralleitung mit
einander verbunden sind.
Durch moderne Einrichtungen und unter fachmännischer Leitung
kann der Kolonist bei einer Arbeitleistung von wenigen Stunden im
Tag so viel herauswirthschaften, daß, er im schlimmsten Fall vor der

äußersten Noth geschützt bleibt. Den größten Theil des Tages kann
er für gewerbliche und industrielle Arbeit verwenden, zu der ihm der
Verein durch die Errichtung von Werkstätten und Fabriken Gelegen»
heit bietet. Wohl werden in der ersten Zeit die meisten Kolonisten für
solche Beschäftigungen sich nicht eignen. Da es aber bei maschinellem
Betrieb und unter fachmännischer Leitung zum großen Theil nur auf
Mechanische Arbeiten ankommen wird, werden diese Arbeiten leicht er-
lernbar sein. Für die Heimarbeiterinnen, zum Beispiel, die jahraus,
jahrein in dumpfen, dunklen Wohnungen Mäntel, Blusen und Hem-
den zu Hungerlöhnen herstellen, wird es eine Erlösung oedeuten, wenn
ihnen die Gelegenheit geboten wird, auf eigener Scholle, in hellen,
luftigen Räumen diese Arbeit zu einem angemessenen Lohn zu ver-
richten. Der größte Theil dieser Erzeugnisse wird nach dem Muster
der Konsumvereine und in den Kolonien selbst abgesetzt,- das Uebrige
in Waarenhäusern, die der Verein in den Städten errichtet.
Am den Hauptfehler zu vermeiden, den, außer Moses, alle So-
zialreformer gemacht haben, muß man, bevor an die Verwirklichung
geschritten wird, nicht nur einen bis auf alle Einzelheiten entworfenen
Plan ausarbeiten, sondern auch alle Verwirklichungmöglichkeiten und
Hindernisse erwägen. Dazu ist eine systematische Aufstellung aller für
dieses Problem in Betracht kommenden Fragen nöthig. Ein Ueber»
blick über die Geschichte der Sozialreform zeigt, daß, die meisten Pläne,
'die nur in Büchern niedergelegt wurden, der Menschheit verloren
sind. Die wenigen Ideen, die das Glück haben, von Sammlern auf-
gegriffen zu werden, bleiben so lange liegen, bis irgendein Baumeister
kommt, der daraus Einiges herausgreift, um es für sein Gebäude in
einem ganz anderen Sinn zu verwerthen. Ein Beispiel: Welche Er-
wartungen haben die Liberalen und Sozialdemokraten um die Mitte
des neunzehnten Jahrhunderts an ihre Ideen des geeinten Deutsch-
land, des geheimen und direkten allgemeinen Wahlrechtes gesetzt und
wie gan^ anders haben Kiese Ideen sich in Bisnmrcks Bauplan gestaltet!
Für die Durchführung der hier angedeuteten Ideen scheint der
ISN von Hans Ostwald gegründete Verein für „soziale innere Koloni-
sation" geeignet, die Arbeitlosen auf Oedland zu beschäftigen, der dabei
aber den Arbeiten: gegenüber als Arbeitgeber auftritt. Jahre lang
hatte Ostwald seinen Gedanken propagirt, ohne einen Schritt vorwärts
zu kommen. Da entschloß er sich 1911 zur That. Mit 12« Mark in der
Kasse gründete er den Verein für soziale Kolonisation, kaufte in der
Nähe von Reppen Morgen Oedland und ließ es von Arbeitlosen
urbar machen. Immer wieder lud er nun Sachverständige und Inter-
essirte zur Besichtigung ein und hatte schließlich den Erfolg, daß Re»
girung, Kommunen und alle Parteien seinen Versuch zu fördern trach-
ten. Von diesem Verein und seinem energischen Leiter ist zu hoffen,
daß er den Muth haben wird, auch den von mir skizzirten Zukunft-
plan auszuführen.
Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

Bankroffts Erlebniß.*)

Is Bankrofft die Allee zu seiner Wohnung hinunter ging, dachte
er: Es ist ärgerlich, daß ich gerade heute diesen Nnsinn von Sa-
tire zu Ende bringen muß,!

Wie ist es doch? Ein Herr P. hat sich bei einer (ich gebe es zu)
bemerkenswerthen Gemeinheit ertappen lassen. Immerhin nur einer
schlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie
man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße
geht. Aber er hat sich erwischen lassen. Und was thue ich, Bankrofft,
Mitmensch und überlegener Zeitgenosse? Ich verarbeite das Faktum
diesesReinfalls zu einer... Satire. Ich thue es, weil ich leben muß, und,
d>enn ich es nicht thäte, meinen alten Neberzieher noch ein Jahr län-
ger tragen müßte.

Er brannte sich eine Cigarette an. Der Anblick des bläulich zarten
Rauches, der in einer sanften Schwenkung um seinen Kopf entglitt,
brachte ihn auf andere Gedanken, Er lächelte.

And heute, vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht in einer
Stunde wird es geschehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird
eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloses Stimmchen wird sich
in den Chorus der Lebensstimmen mischen. Aus gesunden Lungen wird
es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Mysteriums der Ge-
burt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnunglosigkeit dieser Le-
bensschreie wird der Dank an die Mächte des starken Willens liegen,
der es herbeigesehnt hat.

Nnd er, Bankrofft, wird der Vater sein. In schweigender Selig-
keit wird er, dessen Inbrunst die Erfüllung des tiefsten Wunsches der
Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geschlossenen Thür vor-
überschleichen. Nnd sein Herz wird stillstehen vor Glück, wenn ein Helles
Lachen vou ihrem Munde sich in das hilflos lustige Plärren des Kindes
Mischt. DerAndere aber, derGatte, wird mit Vaterstolz dieGlückwünsche
der Freunde entgegennehmen, indeß, Bankrofft zu seiner armsäligen
Iunggesellenwohnung hinaufsteigt, um sich über einen Herrn V- sati-
risch zu ergehen, dessen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüber-
zieher zu kommen.

Bankroffts Gesicht verzog sich. Plötzlich sah er auf.

Was war Das? Eine gedrungene alte Frau hastete mit hochrothem
Gesicht, laut aufweinend und gestikulirend, die Allee herauf, ihm ent-
gegen. Sie rief in abgerissenen Sätzen die Entgegenkommenden an,
lauter fremde Menschen, die sich, gerührt durch ihren Schmerz, mit
ihr einließen, dann aber rathlos, achselzuckend weiter gingen.

Bankrofft blieb erstarrt stehen. In ihm sagte eine Stimme :O Gott!
O Gott! War Das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden

*) Aus dem Skizzenbuch „Die Flucht aus Berlin", das, als sechs-
ter Band, in Langens Mark-Büchersammlnng erscheint.

mochte, weil er einmal eine gemüthlose Aeußerung über ihren Hund
gethan haben sollte? Ihre Mutter!
Er stürzte zu der alten Frau hin, ergrisf ihre Hände, sah ihr ins
Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es
geht zu Ende... oh! Es ist ja schon vorbei!" Sie stampfte in der Hilf-
losigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.
Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vor-
hang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt
und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er rifj
sich los und rannte ohne Besinnung in das Cigarrengeschäft. Sein Hut
war heruntergefallen! er merkte es nicht.
In dem Laden erwischte er das Telephonbuch, blätterte verzweifelt,
rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle.
Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort. Gott sei ihm
gnädig, wen er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!
Er war so erschöpft, daß. er sich am Ladentisch festhalteil mußte.
Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause
sammelten. Vor demhause,in dem sie... vielleicht schon nicht mehr war.
Er ließ sich Cigarren geben, vergaß, zu bezahlen, rannte den Weg
zurück und kam vor dem Haus an, als im offenen Fenster ihrer Woh-
nung eben, blaß, und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde.
Vor dem Hause standen Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern,
entschlossen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.
Bankrofft brach sich wüthend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter
ihm fielen zwei Kinder hin und heulten! eine alte Frau schimpfte.
Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelnd und wei-
nend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlot-
ternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden.
Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen
Sie... Ich weiß, nicht, was ich thue... Ich fürchte mich!" Seine
Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem weinerlichen Husten.
Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick
sah er zu dem Mann nieder, der wie ein Haufen leerer Kleider vor ihm,
lag. Er preßte die Lippen zusammen, hob den Mann empor. Es fuhr
ihm durch den Kopf: Was ist mir dieser Mensch? Plötzlich standen
ihm Thränen in den Augen. Er faßte den Kraftlosen fest unter denArm
und fragte mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Ist es vorbei?"
Der Mann wußte keine Antwort, Er stotterte sinnlos vor sich
hin, dann schrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!"
Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten P.ithos dieses
Schmerzes. Warum schrie dieser Mann: Mein Weib!
Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der sich in beklommener
Neugier die Nachbarn aufgestellt hatten. Im Zimmer, in dem sie lag,
war Alles in Verwirrung, Die Hebeamme, im weißen Kittel, mit hocl>
rothem Gesicht, lief rathlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die
Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem rasenden Ge-

baren ihres Schmerzes. Der Mann hockte mit abgewandtem Gesicht
auf einem Stuhl.
Auf dem Bett lag die junge Frau; nackt, schmal, mit wächsernen
Gliedern... Bankrofft stand am Ende des Bettes.
Einen Augenblick war es ganz still.
Aus dem Nebenzimmer kam ein leise glucksender Laut. Die Heb«
amme nahm Bankrofft, dessen starre Ruhe ihr imponirte, bei Seite.
Er wischte sich über die Stirn; nnd mit einem Mal (er wußte nicht, wie
es kam, und wurde sich Dessen gar nicht bewußt) mußte er lächeln. Die
Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rothes Klümpchen lag es
in seinem Korb und brummelte vor sich hin.
Aus Bankroffts Augen fiel eine Thräne mitten in das kleine Ge-
sicht, das sich komisch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme sah
ihn vorwurfsvoll an.
Es klingelte. Der Arzt stürzte herein, warf seine Sachen hin und
befühlte die Tote. Alle schwiegen athemlos; sogar die kleine dicke Frau
weinte nicht mehr.
Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben, rasck reiben!" komman-
dirte er. Bankrofft riß, in größter Hast irgendetwas vom Kleiderhaken
und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die Anderen
folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie Alle die-
ses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte.
Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der
Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte nicht, nach ihr hinzusehen.
Bankrofft sah mit weitgeöffneten Augen geradeaus.
Er sah den Ehemann vor einem wächsernen Bein mit nicht sehr
gut gepflegten Zehen klagend auf dem Boden liegen, das Haar zer-
rauft und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier nm
sich verbreitend.
„Dieses Bein gehörte mir!" weint er mit einer wunderlich gluck-
senden Stimme, „mir, mir, — und nun ist es dahin!" Die Stimme
erstirbt in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhebt sich
von Neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht recht-
lich erworben? Hab' ich es nicht gehegt und gepflegt? And nun? Gott,
o iGott!" Die Klagen ersterben in den Tiefen eines an Mund und Nase
gepreßten Taschentuches.
Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er,
lächelnd zwar, aber mit verstehender Gelassenheit, ein Klägliches von
sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine
Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun
erst bist Du mir ganz und für immer gewonnen, Du kleine Mädchen-
seele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken
Deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung; wo ist ein
Anfang, wo ist ein Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies Alles er-
leben durfte!
Der Arzt machte mit jähem Ruck eine abwehrende Bewegung mit

der Schulter; und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweif-
lung wieder aus.
Der Ehemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen
und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Zoten den
Rücken gu kehren, mit tiefer, feierKcher Stimme: „Herr Doktor, soll,Das
heißen, daß ich... nichts mehr... zu hoffen habe?"
Bankrofft wiegte den Kopf. Er stand noch einen Augenblick an
ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, stilles Gleiten. Geliebte! sprach
eine dunkle Stimme a!us der Tiefe seiner Seele. Dann entfloh er dem
lauten Schmerz, der anfs Neue um ihn zu wüthen begann.
Als er in seinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in seiner
Tasche. Er legte ihn vor sich auf den Tisch undllächelte.
Bis zum Morgen saß, er rauchend und lesend am Tisch. In seinem
Gesicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebnis;. Er neigte
manchmal horchend den Kopf auf die Seite. Er hörte das hilflose Stam-
meln eines Kindes und ein warmes, Helles Frauenlachen.
Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging
mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten sich.
Er blieb den ganzen nächsten Tag in seinem Zimmer. Als er am
zweiten Tag morgens hinunter ging, um Briefe nach der Post zu brin-
gen, traf er den Ehemann mit einem glänzenden Cylinderhut und
einem Flor um den Arm im Hause. Er nahm die Beileidsäußerungen
der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.
Bankrofft grüßte und ging schweigend an den Leuten vorbei. Nie-
mand dankte ihm; Alle sahen ihm verletzt, kopfschüttelnd nach.
Peter Scher.

Deutscher Sang.

Vaterland.

ande Hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich cillerwärts;
Nebel »löge mir geschehen,
wenn sich je bereden ließ mein öerz,
Daß ihn, wohlgcfalle
Fremder Lande Brauch!
Walter von der vogelweidc.

In leuchtenden Herbstestagen.

Bei 5cdan wars, wo Großes geschah,
In leuchtenden Licrbstestagen.
Bei Scdan roars, hei, lnirra, da
Gings Frankreich an den Kragen.

Deutscher Sang.
Hei, Hurra! Freunde, Das war eine Schlacht,
Das war germanisches Schlagen!
Da wurde deutsche Arbeit vollbracht
In leuchtenden Hcrbstestagen.
Auf stieg bei Sedan der deutsche Aar.
Hei, Hurra! Empor zu der SonnenI
Jauchze nur, jauchze, Du Heldenschaar:
Die Schlacht ward gewonnen, gewonnenI
D.'r gallische Hahn im Staube wohl lag
Zu Frankreichs ewiger Schande . . .
wir aber feiern nun Sedantag
Im heiligen Vaterlands.
Des' Mittelalters egyptischc Nacht
Dämmert noch jenseits vom Rheine . «
Fest steht und treu die deutsche wacht
Im himmlischen Sonnenscheine.
Es lebe hoch das Deutsche Reich
von Holstein bis Bberbayern!
Acht Feinde! wir schlagen sie windelweich!
Das wollen wir heute schon feiern.
Im einigen Deutschland . . . Hei, Hurra! Herbei!
wir kennen nicht Sandern noch Zagen,
Uebers Jahr, übers Jahr sind von Luch'wir frei
In leuchtenden Herbstcstagcn,
Der Mann, der dieses Lied gemacht
(Hört es voll Stolz ihn sagen),
war selbst bei Sedcm in der Schlacht
In leuchtenden Herbstestagcn.
Richard v
KS»
Lied an Alle.
Sei gesegnet, ernste Stunde,
die uns endlich stählern eint;,
Fiicde war in Aller Munde,
Argwohn lähmte Freinid wie Feind —
I^cgt kommt der Aricg,
der ehrliche Rriegl

Die Zukunft.
Dumpfe Gier mit stumpfer Kralle
feilschte um Genuß und Pracht;
jetzt auf einmal fühlen Alle,
was uns einzig selig macht —
Jetzt kommt die Noth,
die heilige Nothl
Feurig wird nun Klarheit schweben
über Staub und Pulverdampf;
nicht nms keben, nicht ums Leben
führt der Mensch den Lebenskampf —
Stets kommt der Tod,
der göttliche Tod!
Gläubig greifen wir zur lvehre
für d.-n Geist in unscrm Blut;
Volk, tlitt ein für Deine Thre,
Mcns.1', Sein Glück heißt Bxfermuth —
dann kommt der Sieg,
der herrliche Siegl
Richard Dehme',
(Aus dem Flugblatt: „D.r Urieg.')
Heil den Gefallenen.
Selig, die gefallen
Für das Vaterland I
Ihre Geister wallen,
ZVonnig hohen fallen
Himmlisch zugewandt.
Dort in trautem Divise,
Dort i» stiller R„b,
Hochentzückter weise
Hören sie dem Preise
Ihrer Väter zu.
Alle haben droben
Tbcil an uns wie eh:
Glücklich, die erhoben
Ans der Kämpfe Toben
Zu des Himmels Höh'!
Martin Greif
H r,!iiS>,c» r »nd vcranlwor licher Rcdatt.uri Mnzimilian hirven in Berlin —
Verlag o.r Zui,,nft ,,l Berlin, — Druck von Pag « Garleb öi m, b, tz, in Ber^i!.

L««inn> un6 Vvi'IustXont«.
vc>,«t.
lZeliäNer, ^VeiKn»ebts-<iräUÜKalionen un Sie Lsamten,
„ Vo>,Ik»Kr>Lsi^>ricKtull^en kür Sie üeumten («>ub,I<»,Uin>>n
25 9SS9I8
19S4 0I9
29ökiW!l8
4 47« 24« «l
4 1LS 064>73
LS« VW
»48 I97!28j
I 19^ 2»?l»7
9g, 2«!S7
«recklt.
r><"- SalSo aus 1943 , , ,
4 2K>>9i2
49«
43 4i, 793 l8
714 72S38
23 937 327
S373 7L1
I 78 103«25>7S
>> Aktien» SesellsoKsßt. <>
mit SS I»srll für Iiis KKttsn Sd«r so« »S^K,
. 72 1200
vom <». «pr» «. ^. sb
rilisle cker I>> esSner »snk, Ssr »,»t«rk«» kU!»I« liremev.
IVestkiiliseKen 0I«r«n4«><IeseIIsc»»kt 4!üln Sem X, 8cK«»If
^»usensc
bei 6c>ni ü»nli»»»8e L. 8im»»s L»., Ssr lideiniskN^Vestliiliscl,»«
vi«k»nt« veüellscnskt I>ii»8el(lurk ^.»lj.;
bei S,^ vireetio» Ser 0!»oui>t»»I>e»eII»«»»tt VllisI« IZssen, Ser
lissoner <?reSit»^«»t«It, Ser «Keinisenen HsvK;
Lkkecten» unS >Ve<KseI»L»nK, Ser vresSner L»nK in rrank
snrt s. Zl., cler Keutsclien L»n>! rilisle b'r»nKI»rtz
II»„,I,»,x, Ser »entsrke» Rank I>II!»Ie HsmKiirK;
bei Ser v,e»S»«r KsuK r'ilisle Nünnorer, Ssm N»nKI,»use LuKraim
bei Ser ^lleeinel»«» veutsclien Lreckit>^»st»It nuS Seren X>>
Ser vresilner L»nK In l,ei>,/,j^;
bei Sem <!reSit <!e»eri>I liegreuis, Ser I>eut8cKen v»ul! Suceurssle
bei Ssm LreSit vener«! I,iege«isz
bei S>>r Ivtern»ti«n»Ie» Itmil! in I,«xemdiir^ uaS Sem I>»n«K»u»e
ci!In
vi^selSorl
Usinlmrg
vrüssel
ILttieK

Zlr 3l.
Die Zukunft.
Vermöi!«». ^ ^
^ ÜNll , , ^ . , . .
I^Irlt«^, . . , .!'
^golk-KinH-HIlll«. I's^K? „
. ^ Uc ^tsoK-OlK I

20 2^1687,28
14 «20 451,4«
6 77157^,51
4 780 636,96
l2«S9 4?b,43
b i 89 961,62
lg 888 737,20
6 822530,75
17 930 581,97
2 308 803,06
17 126 792,22
1 175 829,31
592 450,46
23 388 106,1«
3 400284,26
1, -
22 550 6-2.7S
5152« 622,79
13 178,35 42
4 030 878,"5
2 189 447,05
2 588 6 8,92
15 324 877 21
»»gs^ill-Xoiilo ,° , ^ . , «,16874098 49
Vurräl« I^vlllu ., 14 091 817,35
^liuISner: n) 1!z, Kc^,/, '. '. ', '. '. . '. '. '. '. '. ', '.' ,2 484 900,05
1>> „ 4 1 1 «4 879,,.',
151738 012
13
114 392 203,0?
26<4 5I8j8I
!71 ,61 764 3^
423 58« —
30 081 221 51
30 965 945
2395 543 24
1212 190 ^
377 785
>6s, 170
1880 81«
84
3^
20
3«
VerKii>ck>icKtieit>!».
c>1 I!v!n,ne,,' Li>»rKs>L^i!0inlügen
1>k
30
. . . , il, 7 411272 56
, . . , , „ 17 395 006,22
,, 30856 0,—
„ 9I83 61VN9
s) ««„sn^ö .38-67 149,7«
öl,
18« NU >00»!-
64 973 IX« -
530 850
4«147l'84!
11 ,00 0«« —
4 895 289^65
I5V03V! —
1 059 6M,—
75 617 973
15 062 325
39 8ÜV8IS 3«
>, ,,>I
3 595 970!5>>
78 739^85!
2 253> 80 57
9 986 1,1
188 061 8!,
18 745 71
7«>000 —
200000 —
4 714 S!>
«12 309 2l,
9 340 238 70
15 90! 481
15 062 325
91
48 245>>6, 46
«onio kür 0,en »ol>>,'««i„n , , , , , , , , .»,43 206 591,91

». Ipr
2 627 6;«!31
45 617 984
48 245 664>4,,i

Berlin, den «. Mai
Deutscher Frühling.
Vergißmeinnicht.
von Preußen (der dem urtheillosen KindergelaU über das tzalbjahrtausend derHohenzollern-Herrschaft grimmeGloss en nachgehöhnt hätte) besinnt die Zufälle des Siebenjährigen Krieges. Am Ausgang des Jahres 1761 ist das Waffenglück dem Preußen untreu geworden. Schlesien ist verwüstet, Polen gesperrt, Kolberg gefallen, Stettin gefährdet, der Weg nach Berlin, in die Kurmark den Russen offen. Der König hat noch dreißigtausend Mann;Brudertzeinrich nicht mehr.RekrutenundPferde,Nähr» mittel und Kriegsgeräth sind weder zu haben noch auf sicherer Straße in die leeren Lager zu schaffen.Muß das Haupt desStaates verzweifeln?Niemals.Großes wird nur aus muthigerBeharrlich» Zeit. DerKönig langt nach Tataren» und Türkenhilfe; weil er aus Europa nichtBeistand zu hoffen hat. Wahn. „DiesenVölkern ist Alles käuflich. DerUnterschied zwischen dem Schacher derOrien» talen und dem anderer Völker scheint mir, daß der Europäer einige Scham heuchelt, der Orientale sich ohne Erröthen entehrt." Ihm ähnelt John Stuart Graf Bute, der die Macht des großen Pitt, nach dessen Rücktritt aus dem Staatssekretariat für die Angelegenheiten des Südens, geerbt und den Willen Englands (und des von ihm erzogenen Königs) in eine neue Bahn gepeitscht hat.Das Kleid seiner Ehre, knirscht Fritz, ist aus grobem Gewebe. Und

Bute meint, der Staatsmann solle, dürfenie anderes Gewand tra»
gen. Er stellt Preußen vor die Wahl, sich in jeden von dembritischen
Geldgeber befohlenen Frieden zu sögen oder nicht einen Shilling
noch zu erhalten. Auch dieser Gnadenborn ist also verstopft. Naht
dem Helden die Nacht, dem Adlerland dauernde Dürre? Am fünf»
ten Januar 1762 stirbt Elisabeth von Rußland. Am fünftenMai
hat ihrNeffe,der sich als Gossudar aller Reussen Peter den Dritten
nennt, mit Preußen den Friedensvertrag, am neunzehnten Juni
schon ein enges Bündniß geschlossen. Der vonOesterreichs Staats»
kanzler, dem Fürsten Kaunitz, gegen Preußens deutschen Macht»
anspruch geschmiedete Schlagring ist geborsten. „Von allen euro»
päischen Mächten war Oesterreich am Meisten von dem Ereigniß,
in Rußland entsetzt. Preußen schien demUntergang nah, galt den
Staatsmännern schon als verloren: wirdaberdurchdenTod einer
Frau gerettet und behauptet sich durch den Beistand der russischen
Macht, die besonders eifrig zu seinem Sturz mitgearbeitet hatte.
Wovon hängtMenschenwerk ab? Winzige Triebkräfte bestimmen
und wandeln das Schicksal der Reiche. So groß ist des Zufalls
Gewalt. Er spottet eitler Menschenklugheit und erfüllt hier, zer^
stört dort die Hoffnung der Sterblichen/Am neunten November,
nach den preußischen Siegen bei Freiberg, Saaz, auf dem sächsi»
schen Landsberg, läßt Bute den Vorvertrag des Westmächtefrie»
dens unterzeichnen, der den Franzosen Gelderland, Wesel und
Klewe hinwirft. Bald danach kommt der Vertrauensmann der
Oesterreichs? und Saxo»Polen inFritzens meißener Hauptquar»
tier.,Ich dürfte fordern, von den in Preußen angerichteten Grau»
eln und Verwüstungen entschädigt zu werden; will aber aus Frie-
densliebe darauf verzichten, wenn keiner derFeinde mirEntschä^
digung abverlangt. Ein Federstrich soll mir nicht nehmen, was des
Schwertes Streich vertheidigt hat und noch länger vertheidigen
könnte. Will das Haus Oesterreich ernstlich mit mir verhandeln»
dann kann das Ziel nur ein billiger Friede sein, der keiner der kon-
trahirendenMächte denBesitz schmälert.'InHubertusburg ver»
handelt Friedrichs Rath Hertzberg mit dem Oesterreicher Collen»
dach. Zehnter Februar 1763: Pariser Friede (England»Frank»
reich, das bald, gegen die Gewährung eines Neutralitätvertrages
fürFlandern, die preußischen Provinzen räumt). Fünfzehnter Fe-
bruar: Hubertusburger Friede (Oesterreich-Preußen). «Ist nicht?

erstaunlich, daß alle List und Macht derMenschen so oft durch un«
erwartete Ereignisse und Schicksalsschläge genarrt wird? Mußte
nicht, als der Krieg begann,jedervernünftigeMensch sich das End«
andersdenken?Werkonnte voraussehen oder ahnen.daßPreußen
dem Angriff einer so furchtbaren Liga, die Oesterreich, Rußland,
Frankreich, Schweden und das ganze Heilige Römische Reich ver-
einte, widerstehen, aus solchem Krieg ohneBesttzverlust hervorge»
hen, Frankreich aber, trotz seinen gewaltigen Mitteln und starken
Bündnissen, die wichtigsten Landstücke in Ostindien verlieren und
das Opfer des Krieges sein werde? Möge solches Beispiel die
großen Plänemacher unter den Staatsmännern lehren, daß selbst
der umsichtigste Menschengeist all die feinen Verkettungen nicht
deultich genug zu durchschauen vermag, um Zufallsereigniß er»
kennen oder gar erwirkenzukönnen. Vergangenes, dessenUrsachen
dem Auge erreichbar sind, können wir erklären; dasUrtheil über
Kommendes irrt stets: weil die Ursachen zweiterOrdnung, deren
Spiel man erst spät merkt, deren Wirkung aber in die allgemeine
Ordnung der Dinge einbegriffen ist, sich auch dem verwegensten
Blick entziehen. Nicht nur in unserem Jahrhundert haben Staats»
männer sich getäuscht. Viele große Unternehmungenmündeten fast
in das Gegentheil Dessen, was die Urheber gewollt hatten. Denn
allemenschlichen Dinge sind wandelbar.allePläneund Ereignisse,
wie wir selbst, ewigem Wechsel unterthan. Nach dem Krieg waren
Oesterreich undFrankreich, war sogar England tief vcrschuldctund
beinahekreditlos.PreußensRegirunghatteGeldundKredit;doch
dieProvinzen waren durch die Raubgier und Barbarei derFeinde
verwüstet worden. Die Zeit wird ihnenWohlstand.Blüthe, Glanz
zurückbringen. Auch die anderen Staaten werden sich erholen.
Dann wird neuer Ehrgeiz neue Kriege anzetteln und neues Un»
heil stiften. Denn zum Wesen des Menschengeistes gehört, daß
Beispiele Keinen bessern. Die Thorheit der Väterfiuchtet den Kin»
oern nicht; jedes Geschlecht muß seine eigene Dummheit machen.
Gebe der Himmel, daß Preußen in unverwelklicher Blüthe prange
und fortan vor dem Jammer, dem Elend bewahrt bleibe, die in
diesenZeitenwirrenUmsturzes das arme Land heimsuchten! Mö-
gen preußische Könige niewieder zur Wahl verhängnißvoller Ge-
waltmittel gezwungen sein, nach denen ich greifen mußte, als der
haß und Ehrgeiz europäischer Fürsten das Haus Brandenburg

vernichten und den Preußennamen für immer aus dem Buch der
Geschichte tilgen wollte! Ein weiser Minister könnte Europa aus
der üblenLage, in die es gerathen ist,befreien unddenRuhmdes
F riedensstifters erwerben: höherenRuhm, als ein Friedensstörer
durch glänzende Siege zu erlangen vermag. Unsterblich ist, wer
einen Krieg endet, der noch vielUnglück und Elend bringen, doch,
selbst bei längsterDauer,dasAntlitzEuropasnicht ändernkann.*
Der siebenjährige hat den Preußen keinen Landgewinn beschert.
Maiglocken.
Aus dem „l'emps": „Das friedliche Volk des Großherzog»
thumes Luxemburg hat keine Neigung in Martyrien. Die vier»
oder fünfhundert Soldaten des winzigen Staates (kaum halb fo
groß wie ein französisches Departement) konnten an Widerstand
gegenDeutschlandsWehrmacht auchnicht denken. Auf derBahn,
die Deutschland feit dem FrankfurterFrieden beherrscht, zumTheil
„uch inAutomobilenwurdendieTruppenWilhelms desZweiten
nach Luxemburg gebracht. Am seinem Einfall den Schein des Rech-
tes zu sichern, erfand Deutschland dieMär,Frankreich Habezwei»
mal die Neutralität Luxemburgs verletzt. Die Ausrede war vor»
bereitet worden. Im Morgengrau des zweiten Augusttages, sechs-
unddreißig Stunden vor der deutschen Kriegserklärung gegen
Frankreich, wurden in Luxemburg dieAufrufe angeklebt, die unsere
Neutralitätverletzung behaupteten und, schon ein paar Tage zu»
vor (während wir, um jeden Konflikt zu vermeiden, unsere Trup»
Pen zehnKilometer hinter derGrenze hielten), inKoblenzgedruckt
worden waren. Die Unwahrheit dieser Behauptung wurde von
dem luxemburgischen Ministerpräsidenten erwiesen. Frankreich,
sagte er in einer Protestnote, habe die Absicht, dem Boden Luxem-
burgs fern zu bleiben, aber auch die Furcht, von dem berüchtigten
luxemburgerLoch her überrannt zu werden, dadurch gezeigt, daß
es den Eisenbahnstrang, der Truppen ins Großherzogthum be»
fördern konnte, auf seinem Gebiet abschnitt. Die Thronrede er»
neute, im November, den Protest. Die Großherzogin sprach da»
mals denSatz: ‚UnserRecht ist verkannt worden, bleibt aber un»
geschmälert.' Doch bald erfuhren die Luxemburger, daß ihre zwan»
zigjährige Fürstin Wilhelm den Zweiten zu Tisch einlud und daß
a lle deutschen Fürsten, die durch Luxemburg kamen, im Schloß eine

Aufnahme fanden, die von innerem Widerstreben gegendie Ein-
brecher, obwohl sie sich wie in einem annektirten Land betrugen,
nicht das Geringste merken ließ. Mit dem Glauben an Deutsch»
lands Redlichkeit haben die Luxemburger zugleich die Liebe zu
ihrerFürstinverloren.Ihre nationale Würde ist gekränkt, ihrVer-
trauen getäuscht worden und sie wenden sich deshalb von der frem-
den Dynastie ab. Den entstandenen Schaden hat der deutsche
Reichs schatz ersetzt, dierequirirten Güter bezahlt; aber die deutsche
Presse hat, mit ihrem bekannten Taktsinn, gethan, als sei Luxem»
bürg dadurch für seine Geduld belohnt worden und eigentlich noch
zu Dank verpflichtet. Trotzdem die Geistlichkeit, in ihrem Groll
gegen das republikanische Frankreich, sich den Deutschen freund»
lich zeigte, sind die Katholiken mit dem Herzen bei den Verbünde-
ten. Der Katholikenführer Prüm hat in einem Offenen Brief der
deutschen Centrumspartei vorgeworfen, daß sie sich der kaiserlichen
Moral und dem,alten Gott' derNietzsche und Haeckel verknechtet
habe. Diese Flugschrift (die deutsche Behörde ließ sie beschlagnah.
men) ist eine kräftige Anklage gegen den Krieg und Art, wie unser
Feind ihn führt.. ..Herr Macfarlane, Vicepräsident der Gesell-
schaft amerikanischer Volkswirthe, hat in einer Brochure, die in
französischer Sprache geschrieben und in Philadelphia gedruckt
worden ist, empfohlen, ‚dem Eber die Hauer auszubrechen': den
Deutschen den Neberreichthum an Kohlenzechen zu nehmen und
ihn den Franzosen zu geben, die zu wenigKohle haben. Nur da-
durch könne Deutschland entwaffnet werden. Frankreich müsse das
westfälische Kohlenbecken erhalten. Wir machen diesen Wunsch
des amerikanischen Nationalökonomen nicht zu unserem; in uns
sind starke Bedenken, die dagegensprechen. Nicht des Landerwer-
bes wegen, sondern wegen des Hinweises auf ein Bündel wichti-
ger Fragen verdient der Borschlag Beachtung. Wir müssen uns
in die Erkenntniß gewöhnen, daß Wirthschaftfragen für die Politik
von höchster Bedeutung sind. Nicht nur mit der Nationalitäten-
frage, mit der Vollendung der Völkereinheit wird der kommende
Kongreß sich zu beschäftigen haben, sondernauch mit denLebens-
bedingungen der Wirthschaft, Industrie, Schisfahrt, des Handels:
weil all diefe Dinge für das Gedeihen der Staaten und für ihr
Verhältniß zueinanderungemeinwichtiggewordensind.. .Ansere
Feinde sollen beschlossen haben, in einer Stadt der besetzten De-

partements ein Bismarck »Denkmal zu errichten. Ein in seiner
Wüstheit ganz und gar urdeutscher Einfall. Stellts Euch vor:
Franzosen sollen, so lange der Feind im Land haust, täglich das
Steinbild desKanzlers sehen, derinjederBewegungsichalstzasser
Frankreichs verrieth! Uns muthen sie einen Bismarck aus Stein
oderBronze zu; sie selbst aber wollten in ihrenStädten nicht das
Standbild Heinrichs Heine dulden, ihres herrlichstenDichters, der
sie so gut gekannt hat. Unser armsäliger Franzosenverstand kann
die Vornehmheit dieses Gestus nicht fassen; wir können nur, so»
bald die Umstände es erlauben, das Standbild zertrümmern, mit
dem die Großmuth Derer, die sich Verkünder der.Kultur'nennen,
uns beglücken will.- Daß irgendein halbwegs vernünftigerDeut»
scher nie im Ernst daran gedacht hat, dem Boden Frankreichs ein
Bismarck°Denkmal aufzubürden, braucht kaum erwähnt zu wer»
den. Merkenswerth aber ist die hohe Einschätzung Heines, die hier,
nicht zum ersten Mal seit dem Kriegsausbruch, ans Licht kommt,
und die Anschuldigung, er werde in Deutschland nicht so bewun»
dert, wie ihm gebühre. Die Jugend hat der scheckige Künsteler srei»
lich nicht mehr in seinem Bann. Und des Aberwitzes, ihn für
«Deutschlands herrlichsten Dichter" auszugeben, wird im Land
GoethesundWalters, Kleistsund Schillers, Hebbels und Moeri-
kes wohl nur selten noch ein Erwachsener schuldig. Aus seiner
Schöpfung istviel abgewelkt. Von seinerTafel nurManchesnoch
schmackhaft. Der Umfang, der Funkelglanz feines Talentes er»
zwingt Bewunderung. Nur: der Träger dieses Talentes war. ein
unreinerMensch,dersich von Frankreich besolden ließ,seineFeder,
Eines.dermitPrankeundMähne desRebellen prunkte,demFür-
stenMetternich andot,reiche Verwandte und den eitlenMeyerbeer
f ür sein Behagen auszunutzen trachtete und sich bis dicht an den Er-
presserdunstkreis verirrte. Nicht ein Schuft, doch ein so Hemmung-
los schwacher Mensch, daß der Widerstand gegen den Plan, ihm
ein, auf offenem Markt, urtheillofem Gewimmel sichtbares Denk»
mal zu setzen, aus gesundem Urtrieb deutscher Volkheit kam.
»Seit acht Monaten stärkt Italien sein Heer, das auf dem
Kriegsfuß zwei Millionen Männer umfaßt und, durch Landwehr
und Landsturm zweiten Aufgebotes, auf dreiMillionen gebracht
werden kann. Die Infanterie verfügt über 99 Linienregimenter,
12 Regimenter Bersaglieri, 2 Grenadiere, 12 Bersaglieri-Räd»

ffahrer, 12 Schützen, 12 Grenzwächter. 12Alpenjäger; die Kavalle»
Tie hat 16 leichte Reiter-, 9 Ulanen-, 4 Dragoner«Regimenter:
"Artillerie: 12 Gebirg», 13Festung.,36Feld°Artillerieregimenter
und 6 mit Schwerem Geschütz; dazu kommen Flieger, Pioniere
und andere Technikertruppen... In einem Offenen Brief an eine
Dame, die ihn gefragt hatte, ob sie einer Friedensgesellschaft bei»
treten solle, sagtHerr TheodoreRoosevelt: ‚Eine Kirche wird ge°
Ichöndet.wennihreDienerzwar gegen die zweitausendIahre hinter
uns liegende Missethat der Pharisäer donnern, aber gegen die
Brauel von heute kein Wort finden. Solchen Predigern gleichen
Die Führer der Friedensbewegungen in den Vereinigten Staaten.
Belgien isteinBlulmeergeworden,indasMänner,Frauen,Kin'
öer versanken. Die Belgier haben sich tapfer gegen die Bedränger
gewehrt. Das Schriftstück aber, das Sie mir einsandten, sagt kein
Wort gegen die Schändlichkeit, deren Schauplatz Belgien war,
und scheint in die Verdammung des Krieges auch die Belgier ein»
zuschließen. Rathen Sie den Friedensfreunden, sich zur Brand»
markung des Einbruches in Belgien zu vereinen und unsere Re»
Publik aufzurufen, damit sie all dem Abscheulichen ein Ende setze.
So lange Das nicht geschieht, ist allesGewinselnachFrieden dumm
und schädlich; liefern Alle, die solchen unwürdigen Pazifismus
fördern, ihr Land grenzenloser Verachtung aus'... Nicht nurgegen
die Presse: auch gegen die Kinos wüthet die Willkür der Censur.
Abgeordneten, Schriftstellern, Künstlern, Journalisten wurden
verbotene Films gezeigt. Geplünderte Städte, Sammellager, die
Bewegung deutscherTruppen, Artilleriemanöver. DieSzene‚Das
Holzgewehr': tzinschlachtung einesKnaben, weil er mit einer Spiel-
zeugflinte auf einenUsanenoffizier gezielt hat.‚Das Bad des Prä-
sekten': dem ein Spitzbube die Kleider, und Amtsrechte stiehlt.
Nach der Vorführung sagte ein Abgeordneter: ‚Wenn man auf
diese Weise die Oeffentliche Meinung einschnürt, wird man einen
Sturm erwirken. Willkür darf in einem freien Land nicht in All-
macht wachsen'... In Italien haben die Leute des deutschen Wirth-
schastgeneralstahes alle Arbeitgebiete, mit der Hilfe der Finanz-
agenten, dem deutschen Einfluß geöffnet. Nicht einmal derSeehan-
del wurde verschont.DerWille zumFortschritt wurde inItaliens
Handelsschiffahrt gehemmt odersürDeutschland ausgenützt.Bit-
tere Klage über diesenZustand kam in den unabhängigenZeitungen

ZU offenem Ausdruck. Der Abzug der Organisatoren dieser wirth-
schaftlichen Ueberwältigung hat begonnen;und damit dieBefrei»
ung Italiens, das, wie alle anderen Länder, dafür sorgen wird,,
daß die unternehmunglustigen deutschen Geschäftemacher nach
dem Fliedensschluß nicht wieder Einlaß finden. Auf dem Bahn»
hofvonChiassowardieAbwanderungvielerDeutschen aus Italien
merkbar. Nicht nur Frauen und Kinder: auch Kaufleute und In»
dustrielle sind, in großer Zahl, abgereist. Italien ist von einem Th eil
der Deutschen erlöst, die sich in Gewerbe und Handel die besten.
Plätze gesichert hatten... Wir dürfen uns nichtdarüber täuschen:
Frankreich hat ,die Achtung' der Deutschen gewonnen. Ob wir auf
diesen Erfolg Werth legen? Daran darf man mit Fug zweifeln.
Doch die Thatsache bleibt: die Unterthanen des Kaisers blicken
mit Achtung, fast mit Respekt auf uns. Wo man, in Deutschland,,
ahnt, wie es auf derWestfront steht, giebt man zu, daß dieRech-
nung auf Frankreichs Schwachheit falsch war. Vielfach hört man
drüben den Satz: ,Die Franzosen sind nette Kerle'. Die Achtung
Derer, die demBruch des Völkerrechtes und derStaatsverträge,
der Einäscherung vonLoewen, dem Gemetzel von Dinant und Ter»
monde, der Zerstörung von Senlis, Arms und der Kathedrale von
Reims, die allen Schändungen und Plünderungen zujauchzten,
ist uns lästig; wir möchten uns davon vor unseren Verbündeten
entschuldigenund sie überzeugen, daß wir, trotz dieserunerwünsch»
ten Achtung, ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft würdig
geblieben sind. Die Deutschen merken, daß sie betrogen worden
find.und möchten am Liebsten kreischenznur gegen das ihnen ein»
gebildete, von allen Lastern zerfressene, in Revolution gleitende
Frankreich wollten sie kämpfen, nicht gegen den ruhmreichen Ver»
theidigerderFreiheit.undder Krieg sei also nur aus Versehen ent»
standen. Unsere Faust drückt sie nieder, derWahn zerplatzt; plötz-
lich entdeckensie anunsallerleiTugenden undKräfte.Das ist echt
deutsch. Außerdem: sie taumeln dem Abgrund zu, wittern, daß sie
genöthigt sein werden, mit der Stimmung Anderer zu rechnen,
und fürchten, einsam zu bleiben. Die Stunde der Gerechtigkeit
naht... In Zalesciki haben österreichische Offiziere einem russischen
Gefangenen, weil er seine Kameraden nicht verrathen wollte, die
Zunge ausgeschnitten. Um dieses ungeheuerliche Verbrechen zu
ahnden, ließ Großfürst Nikolai allen gefangenen österreichischen

Offizieren den Degen abfordern. Die Zahl der in Rußland gefangenen Oesterreicher und Ungarn beträgt nun fast eine halbe Million... Nachdem der Schatzkanzler Lloyd George gesagt hatte, das englische Feldheer zähle jetzt 720 000 Mann, fügte derUnter» staatssekretär des Kriegsamtes hinzu, die Rekrutirungzisfer halte sich auf ungemindertertzöheundLordKitchener sei überzeugt, daß die Männer Britaniens jedem neuen Aufruf mit der selben Be» geisterung folgen werden. In der Grafschaft Essex haben sich von 50 «0« wehrfähigen Männern bisher 47 000 gestellt. Die großen Munition-FabrikendesVereinigtenKönigreiches haben mil 2300 kleineren Fabrikanten Verträge geschlossen, die ihnen deren Mitarbeit zur Munitionlieferung sichern. Herr Lloyd George hält die Einführung allgemeiner Wehrpflicht in England nicht für nöthig."
»Die Regirung der Vereinigten Staaten hat in ihrer Antwort auf dieBeschwerde des Deutschen Botschafters ihrenWillen zur Wahrung unbedingter Neutralität bestätigt. Mit Bedauern, schrieb Herr Bryan, sehe er, daß Graf Bernstorff zu glauben scheine, die Regirung könne die Waffenausfuhr verbieten und sei, weil sie esnicht thue.ungerechtgegen Deutschland. ,Siekann aberwährend des Krieges nicht ihre eigenen Neutralitätvorschriften ändern und das Verhältnißzu den kämpfenden Nationen von dem Grundsatz gleicher Rechte lösen; denn damit würde sie eben in ungehö' riger Weise die Pflicht des neutralen Staates verletzen, die sie auf allenWegen nach bestem Gewissen zu erfüllen getrachtet hat.Das Verbot des Waffenhandels wäre in dieser Stunde eine grobe Pflichtverletzung, die das Ehrgefühl derVereinigten Staaten nicht dulden dürfte/ Je lauterinDeutschlanddieWuthtobt,desto fester schließt sich in Amerika der Ring Derer, die in der Antwortnote den vollkommenen Ausdruck nationaler Würde und Heller Vernunft erblicken. Ilm die abenteuernde Logik der berliner Reichskanzlei zu erkennen, braucht man nur den Siebenten Artikel der (von Deutschland.England.Frankreich und denVereinigten Staaten unterzeichneten) tzaager Konvention vom achtzehnten Oktober 1907 zu betrachten; da steht: ,Eine neutrale Macht ist nicht verpflichtet, die für Rechnung eines Krieg führenden Staates erfol» gendeAusfuhroderDurchfuhrvonWaffen, Munition, überhaupt von Kriegsgeräth, für Heer oderFlotte, zuhindern.'Deutschlands Klage kommt aus demAerger darüber.daßEngland ihm und seinen

Verbündeten die Seewege sperrt. Dürfen die Vereinigten Staaten diesen Nachtheil austilgen und Deutschland begünstigen? Das fordert Berlin von ihnen. Wenn sie aber den Mächten, die das Meer beherrschen, Waffen und Munition vorenthielten, würden die Vereinigten Staaten aus der Neutralität, in die internationale Verträge sie verpflichten, in Parteilichkeit übergehen. Präsident Wilson hat Deutschland leise gewarnt, mit der Hilfe der Deutsch» Amerikaner (Herr Roosevelt nennt sie, im Metropolitan IVWss-ine, ,vaterlandlose Amphibien, die dennoch zwei Vaterländer haben möchten und das einst verleugnete vorziehen') in den Vereinigten Staaten Unruhe zu stiften. Die Treiberei der deutschen Agenten An d die Ermordung amerikanischer Bürger durch deutsche Untersee-piraten haben drüben so tief verstimmt, daß in manchen Zeitungen gesagt wird, wenn die Geduld der Amerikaner auf noch schwerere Proben gestellt werde, könne es zu schroffem Abbruch der Be» Ziehungen kommen. Das ist kaum noch zu fürchten, seit der Präsi» dent die Deutschen zur Ordnung gerufen hat." Wer fordert, daß dem Deutschen Reich überall fein Recht werde, darf nirgends ver-langen, was ihm nicht gebührt. Die Vereinigten Staaten sind berechtigt, die Aussuhr von Waffen und Munition zu gestatten. Durch solche Erlaubniß wird keine Neutralitä tvflicht verletzt. Sonst dürften wir ja auch nicht wünschen, daß Rumänien Waffen und Munition durchlasse. Uns zu Gunst Alles. uns zu Schaden nichts erlaubt: das Bekenntniß zu so schwammiger Sittlichkeit wird nur vom Feind uns angedichtet. Herr Wilson hat Fluch nicht verdient.

»Der Akademiker Henri Bergson hat in einer Rede gesagt: .Manche Psychologen erklären die meisten Nervenstörungen aus einst erlebter Enttäuschung. Das gilt auch für die Seele Frank» reichs. Vor vierundvierzig Iahren hat sie eine große Enttäuschung erlebt, die sie vergessen zu können wähnte, doch nicht verwinden konnte. Nicht eine Enttäuschung eitler Selbstgefälligkeit; diese Wunde wäre geheilt. Nein: Frankreich sah sich zweier Provinzen beraubt, das Recht von der Macht überwältigt, Brutalität, List und Lüge vom Erfolg gekrönt; es neigte sich in Zweifel an der Ge-rechtigkeit, an all den großen Kräften, deren Körper es gewesen war. Und weil wir zweifelten, wurden wir unzufrieden; mit uns selbst und mit einander. Noch in dem AntiPatriotismus einzelner Schwätzer war die Spur des verwundeten Idealismus, des ent»

täuschten Patriotismus zu finden. Dieses Leid wird morgen der»
Ichmundensein.DiegroßeUngerechtigkeit wird gesühnt,dasRecht
Von der Macht wiederhergestellt. Frankreich siegt, gewinnt mit den
ihm entrissenen Landestheilen das Selbstvertrauen zurück und
weih wieder, dasz Freiheit und Gerechtigkeit unzerstörbare Ideale
sind.'..tzolländischenGärtnern ist der wunderhübsche Einfall ge»
kommen, unserenVerwundeten Tulpen undHyazinthenzu schicken.
Täglich gelangen hundertKisten mit solchenBlumen in dieLaza»
rete in und bei Paris. In dem blonden Frühlingslicht, das die
großen Säle des Leidens durchsonnt, blüht nun Etwas von der
Schönheit Hollands und seiner verzauberten Landschaft. Das zier»
liche Milchmädchen ausHaarlem, mit dem gestickten Mieder und
dem goldenen, Bienenfühlhörnchen ähnelnden Schmuckgehäng im
Haar, bringt uns das mitleidige Herz Hollands an die bleichen
Siechbetten. Schwarze, veilchenfarbige, rosa Tulpen, Hyazinthen»
zwciglein mit durchsichtigem Fleisch vermählen sich der altenBlü»
thenpracht Frankreichs und umduften lenzlich die Leidenslager.
Dankbar grüßen wir die wippenden Boten Hollands, die Boten
desGlückes und der Genesung... Nur einVerbrechen blieb noch,
durch das unsereFeinde sich vor derGeschichte entehren konnten.
Im Psergebiet ward es Ereigniß. Nm einen Gegner, wider den
sie im offenen Kampf nichts vermögen, zu überwältigen, wenden
sie Stickgas an. Diese Schandthat ist ein ofsenerBruch des inBerlin
und Wien bestätigten haager Beschlusses, der den Krieg führenden
Staaten verbietet, .Geschosse anzuwenden, deren einziger Zweck
die Verbreitung erstickender oder tötender Gase ist/ (Deklaration
vom neunundzwanzigsten Juli 1399.) Weil die Erstickung nicht
durch den Bombenwurf, sondern durch derlei neues Kriegswerk»
zeug bewirkt wird, behaupten die Deutschen, nicht gegen die über»
nommene Pflicht gehandelt zu haben. Wen soll diese heuchlerische
Ausrede täuschen? Wer wagt, sich zu stellen, als wisse er nicht, daß
Stickgas, Giftgas, nicht irgendeine besondere Verbreitungart, un»
tersagt werden sollte? Die Angabe, das selbe oder ein ähnliches
Mittel sei seit Monaten von den Verbündeten angewandt wor»
den, ist eine schamlose Lüge. Die Wahrheit ist, daß die Deutschen
sich längst zu dieser Ungeheuerlichkeit rüsteten; vor ein paarWo»
chen haben wir erzählt, daß sie, im Norden von Hasselt, an Hun-
den, die im Schützengraben festgebunden waren, aus weiter Ent-

fernung zu diesem Zweck Versuche machten. In Holland hatte eiw
Deutscher unserem Berichterstatter ausgeplaudert, das Stickgas
werde das letzteMittelzurErzwingungdeutschenSiegessein. Die
Deutschen verzweifeln an der Möglichkeit, zu siegen, und imGrau-
senstaumel vor dem nahen Zusammenbruch entschwindet ihnen
jede Vernunftherrschaft über ihr Handeln. Alles, denken sie, ist
verloren: sei es denn auch die Ehre... Aus London kommt die
Nachricht, daß Italien mit der Trip le« Entente einen Vertrag ge-
schlossen habe.Noch in derStunde,die ihm die Vollendung seiner
Einheit ermöglicht, hat das Königreich dengutenWillenzurVer»
Handlung mit Oesterreich-Ungarn gezeigt. Die aber muhte schei»
tern. Die Einschüchterung, die Fürst Bülow durch den Senator
Carasa d'Andria versuchte (dieser Senator wollte die Regirung
in den Entschluß zur Wahrung der Neutralität überreden), zeigte^
daß der Köcher des Schützen leer geworden war. Italiens Ein»
tritt in denKrieg ist nun gewiß und muß zugleich den Eintritt Ru»
mäniens erwirken, das ihm seit dem vorigen Sommer durch einen
Bündnißvertrag gegen Oesterreich» Ungarn gesellt ist. Die Doppel»
Monarchie muß auf zwei neuen Fronten gegen frische, bis ins
Kleinste sorgsam gerüstete Truppen fechten. Der rumänische Ab»
geordnete Istrati hat im Qiornäle ä'Italis die Thatsache des italo»
rumänischen Bündnisses bestätigt und die Sehnsucht nach dein
Tagausgedrückt.der die Verbrüderung Ualischer und rumänischer
Krieger in Budapest sehen werde... Lord Cromer (Sir Evelyn
Baring),der lange britischer Oberkommissar in Egypten war,sagt in
einem Brief an die 7imes,er stimme mit der Regirung darin über»
ein, daß die Antwort auf die Frage nach der Zukunft des Khali»
fates getrost den Musulmanen überlassen werden müsse.,Wie mir
scheint, ist ihre Meinung, die geistliche Macht des Khalifen könne
nur wirksam werden, wenn seine weltliche Unabhängigkeit ver»
bürgt ist. Den Ersatz des Türkensultans durch einen anderen Kha»
lifen würden sie hinnehmen; sich aber ernstlich Verletzt sühlen, wenn
er gezwungen würde, sich einem nicht musulmanischen Einfluß aus-
zusetzen. Der Zweck meines Eingriffes in die Debatte des Ober»
Hauses war, eine gründliche Prüfung der Frage anzuregen; un»
fere besten Orientkenner müßten, inGemeinschaftmitihren musul-
manischen Berathern, ein Manifest entwerfen, das die Musul»
manenwelt beruhigen und ihr die Ueberzeugung schaffen kann.

daßGroßbritanien entschlossen ist.dteUnabhängigkeitjedesKha»
lifates zu wahren. Der Antwort des Lord Crewe habe ich,mit auf-
richtiger Freude, entnommen, daß die Regirung die Tragweite
der Frage fühlt und ihr mit dem nöthigen Ernst nachdenkt/"
„Die austro« deutsche Diplomatie spielt in Rom jetzt den für
die Schlußrunde aufgesparten Trumpf aus: Trieft soll, nach dem
Muster Hamburgs, Freie Stadt werden. Damit sind wir bei der
Adriafrage ange!angt,diefürItaliennicht nur völkische und Poll»
tische, sondern im Wesentlichsten militärische Bedeutung hat. So
lange Italien die furchtbar befestigte, durch tiefe Häfen und durch
das Vipernnest des Archipels geschützte Illyrerküste in derHand
einer militärisch starken Großmacht vor sich sieht, ist es immer be»
droht und niemals Herr seines Hauses. Trieft als neues tzam»
bürg: Das genügtnicht. Italien muß sich ganze, unantastbare Frei«
heit sichern. Der Südslawenausschuß einer großen österreichischen
Stadt schlägtden Italern einAbkommen vor, dessen Haupsätze lau»
ten:,Wir begünstigen den italischen Einbruch und verbürgenIta-
liens Vorherrschaft in derAdria.wenn uns Süds!awen,dieeinen
Bund mit einem slawischen Balkanstaatschließen (also einerserbo«
kroatischen Koalition), im rein slawischen Süden der Adriaküste
einpaarHandelshäfen überlassen werden.'Der (weder serbischem
noch russischem Einfluß zugängliche) Ausschuß will die Befreiung
des slawischenGebietes mit der Hingabe aller italischen Landstriche
an Italien bezahlen. Nm die Unterzeichnung des zwischen der
Triple° Entente und Italien vereinbarten Paktes aufzuhalten, be»
mühen die Deutschen sich fiebernd, ihre kriegerischen Erfolge als
gewaltig hinzustellen. Jeder örtliche Augenblickserfolg wird auf-
gebauscht. Der bei Langemarck, mit Stickgas, errungene soll, wie
einst der von Soissons, als großer Sieg gelten. Auch die Diplo»
matie dieses Reiches arbeitet mit Giftgasen. Wir blicken neugierig
auf solches Treiben; halten uns aber an wahre Thatsachen: und
mit denen können wir, politisch und militärisch, zufrieden sein...
Die, Kaiserin Maria', einer der drei auf der Nikolajew-Werft am
Schwarzen Meer gebauten Dreadnoughts, ist jetzt in den Dienst
gestellt worden; er hat so viele Schwere Geschütze wie die dreimo»
dernsten Panzerschiffe derSchw arzemeerflotte. Der Zar undGroß-
fürstNikolai wurden auf ihrer Rückfahrt aus Przemysl nach Lwow
(Lemberg) überall von Geistlichen, Städtern und Bauern freudig

begrüßt. In Lwow fuhr der Zar durch die Stadt und betrachtete-
sie dann von einem Hügel aus, den er erstiegen hatte. BeimPrunk»
mahl imHaus des General-Statthalters vonGalizien waren die
GroßfürstenNikolai und Peter Nikolajewitsch.AlezanderMichae-
lowitsch, die Großfürstinnen Xenia und Olga, Prinz Peter von
Oldenburg und der tzausminister die Gäste des Zaren. In Neu-
bulgarien ist der berühmte makedobulgarischeRebeUSandanskij
gemordet worden; um ihm für die im Balkankrieg geleisteten
großenDienste zu danken, hatte die Sobranje ihm und feinen Ge-
Nossen Begnadigung von Mord erwirkt. Bulgarien hat in Ita-
lien dreihunderttausend Gewehre bestellt, die sehr schnell ge»
liefert werden müssen. Die Gemeinden Philippopel und Plewna
haben den russischen Armeen große Haufen Cigaretten geschickte
Das Dunkel, das die Absicht der bulgarischenRegirung umhüllt,
hat zurLähmung der Griechen mitgewirkt, die für dieTriple»En»
tente eintreten wollten, trotzdem Kaiser Wilhelm anseinenSchwa-
ger telegraphirt hatte: ,Weh Jedem, der wider mich die Hand er-
hebt!' Auch Rumänien hat im Hinblick auf Bulgarien lange ge»
zögert. Das bulgarifche Volk aberschaut stolz auf den Landsmann
und Liebling, der ein russisches Corps führt, und könnte sich nie zu
einemKriegimBundmitseinemErbfeind,demTürken,entschließen,
der vier Jahrhunderte lang die Bulgaren in Martyrleid gezwun-
gen hat. Ist Italien und Rumänien erst im Europäerkampf, dann
wird auch Sofia das Zaudern verlernen. Vom Pser bis an den
Bosporus offenbart sich unsere Ueberlegenheit; und der Ruhm
dertzeere fördert dieArbeit der Diplomaten, die jetzt auchGrund
zu froherZufriedenheit haben... Da mit der Beschießung Vene»
digs gerechnet werden muß, sind die schönsten Gemälde und Skulp-
turen aus den Museen und aus der Markuskirche in Sicherheitge-
bracht worden. Die öffentlichen Denkmale und das Bildnerwerk
an Gebäuden werden durch Sandsäcke geschützt. Ueberall wachen
Feuerwehrposten. Italien, das den herrlichen Golf und Hafen
von Valona schon hat, forderte von Oesterreich: das Trents bis
an den Brenner, Istrien (mit Trieft) bis hinter Fiume, alles zwi-
schen den Flüssen Zermagna und Narenta liegende Land mit
scimmtlichen Dalmatinerinseln; Kroatien würde seinen Theil der
Adriaküste erhalten und von der Narenta bis Durazzo Serbien
herrschen, das auch Cattaro sammt den berühmten Mündungen

bekäme. Ein in Parlament und Presse mächtiger italischer Poll»
l ikcr sagte unserem Mitarbeiter Carrere, Italien könne nur dann
neutral bleiben, wenn ihm Alles einst Entrissene zurückgegeben
und,vonOesterreich-UngarnundDeutschland,verbürgtwerde,daß
auch die Freiheit und Nnabhängigkeit anderer Nationen (Ser»
ben, Belgier,Polen) nicht angetastet werden soll... Die Berichte
über deutsche ,Siege' erzählen immer wieder von russischen Ge-
fangenen. Selbst Einer, der diese berliner Phantasien fürWahr»
heit nimmt, müßte sich sagen,daß die Russen alle Verluste ersetzen
und.imNothfallIahre lang.ihrtzeer stets auf der selbenZiffern»
höhe halten können; so lange, wie auf einer der drei Fronten der
Feind fechten will.Noch haben sienicht einViertelihrerReserven
eingezogen. Im Anfang haben ihre Feldzüge nie Erfolg beschert.
Zuerst siegten die Schweden: aber Peter schlug sie bei Pultawa;
Napoleon kam bis nach Moskau: aber ZarAlexander unterzeich-
nete inParis den Friedensvertrag. Rußlands Kriege haben auch
fast immer lange gedauert; der gegen Japan geführte war unpopu-
lär und die allgemeine Unzufriedenheit gebot, ihn früh zu enden:
sonst hätte auch ihn vielleicht der Sieg gekrönt. Der genialeFeld-
Marschalltzindenburg hat nicht alleSeiten desRusfenproblemes
Ilarerschaut.Miteinemtzauptschlag.derEinnahmevonWarschau,
wollte er den Feind vernichten. Was wurde draus? Ein Schwert-
schlag insWasser; und mancher andere ist ihm gefolgt.Niederlagen>
ungeheure sogar, hinterlassen im Russenheer keine Spur. Die Leute
jagen: .KlitsKev«! Gott wird dafür forgen, daß auch wir an die Reihe
kommen.' Für eine Weile mag Wissenschaft triumphiren, der Stra-
tege über Titanen siegen; doch eben nur für eine Weile. Bald wird
man überall merken, daß Rußland aufrecht bleibt, daß die Zahl
seinerKämpfernicht schrumpft, daßseineSöhne.bisandieAchfeln
im Schnee oder in glühenderSonne, unermüdlichen, unerbittlichen
Schnittern gleichen, die nur der Tod hinzustrecken vermag. Nnd
auch erhatnicht das letzteWort.DieLücken,die er aufreißt, schließen
sich wieder, alle Maschinentheile werden erneut, bis jedes Hinder-
nis^ überwunden, der Zähste ins Geständnis; der Ohnmacht ge-
zwungen ist. Die russische Dreschmaschine wird nicht ruhen, ehe die
letzte Garbe entkernt ist... Wenn wir hören, daß die Hamburg»
Amerika»Linie sieben neue Dampfer, jeden zu siebenzehntausend
Tonnen, bestellt hat, fällt uns, noch zu rechter Zeit, ein, daß wir

uns gegen den deutschen Versuch, die Handelsübermacht vom Sie-
ger zurückzugewinnen, schon jetzt wafsnen müssen. An diese Pflicht
hatte ein sehr kluger, erfahrener, der Französischen Republik eng
befrcundeterDiplomat(HerrTittoni?)uns gestern gemahnt.Was,
sragte er, ,soll ich meinen Landsleuten antworten, wenn sie über
die Unsicherheit Eurer Fahrpläne klagen, deren Angaben so oft
durch Strikes vereitelt werden? Seid vorsichtig! Das besiegte
Deutschland wird alle Kräfte und Mittel aufbieten, um im Frie»
den, durch den Frieden sich eine glanzvoll einträgliche Rache zu
sichern. Nützet die günstige Stunde! Denn die Deutschen werden
wiederkommen/ Dieser Satz war und blieb sein Leitmotiv. Auf
Waldwegen steht der Wanderer manchmal nachdenklich vor einer
knbbelndenSchlängellinie, die den ganzenPfad zu sperren scheint:
vv r der Prozession der Raupen, die, langsam, aber sicher, alle Lenz«
keime vertilgen werden. Der Wanderer zerquetscht einpaarRau»
pcn mit seinem Stiefelabsatz, durchbricht an einzelnen Stellen die
häßliche Linie und geht dann weiter. Wenn er zurückkehrt, hat der
Zerstörerzug sich wieder formirt und seine Spitze klettert schon zum
Sturm aufden gefährdetenStamm empor.Wir sahen dieDeutschen
nicht kommen. Achtung! Wenn wir noch einmal in Gleichgiltig»
teit oder Zerstreutheit sänken, würden sie wiederkommen."
»Italiens und Rumäniens Entschluß, ihr Schwert in die
Wagschale zu werfen, sichert beiden Königreichen einen neidens-
werthenPlatz in der Geschichte. MitwelchergewissenhastenKlug»
heit sie ihr Handeln vorbereitet haben, erkennt das Auge, das in
den vorigen Augustmonat zurückschweift. Das eingekesselte Oester-
reich, das erschütterte Deutschland wird die Tiefe des Abgrundes,
dem unersättliche Gier sie entgegenreiht, ermessen lernen, wenn
Rom und Bukarest ihren Beschlutz verkündet haben. Mag die
NorddeutscheAllgemeine Zeitung die Kriegslage günstig nennen,
magHarden sagen, derFriede müsse Deutschland die geistige und
politische Hegemonie sichern: solche abstrahirte tzoffnungseligkeit
wird dieWirrnih der Oeffentlichen Meinung nicht klären. Hinter
dem Schein froherZuversicht nistet derZweifel, die Angst vor dem
Ereigniß des nächsten Tages. Trotzdem das Kanzlerblatt ver»
bietet, schon von Frieden zu reden, setzt HerrDernburg, Deutsch»
lands Agent in den Vereinigten Staaten, seinen Werbezug bei den
Friedensfreunden fort. In Wien erwägen die Austro-Deutschen,

wie sie in einem gewandelten Erdtheil sich am Besten einrichten
könnten; die Magyaren brechen den Gottesfrieden und nehmen
denKampf fürUngarnsUnabhängigkeit wieder aufzCzechen und
Slowenen träumen von dem Tag, der die untertzabsburgs Szepter
geknechteten Völker befreien wird. Mit welchem Herzen kämen die
furchtsamen Zauderer, die kein Opfer gewagt haben, von dem Frie»
denskongreß in ihr Vaterland heim? Ihrem Blick ist die Pflicht
«sfenbar geworden: kein Einschüchterungversuch wird die Er-
füllung hindern.InDeutschlandwirdjetztdieFrage erörtert, wel-
ches Volk der schlimmste Feind, welches drum zu zerschmettern,
in willenlose Ergebung zu zwingen sei. Jeder antwortet so, wie
derWunsch, seiner Sonderkundschaft zu schmeicheln,ihm befiehlt.
Die Sozialdemokratie hat, mit dem Schlagwort, Europa müsse
vor der russischen Reaktion'gerettet werden, die Massen in den
Kiieg gehetzt; die Alldeutschen aller Haarfarben zehren von dem
ererbten Franzosenhaß; die Vertreter der Großindustrie, des Han-
dels, der Finanzmächte wollen den Briten die Seeherrschaft ent-
reißenunddemdeutschenDrangalleWeltstraßenfürimmeröffnen.
Je nach der auszubeutenden Sucht schwankt die Meinung, wer
Deutschlands ärgster Feind sei; nach neun Kriegsmonaten noch.
Belgier, Briten, Franzosen, Russen sind einig: ihr Erzfeind ist der
schnöde Geist, der die Machtanbetung bis zu völliger Verachtung
des Rechtes treibt und unter dessen Welttyrannei sie sich niemals
ducken wollen. Schon darin ist sichernde Siegesbürgschaft: Wir
kennen, Alle, unserenFeind und jeder unsererStreiche trifft ihn, der
zugleich derFeindallergesitteten Menschheit ist... Miß Christabel
Pankhurst, die'Führerin der englischen Suffragettes, schrieb uns,
sie und ihre Mutter seien, wie fast alleStimmrechtsheischerinnen,
in inniger Uebereinstimmung mit den französischen Frauen, die,
unier der Führung von Iuliette Adam, den feministischen Frie-
denskongreß mißbilligen und den Krieg fortsetzen wollen, bis der
deutsche Militarismus gebrochen, Deutschlands Vorherrschaft in
Europa unmöglich gemacht und, durch das Bündniß der West-
mächte, dauernderFriede verbürgt ist... In Paris ist die Skepsis,
die Pose zerstreuter Gleichgiltigkeit, die Abneigung von ernsten
Dingen undMenschen aus derMode gekommen.Spotlsuchtund
Schlaffheitsind weggeweht. Das Bewußtsein, eine in der Mensch-
heitgefchichte einzige Stunde zu erleben, stärkt uns Alle. Die ge»

sunde, kräftig freimüthige französische Heiterkeit, die unbesiegbar
lustige Kraft des Geistes und Gemüthes, in deren Besitz unsere
Krieger noch im Scheiden dem Leben zulächeln, ist das schönste
Erbe, das dieFurcher der französischen Erdscholle ihren Kindern
hinterließen. Sie hat das trübe Gewölk, das uns den anstecken»
den Dunst trunkener Barbarei über den Rhein herwirbelte, von
unserem Himmel gescheucht. Die Ungeheuer aus der Germanen-
Walhalla, wo, auf einem Thron aus Gerippen, Wilhelms ,alter
Gott' sich in Menschenblut besäuft, schrecken mit ihrer wüthigen
Drohung die gegen teutonische .Kultur' widerspänstigen Völ»
ker nicht mehr. Wer, im Stil schlichter Wahrhaftigkeit, all die
Herrlichkeiten des Heldengedichtes, in dem unzählige Namen»
lose Bewunderung erwarben, zu schildern vermöchte, wäre eines
Ehrenplatzes im dankbaren Gedächtnis; der Nachwelt gewiß.
Wenn ein Spion jetzt, in den Tagen der lenzlichen Truppenschau,
die Pariser bespähte, wärs kein Unglück. Nicht weit genug kann
die Erkenntniß des Seelenzustandes dringen, in dem unsere
gute Stadt, unser tapferes Volk lebt... Die Syndikatskammer der
pariser Gärtner läßt ihre Warnerstimme erschallen: ,Die LocKes
verkaufen die Maiblumen mit der Wurzel; wir schneiden sie ab.
NurfranzösischeMaiblumenbringenGlückZ' Lasset uns schwören,
nur abgeschnittene zu tragen. Und möge Flora für die Huldigung
dadurch danken, daß sie Mars bittet, uns seine Gunst zu bewah»
ren ...Am vierundzwanzigsten April sah dieVillaMalta den letzten
Abendempfang dieses Geselligkeitjahres und wohl auch der bü»
komischenBotschasterzeit. Das letzteFähnlein der römischen Ger»
manomanen war aufgeflattert. Trübe Ahnung webte durch die
Säle. Die Furcht vor feindlichen Kundgebungen hatte empfohlen,
die Villa mit Karabinieri und Schutzleuten zu umstellen. Doch
ringsum blieb es still; kein Laut störte die letzte Weihehandlung
einer glanzvoll-fruchtlosenDiplomatenmission. Nun sind dieKron-
leuchter erloschen, die Wienerwalzer verstummt und des Tages
unverkünsteltes Licht prallt in die Säle. ,DerKarneval istaus,die
Rosenblüthe nah.' Italien ist um seineFahnegeschaart undharrt
des Rufes zurVollendung seines nationalen Einungwerkes. In
Mailand, dem Herzen Nordikaliens, hat eine Riesenversamm»
lung das Ministerium aufgefordert, ohne noch längeres Säumen
in den Kampf für die Größe des Vaterlandes einzutreten. Den

Gedanken an Generalstrike hat der Arbeiterausschuß schroff ab»
gelehnt. Herr Ludwig Calda, Sekretär der genueserArbeiterbörse,
sagte.dieInternationale sei durch denVerrath der deutschenSozia-
listen zerstört worden und Italiens Proletariat müsse zur Nieder-
werfung der Kriegsanzettel er mitwirken. Auch Turati ist gegen den
allgemeinenAusstand undsprach inbegeisternden Sätzenvon dem
in Martyrien geschändeten Belgien und dem Überfallenen Frank»
reich.DieKatholischeVolkspartei sagt in einemAufruf,sie wäre froh
gewesen, wennItaliensgerechtenWünschenohneKriegErfüllung
gewordenwäre.könne aber nicht billigen.daß man diesenWünschen,
dem Ausdiuck italischen Kulturwillens, enge Grenzen setze. Das
Königreich Holland möchte am Vatikan einen Vertreter haben.
Der.heißts in der Stampa, könnte im Kriegsfall auch die Gefandt»
schaftarbeit Preußens und Bayerns übernehmen; denGefandten
Oesterreich-Ungarns soll derSpaniervertreten.Ein italo»fchwei»
zerischerBertragsichert den Kantonen auch für den Kriegsfall den
Waarenbezug aus Italien. Die Ansaldo-Werke in Genua liefern
ein Geschütz (für ^02 Millimeter), das an Zerstörerkraft den deut»
schen Zweiundvierzigern gleich, doch leichter und beweglicher ist.
Die bukaresterRegirung veröffentlicht eine lange Liste von Mine-
ralien, Chemikalien und Urstoffen, deren Ausfuhr sie vom letzten
Apriltag an verbietet... Dr.tzaldane, der an der Front die Wir»
kung des Stickgases geprüft und einige Kanadier untersucht hat,
fand sie in Athemnoth, mit bläulichem Antlitz und kam zu dem
Schluß, daß dieAbsicht auf Erstickung durch Chlor oder Brom ver-
wirklicht werden sollte. Der Bericht der belgischen Untersuchung-
Kommission sagt, das Gas sei aus Feuer, das vor den Schützen»
grüben angezündetworden war, aus geschleuderten Blechflafchen,
aus Röhren und Granaten gekommen, habe drei Kilometer weit
gewirkt, Auswurf und Erbrechen herbeigeführt, Augen und
Schleimhäute gereizt und die Opfer mindestens für Stunden in
Starrheit geworfen. Von der Vorbereitung dieses abscheulichen,
vom Kriegsrecht geächteten Kampfmittels hatte man schon in den
letzten Märztagen gehört...Herr Dernburg wird in den Vereinigten
Staaten von Mißgeschick verfolgt. Durch sein kynifches Betragen,
durch den frechen Versuch, als falfch Erwiesenes immer wieder,
mit eiserner Stirn, fürWahrheit auszugeben, hat er dieAmerika»
nergegensich empört... Dem,Stockin Eisen',indendieAltwiener,

um einemWunsch Erfüllung zu sichern, Nägel eintrieben, und der
jetzt einem gepanzerten Baumstumpf gleicht, ist, auf dem wiener
Schwarzenbergplatz, der.Wöhrmann im Eisen'nachgebildet wor-
den.Wer eine Krone zahlt, darf einen Nagel in denHolzleib ein-
schlagen. Schon sind zwei- bis dreihunderttausendNägel drin. Der
Deutsche Botichafter war, am Tag der Enthüllung, fo gnädig,
dem Wehrmann einen goldenen Nagel ins Herz zu hämmern.
Das war eine symbolische Handlung, deren Sinn weder er selbst
noch das Volk von Wien geahnt zu haben scheint... Der Jubel,
der, am achtundzwanzigsten April,in Odessa den Zaren empfing,
ist nicht zu beschreiben. In überreichem Schmuck b.ühte die Stadt
wie ein Märchengebild. Fünfundzwanzigtausend Schulkinder,
alle Studentenvcrbände, ungeheure Bürgermassen empfingen den
Kaifer mit Musik und donnerndem Hurra. In der Kathedrale
zeigte der Erzbischof ihm das alte Kupferkreuz, das aus den von
Krimkriegern gefpendeten, damals vom erzbischöflichen Segen ge»
weihten Münzen hergestellt wurde. InNikolajew, am Schwarzen
Meer, hat der Zar viele Gaben für den Kriegsbedarf erhalten
und auf der Werft einer Kiellegung zugesehen. Auf Schritt und
Tritt wurde er von den Arbeitern mit freudiger Begeisterung ge-
grüßt. Viele erhielten Taschenuhren, diesie noch lange andenBe»
such des Kaisers erinnern werden." Nur an diesen Besuch?
Rjetsch: »Die Abnahme der Kriegslust in Oesterreich hat bei
uns ein merkwürdiges Echo gefunden. Die Russen reden jetzt in
ganz gemächlichem Ton von Denen, die eigentlich doch an dem
Krieg schuldig sind... Der Kohlenmangel wird empfindlich. Trotz
allenVerheißungenliefertdasVerkehrsministeriumnur23l)0Pud
täglich, ein Zehntel des Bedarfes. Vielleicht muß die Petersbur-
ger Wasserleitung abgesperrt werden. Der Straßenbahngesell-
schaft wurde empfohlen, ihre Kessel für Naphthaheizung umzu»
bauen." Nowoje Wremja: «Der Verbraucher von Waare ist in
unbequemer, fast gefährlicher Lage. Wir müssen hoffen, daßAlles,
was möglich ist, zur Verhütung noch ärgerer Schwierigkeit ge-
schieht. Die Einheit der Organisation fehlt. Jeder Gubernator läßt,
nach feinem Belieben, Ausfuhrverbote oder andere Vorschriften
ins Land gehen. Daher kommt es, daß in einem Gubernatorium
Ileberfülle und Spottpreis zu finden ist, während im Nachbar»
gebietdie selben Produkte unerschwinglich sind." RusskojeSlowo:

»Die Schiffrhederversammlung in Nishnij Nowgorod hat beschlossen, die Mannschaftlöhnung um dreißig Prozentzu erhöhen. DerMatrosenmangelhatdieWolgaschisfahrtsehrgeschädigt.Weil in AstrachanThee fehlt, hat derGubernator den woronescher Bezirksausschuß ersucht, zehn Wagons mit Thee durchzulassen. Für Naphthaprodukte will der Ministerrath Höchstpreise beschließen. Der Warschauer Kommerzbank ist gestattet worden, in Lemberg eine Filiale zu eröffnen. «Ob dieses Töchterchen alt werden kann?
Am elften Januar 1913 schriebMinisterpräsidentBenizelos an König Konstantin von Griechenland: «Bisher konnten wir neutral bleiben: so lange die Bündnißpflicht gegen Serbien es gestattete. Jetzt heischt nicht nur eine sittliche Pflicht unseren Eintritt in den Krieg: uns winkt ein Gewinn, der aus Hellas ein so großes und starkes Reich machen müßte.wie noch vor ein paar Iahren der hitzigste Optimistnichtfürmöglich hielt.Dieser Gewinn ist nicht ohne ernste Gefahr einzubringen.Nach langer und gründlicherUeberlegung dünkt mich, daß wir dieser Gefahr nicht ausweichen dürfen. Hauptgrund: sie bliebe bestehen,selbst wenn wir bis an das Ende des Krieges unsere Neutralität zu wahren strebten. Würde der austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem naiür.ichen Drang in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnügen: wird es nichtBulgarien zum Vormarsch ins serbische Makedonien einladen? Dann müßten wir Serbien Helsen; oder wären durch dieVerletzung derBündnißpflicht entehrt.Wer darauf keinen Werth legt, muß sich doch sagen: das durch die Störung des Balkangleichgewichtesgestärkte Bulgarien würde un?, die dann keinen Bundesgenossen, keinen Freund mehr hätten, sofort oder später angreifen.WirmüssendieMitwirkungRumäniensundsogarBulgariens erstreben. Gelingt uns, alle christlichenBalkanstaalen zu einen,dann schwindet nicht nur die örtliche Gefahr, sondern diese Einheit kann auch beträchtlich auf die Sicherung der von derTriple-Entente gewolltenVorherrschaft einwirken. Damit der Plan gelinge, müssen wir den Bulgaren Wichtiges gewähren. Bis heute haben wir nicht nur jedes Gespräch darüber abge chnt, sondern auch gesagt, daß wir gegen jede große serbische Konz, sston an Bulgarien seien, weil sie das durch denBukaresterFrieden geschaffene

Balkangleichgewicht, den Bulgaren zu Gunst, stören würde. Diese
Politik war bis heute richtig. Ists aber nicht mehr, seit uns aus
Kleinasien die Erfüllung alter Wünsche winkt. Um aus der Hoff-
nung eine Gewißheit zu machen, köunen wir auf derBalkanhalb«
insel einige Opfer bringen. Wir müssen zunächst auf den Wider»
spruch gegen serbische Konzessionen verzichten; selbst wenn sie bis
an das rechte Nfer des Wardar reichen. Wird dadurch Bulgariens
Mitwirkung oder, mindestens, wohlwollende Neutralität noch
nicht verbürgt, dann würde ich vor dem schmerzhaften Entschluß,
Kawala zu opfern, nicht zaudern: weil ich dadurch das Griechen»
thum in der Türkei retten und unserer Reichsherrschaft fast alle
Gebiete eingliedern könnte, in denen je, im wechselnden Lauf der
Jahrhunderte, der Hellenismus fein Haupt erhob. Dringt meine
Meinung durch, dann muß Bulgarien, unter der Bürgschaft der
Entente-Mächte, sich verpflichten, in den ihm eingeräumten Be-
zirken allen Besitz derMenfchen zu kaufen, die nach Griechenland
auswandern wollen.GriechischeMenschen undGüterin den neuen
GrenzenBulgarienswürden gegen bulgarischeMenschenundGü-
ter in unserem Gebiet ausgetauscht. Menschenaustausch und Gü-
terrückkauf würden von einer fünfköpfigen Kommission überwacht,
in die England, Frankreich, Rußland, Griechenland, Bulgarien je
einen Vertreter zu senden hätten. Erst nach der Erfüllung aller
Vertragsbedingungen würde Kawala von uns geräumt. Eine vö l»
kische Ordnung und ein endgiltigerBalkanbund wäre erlangbar;
einMutualbürgschaftvertragwürdedie verbündeten Staaten von
derPflichtzusteter Heeresstärkung entlasten und ihnen Muße und
Vermögen zu innerer EntWickelung lassen. Streckt Bulgarien sich
über den Wardar hinaus, dann müssen wir, als Ersatz der gün»
stigen Ostgrenze von heute, eine starke Nordgrenze gegen dieses
Königreich haben, die der Bezirk Doiran-Gewgelij uns schüfe.
Da, leider, nicht gewiß ist, ob selbst solche Hingabe der bulgarischen
Habgier genügen würde, müssen wir uns mindestens denBeistand
Rumäniens sichern, ohne den der Kampf allzu gefährlich würde.
Natürlich müßten die Mächte der Triple-Entente uns das zum
Krieg nothwendige Geld leihen und auf ihrenMärkten den Ein-
kauf der Waaren und Geräthe erleichtern, die wir brauchen. Blei-
ben wir unthätige Zuschauer, dann können uns, außer den ange-
deuteten, noch andereGefahren erwachsen. Selbst wenn Oesterreich

undDeutschland auf neuen Einfall in Serbien verzichten, werden
sie, um den Sieg zu erringen, sich von Flandern und Polen, den
Hauplkriegsschauplätzen, abwenden; und siegen sie, dann können
sie die Balkangewichte so vertheilen, wie nach der Zerschmetterung
Serbiens möglich würde; die Unabhängigkeit aller kleinen Staa»
ten wäre bedroht und wir verlörenzunöchstdieInseln.Siegtkeine
Gruppe endgiltig undkehrt der Zustand wieder, dervordemKrieg
war.dann wären inderTürkeiraschalleGriechen niedergemetzelt.
Wenigstens würde die Türkei, die aus einem gegen drei Groß»
mächte dreist unternommenen Krieg ungeschmälert und alsBun-
desgenossinDeutschlands hervorginge, nichtzaudern, dieGriechen
in Schaaren wegzujagen und ihre Habe zu rauben. Deutschland
wirdsie nichthindern,sondern frohsein,wenn aus Kleinasien, dem
Zukunftziel seinerBegierden, ein Mitbewerber getilgt wird. Ganz
Griechenland aber würde in eine Wirlhschaftkrisis gerissen,wenn
Tausende griechischer Menschen ausgeraubt und von ihrer Scholle
gejagt würden. All diese Gründe fordern unseren Eintritt in den
Krieg. Selbst eineNiederlage könnten wir in dem tröstenden Be»
wußlsein überdauern, für die Befreiung unserer noch geknechteten,
noch von schlimmer Gefahr umdrohten Volksgenossen, für die edel»
stenWerthe der Menschheit und für die (nach germano° türkischem
Sieg arg gefährdete) Unabhängigkeit der kleinen Staaten gefoch-
ten zu haben. Uns bliebe die Achtung, die Freundschaft starker
Nationen, die unser Griechenland geschaffen und ihm seitdem
immer wieder geholfen haben. Weigern wir den Serben, was uns
die Bündnißvflicht befiehlt, dann erschüttern wir die Grundlage
unseres sittlichen Lebens, setzen uns den ernstesten Gefahrenaus
und bleiben einsam, ohneFreunde, allen Vertrauens unwürdig."
Sechs Tage danach schrieb Venizelos: „Eure Majestät ken°
nenRumäniens Antwort auf unferen Vorschlag zu gemeinsamer
Unterstützung Serbiens. Mir scheint, daß Rumänien nur schla»
gen will, wenn Bulgarien mitschlägt. Uebrigens hält auch unser
Generalstab einen graeko-serbo-rumänischen Kampfbund für ge-
sährdet, so lange Bulgarien nur durch eine Neutralitäterklärung
gebunden ist, die es in jedem Augenblick brechen kann. Deshalb
müssen wir, auch mit unserer Seele schmerzlichen Opfern, versu»
che«, die Kampfgemeinschaft aller Balkanstaaten zu erwirken.
Was uns, für den Fall der Verständigung mit Bulgarien, Sir

Edward Grey in Kleinasien verheißt, fügt dem durch zwei sieg»
reiche Kriegeums Doppelte vergrößerten Griechenland ein neues,
eben so großes und mindestens eben so reiches Hellas an. Ich bin
gewiß, daß wir in Kleinasien 125 O00Quadratkilometer erlangen
würden. Das abzutretende Balkanland (Sali°Chaban, Kawala
und Drama) ist reich, an Umfang aber nur ein Sechzigtel des da-
mit zu erwerbenden; und obendrein erhielten wirdenGrenzstrich
Doiran.Gewgelij. Wir verlören 30 000 und gewönnen 800 000
Griechen; und ich bin überzeugt, daß alle, mit deren Verlust wir
rechnen müssen, sich, nach dem Verkauf ihrer Güter, bis ans den
letzten Mann in dem griechischen Kleinasien ansiedeln würden.
Daß sich je wieder eine so günstige Gelegenheit dielen werde, ist
unwahrscheinlich.Nützen wir sie nicht, dann ist das kleinasiatische
Griechenthum uns verloren. In jedem Fall: siegt die Triple-En-
tente, dann theilt sie.mit oder ohneItalien,inEuropa undKlein»
asien die Türkenländer; siegt der deutsch-türkische Bund, dann
bleiben nicht nur die aus Kleinasien gejagten Griechen,zweihun-
derttausend, heim» und besitzlos, sondern unzählige müssen ihnen
noch folgen und Kleinasien wird dieBeute derDeutschen.Dürfen
wir zaudern, da Schicksalsgunst uns den Weg in ein Griechen»
land weist, das fast alle einst vom Hellenismus beherrschten Ge»
biete umsaßt und dem, mit höchst fruchtbaren Bezirken, die Vor»
Herrschaft im Aigaiermeer zufällt? Der Generalstab fürchtet, die
Verwaltung so großer neuer Landstrecken könne schwierig und un-
sere Schwächung (durch den Krieg) ärger werden als die Bulga»
ricns, das uns bald danach angreisen könne. Ich unterschätze die
erste Schwierigkeit nicht. Immerhin beweist das Ergebniß unserer
Verwalterarbeit in Makedonien die Leistungfähigkeit des Helle-
nismus. Der Glaube, daß wir schneller als die Bulgaren müde
werden, ist durch die Balkankriege widerlegt worden. Richtig ist,
daß in den nächsten Iahren, bis unser Heer reorganisirt, die Re»
krutenmenge aus dem neuen Griechenland ihm eingereiht ist, der
Kriegsfall uns zwingen würde, einen Theil unserer Streitkräfte
in Kleinasien zu lassen, um dort etwa versuchteAufstände niederzu»
zwingen. Solche Versuche sind übrigens unwahrscheinlich; nach
dem Tode des Osmanenreiches wird derMusulman ein ruhiger
Unterthan sein. Zweitens: die in Kleinasien nöthigen Truppen
würde das dort heimische Griechenvolk selbst uns sehr bald lie»

fern. Drittens: für die Gefahrenzett würde die Triple» Entente sich
uns zu Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichten. Bulga»
rien wäre nach dem großen Krieg von der Verwaltung und Orga-
nisation seiner neuen Gebiete in Anspruch genommen; und ver-
blendet der Herr im Himmel es so, daß es uns anzugreifen wagt,
dann zwingt die Dankesschuld Serbien, uns zu helfen. Wenn die
Bulgaren Kawala schon als Preis für die Erhaltung ihrer Neu«
tralität fordern oder verlangen, daß wirs sofort, vor der Kriegs ent-
scheidung, räumen, müssen wir auf das Abkommen verzichten.
Dann hätte Bulgarienunseren Eintritt in den Krieg gehindert,uns
bliebe die Freundschaft der Triple-Entente und sie würde nicht
nur unser Interesse wahren, sondern uns auch, nach dem Krieg,
finanziell unterstützen. Die Lebenskraft, die das neue Griechen»
land gezeigt hat, wirbt ihm das Vertrauen.daß es nach dem Zu»
sammenbruch derTürkei ein starkertzelfer zurErneuung des Ori-
entlebens sein wird. Unser Vaterland darf zuversichtlich auf den
Beistand.finanziellenund diplomatischen, derMächte rechnen, de-
ren Vertrauen ihm eine so geschwinde Vergrößerung zugedacht
hat. Muthig darf es den herrlich hellen Weg beschreiten, der sich
ihm aufthut.Als ein Glück betrachte ich, daß Eure Majestät in der
Vollkraft Ihrer Jahre sind und nicht nur mit dem Schwert ein
größeres Griechenland zu erobern, sondern auch das eroberte po»
litisch gutzu organisiren vermögen. Wenn einst die Stunde schlägt,
weroenSieIhrem Erben "in vollendetes» übermenschlich großes
Werk hinterlassen, ein Vermächtnis, wie nur wenigen Fürsten je
zu häufen gelang. Ich bin Eurer Majestät ergebenerDienerVe-
nizelos." (Den Wortlaut der beiden Briefe hat zuerst die athe-
nische Zeitung ,,?ätris« veröffentlicht.) Wollte der russo>dänische
König länger warten als sein kretischer Ministe,? Ist ihr Zwist
nur M^skenspiel? T'äumt Venizelos von einer Krone und will
der eingewanderten Dynastie die Krümel der in seinen Balkan-
kriegen erworbenenVoltsgunst wegblasen? Amllos sitzt er in Lu»
zernznicht machtlos noch ohne wichtigenVeikehr.UndausAthen
kommt die Kunde, Hellas wolle erst schlagen, wenn es mit der
Triple«Entente ganz einig sei. „Die Vorstellung, daß Thrakien,
die Wiege griechischer Kultur, aus dcmTürkenjoch erlöst werden
soll, läßt dieWeisen der Erde inWonne erbeben. Dürfen nur die
Griechen folcherFreude nicht theilhaft sein?«Dieser Frage derVe-

nizelistenmehrheit antwortet dieRegirung: „Die Triple-Entente
weiß, um welchen Preis sie unsere Mitwirkung haben kann." Daß
er noch nicht gewährt worden ist.nährt den Glauben, derNenner
der Werthsumme könne Byzantion heißen. Einst lasen wir, der
Sohn Georgs und Olgas wolle sich als den zwölften Konstantin
numeriren: und dadurch andeuten, daß er die Nachfolge der Pa»
laeologen, also Konstantinopel, für seinen Stamm begehre.
Tausendschön.
»Singet demHerrnundjauchzet dem erschrecklich furchtbaren
Erdenkönig, der dieVölker unter unsereFüßezwingt.dieKriegs-
wagen in Feuer verbrennt, die Wurfspieße splittern heißt und auf
dem Meer die Schiffe zerbricht! Betet: so wird er aus dem Him»
melEuch gewähren, bisEureFreude völlig ist. IhrhörtetGleich»
niß und Sprichwort, sollet fortan aberRede hören, die ohneRück»
halt ist. And dennoch nicht nur Hörer sein. Solche, nämlich, be-
trügen sich leicht selbst und ähnelnEinem, der sich imSpiegel be-
schaut und danach schnell vergessen hat, wie er gestaltet ist." Am
Sonntag Rogate schallts, am Sonntag vor Christi Himmelfahrt,
von den Kirchenkanzeln. Und der Erinnerung an das von Paulus,
vor dem Bilde des unbekannten Gottes und auf dem Richtplatz,
in Athen Erlebte folgt die Warnung vor Aberglauben und der
Sucht nach neuer, früh und spät Neues kündender Botschaft.
«Jeder will Neues hören", pfauchtFritzim Lager vonPeters-
waldau; »wie lange Schweidnitzsich noch halten, wann das bunte
Oesterreicherheer mürbe sei, der leidig verschleppte Krieg e Mich
einschlafen werde". NeunWochen: dann entschlummert derSie-
benjährige. Achthundertfünfzigtausend Europäer hat er getötet,
Preußens Volk um eine halbeMenschenmillion verkleint: und dem
Heldenstaat nichts Greifbares, Münzbares eingebracht. Dennoch
wird aus diesem KriegWeltwendezwird der ertraglose Friede, in
den der nüchterne Genius des Königs ihn ausglimmen läßt,der
Fittich, der den Adler von Leuthen himmelan hebt. Weltwende:
Amerika, in das, vonNord und Süd, französischer Einfluß sickern
und strömen konnte, wird englisch; Britania dieHüterin, die kaum
noch bedrohte Herrin des Meeres und des aus ihm gefischten
Hortes, der sie reich und träg, fett und selbstsüchtig macht, ihren
sauberen Leib m it Schornsteinruß verqualmt, ihreArme undBeine,

die ehemenZinken, allzu dick umgüldet;Frankreich muß von dem
Plan, das verrunzelte Deutschland zu vierteln und mit der ver-
sailler Knallpeitsche zu gängeln, einstweilen abstehen und ärgert
sich Eiterherde an, aus denen 1789 dann gelber Stank und rother
Lebenssaft quillt und die Bonapartes Schröpfkur und Brunststif-
tung überdauern. BeidenWestmächtenbautderKriegdas Schick-
sal. Im Osten narbt er Oesterreichs schlesische Wunde tief, nimmt
dem Haus Habsburg denGlanz und dieTragkraft deutscher Groß-
macht, schmiedet PreußensMenschenbündelindenEisenreif eines
Nationalempsindens, eines Glaubens an werdende, seit der Re-
formation leis dem Schoß derWissensweltsichentbindendeKräfte
undätztdenlautersten GemütherndenWillenzurGestaltungneuer
Deutschheit, eines, trotz Oesterreich, wider Oesterreich, lebensfähi-
gen deutschen Staates ein. Das sind Folgen des Siebenjährigen
Krieges, der, wie jeder Schulknabe weiß, keinen Fruchtkern in die
Scheune des Fritzenstaates gefördert hat und der ihm nur glimpf-
lich vorüberging, weil Elisabeth, «die nordische Hure", die Hel-
ferin der sittsamen Frau Maria Theresia, zu rechter Zeit starb.
Aus einem Grab kann Friedenslenz, kann Kriegsnoth kei-
men. An dem selben Maitag, an dem Rußlands Dritter Peter
(ohnezu merken, daß seine liebe Frau Katharina lüstern schon nach
der Krone äugte) den Frieden mit Preußen schloß, verflackerte einst
das Leben des noch nicht greisen Mannes, dem vonDeutschen die
Hauptschuld amUnheil unseres Krieges zugeschrieben wird; von
blinden, die jetzt den Weltrichterchor führen und, als träfe solcher
Spruch nicht auch ihren Kaiser und dessen ganzes Geschwister, je-
den Sohn einer Britin in des Höllenpsuhles Schwefeltiefe ver-
dammen. Nur fünfIahre gingen,seit in demBuckingham-Palast,
wo die Wehmutter ihn vom Schoß Victoriens gelöst hatte, Edu-
ards als König der siebente, starb. Länger als ein Lustrum dünkt
uns der seitdem durch bangte Zeitraum. King Edward hätte die-
sen'Krieg nicht geführtzwäre ihm,ehe dieSturmglocke schrill über
dasInseledenhinkreischte,behutsamausgebogen und hätte unter
Gewitterwolken so unenglisch untüchtige Leute, den beredten Ge-
hilfen derMrs.Asquith, den eitlen Seedilettanten Churchill und
den'pflffigen Demagogen Lloyd George, nicht auf der Steuer»
brückedes schwanken Staatsschiffes geduldet. DerSohneines Ko-
burgers, Enkel einer Sachsenprinzessin, Schwager eines Deut»

schen Kaisers war nie ein Feind deutschen Wesens. Nur, wie
zuvor Johannes von Salisbury, der Scholastiker und Sekretär
des Kanzlers Becker, niemals willig, Teutonen das Amt des Völ-
kerrichters zu gönnen. Weil der Neffe laut das Recht zur Mit-
wirkung an «jeder Entscheidung auf der Erde" gefordert hat,
wandelt der Oheim Turf und Startlinie britischer Politik. Aeber-
windet, um mit Japan und Frankreich Verträge schließen zu kön-
nen, dasVorurtheil seiner Landsmannschaft: den Rassestolz, der
sich aus verachtendem Ekel von dem Farbigen wegwendet, und den
schwerblütigenErnst desAngelsachsen, derin demFranzosen lange
nur einen brauchbaren Modisten und ergötzlichen Windmacher
sah. Die Wurzeln unserer Kraft, sprach er zu den Treusten, sind
gefährdet; wolltIhr sie schützen,denVorsprungunseresHandels,
die Seeherrschaft unsererFlotte, das Aebergewicht in den islami-
schen Ländern sichern, dann müsset Ihr Euch ins Unvermeidliche
schicken und diegesternvonobenAngesehenenmorgen zu Bundes»
genossen küren. Krieg? Mit dem kann er vielleicht schrecken; würde
ihn aber nicht führen. Dem Sieg, der die Deutschen schwächen,
nicht in Ohnmacht pferchen könnte, würde rasch die Vorbereitung
des Rachefeldzuges folgen: und ein Jahrhundert steter Kriegs-
gefahr kann das Weltclearinghouse nicht ertragen. Im berliner
Rathhaus betont Eduard den Wunsch nach einem guten, herz-
lichen Verhältniß zum Deutschen Reich; im Kaiserschloß spricht
er, in der Abschiedsstunde, das erste Wort über Politik: Deutsch-
lands Flottenbau sei, bei dem schnellen Wachsthum seines
Ueberseehandels, begreiflich und kein Grund zu Feindschaft. (In
der Wilhelmstraße wird just der Vertrag unterzeichnet, der den
Deutschen Marokko, Nordafrika und die Straße ins Mittelmeer
sperrt.) Abschied sür immer. DerFeind feines Neffen? Die beiden
Temperamente, die, so lange das jüngere gährt, nicht miteinander
zu Hausen vermochten, wären amErrdenoch in ziemliche Eintracht
gelangt. Wenn Deutschland sich wieder erinnerte, daß jedes
Bronzegeschütz Fritzens von Preußen die Inschrift »Ultim« reZis
ratio" trug, wurde es gar zu stark. Ihm dieGedächtnißflamme zu
schüren, hütete Eduard sich, seit er.nach der Novemberentladung,
nicht mehr mit Einem nur zu rechnen hatte. Als König und Kaiser
wollte er nicht, wie alsFürstvonWalesso oft von dem Kugeltisch»
harker, das Verbotsworthören: »l^ien ne va plus!« Bis ans Ende

zinste sein Einsatz; brachte aus Paris, Rom, Reval ansehnlichen
Gewinn. Was es besaß, sollte demDeutschenReich bleiben; doch
fürs Erste nicht Stärkendes zuwachsen. In dem Ergebniß der
Balkankriege hätte derSchöpfer des neuen Monarchentypus die
Krönung seines Wunsches gesehen. Er konnte länger leben. An
Klothos dünnstem Spinnfaden hängt das Schicksal der Reiche.
Auf Elisabeth Petrowna, die fromme Buhlerin, folgte bald
Katharina, die gottlos geniale, die einer tzabsburgerin nicht aus
Ilebellaune gegen den Preußen geholfen, Rußlands Mittags»
sonne nichtamWesthimmel gesucht hätte, sondern auf das vertürkte
Byzantion blickte und den Enkel, weil sie ihm dieMarmaraherr»
schaft erhoffte, auf denNamen Konstantins taufen ließ. Eduards
Europäerplatz ward bis heute nicht besetzt. Zwei seiner Vettern,
ein Konstantin und einFerdinand, der gern Symeon hieße (ungern
aber als Statthalter nur, nicht als Kaiser, in Zarigrads Sophien»
kirche schritte), langen nach dem Oströmerdiadem, von dem auch
Westroms verständigem König die südslawische Frau denTraum
derBalkanzaritza ins Ohr geraunt haben mag. Welche Kurzsicht,
zu wähnen, dieses beispiellos ungeheuren Krieges Ernteumfang
werde auf einem triefendenSchlachtgefild.und streckte es von der
Dünasich bis an denDon.bestimmtund das Scheuerthorwerde sich
bis in den nächsten Menschheitsommer schließen, wenn hier eine
Provinz verloren, dort eine gewonnen, einer Grenze Schlagbaum
mit anderer Farbe bestrichen ist! Aus dem oschatzer Jagdschloß
tzubertusburg,dasjetztIrreund Sieche herbergt.kam Weltwende.
Und aus unserem Krieg soll Kleinkram werden? Noch blinkt nicht
der Erntemond. Maia-Majesta herrscht, die gute Göttin und
Schützerin alles Keimens und Sprossens, lenzlicher Wehen und
Mutterschaft; die Fauna, der Roms Weibvolk eine Mastsau op-
ferte, mit Milch und Honig den Feiertag netzte. Schauet nun
Deutschlands Frauen an solchem Werk! Ihre treueSorge fürAl»
les, was einem Schoß, der Erde oder der Mannesgehtlfin, ent-
blühen will; für Alltägliches, ohne dessen Ordnung und Nährge»
wißheit kein Fest,nie wieder Hochzeit der Nation werden könnte.
Schauet unter der selben Sonne die härtere Fron germanischer
Männer, der Säer, Zeuger, Ackerer, Krieger, und ihr gewichtiger
ernstes Weihspiel, Waffentanz und Mairitt durch duftende Blu»
menauen und das Todaustragen, die Ertränkung oder Berbren-

nung des Winterriesen, den der Gott des jungen Jahres, da das
große Himmelslicht ins Zeichen der Zwillinge trat, vom Gebieter-
stuhl stieß. Nicht eine Strohpuppe umschäumt diesmal derStroin,
umlecken die rothen Zungen des Majafeuers: über hunderttau»
send und abermals hunderttausend Grüfte.über das Grab eines
ganzenMannheitlenzes hin flammt es, stirbt und verraucht. HoH
lasset es wirbeln, ehe es erlischt; dennLuftraum und Herzkammer
der Heimath muß von häßlichen Dünsten geläutert werden. An-
reines Gefäß trübt allmählich den edelsten Trank.
Aus der göttlich durchsonntenAzurfluth deszehntenKriegs»
monats funkeln uns zehn Gebote. Spreize Irdisches, Einzelgestalt
oder Volk, nie sich in Selbstvergottung; Jedem hasten Fehler in
Fülle an und Keiner wird ungestraft zum Spiegler, den Eitelkeit
rafch Höcker und Warzen, Beulen des Leibes und Schwielen der
Seele, vergessen lehrt. Bleibet dem Feind, dem Verleumder noch
vornehm gerecht; auch entschuldbare Anbill erniedert und von Gei»
fer wird die sauberste Lippe ein Pustelsumpf. Wehret Fremden
nicht Waffen, die Ihr selbst Euch nicht weigern wollt; der Rost
böser Nachrede fräße sonst schnell Euer blankes Schwert. Fordert
von ihnen niemals, was Ihr niemals geleistet habt noch je leisten
werdet; sie ziehen Euch morgen der Lüge, Verschweigerkunst, Tün-
cherlist, deren Ihr gestern sie ziehet. Erlaubet, die Ihr in sicherem
Behagen hauset, Euch nicht die Hitze und Wuth, die demKrieger
draußen, in Nöth und Lebensgefahr, den Blutlauf schleunigt, ihn
überEntbehrungzwang hinweg spornt. Duldet nicht, daß demVer»
dienst seine Krone geraubt, ein Spatz insNest desÄdlers gebettet
werde; der zagste Ausflug erwiese ihn Aller Augen als einer Feld»
spätzin, höchstens einer Zaunkönigin Brut. Huldiget dem kühnsten
und klügstenHelden; doch gestattet nicht, daß an seinen Namen sich
Gewerbssucht, Erwerbsgier klebe, und schicket vom Schimmer den
Blick in das Dunkel, wo Schultze und Schmidt, Quargelhuber und
StröselDeutschlands Siege erfechten. TaumeltnichtausRäuschen
inKatzenjammer, ausPrahlergelall, das dieWelt sammt demtzim»
melszelt kaufen undbarbezahlenmöchte,inGesindescheu,dieüber
die Seligkeit des Groschenschmuggels nicht hinaus zu trachten
wagt. Flennet nicht in jedeMorgenröthe, jede Nachtbräune, weil
sie nicht Freudenpost, dem knurrenden Kater nicht den schmälsten
Bückling gebracht hat;mitGlücksbotschaft feidIhr überstopft und

würdet erst recht wieder gesund, wenn Ihr lange fasten oderGrä»
tenbeknabbernmütztet.Wahret, zehntens, im Gewühl derMassen-
meinung demtzirn freieigenesTlrtheil; kränzet nicht,weil andere
bluten,EureStirnen.wischetnichtSchweiß.dervonanderenrann,
und hisset die Hausfahne nur, wenn zuvor Euer Herz geflaggt hat.
Tausende, Zehntau sende drei farbiger Tücher bläht der Früh-
lingswind. AlleKirchner lassen,vonMasuren bis an denBoden»
see, den Glücksklöppel an die Glockenwand sausen. Die Schul»
jugend ist der Pflicht ledig; hört hastig erlefene Feierrede und
springt aus dürrer Buchwelt dann in lustiges Leben. Weil in We st»
galizien die Russenfront durchstoßen, vielleicht das ganze Süd»
Westheer des Zaren aus seiner Erobererstellung gelockert und in
eilige Rückzugsbereitung gedrängt worden ist. Einebewunderns»
werthe Leistung des Strategen, des Truppen» und Geräthbewe-
gers, der durch Europa hin und her geworfenen, nie müden, nie
von neuer Fährniß geschreckten noch mürrisch säumenden Mann»
schaft. „Ein Erfolg, dessen Tragweite sich noch gar nicht übersehen
läßt.- Den die nach Triumph lüsterne Menge aber, wie Fädel»
jungfern den hohen Stapel der Gasthauswäsche, flink mitZiffern
bestickt. Wenn er sich übersehen läßt, ist, so hoffen wir, der Tag
für Fahnen und Glocken. Wehen und dröhnen sie zu oft, dann
bleicht der Weiheglanz; dieses Wundermais Sonne selbst schiene
demAuge fahl, das sichWochen lang von ihr satt getrunken hätte.
IstSchullehre nicht ersehnte Geistesspeise, nicht seligen Mühens
köstlichster, neues Paradies öffnender Lohn, sondern Strafe, die
erlassen, von der begnadigt wird, wenn einer Hoffnung Knospe
aufsprang? Muß im Gedächtnis;, der Einzelmenschenund Völker,
die Erinnerung an Fahnenpomp und Thurmgejauchz nicht ein»
sam bleiben, um, wie Erlebniß, Jahrzehnte lang nachzuwirken?
Sänke Altar, Kreuz und Kelch nicht in tzausrathsrang, wennFuß,
tzand,Lippe sie nicht soseltenundinschauderndерEhrfurcht drum
fühlte? And haben wir in drei Kriegsjahreszeiten, nicht, gewiß
guten Glaubens voll, mit dem sichtbarsten, hörbarsten Aufwand
äußerer Froheitzeichen, schon Tage gefeiert, die aus klärender
Ferne nurdurchdieWillensleistung,nichtdurch den Machtertrag,
noch des Wonnekleides und Iubelklanges ganz Werth erscheinen?
»Hunderttausend Gefangene werden, wenn Kasse gemacht wird,
doch, wenigstens, herauskommen; die erste Schänkentaze, Börsen»

schätzung war über die halbe Million hinaufgeklettert." Scheltet
die seelisch Armen, die also faselten, nicht mit allzu rauher Rüge.
Ihr ließet sie, kleine Bürger aus enger Gasse, unter neun Mon-
den, in eisigem Winter sogar, zwischen Chrysanthemen wandeln
und entwöhntet sie derFreudcan Gänseblumen und Maßliebchen,
die, dennoch, Amaranten, unverwelkliche Kinder Floras, sind.
SchönerebegehrtDeutschlands Frühling nicht.IlndDeutsch-
lands Volk würde in Prunk die für kommenden Kampf ums Da-
sein unentbehrlicheBescheidung in derbe Gewohnheit verlottern.
Wir dürfen zufrieden sein, können unverzärtelte Rede ertragen
und müssen die Verdächtigung absträngen, Illuminirung des von
unseren Kriegern Erkämpften solle Zweifelnde in furchtsamen
Stillstand schüchtern. Vom Letten» bis ins Araberland, von der
Scheide bis an den Bosporus ist derDeutsche mittzirn undArm
vornan. Solcher That, so tausendköpfiger Tüchtigkeit stärkendes
Bewußtsein kann kein Schmäher ihm zerbeizen. Ohne Geckerei,
ohne Uebermuth will ers einwurzeln; und im Gefecht erwägen,
im Eisenhagel und Feuergestöber, wo er das Ziel gewaltigen tzel-
denthuns klug zu suchen, wie den hinführenden Weg oder Sch lüpf-
Pfad zu finden habe. Noch blinkt nichtderErntemondzist zuFeier-
kurzweil karge Muße. „Winzige Triebkräfte bestimmen und wan-
deln das Schicksal der Reiche. Zufall erfüllt hier, zerstört dort
die Hoffnung der Sterblichen.- Ob er unsere erfüllt oder zerstört:
wir müssen aufrecht stehen. Jeder da, wo er, auf seinem Platz
oder Plätzchen, ins Ganze Nutzen stiften kann. Die Feldherrn-
rechnung bleibe den Verantwortlichen; wann Rußland, wann
Frankreich,fertig",Massenverschiebung,Neberschwemmuvg,Ent-
scheidung möglich sein wird, ist im sicheren Port, bei Bier oder
Kaffee, nimmermehr zuerklügeln.DerVerzicht auf thörichleVor-,
Drein-, Nachrede ist um so leichter, als diesen Krieg nicht das
Schwert, nicht der Schlachtendenker noch das Führergenie enden
kann; und dieses Ende wird der Enkel nur rühmen, wenn es nicht
aus Welttrümmern geschaufelt, sondern feindlicher Erkenntniß
deutscher Wucht, Behendheit und Kraftsparmeisterschaft in der
günstigsten Stundeabgerungen ward.Deutschlands Weideblüht,
sein Gesträuch strotzt von Saft, feine heitere Menschheit strafft sich
in hohen Ernst und will nicht eines Maimittages Frist feiernd
vertändeln. Denn des Lenzes Frucht soll ihr den Winter wärmen.
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb G, m b h, in Berlin,

Höllenfahrt.

VMis in den elften Maimorgen, der den Abschluß dieses Heftes
fordert, ist keiner der drei Hauptfragen, die alles deutsche
Sinnenmit furchtlosfrommem Schauderumdrängt.nochAntwort
geworden. Wird das von unserer Südostarmee und austro-unga-
rischen Kerntruppen geschwächteRussenheerumfaßt, von derNach-
Ichubs» und Rückzugsmöglichkeit abgeschnitten, aus Galizien ge°
trieben? Nimmt Italien, was es ohne Schwertstreich erlangen
kann, oder trachtet es nach der Stillung alten Rachedurstes und
stellt, den neuen Dreibund ins Hirn zu treffen, nicht nur gegen
Oesterreich und die Türkei je eintzeer aussondern gesellt sich auch
inFrankreich und Flandern dem Massenangriff derWestmächte?
Wirkt die Zerstörung des englischen Luxusdampfers Lusitania,
die ungefähr fünfzehnhundert unbewehrte Menschen ums Leben
brachte,eine wesentlicheWandlung unseres Verhältnisses, äuße-
«n und inneren,!zu noch neutralen Staaten? Der nächste Glocken»
schlag kann Antwort künden; dem ungeduldigenAuge scheint der
Klöppel schon zu beben. Doch weil nie, seit Krieg ist, an einerWoche
so schweres Gewicht hing, nie eine von Schicksal so trächtig war,
darf just diesmal zuckende Nervengier nicht über den Hebel des
Willens herrschen. Was über die großen Gegenstände bisher ge-
schrieben wurde, kam fast immer aus Wuth oder aus Unwissen»
Heit; warmeist in denAngaben nicht richtig,imNrtheil(oderBor»

urtheil) über volklich »politische Regungen nicht gerecht. Ohne
Nutzen also fürs Reich; nur neues Blendmittel. Wers braucht^
weiß längst, in welchen Hökerständen es zu finden ist. Hiernicht. Um
keinen Preis der Erde, des Himmels, der Höllenschatzkammern
würde ich süßen Giftstoff verschleißen. Und da dem Amtlosen im
Bereich einer Nation, die in Verhängnißzeit unmündig sein will,
jede Möglichkeit, zurMinderung dräuender Gefahr mitzuwirken^
gesperrt ist, beschränkt er sich heute in die Fortsetzung des (weder
bequemen nochLohn spendenden) Unternehmens, Stimmen aus
der Fremde, leis grollende und gellende, dem Verständniß der nicht
umnebelten Deutschen, die wissen wollen, was draußen ist, was
gedacht, ausgesprochen, angedeutet wird, faßlich zu machen.
Aus der Odette 6e l^usanne: „Schon in der ersten April»
woche waren imBezirkvonVerona mindestenszehn Armeecorps
zusammengezogen, deren Aufgabe sein soll, das Festungviereck
Mantua-Verona-Peschiera-Legnano zu vertheidigen. Inder
selben Gegend waren beträchtliche Fliegerabtheilungen unterge-
bracht und alleVorbereitungeneines grotzenFeldzugesim Gang.
Ende April sollte auch die Schwere Artillerie fertig sein. Im,SecoI«^
wird erzählt,derStatthaltervonIstrien habe, initalischerSprache^
Aufrufe an die Bewohner der austro-italischen Grenzbezirke
drucken lassen, die (heißts darin) geräumt werden sollen; da O ester»
reichs Heer aber den ‚Feind' bald wieder vertreiben werde, solle
dasVolk ruhig bleibenundseinVertrauennichterschüttern lassen.
Marchese Cappelli, einst Minister des Auswärtigen, hat gesagt,
was Italien fordern müsse, könne Oesterreich-Ungarn, ohne sich
selbst zu zerstücken, nicht gewähren; deshalb sei rasche Verständi»
gungItaliens mit derTriple-Entente nöthig.Die deutschen Kon»
suln rathen denn auch ihren Landsleuten zu schleuniger Abreise;
sie wissen recht wohl, daß die Verhandlungen des FürstenBülow
ertraglos bleiben müssen. Auf beiden Seiten sucht man, natürlich
aus völlig verschiedenen Gründen, Zeit zu gewinnen. Professor
Crespi, der seine tzeimath durchreist und viele Abgeordnete ge»
hört hat, meint, um die Maimitte werdeItalien losschlagen. Die
imTessin lebendenOffiziere haben schon denGestellungbefehl er»
halten; die Mannschaft der Panzerschiffe .Kwrsälä' und ,(Ävour°
ist, am Tag der Flaggenverleihung, aufgefordert worden, den
Ruhm desVaterlandes zumehren; und die dreiundachtzig Pfad»

finderabtheilungen(L>«vann!espI«raton)wurdeninRom gemustert.
Dort hat sich ein Ausschuß nicht felddienstfähiger Studenten gebildet, der die Aushilfe in der Verwaltung des Staates und der Gemeinde, die Verwundetenpflege und anderen waffenlosen Kriegsdienst organisiren, den dafür ausgesetzten Sold den Kricgerfamilien überlassen will und dem der Sohn des Ministerpräsidenten Salandra angehört. Freilich ist auch die Stimme Derer, die für die Wahrung derNeutralitätsind, nicht zu überhören. Der Krieg hat dem Handel Italiens Riesengewinne eingebracht. Trieft ist lahm, Marseille zu Unthätigkeit verdammt: also wird in Genua das Geld gescheffelt. Auch in anderen Städten blüht manche Industrie (Automobile) und Italien kann, fo lange es seineArbeiter in den Fabriken läßt, nicht nur den kämpfenden und den neutralen Völkern ungeheure Gütermengen liefern, sondern auch hoffen, sich einen Theil dieser Gelegenheitkundschaft über die Kriegszeit hinaus zu erhalten. Großindustrie und Großkapital bemühen sich deshalb, den einträglichen Zustand vor Störung zu schützen...
InTours sah ich die Lager der deutschen Gefangenen. Schon am Bahnhof hatte ich sechzig auf ihrem Weg an die Arbeit getroffen. Je Vier und Vier; eisengraue Aniform, kleine runde Mütze mit rother Kokarde; sie marschiren gut, werden von sechs Mann, die einSergent führt, bewacht und kümmern sich nicht umdie gaffende Menge. Dann ging ich ins Lager. Der Posten präsentirt dasGcwehrund einschmalerWegführt an dieThüreinesGutsgebäudes. Der große SchlafrauM ist nicht sehr hell, aber behaglich, warm und sauber. An allenWänden Betten. Die Befehle werden von fran» zösischen Offizieren zunächst den deutschenAnteroffizieren gegeben. Einer von ihnen, den ich nach Esfen, Kleidung, Behandlung, Brieffreiheit undAehnlichem frage,antwortet immer: ,Esgeht'.In der Küche herrfcht ein deutscher Koch mit seinem Gehilfen. Beide aus Altona. Die Behandlung sei gut. Manchem schmeckts, Manchem nicht.Ein berlinertzaarschneidersagt,es könnte einBischen mehr zu essen geben; ist aber nicht unzufrieden. Die Arbeit am Eisenbahnkörper vereint französische (ein Drittel) deutschen Soldaten (zwei Drittel) und scheint ein kameradschaftliches Verhältniß geschaffen zu haben. Ich höre keine Beschwerde: auf die Frage nach demWesen des Franzosenheeres dieAntwort: ,DieMannschast ist gut'. Oft den leisen Seufzer über die unzulängliche Nahrung-

menge. Anfangs erhielt jeder Gefangene täglich 250 Gramm
Fleisch; jetzt giebts nur noch 125. Das, wird gesagt, fei nöthig,
damit die Franzosen in Deutschland besser genährt werden; die
Gefangenen sollen die Kostkürzungnach Deutschland melden. Dort
erhält der Gefangene nur 80 Gramm Hackfleisch und 500 Gramm
Brot; hier 750 Gramm Brot und außerdem 50 für die Suppe.
KcinDeutfcher wills glaubenzund doch ists reine Wahrheit. Daß
die Leute hier trotzdem gesund aussehen, erklären sie durch denHin«
weis auf den Lebensmittelzuschuß aus der Heimath. DiePackete
kommen,unversehrt,nach ungefähr vierzehnTagen ««.Nirgends
eine Klage über schlechte Behandlung. Viele sträuben sich gegen
KieVorstellung.dasWohlwollenkönneausmenschlicherGefühls-
regung kommen,und glauben,es sei dieFolge derFurcht vor den
Deutschen, deren Sieg ja gewiß sei. Davon sind Alle fest überzeugt.
Nie hätte ich solche seelischeBereinheitlichungganzerMassen für
möglich gehalten; soll man sie bewundern oder bejammern? Als
dächte in tausend oder abertausend Köpfen einHirn: so ists. Em-
pfindsamkeit, Verstand, Ausdrucksform sind verschieden; doch die
Persönlichkeit ist verschwunden undAlle regirt das Hirn des all»
mächtigen Staates. Vielleicht sind die unsühnbaren Gräuel dieses
Krieges aus derSelbstvergottung derRasse.aus einer religiösen
Leidenschaft zu erklären, die zu jedem Opfer, jeder Grausamkeit
stimmt; die für den Glauben geführten Kriege waren in aller
Geschichte ja die gräßlichsten. Ich habe mit Protestanten, Katho»
liken und Gottlosen, mit Sozialisten, Liberalen, Konservativen,
Dummen und Klugen, Gebildeten und Angebildeten gesprochen:
von der Allmacht und dem Recht des großen Deutschen Reiches
und der Germanenrasse waren Alle unerschütterlich überzeugt.
InDeutschland muß manumErlaubnißbitten.ehemanmiteinem
Gefangenen spricht; hier darf man mit jedem unter vierAugen so
lange reden, wie Beiden beliebt. Auch die angeklebte Warnung
und die Sonderstrafe fehlt hier; das Disziplinargesetz gilt für die
französifchen genau so wie für die deutschen Soldaten, die, ohne
Schwächlichkeit, menschlich, als Menschen, behandelt werden. Ein
junger Sachse blieb steif und fest auf derBehauptung, in Deutsch»
land seien 1700000 französische, in Frankreich nur30000 deutsche
Gefangene; kein Zweifel bringt ihn aus Kiefer Gewißheit. Nur
die Leute, die mindestens eine Weile im Ausland gelebt haben,

find vernünftigem Zweifelzugänglich. EinBadenser, der in Sankt
Moritz Ladenkassirergewesen, bei Notre Dame de Lorette, meinem
mitBlutundLeichentheilen angefüllten Wäldchen, gefangen wor-
den war und gutFranzösifch spricht, ließ mich die ernste Sorge des
Patrioten hören: und schien mir drum menschlicher als seine Ka-
meraden, die sämmtlich nach dem selben Muster geschnitten, un»
nahbar stolz auf ihr unbesiegliches Deutschland sind und doch
stramm stehen, wenn ein Unteroffizier vorübergeht. Ein fran»
zösischer oder ein deutscher: die Ehrfurcht vor der Tresse ist ihnen
eingeboren, der bedingunglose Gehorsam, als die zuverlässigste
aller Tugenden, ihrer Seele eingewurzelt. Daß man die Seele,
nicht den Leib nur, in so starre Zucht zu knebeln vermocht hat, ist
eine dem freien Mann abscheuliche Vorstellung. Diese Masse
hinterläßt den Eindruck großer, aber blinder Macht. Ein an»
deres Lager, das mir gezeigt wird (,weil wir nichts vertuschen
wollen', sagt der Ossizier), ist nicht in so gutem Zustand. Ein gro-
ßes, ummauertes Grundstück; hier und da ein paarBäume; nie«
drige Baracken. Dunkel, aber reinlich und ohne Mißgerüche. Die
Krankenstation ist leer und die Gefangenen, die ich sehe, scheinen
gesund und haben keinen Grund zu Beschwerde. Zwei kräftige
Kerle schöpfen aus dem Brunnen, der zwischen Bäumen steht,
Wasser für die Küche. ,Wie es geht? Nicht gut, nicht schlecht; so
so; man lebt: Das ist dieHauptsache.' Auch ein elsassischer Unter-
offizier, der seit sieben Iahren im deutschen Heer dient und hier
die Aufsicht hat, glaubt an Deutschlands Sieg. ,Die Franzosen
schlagen sich gut,aber dieDeutschen sind furchtbar stark, großartig
vorbereitet und haben Alles berechnet. Ich bin auf deutschem Bo»
den geboren, habe in Deutschland gedient, würde aber auch im
französischen Heer dienen, wenn der Elsaß wieder an Frankreich
fiele. Hoffentlich würde man mir meine Dienstjahre anrechnen.
Ich bin Berufssoldat. Das ist ein ehrliches Gewerbe. DiePflicht
kann sich ändern,muß aberimmererfüllt werden.UnterallenUm-
ständen würde ich meine Pflicht thun.' So haben, im Lauf der
Geschichte, MillionenSöldner gedacht, die sich einemFührer, einer
Fahne verlobt hatten, ohne der Sache nachzufragen, die sie ver-
theidigen sollten. Plötzlich bin ich weltenweit von dem Bürger-
Soldaten, der für seine Erde und Sippe, für Heimund Kinderficht.
DerMann,mit dem ich soeben sprachest wederDeutscher nochFran-

zos, sondern Soldat: er Würde für Frankreich so gut und so gern Wie
für Deutschland kämpfen. Doch unterAllen, die ich sah, war er der
Einzige seines Schlages; die anderen Elsasser sprachen nichtwie er.
Der Briefverkehr ist, natürlich, unterAufsicht. Die Art derCenst»
rung konnte ich nicht prüfen, da aus den eingegangenen Briefen
nichts zu tilgen war. Der Kommandirende General, dermich sehr
freundlich empfing, sagte, daß die gefangenen Krieger nur für die
großen Staats» und Gemeindebetriebe arbeiten, niemals für Pri-
vate; durch diese Begrenzung werde Ausbeutung und Mißbrauch
ausgeschlossen. Alle Behandlungfragen werden von urtheilsfähi»
gen und wohlwollenden Menschen geprüft undMenschlichkeit sei
das höchsteGesetz. Fast jeder Gefangene erhältSold; keiner, aus
begreiflichen Gründen.mehr als fünfzehn Francs im Monat. Wer
aber mehr mitgebracht oder von Haus erhalten hat, muß es im
Kommandanturbureau abgeben und kann davon nach freier Wahl
einkaufen. Er sagt dann, was er haben will, und bezahlt den Lie-
fere? mit einerAnweifung aufseinDepot; kann also mehr Kleider,
Nährmittel und andere Wa are kaufen, als von fünfzehn Francs
möglich wäre." Solche Schilderung durchwandert aufFlügelsoh-
len dieErdfeste.Ist sie irgendwo, uns zuUngunst, falsch Antwor-
tet laut, unzweideutig, schnell, statt das Getuschel fortwirken, fort»
schaden zu lassen... „Im Serbischen Staatsan zeiger fanden wir die
folgendeTodesanzeige, die eine Spartanermutter insLand gehen
ließ: ‚SlobodanP.Iowanowitsch, Unterlieutenant der Infanterie,
wurde am dreißigsten November vor Belgrad verwundet, starb
am ersten Dezember und ruht im tzof derKirche vonMali»Poja«
rewatz. Siebenmal, mein Sohn, habe ich Dich aus Krankheit und
Lebensgefahr errettet. Ich habe Dich behütet und erzogen, bisDu
neunzehn Jahre alt warst und, meinAeltester, Dein Leben für das
Baterland hingeben durftest. Dein Bater wäre, auch wenn ers
erlebt hätte, für den Waffendienst in diesem heiligenKrieg zu alt
gewesen. An seine Stelle bist Du getreten. Hast DeinePslicht ge»
than und Dich geopfert, um zur Befreiung unseres Landes, das
so viel gelitten hat, mitzuwirken. Dein jüngerer Bruder, Deine
Mutter, Deine drei Schwestern werden Dich beweinen. Doch Du
hast Deinen Bater und Deinen Hauptmann Miljutin Petrowitsch,
der nebenDirfiel, wiedergefunden. Wir wissen, daß Du als furcht»
loser tzeld für Serbiens Größe gefallen bist. Wir flehen zu Gott,

Haß er Dir lohne und daß die grausam helmgesuchte Erde der
"Ahnen Dir leicht sei. Deine arme Mutter Wassilia'. Der serbische
Historiker und Staatsrath Kowatschewitsch sprach am Grab seines
einzigen Sohnes, der bei Kumanowo gefallen war und von der
Mutter und fünf Schwestern beweint wurde: ‚Fahre in Frieden
hin, mein Sohn! Ich weine nicht, sondern bin stolz aufDich: denn
Du stiegst zu den Helden auf, die in dichter Millionenschaar, dul»
dend und fallend, Leib und Seele unseres Volkes gerettet haben.
Fahre hin, mein Sohn, und melde den Helden vom Amselfeld,
melde dem Zaren Duschan, dem Zaren Lazar, all den Märtyrern
serbischen Stammes, daßKossowonun gerächt ist'... Indemfünf-
urtddreißig Jahre alten Roman ‚Die fünfhundert Millionen der
Begum'von Jules Verne ist ein Kapitel (das achte), das sich heute
wie Weissagung liest. Dem Kanonenkönig Schultze hat in Stahl»
stadt,nach einem Nachtmahl, das Sauerkraut und Würstchen auf-
tischte, der schweizer Techniker Marcel gesagt, er glaube nicht an
die Möglichkeit deutscher Weltherrschaft und sei überzeugt, daß,
zum Beispiel, die französische Artillerie, weil sie aus stärkerem Er»
findergeist komme, mehr leisten werde als die deutsche. Schultze
gittert von Zorn und entschließt sich, dem Geschäftstheilhaber die
ueuste.bisherverheimlichteErfindungzu zeigen: einBelagerungs-
geschütz, das dreihunderttausend Kilogramm wiegt und dessen
Feuermaul anderthalb Meter breit ist. ‚Aufzwanzigtausend Me-
ter schlägt das Geschoß durch eine Platte von vierzig Zog Dicke wie
durch eine Butterstulle. Mit dieser Kanone kriegenwirs. In Ihrem
Gehirn, lieber Marcel, ist noch ein Bleibsel keltischer Gedanken,
der Ihnen auf die Länge schaden müßte. Recht und Unrecht, Gut
und Böse: Das schwankt je nach derRebereinkunft. Nur die großen
'Naturgesetze haben festeWurzeln. Das Gesetz des Wettkampfes
umsDasein ist so unumstößlich wie das der Schwerkraft. Werver»
künftig ist, schickt sich drein und handelt danach. Hunderttausend
Träumer sind verloren, wenn fünfzigtausend Deutsche mit meiner
Kanone gegen sie vorgehen.' Man hört die Kulturweltlichen...
Für die Kunst war die Beschießung der Kathedrale von Reims das
gräßlichste Ilnglück, das sich erdenken ließ. Ein vollkommenes
. Kunstwerk, dem nirgends ein anderes sich vergleichen kann, ist für
ämmer dahin. Ahnt die Menschheit, was sie verloren hat?"
Journal äe Oeneve: «Am Palmensonntag des Jahres 1815

stand das Serbenvolk, das seit elfIahren um seine Erlösung aus dem Türkenjoch focht, unter demWojwodenMiloschObrenowitsch zu neuem Kampf auf. Kein Leid, keine Enttäuschung hat dentzeldenmuth dieses Volkes gebrochen. Nach den Siegen von 1912 und 13 hoffte es, endlich Ruhe zu finden. DerTag von Sarajewo schreckte es wieder auf. Auf österreichischem Boden, unter den Augen der österreichischen Polizei, hatten österreichische Unter > thanen den Thronfolger getötet: Das wurde der bequeme Vorwand zur Bestrafung Serbiens; für seine Siege, seine heldische Vaterlandliebe, seinen muchigen Entschluß, dem mächtigen, unversöhnlichfeindfäligenNachbardenWeg zu sperren,sollte csgezüchtigt werden. Doch es will lieber sterben als noch einmal in Knechtschaft sinken. Ein Theil des Landes ist verwüstet, der andere nur noch von Weibern und Kindern bewohnt. AlleMänner, Knaben und Greise, stehen, an der Donau, an der Sawe, an der Drina,im Feld; Großväter neben den Enkeln. Unter solchenUmständen feiert das Märtyrervolk das ersteIahrhundcrtsest seiner Freiheit. Der Glanz seiner Siege durchleuchtet dieWeltzseinLeid trägt es stumm und sträubt sich sast gegen die Anerkennung des ge» waltigen Dienstes, den es, nach Jahrhunderten harten Kampfes gegen den Einbruchsversuch asiatischerBarbarenhorden, auch jetzt wiederder Sache desRechtes.derGerechtigkeitgeleistethat, Seine Lssung ist: Lieber Tod als Knechtschaft! In getrostem Vertrauen harrt es aus;und ist drum würdig, an der Seite der größten und civilisirtcsten Völker zu kämpfen ... An Bord des Schiffes, das aus dem Piraeus abdampft, ist ein schottischer Oberst; Führer eines Garderegimentes,Parlamentsmitglied,Adjutant des Königs. In einertzandtasche.die er nie, weder bei Tag noch nachts, nicht einmal bei Tisch, aus seinem Griffbereich läßt, sind Befehle für die Dardanellen-Armee. Groß, schon grau, mit einem Gesicht, in dem unheilbare Trauer sich unzähmbarer Thatkraft gesellt. Er hat den ganzenFeldzug inFrankreich mitgemacht und seinen Sohn dort verloren. Unter dem Bürgerrock trägt er sein Kriegerhemd, das vorn vielfach gestopft ist. Der Krieg, sagt er, ist etwas Fürchterliches. ,Ich habe Dinge gesehen, die ich nie vergessen werde. Und es kann noch lange dauern; über ein Jahr hinaus. Aber wir müssen siegen. Sehen Sie, wie sich Frankreich verändert hat; weil eben doch eine Seele in ihm ist/ Während er diese

Worte sprach, blickte er aufs grau ruhende Meer hinaus. Die wich»
tige Tasche war zwischen seine Füße geklemmt. Und aus seinem
Auge schimmerte so viel Vertrauen und frohe Gewißheit, daß der
Ernste in diefem Augenblick einem Lachenden glich ... Im über»
füllten Saal derReformation hat, am vierten Mai, Herr Füglister
die Verwüstung der Stadt Loewen geschildert. Er macht den Ein»
druck eines redlichen Mannes, den sein Gewissen drängt, für die
Wahrheit zu zeugen und, durch die Darstellung Dessen, was er
gesehen hat, Fälschung zu widerlegen. Er verfügt über Dokumente^
Zeugnisse, Photographien und will die Tage und Nächte des
Schreckens in einemBuch ausführlich beschreiben. Er fordert die
deutsche Regirung auf, Neutralen eine unparteiische Untersuch»
ung zu gestatten und allen Zeugen zu verbürgen, daß ihre Aus»
sage ihnen keinerlei Schaden bringen werde. Mit dem Muth und
der Redlichkeit eines echten Schweizers spricht er aus, was er ge»
hört und gesehen hat; thäte ichs nicht, sagt er, sowareichehrlos."
WastzerrFüglister (einstweilen in allenHauptstädten derSchweiz,
bald aber gewiß auch in denen anderer Länder) erzählt, klingtun»
geheuerlich und müßte, wenn nur einViertel davon alswahr er»
wiesen würde, uns untilgbaren Schaden stiften. Jeder Deutsche
darf hoffen, daß fein Vaterland Schändendes nicht zu verHeim»
lichen hat, und muß deshalb wünschen, daßUnbefangenen (Schwe-
den, Schweizern, Holländern) dieMöglichkeit schrankenloser Un-
tersuchung gewährt werde. Die Presse, nichtnur die uns feindliche,
der ganzen Erde erwähnt den Zeugen Füglister und seine Behaup-
tung, das in Loewen, durch die Schuld deutscher Truppen, Ge-
schehene «verrücke die bisher gekannten Grenzen desGrausens".
Wir dürfen nicht thun, als Halle die Anklage des Schweizers
unserem Ohr vorüber... «Ein Prinz der in Egypten regirenden
Familie, der in diesen Tagen durch die Schweiz reiste, sagte zu
einem unserer Mitarbeiter: ‚Ein Volk, das in Unabhängigkeit
strebt, braucht Volksschulung und wirthschaftlich gesichertes Da-
sein. Das willEngland uns geben. Wir freuen uns seinesSchutzes,
der uns auch gegen uns selbst schützt und allmählich lehrt, wie eine
Nation, ohne zu stolpern,gehen kann. Dieturko-deutscheBedroh»
ung Egyptens? Ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Das
beweisen die Grenzscharmützel deutlich. Die Türken wissen auch
genau, daß Egypten sie kennt, ihrer Herrschaft sich allzu gut er»

innert und keine Gemeinschaft mit ihnen haben will'... Im eng»
lischen Unterhaus hat Sir Edward Grey auf eine Frage geant»
wortct: .Deutschlands Vertreter im Haag haben niemals irgend»
ein Bedenken gegen den Siebenten Artikel ausgesprochen, derben
Neutralen gestattet, den Krieg führenden StaatenWaffen, Mu»
nition, Geräth zu liefern. Deutschland hat selbst von dieser Be»
stimmung Gebrauch gemacht, als es, während des Burenkrieges,
seinen Fabriken erlaubte, Munition nach England zu verkaufen.
<Waffen und Munition soll es, als neutrale Macht, auch den
kämpfenden Balkanvölkern geliefert haben.) Die Regirung der
Vereinigten Staaten hat der Britaniens im Lauf des Krieges nie
Waffen oder Munition geliefert; den Fabrikanten neutraler
Staaten sind solche Geschäfte aber in jedemUmfang erlaubt/ In
seiner Budgetrede fagte der Schatzkanzler Lloyd George:,Der Er-
folg des Krieges ist gewiß; ungewiß nur die Dauer. Währt er noch
ein Jahr, dann brauchen wir, da der Tag im Durchschnitt 2100000
Pfund Sterling (um ein Kleines mehr als in Deutschland) kostet,
1132000000 Pfund, von denen 270000000 durch Steuern ge»
deckt werden können. Wir müssen bezahlen, was wir im Ausland
und was unsere Verbündetenim Britenreich kaufen. Ihnenkönnen
wir große Dienste leisten: die Seeherrschaft wahren, nach und nach
ein dem der Festlandsmächte an Größe gleiches Heer aufstellen
und, wie in der Zeit Bonapartes, den Bundesgenossen die Finanz-
last abnehmen. Das vermag England. Nur darf dieRekrutirung
weder den Ausfuhrhandel noch die Herstellung von Munition
schmälern. Doch wer Alles wägt, findet, daß für die Rekrutirung
noch reichlicher Raum bleibt.' Neue Steuern oder Zölle werden
erst nöthig sein, wenn der Krieg sich noch lange hinzieht."
Herr Gabriele d'Annunzio (in Deutschland einst zu andächtig
gelobt, jetzt, weil sein hitziger Patriotismus nicht in unseren Kram
paßt.viel zu roh geschimpft) in 1^?etite(Zir«näe: «Italien ist,schon
durch seine Lage, zu ähnlicher Einwirkung auf das Werden der
Balkanstaaten berufen, wie sie den Westmächten, Frankreich und
England, auf die Auferstehung Italiens beschieden war. Ueber
die Adria hin wird es die wohlthätigen Strahlen senden, die diesen
angstvoll unruhigen Staaten das Mittagslicht der Civilisation
weben. Der Rumäne, Roms kräftiges, sinnendes Kind, beweist,
daß dieses Geschicksich erfüllen muß. Die Römerstraße war stets die

beste, der römische Ccment haltbarer als jeder andere." Aus I. ttu-
n antte: ‚Die des Sieges sicheren Krieger des Sozialismus sind
bcsserePatrioten als alle Anderen; in hellerBegeisterung eisernste,
sterben siefür dastzeildes Vaterlandes, für dieBefreiungderVöl-
kcr. Morgenwie heute.imFriedenwie imKrieg werden sie kämpfen,
als Soldaten der Republik, der Demokratie, des Sozialismus,
der Arbeitererlösung. Sie wissen, daß die Vernichtung der beut»
schenKaiserei ein wahrhaft revolutionäres Werk istund denBund
selbständiger, friedlicher Völker, die Vereinigten Staaten von
Europavorbereitet.-(Alfo spricht der Genosse Vaillant.) »Italien
wird zuerst den Dreibundvertrag kündigen, dann ein paar Jahr-
gänge mobil machen und Deutschen und Oesterreichern den Krieg
erklären, drittens ein Grünbuch, mit allen zum Verständniß des
Streites nothwendigenAktenstücken veröffentlichen, viertens der
Kammer die Thatsache des Krieges anzeigen und die Gewäh-
rung der Geldmittel fordern. Die trübsälige Miene der Deut-
schenfreunde und Dreibündler zeigt schon deutlich, daß derTodes-
kämpf der Neutralität begonnen hat. Die rumänische Regirung
soll ihren Gesandten angewiesen haben, sich mit der römischen über
den gemeinsam zu wandelnden Weg zu verständigen... Die or»
ganistrten Arbeiter der Französischen Republik haben am ersten
Mai einen Beschluß gefaßt, dessen Hauptsätze lauten: ‚Wir blei»
ben derArbeiterinternationale unerschütterlich treu! Wirfind ge-
gen jede Zerstückung der deutschen Nation, gegenjedegewaltsame
Eroberung, der neuer Völkertotschlag folgen müßte. Weil dieser
Krieg der letzte sein muß, fordern wir: Unantastbare Freiheit der
Völker; Verzicht auf alle geheime Diplomatie; Begrenzung der
Wehrmacht, fpäter völligeAbrüstung; Verpflichtung, jeden Völ-
kerstreit durch Schiedsgericht schlichten zu lassen'." Herr Anatole
France in denpetersburgerNowoski: „Wirhaben den Krieg nicht
gewollt, aber wir führen ihn bis ans Ende und rasten von dieser
grausen, wohlthätigen Arbeit nicht, ehe die deutsche Kriegsmacht
völlig zerstört ist. Wir lieben den Frieden zu sehr.umihnschwäch-
lich, schielend, mit morschen Knochen sehen zu wollen; stark, groß,
edel und dauerbar soll er sein. Ein Verbrecher ist, werFrieden er-
sehnt, ehe die Anterdrückergewalt, die nun ein Halbjahrhundert
auf Europa lastet, ganz und gar zerstampft und des Rechtes hehre
Herrfchaft gesichert ist. Bis dahin hat nur derMund unserer Ka»

nonen ZU sprechen. So viele Helden können nicht vergebens gefallen sein. Unsere Stunde, die Stunde der Gerechtigkeit naht. Die Freiheit selbst kämpft für uns: drum ist derTriumph unserer Sache gewiß.« Der Allverspotter spricht schon wie Victor Hugo. Oberst Barone im Qwrnale 6'ltalia: ,Die Vorbereitung, die uns beimAusbruch dieses ungeahnten Krieges nöthig schien, um dieSchlagkraftunseres Heereszu stärken,istvollendet. Die Mann» schaft und ihr Geist, die Waffen und dieFührer: Alles vereint sich zu ungeheurer, zum Kampf bereiter Macht. Wer anders spricht, ist unwissend oder unwahrhaftig." läea I^s^ionale: „Der Chef unferes Großen Generalstabes, General Cadorna, ist der Sohn Raphaels Cadorna, der im März 1849 nach Mailand geschickt wurde, um dem österreichischen FeldmarschaU Radetzky den Waffenstillstand zu kündigen. Im Jahr 1859warerStabschefdes Generals Cucchiari, dann toskanischerKriegsminister. BeiCustozza focht er nicht mit, führte aber 66 dieVorhut der Armee Cialdinis, die in Eilmärschen den Isonzo erreichen, die Oesterreicheraus dem Grenzbezirk jagen, sich auf Trieft stützen und im Nothfall über die AlpennachWienmarschiren sollte. Er trieb denFeind ausVersa und wollte nach Trieft vorrücken; da Bismarck aber allein mit Oesterreich verhandelte, mußte Italien sich in Waffenstillstand und Friedensschluß bequemen. Im Krimkrieg hat General Raphael Cadorna in einer Front mit Franzosen und Briten gefochten. Er hat auch Frankreichs Waffenrock getragen, den Kabylenkrieg mitgemacht und sich dasKreuz der Ehrenlegion erkämpft.Wunderliche Wiederkunft des Geschehens: der Sohn des Cadorna, der Trieft besetzen sollte, führt heute Italiens Heer. Oi cie Paris: „Victor Emanuel hütet sich, in der Zeit diplomatischerVerhandlung seine persönlicheMeinung auszusprechen. Wer sichaberdesIrredentagefühles erinnert, das der junge König einst freimuthig aussprach, konnte an tiefe Wefensänderung nicht glauben. Neulich hat der König denn auch zu einem Demokraten gesagt: ,Weder mit den deutschen Junkern nochmitdenösterreichischenBetbrüdern konnte ich mein Heer marschiren lassen/Auf die Frage.ob er im Kriegsfall beim General stab, in Bologna, bleiben werde, kam die Antwort: ,DieHerren in Bologna brauchenRuhe für ihreArbeit. Ich gehe mit dem Heer vorwärts. Zelt und Bett sind schon bereit'.*

Der Schutt von Ostia.
W^ielleicht giebt es auf der ganzen Erde keinen Platz, auf dem
eine solche Menge echter griechischer Kunst begraben liegt wie
bei Ostia. Dort wurde nämlich der Schutt abgeladen, den der neun-
tägige Brand der Stadt Rom im Jahre 64 aufgethürmt hatte. Taci-
tus sagt in denlAnnalen: ^.Zur'Aufnahme des Bauschuttes bestimmte
er (Nero) die Sümpfe von Ostia und ordnete an, daß die Schiffe,
die Getreide auf dem Tiber nach der Stadt gebracht hatten, als
Rückfracht den Schutt stromabwärts führten." Man darf sich nun
unter Bauschutt nicht nur werthlose Trümmer denken. Griechen
und Römer liebten nicht, am Alten zu stückeln und zu flicken. Das
Beschädigte warf man weg und setzte Neues an seine Stelle. Wo
Tempel niedergebrannt waren, ließ man die Baureste unbenutzt
liegen und baute auf dem Grunde, der jetzt mit den Kunstfrag-
menten des alten Baues geebnet wurde. Wenn Das für Athen
und Olympia gilt, so galt es erst recht für das Rom der Kaiserzeit,
wo die Bausucht so gewaltige Formen annahm, daß ein Kaiser
die Bauten seines Vorgängers wohl abtragen ließ, um für
seine Baupläne Platz zu schaffen, und wo Reichthum und
Luxus keine Grenzen kannten. In dem Bauschutt, den Nero da-
mals nach dem Riesenbrand wegräumen ließ, um schnell eine
neue Stadt für die in Nothbaracken geborgenen Bürger und Platz
für seine 6«mus aure^ entstehen zu lassen, wurde gewiß ohne
Wahl Alles mit fortgeschleppt, was der Brand zu Boden gestreckt
hatte. Wenn es gelänge, die Stellen bei Ostia wieder zu finden,
wo der Schutt abgeladen wurde: so wäre eine reiche Kunst-Ernte
zu erhoffen. Damals verbrannten das uralte tzeiligthum des Ser-
vius Tullius, der Luna, der „große Altar" und die Kapelle, die der
arkadische Guander dem hilfreichen Herkules geweiht hatte, Au-
mas Königshaus und das tzeiligthum der Vesta mit den Penaten
des römischen Volkes.*) Dazu die durch so diele Siege erworbenen
Kostbarkeiten und Prachtstücke griechischer Kunst. „An wie vieles
Anersetzliche mögen sich mitten in der heutigen Pracht der wieder-
erstehenden Stadt ältere Zeitgenossen noch erinnern!"
Den Umfang des Brandes bezeichnet Tacitus so genau, daß
wir das Gebiet noch mit ziemlicherSicherheitumschreibenkönnen.**)

*) Tacitus nennt vor Allem die altehnvürdigen Kultsiätten; die
Zahl der verwüsteten Gebäude sei nicht festzustellen gewesen,

**) Wir sahen 1888 im berliner Ausstellungpark ein großes Pa-
norama, das diesen Brand sehr anschaulich darstellte; diese Darstellung
war aber nicht ganz richtig, wie Professor Otto Nichter, einer der besten

Er K«ch aus „an dem Theil des Cirkus, der an den palatinischew
und cSlischenBerg grenzt", also unterhalb des später von Severus
erbauten Septizonium in der Nähe des heutigen San Gregorio.
Das Palatium mit der ganzen Umgebung wurde eine Raub der
Flammen; also auch Neros neuer Palast, der mit Kunstschätzen
überladen war. Nero betrachtete den Brand von dem Palast des
Maecenas aus, der nordöstlich von der Brandstätte, auf dem Es<-
quilin lag.*) Nach dieser Richtung nahm auch das Feuer seinen
Weg, das Forum im Wesentlichen und das Kapitol ganz ver-
schonend. Nero gab den Fliehenden in dem Park des Maecenas
eine erste Anterkunft. Andere fanden Zuflucht auf dem Mars-
feld, also im Nordwesten, in den Bauwerken des Agripva, als»
in der Gegend des Pantheon, und in den Parkanlagen des Kaisers
selbst, jenseits vom Tiber, nördlich vom Kastel San Angelo <Mc,Ies
ttscirians). Am sechsten Tag wurde dem Brand im untersten Theil
des Esquilin ein Ziel gesetzt: unter der Stelle, wo jetzt die Kirche
Santa Maria Maggiore steht. Das gelang dadurch^ „daß marr
auf eine gewaltige Strecke hier Gebäude niederlegte." Kaum aber
war man hier des Brandes Herr geworden, als an einem anderen
Ende der Stadt, auf den praecla ^«milians, ein neuer Brand m^t
gleicher Wuth ausbrach. Das war im äußersten Norden der Stadt,
am Monte Pincio. Dort war nach dem Bericht des Tacitus der
Verlust an Menschenleben geringer, um so größer aber der arc
Tempelnund Säulengängen, die zum Vergnügen des Lustwandelns
geschaffen worden waren.**) Von den vierzehn Regionen, in die
Rom getheilt war, „blieben nur vier unversehrt; drei waren bis
auf den Erdboden niedergebrannt, in den übrigen standen nur-
noch wenige beschädigte und halbverbrannte Hausreste aufrecht."
Der zweite Brand hielt drei Tage an. Die gesammte Brandstätte
der neuntägigen Feuersbrunst hatte, wenn Tacitus richtig dar«-
stellt, einen ums Dreifache größeren Nmfang als das Feuer, das
in London 1666 dreizehntausend Gebäude zerstörte.
Ein Vierteljahrtausend lang hatten die Römer ihre Stadt-
mit dem Kunstraub griechischer Städte geschmückt. Welche un°
übersehbare Menge edelster Kunstwerke in dem Brandschutt lagen
und mit ihm in die Sümpfe von Ostia abgeladen wurden, deutet
die Aufzählung von Statuen an, die Plinius in den kunst»
Kenner des alten Rom, in den „Blättern für Architektur und Kunst-
Handwerk" am Bericht des Tacitus nachweisen konnte,
*) Von ihr sah man, wie Horaz singt, nach Westen gewandt,
ganz Rom zu seinen Füßjen, nach der anderen Seite hin die Campagn«^
Der Wind trieb bei diesem zweiten Brand das Feuer vom^
Pincio nach Westen zu, also nach dem Quirin«! und Biminal.

historischen Kapiteln seiner Kist««a naturalis giebt. Wir können
uns von dem Reichthum und der Pracht der in Rom schon da-
mals aufgestellten Kunstwerke kaum noch eine zutreffende Bor«
stellung machen. Rom übertraf an Menge und Schönheit der
Kunstwerke selbst Athen. Wo Plutarch von Rom spricht, geschieht
es immer mit staunender Bewunderung seiner „unvergleichlichen
Herrlichkeit." Auch Strabo, der griechische Geograph, der als Zeit-
genosse des Caesar Rom beschreibt, rühmt die Pracht des Mars-
feldes und seiner Portiken, Haine, Tempel, Theater und Amphi-
theater, all Das so verbunden und herrlich, daß, man geneigt
sei, die Stadt selbst nur als Nebenwerk zu achten. „Betritt man
sie aber, beschreitet das alte Forum und sieht, wie sich Gins an
das Andere reiht, die stolzen Hallen der Basiliken, die Tempel,
das Kapitol und die herrlichen Kunstwerke, die dort und im Pa-
latium und in dem Wandelgang der Livia stehen, dann vergißt
man leicht Alles, was man zuvor gesehen hat." Besonders Agrippa,
der große Staatsmann und Feldherr des Augustus, hatte darauf
gedrungen, daß die römischen Großen ihre Kunstschätze öffentlich
aufstellten. Wir dürfen also vermuthen, daß durch den Brand
Tausende von Säulen, Statuen, Dreifüßen, Altären, Haus-
kapellen und kunsthandwerklichen Arbeiten aller Art zerstört wur-
den; Vieles kann nicht völlig vernichtet, sondern nur zerbrochen
und dadurch für die verwöhnten Römer entwerthet sein. Die hätten
auchauf demAusgvchbungfeld von Olympia nicht einStück desAuf-
bewahrens für Werth erachtet. Uns macht der Abfall noch reich.
Das Kunstverzeichniß des Plinius ist schier unübersehbar;
und doch sind von all den Werken, die er in Rom vorfand, bisher
nur zwei ans Licht gefördert worden: der Laokoon und der Far-
nesifche Stier. Man kann sich auch danach einen ungefähren Be-
griff machen von der Masse Dessen, was zu Grunde gegangen unk
noch nicht wieder gefunden ist. Das Meiste davon darf man frei-
lich nicht in Rom, sondern müßte man eben bei Ostia suchen.
Man würde nichts Unbeschädigtes finden, aber von Werken
des Phidias, Praxiteles, Skopas, Myron sind selbst Torfen und-
Fragmente kostbar. Und wie diel Aufklärung wäre aus alten
Bautrümmern, Inschriften und Hausgeräthen zu erhoffen!
Ich sollte meinen, daß man bei methodischen Nachforschungen,,
unter Beachtung des alten Tiberlaufes, der alten Küste, der geo-
logischen Bedingungen und der bisherigen Anzeichen von Ziegel-
und Schuttlagerungen, die Stellen finden müßte, wo Ausgrabun»
gen mit Aussicht auf Erfolg zu machen wären.
München. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die Zukunft,
West und Ost.
Ueber den Rhein . . .
(August IS
^^ag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.
Nacht und Tag und Tag und Nacht
Ucber den Rhein die lebendige Fracht.
Nur Athemxansen, im Lied keine Lücken,
Der eiserne Sang über allen Brucken,
Tag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.
Und dazwischen die jungen, bellen
Stiinincn hoch oben über den Wellen.
Drunten am Stadtrand, schwarz an dem Ufer
Stehe» Winker und glühende Rufer,
Stehen bis unter den Brückenbogen.
Magen um wagen kommt gezogen,
Thiänen rinnen, Fäuste sich ballen,
Bis die legten Takte verhallen,
Bis der nächste Eiscnzug
Ingcnd^rnte nach Westen trug . . .
Frühnebel steigen ans weiden und Wiesen,
Die tausend Horner Rcvcille bliesen;
Die Sonne drückt draus, der Dunst geht tiefer,
Ulittag liegt auf dem Rcbenschiefer.
Es ruft ans Thürmcn, klingt aus Kapellen,
Fensterreihcn an Klosterzellen
Leuchten golden und leuchten roth,
Sommcrabcnd nm Burgen loht,
Somincrabend versinkt im Blauen,
Blanke Sterne in schwarzsammlcnc Dörfer schauen.
Frühlicht, Goldrcth, Nachtsäivarz ans den Felsen,
Thalab sich die gliedrigcn Schlangen walzen,
Machen linksmn, die dunkeln Kolonnen,
Ucber die Waffer: und sind zerronnen.
Nacht und Tag und Tag und Nacht
Ucber den Rhein die lebendige Fracht.
Schneide Eisenrad Glieder der Schacher!
Häinmcrc Sä'Iag in die Fricdcnsbrccherl
Schwarzes, ruhloses, erzenes Band

West und Ost.
Schnüre das Herz von Engelland I
Tag und Nacht und Nacht und Tag
Rollendes Eisen und Schienenschlag.
Im Regen . . .
Das sind die bösen grauen Schwestern,
Die in den Regenhöhlen spinnen,
Aus dem Gcspinnst ihr graues Linnen
Hinwerfen über Sein und Sinnen,
Die Zukunft fangen und das Gestern.
Und alle Wolken hängen nieder,
wie Totenlaken feucht, und schleifen
Am Boden. Und die Schwestern greifen
Die Kehlen mit den kalten, steifen
Würgfingern, knebelnd wort und Lieder.
In langen, dunkeln Bataillonen
Auf langen, dunklen Straßenbändern
Hinzieht? in feindlich grauen Ländern . . .
Und tote Pferde an den Rändern
Und halboersunkene Kanonen.
Bis Gottes Sonnenschwert mit Strahlen
Den Regen fällt und in die Sümpfe
Reißt das Gespinnft um weidenstümpfe
In grauen Fetzen; Männerrümpfe
Sich straffen bei den Schlachtsignalen.
Da fliehn vom Marschfeld und vom Herde
Daheim die spinnenden Alraunen,
Da sinkt der Feind mit bleichem Staunen,
Sinkt Jericho den Siegsposaunen —
Und tausend Farben hat die Erde.
«ss
In Lyck.
Heiß war die Schlacht,
Kleine wollen mit weißen Flügeln
Jagen noch möwengleich über den Hügeln,
Blei fährt und Eisen tief in den Schacht
Zwischen den Tannen,
In die Thalrinne, mit Menschen gestopft,
Granatstücke hacken, Shrapnellwirbel klopft

Auf Knäuel von Leibern, Rädern, Gespannen . . .
Ein wüthender Strom ohne Bett, ohne Rast,
Nun hat ihn der Sturm in der Flanke gefaßt,
wirft ihn hinaus auf Brachfeld und wiesen,
Muß Alles zerstäuben, z rflattern, zerfließen.
Hochgepeitschte Menschenwellen
Schlagen am Waldrand an, zerschellen.
Noch aus den letzten, hintersten Gräben
Vuillt es hervor, will fliehen und leben,
will nicht ersticken in den Gehäusen,
Drängt heraus aus der Tual . . .
In die Russenknochen fährt das Signal,
Bohrt der Avanciimarsch der Preußen.
Sie kommen keuchend in langer Kette,
Die Kolben hoch, gradeaus die Bayonnette,
Eisen, die zucken und jäh erröthen,
Die Pfeifer lassen die Pickelflöten,
Russengewehrc, vom Boden gegriffen,
In pommerschen Händen: ist auch gepfiffen.
Nur der Trommler hört nicht auf,
Neben dem Hauptmann, im Dauerlauf,
Sturmlied geklopft, bis das Kalbfell rei^t.
Bis das Blut von den Fingern schweißt.
Da ist kein Entnnnen . . .
Baumlange Kerle, Sibirier, Tataren
Heben die Hände hoch in Schaars«,
Halber von Sinnen.
Regimenter liegen zu Boden gehetzt,
Batterien in Stücke zerfetzt,
Schwadronen ohne Pferde, athemlos vom Laufen.
Preußischer Landsturm macht Vrdnung im Haufen,
Tellermützen schwanken in endlosen Reihn;
Rückwärts geht es nach Lyck hinein.
Im Licht des Mittags Hub es an,
Immer Sechs und Sechs und Mann an Mann;
Und trabt durch die Nacht der dunkle Haus
Und hört am andern Mittag nicht auf.
Und da war es, in Lyck.
Tausende kommen noch immer gefangen
Und deutsche Soldaten vom Schlachtfeld zurück,
Rothe Rinnen auf Stirnen und Wangen,
Verwundete werden hereingefahren,
Leuchtende, blaffe Helden auf Bahren
Getragen. Und Aerzte und Brdonnanzen,
Und grenzwärts Ulanen mit flatternden Lanzen.
Und da war es, in Lyck.

vor den Häusern am Marktplatz, geschwärzt vom Brand
Im Menschenbrodem der Kaiser stand,
An einer Fahne haftet fein Blick,
Die Seide durchlöchert von Kugelspnr,
Der Träger in zerfetzter Montur,
Hinter dem Träger das Bataillon.
Va klingt ein Kommando, ein kurzer Ton,
Da reißt es die totmüden Knochen zusammen
Und die Kerle stehen in Flammen.
Lins — Zwei, Lins — Zwei
Und Augen rechts und stramm vorbei
Und Mann an Mann, immer Sechs und Sechs
Und der Preußenmarsch Fridericus Rex.
Lins — Zwei, Lins — Zwei
Nnd kerzengrade jede Reih',
Der Luß sich senkt, der Fuß sich hebt,
Der Marktplatz dröhnt, die Straße bebt,
Lins — Snxi, Lins — Zwei:
Und dann ein Halt und ein einziger Schrei,
Lin Schrei, wie wenn Lisen auf Lisen springt,
Lin Schrei, wie flügge Falten schrein,
Ueber Felszacken im Morgenschein.
Dann Liner fängt an und singt,
Lin Thor braust auf wie Grgelglanz,
Von Siegern „Heil Dir im Siegerkranz!"
Die Hand am Helm der Kaiser steht
Und dankt ihnen all .. .
Im Wind die zerschossene Fahne weht.
Und er heißt sie liebe Kameraden , . .
Links und rechts ziehn die grauen Schwaden
Gefangener Russen, Durch Schnee und Pfützen
Stapfen sie, Fellköxfe und Tellermützen;
Lin Flüstern geht durch die endlose Heerde,
Lin Staunen und des verstehen? Gebcrde.
'Liner sagt voll Bitterkeit:
„Der Kaiser! So nah! Und der Zar so weit!"
weiter wälzt sich die dunkle Fluth
Trüb durch brennender Dörfer Gluth,
Herzen in Ketten, Beelen in Schlingen,
Die kein Sklave je zerreißt,
Ueber gesenkten Häuptern kreist
Jubel der Freien mit Falkenschwingen . . .
Dresden. Julius Ferdinand wollf.

Englands Seeraub.
(Nach alten Familienpapieren und Akten.)
as tzandlunghaus Hinrich Dultz S Söhne in Altona, am Ende
des achtzehnten Jahrhunderts als Rhedereikontor für eigene
Rechnung in Ansehen, verlor für sich und seine Mitinteressenten 1807
und 1808 im Krieg Englands gegen Dänemark das Gesammtvermögen
an Schiffen und Ladungen: Clt, 90«5«,12. Das ist die,Verlust-
angabe nach einer in allen Einzelheiten sorgsamen Aufstellung aus
dem Juni 1836. Sechs Schiffe kamen in Frage:
1. Margaretha (groß 148 Commerz. Lasten),
2. Konferenzrath von Aspern (IWV2 C. L.),
3. Schiff Grönland (grönländisch) (153V2 C. L.),
4. Schiff Delphin (grönländisch) (65 C. L.),
5. das Kauffahrteischiff Metta und Mathilda (118 C. L.),
6. das Kauffahrteischiff Sophia Amalia (61 C. L.).
Sämmtlichc Schiffe kehrten nach reichem Walfischfang aus Grönland
zurück. Nach Aussage und schriftlicher gewissenhafter Berechnung
einiger Schiffsmannschaft und Fluthküper betrug der sehr reichliche
Fang des Jahres 1807
für Margaretha Ct. 98108
für Konferenzrath von Aspern 127 S«0
für Grönland 106129
für Delphin 9210«,
also der Betrag für die Ladung der vier Schiffe Ct. 423 837
Hinzu kommen noch die Kauffahrteischiffe Metta und Mathilda
und Sophia Amalia. Der buchmäßigen Berechnung der Schiffe und
Inventarien nach ihrem Werth folgt die Feststellung, wann und wo
die Schiffe angehalten wurden und in welche feindliche Häfen sie ge-
schleppt worden sind.
Diesen: Bericht schließt sich auch eine Darstellung der zu Anrecht
von den Engländern vorgenommenen Prise an, aus dem hier Einiges
verzeichnet werden mag. „Alle Schiffe sind lange vor der Kriegs-
erklärung Englands gegen Dänemark und vor der Ausgabe von
Kaperbriefen auch alle von englischen Kriegsschiffen genommen. Es
heißt auch expreß in den Kondemnation-Akten: ‚Das Schiff N. N. ist
angehalten worden vor der Elbe von Seiner Majestät Fregatte Que°
deck Ld Visc. Falkland, darauf nach Plymouth gebracht und nachher
in Folge ausgebrochenen Krieges gegen Dänemark Seiner Majestät
als rechtmäßige Prise zugesprochen."' Wie die Pässe wörtlich 1807
lauteten, können wir nicht mehr genau bestimmen, da sie natürlich
mit den Schiffen und Schiffspapieren genommen uud der englischen
Admiralität übergeben wurden. (Dort sind sie auch, wie aus dem
Schreiben eines londoner Rechtsanwalts hervorgeht, aufgefunden wor-
den.) Von 1805 haben wxr die Abschrift eines solchen Passes, der

lautet: „Das Schiff N. N., Eommandeur N. N., dem Handlunghaus
Hinrich Dultz S Söhne zugehörend, kann von der Elbe ungeachtet der
Blockade frei aus- und einsegeln. Es wird Seiner Majestät Schiffen
befohlen, solches Schiff nicht allein unmolestirt zu lassen, sondern es
in vorkommenden Fällen zu schützen." Trotzdem, heißts in dem Be-
richt, sind solche Schiffe mit solchen Pässen an Bord ohne vorherge-
gangene Warnung, ja, wie wir gehört haben, ohne ausdrücklichen Be-
fehl, angehalten, mehrere Tage vor der Elbe bewacht und dann nach
England gebracht worden.
Als die Mannschaft endlich entlassen wurde und nach Hause kam,
sagte sie in der Verklarung: „Die Offiziere und Mannschaft der Fre-
gatte Quebeck haben versichert, daß Dänemark mit England in Frie-
den, aber von den Franzosen Holstein besetzt sei, deshalb scheine der
Schutz nothwendig." Der Bericht sagt darüber: „Schöne Lügen k
Wenn Das vors Parlament käme!" Wahrscheinlich hat Dieses die
Furcht gethan, heißts dann weiter. Denn nach der Aussage derMann-
schaft lagen sie mehrere Tage hart Bord an Bord mit vier unserer
Grönlandschiffe, zwei oder drei glückstädterSchiffen und einem bremer.
Die Mannschaften waren täglich mit den englischen Matrosen zusam-
men. Sie sagten, Lord Falkland habe höchstens sechsunddreißig Mann
an Bord gehabt und die übrige Besatzung sei stets in Booten aufs
Watt kommandirt gewesen. Hätten nun unsere Mannschaften gewußt,
daß sie ihr Eigenthum verlieren und in Gefangenschaft wandern soll-
ten, dann hätten sie, als die Stärkeren, sich befreit und selbst die eng-
lische Fregatte in die Elbe eingebracht.
Ein Schlußsatz des Berichtes mag noch besonders hervorgehoben
werden. „Wir bemerken noch, daß von unserer Regirung (Dänemark)
in dem scheußlichen Krieg aller Verkehr mit England, alle Korrespon-
denz gesetzlich sogar bei Lebensstrafe, verboten war. Wir konnten
also nichts unternehmen und sind deshalb auch nicht den juristischen
Formen vor und bei der Kondemnation der Schiffe verfallen. Uebri-
gens ist diese betrübliche Sache auch immerfort ministeriell und pri-
vatim, so viel wir vermochten, betrieben worden; aber vors eng-
lische Parlament, wie viele Freunde uns riethen, konnten wir sie der
großen Kosten wegen nicht bringen."
Ferner liegt die Abschrift eines Briefes an die Herren Vorsteher
der Löblichen Kommerzirenden Gesellschaft in Altona, die Herren
Wannholz und Sommer, vom neunten Dezember 183?t vor, unter-
zeichnet von L., M. A. Brammer, vormals Associs der Firma Hinrich
Dultz S Söhne. Darin wird gesagt, daß seit dem Frieden immer wieder
ministeriell und privatim beim englischen Gouvernement Ersatz ge-
fordert worden ist; leider ohne Erfolg. Ein Theil der Mannschaft,
Kommandeur, Steuermann und die Partfahrer von vier der Firma
Dultz gehörenden Schiffen, hat sein Geld von der englischen Regirung
nach guter Taxe erhalten. Dabei handelte sichs wohl nur um die
Löhne und geringe Antheile, die den Schiffsmannschaften und Par-

tenfahrern als Abschlagszahlung zugestanden wurden. Der Brief fährt fort: „Die vor Ausbruch des Kriegs von Engländern unrechtmäßig vor de? Elbe aufgebrachten Schiffe und Ladungen wurden dabei nicht freigegeben bezw. durch Entschädigung ausgezahlt. Im Gegentheil hatte das englische Ministerium im September 183Ä den englischen Unterthanen, die durch dänische Kondemnation Verluste nachweisen konnten, mit dem Erlös seiner Prisen entschädigt, das dänischer Unterthanen Eigenthum derzeit eingebracht hatte. Durch mehrmalige persönliche Audienzen bei Seiner Majestät dem König von Dänemark und auch bei dem verstorbenen Minister Grafen von Schimmelmann wurde der frühere Mitinhaber der Firma Dultz unterrichtet, ,dafz vor Iahren diese unglückliche Reklamation-Sache von der Regirung betrieben ward und daß damals in Uebereinkunft bereits der gegenseitige Verlust durch holländische Kommissare taxirt worden und folgendes Resultat herausgebracht ist. Der Verlust dänischer Unterthanen durch englische Wegnahme habe 22 Millionen holländischer Gulden und durch Wegnahme von dänischer Seite 6 Millionen holländischer Gulden betragen." Diese Taxe ist von dem Minister Grafen von Schimmelmann als Bevollmächtigtem des Königs angenommen worden. Der englische Minister habe sich nicht zur Kompensation und Auszahlung von 1XZ Millionen verstehen wollen. Wohl nicht mit Unrecht beruft man sich, auf den Grundsatz, daß Privateigenthum, sofern es nicht unter Kriegscontrebande fällt, geachtet zu werden verdient, nicht aber geraubt werden darf.

Ein kleiner Staat wie Dänemark erfüllte in ähnlichen Fällen seine Pflicht redlich; England, im Bewußtsein seiner Seeherrschaft, ßand solche Ehrlichkeit nicht nöthig, sondern nahm /das Privateigenthum fremder Kaufleute in Besitz und hielt sich daran schadlos. Deshalb sah sich das Handlunghaus Hinrich Dultz L Söhne im Jahr 1809 gezwungen, seine Firma gänzlich zu liquidiren.

Wie dieser Familie erging es natürlich auch anderen, die sich durch Fleiß Wohlstand erworben hatten. Handlunghäuser in Kopenhagen und Flensburg mußten die Hoffnung begraben, jemals auch nur einen Theil des Verlorenen wiederzusehen.

In einer Eingabe an den König von Dänemark, die von denGeschädigten durch ein besonders dazu erwähltes Komitee jüberreicht wurde, hieß es: „Lange, ehe England, am vierten November 1807, Dänemark den Krieg erklärt hatte, lange, ehe der Admiral Gambier und der General Eathcart ihre Proklamation im August 1807 erließen, hatten die Engländer begonnen, dänische Handelsschiffe aufzubringen und mit Embargo zu belegen, wodurch gegen 300 in den verschiedenen englischen Häfen zurückbehalten wurden. Alle diese Schiffe mit ihren Ladungen wurden kondemnirt. Der dänische Handelsstand litt dabei den ungeheuren Verlust von fast 1500 000 Pfund Sterling-
Die Kondemnation streitet gegen das Völkerrecht und England,wüiü>e den dänischen Unterthanen ihren Verlust wiedererstattet haben, wenn

die englische Regirung sich 1814 zu den selben gerechten Grundsätzen bekannt hätte, wozu sie sich im Frieden zu Aachen bekannte." Offen« bar war diese Eingabe der letzte Versuch, wenigstens für einen Theil der Verluste von der dänischen Regirung Ersatz zu erhalten, nachdem England abgelehnt hatte, zu bezahlen.

Das kleineDänemark mußte sich imKielerFrieden denBedingungen Englands fügen und zufrieden sein, daß es nicht auch noch die auf eine halbe Million Pfund geschätzten englischen Verluste zurück-» zuerstatten hatte. Von einem Ausgleich im Sinn der früher erwähnten holländischen Taxe ist keine Rede mehr. England verzichtet auf eine halbe uud gewinnt dabei eine ganze Million Pfund Sterling.

Die „Evening Mail" vom vierten Juni 1836 bringt einen Artikel über die Reklamation dänischen Eigenthums. Darin heißt es: «Die Sache der dänischen Reklamanten soll, wie es scheint, noch einmal, hoffentlich zum letzten Mal, vor das Parlament gebracht werden. Man darf nicht vergessen, daß diese Forderungen in drei verschiedene Klassen eingetheilt sind, nämlich Buch-Schulden, Güter, die auf dem Lande konfiszirt, und Schiffe und Ladungen, die in einem Hafen oder in der Ostsee genommen wurden. Den Reklamanten der ersten Klasse ist durch die Einwilligung des Parlaments in letzter Sitzung Vergütung gewodren und Herr Spring Rice hat zur Schadloshaltung der zweiten Klasse die Summe von 78 000 Pfund bewilligt; aber er verweigert der dritten Klasse Ersatz, weil ,die Wegnahme nach Kriegsrecht und Gebrauch, wie er bei allen Nationen Europas gilt, geschehen sei.' Ausgezeichnete Rechtsgelehrte sind aber der Meinung, daß die Nmstände, unter denen die Verluste erlitten wurden, nicht die Auslegung zulassen, welche die Treasurh ihnen beizulegen bemüht sei, daß im Gegentheil aller übliche Kriegsfug und Kriegsbrauch verletzt wurde. Eine andere Entschuldigung, kaum der Erwähnung Werth, ist, daß die Bewilligung des Schadensersatzes ein gefährliches Beispiel (für die Zukunft) sein würde. Offenbar ist es die Pflicht der Regirung, beim Ausbruch eines Angriffskrieges, den sie selbst veranlaßt«, so weit es in ihrer Macht steht, für die Entschädigung der eigenen Nnterthanen, die durch solchen Angriff Schaden erleiden, zu sorgen. Gerechtigkeit und Billigkeit fordern gerade hier, wo die Regirung große Summen erlangte, Entschädigung zu gewähren, besonders, weil zu dem Geldverlust in vielen Fällen noch das Leid der Gefangenschaft kam. Hätte Herr Spring Rice die Gerechtigkeit auf seiner Seite, dann wäre seine Sorge für Pfunde und Schillinge zu loben. Nun aber muß er seinen Widerstand aufgeben."

Dieser Artikel hatte den Antrag im Parlament nicht schlecht vorbereitet; er war wohl vom Rechtsgelehrten inspirivt, vielleicht von Leuten, die die Sache der dänischen Reklamanten zu vertreten hatten. Aeber die Parlamentssitzung, in der die Entscheidung fiel, heißt es im hamburgischen Korrespondenten vom dreiundzwanzigsten Juli 1836: ,,In der Freitagsitzung beantragte Mr. Clay, daß die Bittschrift der

Individuen, welche durch die von Seiten der dänischen Regirung im
Jahr 1807 veranstaltete Konfiskation zu Schaden gekommen, an einen
Ausschuß gehe. Nachdem er sich über die berühmte Expedition nach
Kopenhagen verbreitet, namentlich über die, wie er sich ausdrückte,"
»friedliche Wegnahme' der dänischen Flotte, schien er sich zu wundern,
daß der damalige Befehlshaber von Kopenhagen England als imKriegs-
zustand mit Dänemark befindlich angesehen und demnach die Konfis-
kation alles englischen Eigenthums angeordnet habe. Erst im Jahr
1834 gelang es den Beth«i!igten, ihren Forderungen Eingang zu der-
schaffen. Sie wurden in drei Klassen eingetheilt. Die erste, Buchschul-
den enthaltend, wurde zu 125 000, die zweite, ausgeladene Güter, zu
78000 Pfund-Sterling angeschlagen. Die dritte Klasse, konfiszirte
Schiffe und Ladungen, wurde abgewiesen; und auf weitere Beschwerde
erklärte das Schatzamt im Oktober des vorigen Jahres, die Konfis-
kation von Schiffen und Ladungen in Häfen und auf der See sei dem
Kriegsgebrauch gemäß und die Bewilligung einer Entschädigung würde
ein gefährliches Präzedens bilden. Nun aber sei den Betheiligten nie»
mals bekannt geworden, daß England Krieg gegen Dänemark führte.
Als die Flotte vor Kopenhagen erschien, sei noch keine Feindsäligkeit
von der dänischen Regirung begangen worden. Auch sei das wegge-
nommene englische Eigenthum im Pergleich mit dem dänischen, das
drei bis vier Millionen Pfund Sterling betrage, sehr unbedeutend
und die Entschädigung eine Sache der Nationalehre und Gerechtig-
keit. Ferner behauptete er, die Wegnahme der dänischen Schiffe sei
eine Raubhandlung Englands gewesen. Der Kanzler der Schatzkam»
mer bedauerte, daß seine gebieterische Pflicht als Ministers der Krone
die Abweisung der Forderungen vorschreibe, weil das Prinzip der!
Anerkennung die bedenklichsten Folgen in kommerzieller und diplo-
matischer Beziehung haben könne. Aus seiner Rede ergab sich, daß die
Forderungen für Schiffe und Ladungen nur 6341 Pfund betragen;
die beiden anderen Klassen sind entschädigt worden. Auch berief er
sich auf die Ansicht der jetzigen Kronjuristen, ohne sich auf Gerechtig-
keit oder Ungerechtigkeit der Feindsäligkeiten einlassen zu wollen.
Denn sei ein Krieg einmal begonnen, so sei Völker- und Kriegs-
recht das selbe. Es wurde für und wider das Prinzip gestritten. Die
Herren Hume und O'Connel hofften,dasHaus würde ein so schändliches
Plünderungsystem nicht billigen; ähnliche Vorgänge bildeten noch
kein Völkerrecht und die Praxis sei nicht immer Gesetz. Mr. Goul»
burn, früher Kanzler der Schatzkammer, wies aber darauf hin, daß,
wenn man alles auf hoher See Genommene, weil Rheder und Eigen-
thümer von der Kriegserklärung noch nichts wußten, ersetzen wollte,
Englands ganzer Reichthum dazu nicht genügen würde. Der Antrag
wurde mit 59 gegen 51 Stimmen verworfen."

War damals England nicht von dem selben Geist beherrscht, der
<s noch heute regirt?

Hamburg, Emil Kullberg.

Ein Heldentod.*)

ancioulle war ein bewundernswerther Possenreißer und gehörte beinahe zu den Freunden des Fürsten. Aber auf Leute, die sich von Beruf ider Komik widmen, üben die ernsten Dinge eine unselige Anziehungskraft aus, und wie wunderlich es erscheinen mag, daß, sich Vaterland- und Freiheitgedanken despotisch eines Koinoediantengehirnes bemächtigen: Fancioulle gerieth eines Tages in die Verschwörung einiger unzufriedenen Edelleute.

Es giebt überall brave Leute, die der Regirung jene gallsüchtig veranlagten Individuen hinterbringen, welche die Fürsten absetzen und eine Gesellschaft umwälzen wollen, ohne sie zu befragen. Die in Rede stehenden Herren, unter ihnen auch Fancioulle, wurden festgenommen und zu einem gewissen Tode verurtheilt.

Ich glaube gern, daß, der Fürst ganz böse ward, seinen Liebling-Lonroedianten unter den Rebellen zu finden. Der Fürst war weder besser noch schlimmer, als andere zu sein pflegen; aber eine übertriebene Empfindlichkeit machte ihn in vielen Fällen grausamer und willkürlicher als alle seinesgleichen. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Schönen Künste, übrigens ein ausgezeichneter Kenner, doch auch ein unersättlicher Lüstling; ziemlich gleichgiltig gegen die Menschen und die Moral, selbst ein wirklicher Künstler, kannte er leinen gefährlicheren Feind als die Langeweile. Und die seltsamen Anstrengnngen, die er machte, um diesem Weltthrannen zu entfliehen oder ihn zu besiegen, würden ihm von einem strengen Geschichtschreiber gewiß den Beinamen eines „Nngeheuers" eingetragen haben, wenn er in seinem Reich Anderes zu schreiben erlaubt hätte, als was der Freude und dem Rausch, einer der süßesten Formen der Freude, diente. Das groheUnglück diesesFürsten war, daß er niemals einen genügend großen Spielraum für sein Genie besaß. Es giebt junge Neros, die in zu engen Grenzen ersticken und deren Namen und guten Willen die künftigen Jahrhunderte niemals erfahren. Die unvorsichtige Vorsehung gab ihnen größere Fähigkeiten als Staaten.

Plötzlich lief das Gerücht um, der Herrscher wolle alle Verschworenen begnadigen; und der Grund dieses Gerüchtes war die Ankündung einer großen Vorstellung, bei der Fancioulle eine seiner größten und besten Rollen spielen sollte und bei der, sagte man, sogar die verurteilten Edelleute mitwirken sollten; ein offenes Zeichen, fügten die oberflächlichen Geister hinzu, daß der beleidigte Fürst edle Absichten hege. Bei einem eben so natürlich wie bewußt excentrischen Manne war Alles möglich, selbst die Tugend, selbst die Milde, besonders, wenn er

*) Aus Baudelaires „Gedichten in Prosa", die Herr Camill Hoffmann, ein Dichter den Dichter, übersetzt hat und im Inselverlag erscheinen läßt. Der Schöpfer der ,,?Isurs gu ins!" wird im Spiegel dieser Prosa nicht kleiner; und doch ist sie in Deutschland unbekannt geblieben,

hoffen konnte, unerwartete Genüsse dabei zu finden. Aber für Die-
jenigen, die, wie ich, in die Tiefen dieser seltsamen und kranken Seele
dringen konnten, war es viel wahrscheinlicher, daßi der Fürst über die
szenischen Talente eines dem Tod geweihten Menschen urtheilen wolle.
Er wollte die Gelegenheit benutzen, um ein physiologisches Experiment
von großem Interesse zu machen und zu erforschen, wie weit die ge
wohnlichen Fähigkeiten eines Künstlers durch dieauszergewöhnlicheLage,
in die er geräth, geändert oder entstellt werden könnengab es in seiner
Seele außerdem eine von Milde mehr oder minder geleitete Absicht?
Das ist ein Punkt, der niemals klar werden konnte.
Als endlich der große Tag gekommen war, entfaltete der kleine
Hof seine ganze Prachtund es wäre für Den, der es nicht gesehen hat,
schwer, zu fassen, was die bevorrechteten Stände eines kleinen Staates
mit ihren beschränkten Mitteln an Pracht bei einer währen Feierlich-
keit zu zeigen vermögen. Diese war doppelt wahr, nicht nur durch den
Zauber des ausgestellten Prunkes, sondern auch durch das sich hinzu-
fügende moralische und geheimnihvolle Interesse,
Fancioulle trat besonders in stummen oder wortkargen Rollen
hervor, die oft die wichtigsten in jenen Feendramen sind, deren Gegen-
stand ist, das Geheimniß des Lebens bildlich vorzuführen. Er trat leicht
und mit einer vollendeten "Ungezwungenheit auf die Bühne, was dazu
beitrug, bei den vornehmen Zuschauern den Gedanken an Gnade und
Vergebung zu befestigen.
Wenn man von einem Schauspieler sagt: „Das ist ein guter
Schauspieler", so bedient man sich einer Formel, die ausspricht, daß
sich an der Stelle der Persönlichkeit noch der Schauspieler, Das heißt:
die Kunst, der Aufschwung, der Wille, denken lasse. Nun, wenn ein
Komoediant im Verhältniß, zu der von ihm dargestellten Persönlichkeit
Das sein sollte, was die besten antiken, wunderbar beseelten, lebenden,
sehenden Statuen im Verhältniß zu der allgemeinen und wirren Idee
der Schönheit sind, so war hier ein einziger und gänzlich nnvorherge-
sehener Fall. Fancioulle war an jenem Abend eine vollendete Ideali
sirung, so daß. es unmöglich war, sich nicht eine lebendige, mögliche,
wirkliche zu denken. Dieser Possenreißer kam, ging, lachte, weinte,
krümmte sich, mit einer unzerstörbaren Aureole um das Haupt, einer
nur mir allein sichtbaren Aureole, in der sich in seltsamer Verbindung
die Strahlen der Kunst und des Märthrerthums mischten. Fancioulle
trieb, ich weiß nicht, mit welcher besonderen, göttlichen und übernatür-
lichen Anmuth, die ungewöhnlichsten Possen. Meine Feder zittert und
Thränen einer immerwährenden Rührung steigen mir in die Augen,
während ich den unvergeßlichen Abend zu schildern versuche. Fancioulle
bewies mir auf eine entscheidende, unwiderlegbare Art, daß, der Kunst-
rausch mehr als irgendein anderer geeignet ist, die Entsetzen eines Ab
grundes zu verschleiern; daß, der Genius am Rande des Grabes mit
einer Freude, die ihn das Grab zu sehen hindert, Komoedie spielen
kann, ihn, der sich ja in einem Paradies befindet, das keinen Gedanken
an ein Grab oder einen Untergang zuläßt.

Das ganze, so übersättigte und möglichst leichtfertige Publikum
unterlag bald dem allvermögenden Zwange des Künstlers. Niemand
träumte mehr von Tod und Trauer und auch nicht von Hinrichtung.
Jeder ergab sich, ohne sich zu beunruhigen, den erhöhten Genüssen, die
der Anblick eines Meisterwerkes der lebendigen Kunst bietet. Die Aus-
brüche der Freude und der Bewunderung ließen das Gewölbe des Hiu-
ses immer wieder mit der Heftigkeit eines ununterbrochenen Donners
erbeben. Der Fürst selbst fiel berauscht in den Beifall des Hofes ein.
Dennoch war für ein klar sehende Auge sein Rausch nicht unge-
mischt. Fühlte er sich besiegt in seiner Despotenmacht? Erniedrigt in
feiner Kunst, die Herzen zu entsetzen und die Geister zu lähmen? Am
seine Hoffnungen gebracht, in seinen Vermuthungen verhöhnt? Solche
nicht genau gerechtfertigte, aber gewiß nicht unberechtigte Gedanken
kreuzten meinen Geist, während ich das Antlitz, des Fürsten beobachtete,
ans dem sich unaufhörlich eine neue Blässe zu der gewöhnlichen hinzu-
gesellte, wie Schnee zu Schnee sich gesellt. Seine Lippen schlössen sich
immer enger jund enger und seine Augen erglühten von einem inneren,
dem des Neides und des Hasses ähnlichen Feuer, selbst dann, wenn er
ostentativ dem Talent seines alten Freundes, des seltsamen Possen
reißers, der den Tod so trefflich narrte, Beifall klatschte. In einem
Augenblick sah ichSeine Hoheit sich zu Kinem Keinen, hinter ihm stehen-
den Pagen beugen und ihm Etwas ins Ohr flüstern. Der schelmische
Gesichtsausdruck des hübschen Kindes wurde von einem Lächeln erhellt;
und dann verließ, es lebhaft die fürstliche Loge, wie um sich eines drin-
gendes Auftrages zu entledigen.
Einige Minuten später unterbrach ein scharfer, langer Pfiff Fan
cioulle in einem seiner besten Augenblicke und zerriß mit einem Mal
Aller Ohren und Herzen. Und von dem Platz, des Saales, von wo diese
unerwartete Mißbilligung erschallt war, stürzte sich ein Kind mit er-
sticktem Lachen in den Korridor,
Aufgerüttelt, geweckt aus seinem Traum, schloß Fancioulle zu-
erst die Augen, öffnete sie dann fast sogleich, maßlos vergrößert, wieder,
öffnete den Mund, wie um krampfhaft Athem zu holen, schwankte ein
Wenig nach vorn, ein Wenig nach hinten und fiel dann starr und tot
zu Boden.
Hatte der wie ein Schwertstreich schnelle Pfiff den Henker Wohl ge-
täuscht? Hatte der Fürst selbst die mörderische Wirkung seiner List vor-
ausgesehen? Min darf daran zwoifeln. Beklagte er seinen theuren
und unvergleichlichen Freund Fancioulle? Es ist süß, und sogar be-
rechtigt, Dies zu glauben.
Die schuldigen Edelleute hatten zum letzten Mal bei einem Schau-
spiel mitgewirkt; in der selben Nacht wurden sie hingerichtet.
Seit dieser Zeit kamen manche mit Recht geschätzte Mimen ver-
schiedener Länder an den Hof, um vor dem Fürsten zu spielen; aber
keiner von ihnen vermochte das hohe Talent Fancioulles zurückzurufen
noch die Gunst zu gewinnen, die dem Einzigen gewährt worden war,
Charles Baudelaire.

Börse.

W^ie berliner Börse ist seit Ende Juli 1914 geschlossen. Nicht das Börsenhaus; in dem ist täglich Versammlung. Nur: einen amtlich beaufsichtigten Handel und offizielle Kurse darf es nicht geben. Das letzte Kursblatt, mit dem Datum des dreißigsten Juli 191Ä, wird als Reliquie aufbewahrt. Aber die Mannen von der Spreeburg schlafen nicht wie Barbarossa im Untersberg. Wer in ihren Kreis tritt, findet kein stummes Geschlecht. Wohl hallen die kräftigen Männertöne der Rufer im Kursstreit nicht, wie in Friedenstagen, von den Mauern Wider; aber schließlich ists einerlei, ob Kurse gemurmelt oder gebrüllt werden. Sie werden genannt; Börsenpapiere werden umgesetzt. Daß in Berlin dieser „freie Verkehr" sich immer weiter gedehnt, einen von Woche zu Woche größeren Effektenkreis umschlossen hat, wird als ermunterndes Zeichen regen Geschäftstriebes angesehen. Der Spekulant hat ein so zähes Leb en wie irgendein Wesen d er Protozoenwelt. Nur wird er nicht von der Luft satt. Um zu verhindern, daß ein Massenangebot das Kapital allzu sehr entwerthe, hat man die Verkaufsmöglichkeiten eingeengt. Nur das „Streben nach oben" stößt in der Zeit des Börsenhandels ohne Kurszettel nicht an Schranken. Soll man diese Verkehrsform dulden, legitimiren oder verbieten? Die Strengen, denen die Börse der Auswuchs moderner Geschäftstechnik scheint, verlangen, daß die Händler aus dem Hitzigtempel getrieben werden. Klügere meinen, die Börse habe gezeigt, daß sie auch im Krieg möglich und nützlich sei; was London, Paris, Newhork sich ungefährdet leisten konnte, dürfe Berlin ohne Zögern wagen. Einstweilen bleibt es, wie es seit Monaten war. Wer die Börsenräume schließt, drängt die Geschäftlustigen auf die Straße oder ins Kaffeehaus. Und Winkelbörsen taugen nicht in die deutsche Volkswirthschaft. Mit der Vertreibung aus dem Börsenparadies wäre gar nichts erreicht. Die Bankiers könnten in ihren Kontoren für die Wünsche der Kundschaft sorgen; und es gäbe genug willige Zwischenträger, die alle Preise von Mund zu Ohr brächten. Und was würden die „unbefangenen" Wirthschaftkritiker in London und Paris sagen, wenn in den Zeitungen plötzlich nichts mehr von der Börse stünde! „Völliger Zusammenbruch der deutschen Wirthschaft": mindestens. Zwar leben und sterben wir nicht von Dem, was die Feinde sagen; doch ists nicht nöthig, ihrer Phantasie nachzuhelfen. Soll also der amtliche Handel wiederhergestellt werden? Wer die Frage bejaht, muß ganz sicher sein, daß der erste Kurszettel nicht das Zeichen zum Ausverkauf geben wird. So lange das Ende des Krieges ungewiß ist, möchtenKleinmüthige gern jede Möglichkeit benutzen, ihren Effektenbesitz zu versilbern. Sie lauern sehnsüchtig auf die Wiedereröffnung der Börse, um Hals über Kopf zu verkaufen. Und Keiner weiß, wie solche Abgabe wirken und ob die neue Käuferschaar stark genug sein wird, um den Strom zu dämmen. In den Darlehnskassen liegen Wechselpapiere,

die, als Pfänder, die Darlehnskassenscheine sichern. Die Beleihung ist auf der Grundlage eines bestimmten Kurses erfolgt. Der muß ungeschmälert bleiben, damit die Kassen nicht gezwungen sind, von ihren Schuldnern Nachschüsse zu fordern. Auch Das wäre noch kein Unglück. Nur eine unnöthige Gelegenheit zu vermeidbaren Kommentaren. Wenn nun viele Effekten verkauft werden, so können gerade die Papiere, welche die Kassen beliehen haben, sich entwerthen. Das ist nicht gewiß, aber möglich. Gäbe es etwas ungünstigere Schlachtberichte, dann geriethe vielleicht der ganze Kursbau ins Wanken. „Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen." Je breiter der Kreis der Börsengeschäfte, desto größer die Nervosität. Diese Gefahr schwindet, sobald das Endergebniß des Krieges sichtbar geworden ist. Noch darf man nicht rathen, den amtlichen Kurszettel zum Spiegel aller Stimmungen und Verstimmungen zu machen. Denn noch naht das Ende nicht. Der freie Verkehr schließt Ultimogeschäfte aus. Die sind ohne amtlichen Kurs nicht denkbar. Was umgesetzt wird, muß bar bezahlt werden. Die großen Banken und Bankfirmen, die der Stempelvereinigung angehören, halten sich an den Beschluß, daß jetzt das Börsengeschäft ruhe. In den Depositenkassen werden deshalb Aufträge für Kauf oder Verkauf von Werthpapieren nicht angenommen. Und trotzdem werden Effekten umgesetzt? Die Vermittler dieses Handels sind die kleineren Bankiers, die sonst gegen die Aktienbanken nicht aufkommen konnten. Der Kriegsgott war ihnen gnädig. Sie sind frei nnd dürfen handeln. Muth zeiget auch der Spekulant. Das Börsenhaus ist offen, Zeit hat man im Ueberfluß und die märchenhaften Reichthümer, die den Heereslieferanten nachgesagt wurden, reizten die Phantasie. Am Meisten, natürlich, die Waffenaktien. Das waren zwar schwere Kanonen, manche hinter uneinnehmbarer Schutzwehr; aber einzelne Stücke kamen doch ins Rollen und konnten aufgefangen werden. Da nur wenige umgesetzt wurden, stand der wachsenden Nachfrage ein kleines Angebot gegenüber; nnd dieses Mißverhältnis; förderte den Kurs. Aus erfolgreichen, durch weithin sichtbare Kurssteigerung lockenden Spekulantengeschäften entwickelte sich ein ansehnlicher Handel; denn die Zahl der beachteten Papiere wurde immer höher getrieben und die Menge der Käufer wuchs. Nach den Aktien der Waffen- und Munitionfabriken kamen die der Chemischen Industrie, der Bergwerke und Hütten, sogar der Schiffahrt, deren Schicksal noch in undurchsichtigen Wolken schwebt. Die wiedererwachte Neigung zu Aktien läßt sich nicht wegreden. Für die Stücke sorgt der Bankier, der an Geschäften gut verdient und deshalb die in den Banken liegenden „geschobenen" Effekten nach und nach einzulösen vermag. Das gilt nur für Papiere, aus denen ein Kursgewinn liegt; noch also für die Minderzahl. Viele Aktien blieben bon der Kriegskonjunktur unberührt, weil nicht jedes gewerbliche Unternehmen für die Heeresverwaltung arbeiten kann. Engagements, deren Lösung Verlust brächte, weil der Kurs sich nicht erholen konnte,

bleiben unerledigt; und der Börsenvorstand setzt in jedem Mo not
den Preis für das Prolongationgeld fest. Der Abbau dieser schroe-
ibenden Börsenverpflichtungen ist, durch das Steigen gewisser Kurse
und die Einlösung bestimmter Papiere, erleichtert worden. Die Summe
der noch bestehenden Engagements, die Ende 1914 auf rund 300 Mil-
lionen Mark geschätzt wurde, hat sich also verringert. Nur einmal
hat der Börsenvorstand die Zahlung eines Nachschusses (5 Prozent)
durch die Geldschuldner angeordnet. Im letzten Oktober. Seitdem!
ist für den Abbau nur geschehen, was die EntWickelung des freien
Verkehrs mit sich brachte. Und mit diesem Ergebnis; darf man zu-
frieden sein. Neulich erwog der Börsenvorstand eine neue Abschlags«
Zahlung; kam aber zu keinem Tntschluß. Daraus ist zu folgern, daß
ihm die Angelegenheit nicht dringlich schien. Für die Papiere, deren
Werth sich seit Ende Juli 1914 gebessert hat, ist sie ohnehin erledigt.
Bei den anderen Effekten würde aber die Nachzahlung nicht mehr
Schwierigkeit machen als die 5 Prozent im Oktober, da die Bankiers
seitdem bares Geld eingenommen haben. Und die Kundschaft, die
zuletzt für die Zahlungen aufkommen muß, ist im Wesentlichen auch
nicht ärmer geworden. Den Banken bringt die Thätigkeit der ver-
mittelnden Bankiers eine Umwandlung von weniger liquiden Ver-
mögensposten in bares Geld; die Bankleiter können ihre Effekten-
portefeuilles erleichtern, ohne sich direkt an den Geschäften zu be-
theiligen. Auf den Großbankthronen im Börsensaal langweilen sich
ein paar Angestellte; von den Königen wird nur selten einer sicht-
bar (und auch dann nur als harmloser Spazirgänger). Börsenkurse
werden nicht veröffentlicht. Den Preisen fehlt der Rechtsgrund. Es
ist wie bei den Aktien ohne Börsennotiz, für die jeder Bankier einen
Kurs, zn dem er kauft und verkauft, nennen kann. Die Freiheit ist
zugleich Willkür. Doch wird ja Niemand gezwungen, mitzuhandeln.
Daß der amtlich nicht anerkannte Handel manchen Nutzen ge-
stiftet hat, ist durch den Erfolg der Kriegsanleihen bewiesen worden.
Das Publikum hätte von einer Kursbewegung nichts erfahren, wenn
die Börse nicht gewesen wäre. Da wurde die Nachfrage für die An-
leihe erster Ausgabe sichtbar; und das Publikum konnte das Klettern
des Kurses beobachten. Auf den Erfolg der zweiten Emission darf
die Börse sich berufen. Auch für den Handel mit ausländischemGeld
sind die Zusammenkünfte der Bankiers wichtig. Man braucht nicht
immer Kurse zu nennen; ein großer Theil der fremden Devisen er-
freut sich eines unverdienten, nur in äußeren Umständen wurzelnden
Vortheils. Die Börse hat die Beschaffung ausländischer Zahlungmittel
eben so erleichtert wie den Verkauf ausländischer Effekten an neutrale
Plätze. Den Vereinigten Staaten, Holland und der Schweiz brachte
der Erwerb ihrer eigenen oder anderer Werthpapiere aus deutschem
Besitz schon durch den ungleichen Kurs des ^Geldes einen Gewinn.
Deutschland aber erhöhte seinen Bestand an Barmitteln und dadurch
die Leistungfähigkeit für die finanziellen Ansprüche des Krieges.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardcn in Rerli,,, -
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pak « Garleb S. m, b, tz in Berlin,

IS. Wai l!>15.
Die ZnK»»st.
becZsrfjeclereines^uten Konversäti«nslexiKonsmitl^än6Kg.rten. Vi7iremp>
felilen claner allen Lesern 6er „^ukunkt" vsrmstens clie ^nscKsrkunAvon
VennerN
I^onversattons Lexikon
»«rsasKeKsd«» von ?r»k. vr. L ve»»«r«
unt. ^vlitvirKunZ von ffackgelekrten, u. a. Sek, «»t pr«k vr. Seren<lt,
prok. Dr. V. Sieverb, Prot, vr liinze!, Sek. ^U8ti/r»t ?r«k. vr lorn usv.
rsled Illumlsrt mit viele« Krdlgen
7»KIi> uiicl iMcktskteo,
I.exil!c,npspier in ersikiassiger ^us-
ist lür die t.cser suf 12 kest°
SS Vls^Ir ?u sieben Kommt, Oamir
virci, ct esesbervor-
suc^K ^zeU I» on»t!
^»lungen^von^ ^
enigebrn w «>n viril, Kitten, «en
untenstekenllen Se«tell,vlis!n »us?u-
Hillen »u«uscknei6en u eln^usenilen.
^n clen
SunKversiniI
Lie^kriec! Immanuel
Ssrlm «i, Ssbslsbsrgef 8tr. S.
leb bestelle Kiermit
Ilonverssti««« I^exiKo»
von pi-ol. vr, n. Dendert
in 3 Usingen K 12 «. ^3v «,
legen l»on»t«r»Ien von «. S —.
Ort: StrsKe:
Die nocb nickt vo>lde?sKIten Länge
bleiben Eigentum <les LucKverssngs,
— örküllungsort Lerlin.

Kg>, Proust Mwi«e g, wnern. — Kgl,
^ «iL Kriegsminisie ium K, preug,
Kultusministerium - Kg Siicbs, i«i„,sler,
, es Kultus us«. — KgV «iir!i, »I „lsler,
rl Kirclien- u, 8e«ul«ese„s — Kgi, «ürtt,
üvsng. Konsislor um, — broö er^, ö«ll.
?»ni>en,ielenl«usengtnerlle>in»ngen
ilruelle» »ir n»ek5leI»ZiiS i«ei »K:
Uein Lcbluöurteil gebt ciskin, clai!
Dennen's X«nvcrsäti«ns-I.exil<on zNes übci-
Kastor Sperling, Vörmüi?,
Oennert's Konversi>tions-I,ex!I<«n bat
nenten, velciie ciurck micb gas b?-
«ie »uck NsnclverKerAeKSren, sing miige,,,^
orgentlicn. Immln,
Usg.-Tlvil-öupernumerar,

Nr, 38.
LSrsenverKeKr im Kriege.
— Die Zukunft. —

Äerrliche Ostertage waren der Waterkant um das liebliche Trave»
münde herum beschieden Sie bestätigten von neuem die alten Eindrücke,
daß ein Aufenthalt in Travemünde zu den schönsten Reiseerinnerungen
auch der verwöhnten Welttrotter gehört. Äierzu kommt, daß Trave»
mündes Lage derart ist, daß seine Gäste auch die Abendstunden in Licht
und Äelligkeit genießen dürfen, ein Vorzug, den es mit nur wenigen Ost-
seebädern 1915 teilen wird. Die rührige Kurverwaltung hat auch diesmal
alles getan, den Aufenthalt behaglich zu gestalten. Altbekannte Äotels sowie
für Ruheliebende die Pension Daheim sorgen für bequeme, allen An-
forderungen gerecht werdende Unterkunft. Welttrotter.*)

in Travemünde.
') Siehe »Zukunft- der Jahrgänge XXI und XXII.

Berlin, den 2Z. Mai 1915.
Kennst Du das Land?
zwanzigsten Mai 1882 wurde der Vertrag unterzeichnet,
WW der das junge Königreich Italien dem deutsch-österreichischen
Bund einknüpfte. Nach zehnjähriger Vorarbeit; in der freilich
Zange Pausen entstanden waren. Durch fühlbare Begünstigung
des italischen Einungstrebens und durch oft wiederholten Hinweis
aufItaliens Erbanfpruch inAdria undMittelmeer hatte Bismarck
für die Stunde derAuseinandersetzung mit Frankreich die Neu»
tralität der Römer erwirkt; wie Großbntaniens durch den Ent»
schluh, keinen deutschenKrleger.nicht einmal einen verwundeten,
auf den Boden Belgiens gelangen zu lassen, den Louis Napoleon
für sich und sein eFranzosen begehrte. An Mazzini, der Nordafrika
<lls den Erbtheilseines Volkesforderte.schriebderPreuße: «Ver»
wandte können das Mittelmeer nicht unter einander theilen. Die
Herrschaft über dieses Meer gebührt Italien, dessen Küsten dort
nmsDoppelte länger als Frankreichs sind. Marseille undToulon
ckönnen sich mit Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Ankona, Ve»
nedig, Triest nicht vergleichen. Italiens Minister müssen stets an
dieAufgabe denken, ihremLande dietzerrschaft über dasMittel»
meer zu sichern." So spricht er im Jahr des Krieges gegenOester-
?eich; und nennt Triest eine italische Hafenstadt. Die erste Frucht
dieses Staatsmannsmühens, das Gelände unvermeidlichenKrie-

ges vor störendem Einbruch zu schützen, ist die Römerstimmung, die 1870 hindert, daß Frankreichs Wunsch, an seiner Ostgrenze mindestens ein italisches Armeecorps gegen Deutschland aufmar» schiren zu sehen, erfüllt wird. Nach dem Krieg ist Italien, dessen Theilstaaten dem Wink des Franzosenkaisers gehorcht haben und dessen König das von Louis Napoleon erpreßte Wort, nicht nach Rom zu gehen, gebrochen hat, ohne Großmachtstütze; seit dem Tag von Lissa ohne Flotte und bald auch mit so lockerem Heeres ver» band, daß an einen Waffengang nicht zu denken ist. In Wien (von Andrassy) und in Berlin (vonBismarck) hören 1873 die Minister Minghetti und Msconli»Venosta, die den zweiten Victor Ema» nuel an die Höfe begleiten, die Andeutung des Wunsches nach in» timer Verständigung: kommen aber, schon weil sie die Thür nach Frankreich nicht sperren wollen, über unverbindliches Gespräch nicht hinaus.Bald danach werden dieStimmenschriller.die denRuf nach rascher Befreiung der unerlösten Stammesgenossen (»Itaiis irreäenw«) durch das Stiefelland schicken. Südtirol, Görz,Istrien> Trieft, Dalmatien sollen den tzabsburg»Lothringern genommen» dem Vaterland einverleibt werden; leiser klingt der Schrei grimmi» ger Sehnsucht nach Malta, Korsika, Nizza und dem Schweizerin» tonTessin. Wien wird unruhig. Graf Wimpffen, der Botschafter Oesterreich-Nngarns,bittetinRomdieRegirung,dieIrredentisten des Gesetzes Härte fühlenzu lassen. Fehlt derWille oder die Kraft? Nach Franz Josephs Gegenbesuch in Venedig schwillt die Schaar der Feinde Oesterreichs. Schon wird ein Zug Freiwilliger nach Dalmatien vorbereitet; wüthet in Trieft und Ragusa die Polizei; tuschelt man vom «Abbruch des diplomatischen Verkehres ".Graf Robilant möchte aus Wien auf langenUrlaub gehen und Oester» reichs römische Botschafterwohnung bleibt eine Weile leer. Dann zieht,im Februar 1877,Barontzaymerle ein. Noch aber wird der Himmel nicht Heller. Andrassy hört, Italien habe sich mit Rußland über Balkanfragen verständigt; hört, daß es für Montenegro ein» tritt: und wittert die Vorbereitung italischenUebergriffesnachAl» banien, den Oesterreich-Ungarn niemals, «unter keinen Ilmstän- den, weil sichs um eine Lebensfrage handelt", dulden dürfe. Ein Konsulatsbeamter und der Militärbevollmächtigte Italiens wer» den in Wien derSpionage geziehen. Russo-türkischerKrieg. Prä» sidentschaftkrisis (Mac Mahon) in Paris. Keine Zeit fürItalien.

Das aber willFühler ausstrecken. Wie denken die Großmächte sich
die Neugestaltung der Besitzrechte auf dem Balkan? Kammer»
Präsident Crispi wird auf dieRundreise geschickt.Offizieller Auf»
trag: zu erkunden, ob ein internationales Gesetz möglich sei, das
die Rechte des Bürgers im Ausland ordne; geheimer: zu sehen,
zu hören, zu riechen, zu schmecken, was in Europa werden wolle.
Im September ist er in Gastein bei Bismarck, dem ihn Kaudell,
als klugen Patrioten, empfohlen hat. »Wenn Italien von Frank-
reich angegriffen wird, würde ich rathen, ihm beizustehen. Mit
Oesterreich möchte ich befreundet bleiben; meine tzauptsorge ist, es
in gutem Verhältniß zu Rußland zu erhalten. Sie, Herr Crispi,
fürchten, daß Rußland den Oesterreichern dieBesetzungBosniens
und der Herzegowina angeboten habe oder noch anbieten werde?"
»Ja; und dieser Besetzung könnten wir nicht ruhig zusehen. Wir
sind auf der Ostalpenseite ohne Grenzschutz und, wenn Oesterreich
seineStellung an derAdria stärkt, jedem Einbruch ausgeliefert."
»Ich wiederhole, daß ich mit Oesterreich befreundet bleiben möchte.
In Feindschaft würden wir nur gezwungen, wenn Oesterreich die
polnischeBewegungförderte. Ein neues katholisches Reich an un-
serer Grenze, ein neues Polenreich dort:Das gehtnicht.Das wäre
ein Frankreich im Norden, der natürliche Bundesgenosse jedes
Franzosenstaates; und würde den Verlust preußischer Landes»
theile bedingen. Wir können nicht aus Danzig und Posen, nicht
auf die Flußmündungen in die Oftsee verzichten und nach Ruß»
land hin eine noch weiter offene Grenze haben. Bosnienaberund
die ganze Orientfrage berührt kein deutsches Interesse. Sollte
Oesterreich Bosnien besetzen, dann mag Italien für sich Albanien
oder ein anderes Türkengebiet an derAdria nehmen. Ich würde
bedauern,wennSie mitWiennichtinOrdnungkämen; abereinen
Krieg würden wir für keins der beiden Reiche führen." Eine Pro-
vinz an derAdria, antwortet Crispi, »genügt uns nicht; wir brau»
chen einen Grenzschutz nach Ost: sonst kann Oesterreich, wanns ihm
beliebt,aus seinenAlpen in unser Land einfallen." Aus München
schreibt er an den Ministerpräsidenten Depretis: »Bismarck ist
bereit, über ein Bündniß zu verhandeln, das uns gegen franzö»
fischen Angriff sichert. Ein Bündniß gegen Oesterreich willernicht.
Die Orientfrage berühre kein deutsches Interesse. Er sagte: Nch»
men Sie sichAlbanien!"In Berlin laden dieReichstagsmitgliedcr

den Kollegen aus Rom zum Ehrenmahl und rühmen in Tischreden
die Nützlichkeit deutsch'italischerVerbündung. Am vierundzwan-
zigsten September sieht Crispi, in Berlin, den Kanzler noch ein»
mal. Das selbe Ergebnitz wie in Gastein: gegen Frankreich, nicht
cegen Oesterreich. «Suchen Sie Andrassy auf; ich habe ihm ge»
sagt, daß dieAnnezionBosniens Ihnen unangenehm wäre. Der
Papst? Den habt Ihr so in Watte gewickelt, daß man ihn nicht
tresfen kann." Ehe Crispi nach London geht, bittet Depretis ihn,
dort zu betonen, daß in Italien kein vernünftiger Mensch an ein
Bündnitz mit Oesterreich denke. In Wien seufzt Robilant: »hier
istAlles uns feindlich. Weil wir dasTrento undIllyrienfüruns
begehren, bleibt der nationale Hader in diesen Gebieten wach. So
sagtman hier; und behauptet, die Habsburgische Monarchie könne
in Lebensgefahr kommen, wenn wir alles von Italern bewohnte
Land, das sie jetzt besitzt, von ihr fordern. Andrassy antwortet auf
jede dahin tastende Frage, die Monarchie sei zur Entscheidung
durch die Waffen bereit." So rauh bürstet inBudapestseineRede
nicht über die Fragen des Gastes hin. »Nicht die Sprache allein
bestimmt die Nationalität; auch Bodenbeschaffenheit undWirth»
schaftzustand wirken mit. In Trieft würden Sie am Tag nach Ihrem
Einzug verwünscht: Sie könnten sich dort nicht halten. Mit der
Grammatik ist Politik nicht zu machen. Ich will Freundschaft mit
Italien und frage nicht, ob in der Presse oder den Parlamenten
Anderes verlangt wird. Ein austro°italischer Handelsvertrag ist
möglich: hat mit Politik nichts zu thun. Mit dem Orient wird der
Kongreß sich beschäftigen." Kein Wort über Bosnien und Adria.
Der Berliner Kongreß giebt den Oesterreichern Bosnien (das
Rutzland ihnen schon inReichstadtzugesagt hat); trögt denFran»
zosen, von Bismarck und D'Israeli, den Rath ein, nach Tunis zu
gehen; und entläßt Italien, das durch Corti schlecht vertreten ist,
ohnejede Bescherung. DerAthemderGaribaldisbläst denWillen
zurErlösung derIrrecienw zu weithin loderndenFlamme auf. Me»
notti, der älteste Sohn des Führers der »Tausend", die Sizilien
erobert haben, wirbt Kämpfer für die Befreiung Triests und des
Trents. Und der mit dem Lombardengroll gegen Oesterreich auf»
gesäugteMinisterpräsidentCairoli scheint demIrredentismus so
hold, daß der wiener Generalstab in Südtirol Truppen sammelt.
DasBuch.ItälicäelZes« (von dem Baron tzaymerle, der, alsBru»

der des Botschafters, Militärbevollmächtigter in Rom gewesen
war) ruft den Italern zu, nur ein Oesterreich, das sich selbst dem
Tod nah fühle, werde fremder Forderung ein Stück feines Bo»
dens räumen. Die schroffe Absage schürt den Brennstoff. Beim
Begräbnis; des Generals Avezzana, der dem Irredentistenbund
vorgescssen hat, werden die Quasten des Bahrtuches von zwei
Ministern, einemNnterstaatssekretärund dem Abgeordneten Im»
briani, dem wildesten Feind Oesterreichs, gehalten. Der höchste
Fiebergrad ist erreicht; wird aus der Krisis nun Krieg? Nein.
Am zwölften Mai 1881 schließt Frankreich (Ministerpräsident:
Ferry, Auswärtiges:Barthelemy°Saint-tzilaire) mit dem über»
rumpeltenBey von Tunis denVertragvonKassar-Saidzam neun-
ten Oktober ziehen seine Truppen in Tunis ein. »Nur, um die un-
botmäßigen Stämme inGehorsam zu zwingen." Nie, höhnt Crispi,
„werden sie freiwillig wieder abziehen; jedes Blatt der Weltge»
schichte warnt vor solcher Selbsttäuschung." England stimmt der
Dehnung französischen Kolonialbesitzes zu: weil ein Italien, das,
außer Sardinien, Sizilien und dem Inselchen Pantellaria, das
Kap Bon undBiserta.beherrscht, dasOstbecken des Mittelmeeres
sperren.mindestens dentzandelsverkehr mit demOrient erschweren
könnte; weilBritenvorsicht wünschen muß,daß inTunis eineandere
Macht gebiete als in Palermo. Zornig wendet Italien sich von
derFranzösischenRepublik ab.Wohin? Cairoli hat die VerHand«
lungen mit dem Deutschen Reich lässig geführt und hätte sie, trotz
der Mahnung feines Sekretärs Maffei und des Deutschen Bot-
schafters Keudell, am Liebsten ganz aufgegeben, daBismarck ihm
sagen ließ.vonRom müsse er überWien nach Berlin reisen. »Zu-
erst Verständigung mit Oesterreich; dann mit uns." Das schmeckt
bitter. Doch Italien ist einsam. Und tzaymerle, Andrassys Nach-
folger am wienerBallhausplatz, betheuert, daß erweder an Alba»
nien noch an Saloniki denke, den Status quo in Südosteuropa er-
haltenwolle und den Italern Tripolitanien und sogar Kreta gönne
(das Zar Alexander für Griechenland fordert). Am zwanzigsten
Mai 1882 knotet Italien sich dem deutsch-österreichischen Bund
ein, der noch nicht dreiIahre alt ist. ImAugust wird in Trieft eine
Verschwörung entdeckt, deren Ziel war, denKaiserFranz Joseph
zu töten. Der Plan wird vor der Ausführung vereitelt und Ober»
dank.der eine Bombe werfen follte,hingerichtet.Er ist Oesterreicher,

wie dieMörderFranzFerdinands,ist,wieste,vondei Fanatikern
der Stammesheimath inWuth gehetzt worden. Aus dem Mord»
plan von 188? wird aber weder eine Drohnote noch Krieg.
Um, als frommer Katholik, das Gefühl des Papstes zu scho-
nen, warFranzIoseph, nach dem Antrittsbesuch des Königs Am»
berto, nicht nach Rom gekommen. Eine junge Dynastie muß ihr
Ansehen ängstlich wahren. Weil auch Kaiser Wilhelm, im sechs»
undachtzigstenLebensjahr.nichtbis an denTiber reisen kann und
die Vertretung durch den Kronprinzen nicht genügt, gehtUmberto
nicht nach Berlin. Der Geheimbund hat die Luft nicht, wie dem
Feuer heimlicher Liebe nachgerühmt wird, zu wärmen vermocht.
Die Irredentisten wähnen sich verpflichtet, unter jedem Mond von
Trieft und Trient, von Görz und Ragusa zu reden. Die Folge ist,
daß Wien und Budapest (Taaffe undTtsza) sich den Italern kühl
zeigen und daß Bismarck des Bundes nicht froh wird. Wenn die
Genossen einander mißtrauen, ist Oesterreich im Fall russischen
Angriffes nicht des Nachbars in Südwest sicher: und ihm diese
Sicherheit zu schaffen und der Gefahr italo-slawischer Verständi-
gung vorzubeugen, war doch der Hauptzweck der Anknüpfung ge-
wesen. Wie sind die Römer den Russen zu entfremden? Wenn
England, dessen Einladung, nach Egypten mitzugehen, Mancinis
Blindheit abgelehnt hat, sich ihnen wieder inniger befreundet,
trennt es sie von dem nordischen Versucher. Robilant möchte, nun
als Minister (seit dem Herbst 1885), die Verträge mitBerlin und
Wien erneuen und zugleich mit nützlicherem Inhalt füllen. Schutz
der italischen Interessen im Mittelmeer? Den kannBismarck nicht
gewähren; doch vielleicht von England erwirken. Am ersten Fe-
bruar 1887 besucht er den Botschafter Sir Edward Malet. »Sie
wollen, eben so wie wir, denFrieden erhalten. Dafür müssen Sie
aber auch Etwas thunzbleiben Sie derFestlandspolitikganz fern,
dann giebts kein dauerndes Gleichgewicht der Kräfte. Wir ha-
ben ein ziemlich loses Abkommen mit Italien, ziehen daraus aber
keinen rechten Nutzen, wenn des Partners Küsten bedroht sind
und er nicht weiß, ob er sein Heer, dessen Vormarsch die befestig-
ten Alpenpäsfe hindern, in jeder Stunde zu Schiff an den Feind
bringen kann. Als möglichen Feind betrachte ich jetzt nur Frank-
reich, das ja nicht nur an Elfaß°Lothringen, fondern auch an
Egypten noch denkt. Diese Sehnsucht könnten wir fördern; auch

die russische nach dem Bosporus und den Dardanellen. Solche
Wege würde ich aber nur im Nothfall betreten. Lieber wäre mir,
wenn Sie dem König von Italien im Mittelmeer seine Rechte
verbürgten und dadurch eine Desensivstellung stärkten, die auch
Ihnen, gegen unruhige Elemente in Frankreich und Rußland,
Vorlheil verheißt. Oeffentliche Meinung? Die macht man. Die
entsteht aus allerleiFlüßchen, deren breitesten jede geschickte Re»
girung beherrscht." Neunzehn Tage danach wird der Dreibund
erneut. Noch im selben Jahr (der Bulgarenwirren) verständigen
England, Oesterreich-Angarn und Italien sich über die BeHand»
lung der nächsten Orientprobleme. Bismarck telegraphirt an den
Ministerpräsidenten Crispi:» Die Aehnlichkeit unserer Geschichte,
unserer nationalen Wünsche und der Gefahren, die uns drohen
können, hat zwischen unseren Ländern eine Interessengemeinschaft
geschaffen, hie mir die Borbedingung eines natür lichen und dauer-
haften Bündnisses zu sein scheint." In Friedrichsruh sagt er zu
dem Gast (der eine Militärkonvention und die Zusage milden Ver»
fahrens gegen die österreichischenItaliener heimbringen möchte):
«Ueber Orienlfragen müssen Sie mit dem Grafen Kalnoky einig
werden. Wir sind da nur die Nachhut unserer Verbündeten. Die
Hauptsache ist für Sie ein gutes Verhältniß zu England." Im
Sommer 1889 wird inRom erzählt, Frankreich, das durch denZoll-
ikrieg, den Kolonialhader und durch Crispis Neigung zu Deutsch-
land verärgert ist, wolle Italien zu Land und, von Toulon und
Algier aus, zu See überfallen. Bismarck, dems derAbgeordnete
<!ucci inVarzin meldet, glaubt dem Gerücht nicht. »Wer heutzu»
tage einen Krieg mit einem räuberischen Neberfall beginnt, wird
von der ganzen civilistrtenWelt geächtet. So wahnsinnig sind die
Leute inParis doch nicht. Das wäre: ^inis QMae; und nicht, wie
1870, mit fünfMilliarden abgethan. FängtFrankreich an, so haben
wir England für uns. Ich habe mit besonderer Freude gesehen,
wie sorgsam und klug Herr Crispi, einerlei, ob Whig oder Tory
regirte, sich um das Wohlwollen Englands bemüht hat. Das brau»
chen Sie." So lange es währt, ist der Dreibund fest. Und lockert
fich schnell in der dunklen Keimzeit anglo-deutschen Haders.
Manche Schicksalswende war geworden, seit, am Tag von
Hastings,der für Preußen der Tag von tzochkirch und von Jena,
für England derTodestag Wellingtons werden sollte, unfer schon

vom Dämmern der kaunitzischen Koalition bedrohter König Fritz
an Karl vonBraunschweig über die britischen Diplomaten schrieb:
»DieseLeute wollen, daß ich Frankreich an dieLuft setze und mich
an den Ruhm sättige, ihr tzannoverland gerettet zu haben, das
mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie find
Narren und von lächerlicherAnmaßung." Friedrich kannte zwar
nichtalle Winkeldeutscher Geschichte, hatteaber in seinen Archiven
einen Theil der Akten, die Ranke, Droysen und Treitschke später
benutzten, und wußte wenigstens, was in seinem Jahrhundert
geschehen war. Weshalb hatte Deutschland imRastatterFrieden
den Elsaß nicht wiedergewonnen? Weil England nicht wollte;
weil Queen Anne, KingGeorge und ihrBiscountStanhope (der
schon früh von der spät erst gelungenen Versöhnung Frankreichs
träumte) sich mit der utrechter Anerkennung ihrer Rechte auf die
tzudsonbai, Neufundland und Neuschottland begnügten und,nur
um dem armen deutschen Vetter Freude zu machen, der ihnen so
willfährigenRegirung desSonnenkönigs nichtzumuthenmochten,
außer Kehl und Altbreisach auch noch Straß bürg herauszugeben.
Ueber ein Königswort kamen sie, auch Wenns in einer mit dem
Reichssiegel versehenen Urkunde stand, leicht hinweg. Seit die
Kurfürsten von Hannover auf dem Angelnthronsaßen.wurde auch
die besondere Antipathie gegen Preußen deutlicher sichtbar; nicht
nur, unter dem zweiten Georg, in der Zeit des Aachener Friedens
nach dem Krieg um die österreichische Erbfolge, sondern jedesmal,
wenn ein Preußenkönig nicht bereit war, seine Machtnach demlon»
doner Wink gegen Frankreich oder Rußland zu brauchen. Einst
sollte Deutschland (Ranke hats für die Epoche des Dreißigjährl»
gen Krieges nachgewiesen), jetzt sollte Preußen geschwächt werden.
Deshalb ließ Wellington Ludwig denAchtzehnten durch einehecke
britischerBayonnettes in die Tuilerien einziehen und vereitelte so
wieder die Rückgabe der alten Reichslande Elsaß und Lothringen,
die derDreibund vor dieserzweitenRestauration fordern.doch nicht
dem befreundeten König seiner Wahl abtrotzen konnte, ohne die
schwierige Stellung desBourbon unmöglich zumachen. Deshalb
war der Gedanke, Preußen könne in der wichtigen Handelsstadt
Leipzig herrschen, dem Lord Castlereagh so unerträglich, daß erHar-
denbergsVorschlageinerprovisorisch Preußen anzuvertrauenden
Verwaltung Sachsens schroff ablehnte und, als Friedrich Ml-

Helm sich nicht vom Zaren Alezander trennen wollte, Frankreich
und Oesterreich, die Feinde des Preußenstaates, dringend in ein
Bündniß überredete, dem England mit Geld und Söldnern Hilfe
leisten werde. Der selbe Mann hatte vorher ein österreichisch»
preußisches Bündniß gegen Frankreich erstrebt und in den Tagen
des Wiener Kongresses an den Staatskanzler Hardenberg ge°
schrieben, die Gerechtigkeit fordere, daß Sachsen,»das Hauptwerk-
zeug zur Zerstückung Preußens", der preußischen Krone zufalle.
»Der König von Sachsen hat kein Recht auf Wiedereinsetzung oder
Entschädigung; und was erzu seiner Vertheidigung anführt, klingt
so, daß es den Kommandanten einer Festung, der ähnlich spräche,
in die Gefahr bringen könnte, nach Standrechtsspruch erschossen
zu werden". Wer weiß, ob ohne Englands zweideutige oder ge»
radezu feindsälige Politik die Kriege von 1866 und 1870 unver»
meidlich geworden wären ? Der Vertrag vom dritten Januar 1815,
der alteAspirationenFrankreichs,Oesterreichs und der deutschen
Mittelstaaten zu neuer Kraft nährte und die heimlich fortwirkende
entente wräiäIederWestmächteschuf,warja kein Ereignißvon Ein-
tagsbedeutung. »Nach der Absicht seines eigentlichen Urhebers,
Talleyrands", sagtTreitschke, »warderBund (den Vertrag hatten,
außerTalleyrand, Metternich undCastlereagh unterzeichne!)un-
zweifelhaft dazu bestimmt, mit überlegener Macht das erschöpfte
Preußen zu überfallen und von seinerneu errungenen Großmacht»
stellung wieder herabzustürzen. "Der welfischeReichsgrafzuMün-
ster-Ledenburg, dessen fchlauemMühen dietzannoveraner den Kö»
nigstitelzu danken hatten, rief damals triumphirend:»Wir spielen
eine Partie en trois; ist der Feind geschlagen, so gehts gegen den
Freund." Das war 1813. Vier Jahrzehnte danach sagte Palmer»
ston, England müsse und werde dafür sorgen, daß Dänemark im
Besitz der Herzogthümer bleibe. Im Januar 1864 versuchte John
Russel.PalmerstonsNachfolgerimAuswärtigenAmt.Frankreich,
Rußland und Schweden in eine Koalition zum Schutz Dänemarks
zu ziehen. Louis Napoleon weigerte seinen Beitritt, das dänische
Flehen fand drum in England taube Ohren, aber noch im Mai
jauchzte das Oberhaus dem Lord Grey zu, der ihm vorlog, die dä»
nische habe beitzelgoland dieösterreichischeFlotte geschlagen. Die
Kombinationen wechselten: die mißtrauische Feindschaft gegen
Deutschland undPreußen blieb. FriedrichWilhelm der Vierte, der

sich,trotzallerEnttäuschung,sotiefvorEnglandsMachtgebückt,nur
zum Krieg gegenRußland das verlangte Kontingent nicht gestellt
hatte.mußte sehr harte,oft unverschämt beleidigendeWortehören
und in einem Brief an Bunsen schließlich wehklagen, seine Rede
sei in London nicht mehr beachtet worden als „das Gebell eines
Hündchens". Und doch hatte sein anglophiler Minister Bülow
nach Pollocks Sieg über die Afghanen eine Note nach England
gesandt, die den heute noch schmerzenden Satz enthielt:»Mit Groß-
britanien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und
einer beständigen innigenFreundschaft, sind wir gewohnt,Alles,
was den Ruhm und das Wohlsein des Britischen Reiches der-
mehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren."
(Im Telegrammstil späterer Zeit hätte der Satz gelautet: Britische
Freude ist deutsche Freude.) Dabei wurden über das tatkerls«ä,
die Biertrinker und struppigen Pseifenraucher am Hofe Vickys
undAlberts die schnödesten Witze gerissen und imUnterhaus die
deutschen Legionäre wie hergelaufenes Lumpenpackverhöhnt. Im
Krieg von 1870 hat England zwar den Schein derNeutralität ge-
wahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Was der unvorsich-
tige Kronprinz Friedrich in Briefen an Mitglieder der britischen
Königsfamilie und in Lagergesprächen mit englischen Bericht»
erstattern über deutsche Kriegspläne ausplauderte, wurde flink
stets nach Paris oder ins französische Hauptquartier gemeldet.
And Lothar Bucher hat an einen Fall erinnert, in dem England
auch offen die Völkerrechtsvorschrift verletzt hat, um Frankreich
gefällig zu fein. »Ein deutscher Kauffahrer wurde innerhalb der
englischen tzoheitgrenze, dicht unter dem hohen Vorgebirge Beechy
tzead, auf dem sich eine Küstenwache befindet, aufgebracht. Man
hat aber nie gehört, daß die Reklamationen der deutschen Re»
girung einen Erfolg gehabt hätten, und Thatsache ist, daß die eng»
lische Regirung die französische nicht veranlaßt hat, die auf eng»
lischem Gebiet gemachte Prise freizugeben." (Welcher Höllenlärm
wäre in London noch 1904 entstanden, wenn Frankreich in seinen
indochinesischen Gewässern denRussen einensofrechenUebergriff
erlaubt hätte!) Damals faßen die Whigs am Ruder. Lord Gran»
ville hat aber verrathen, daß auch D'Israeli ein antideutsches
Bündniß mit Rußland plante. Und wer konnte vergessen, was
Deutschlands schüchterne kolonialpolitische Anfänge von England

zu leiden hatten, wie lange deutsche Menschen in fremden Erd»
thcilen unter britischer Mißgunst, britischer Anmaßung seufzten?
Konnte es vergessen sein, da wir doch erlebten, wie England in
den Tagen des Aufstandes der Hereros und Hottentoten seine
Neutralitätpflicht auffaßte? Die Deutschen waren dort zwar die
Pioniere der weißen Rasse, deren Herrenrecht England sonst so
eifrig wahrt; aber HendrikWitbooi und seine Leute wußten, was
sie der heimlichen Huld Großbritaniens zu danken hatten.
Nicht schelten soll man die Briten: sie handeln, wiesiemüssen.
Nicht täglich ihnen vorplärren, daß wir die besseren, edleren, die
völlig selbstlosen Menschen sind: darüber lächeln sie nur. Doch
wir durften auch nie im Pagenton von der Stammverwandtschaft
und von der Christenpflicht zu frommer Verträglichkeit säuseln,
sondern mußten des Satzes gedenken, den Palmerston nach der
pariser Februarrevolution im Unterhaus sprach: „NurTräumer
können wähnen, der Verkehr der Völker regle sich nach den fel»
ben Gesetzen wie der Verkehr einzelner Menschen, nur Träumer
sich der romantischen Vorstellung hingeben, das Verhältniß der
Völker, derRegirungen werde wesentlich oder gar dauernd durch
Freundschaft oder ähnliche Gefühlsregungen bestimmt."
Deutschland hatte keinen Grund, den Briten dankbar zusein,
und hundert Gründe, sie zu fürchten. Mit der des Mannes nicht
unwürdigen Furcht, die auf Achtung beruht und das Zittern nie
lernen wird. Großbritanien ist ungeheuer stark. Das größte Welt«
reich, von dem die Geschichte weiß; drei Viertel der heute bewohn-
baren Erde sind britisches Sprachgebiet. Wer aufdemRigineben
einem als Lord maskierten Schneider aus Liverpool gesessen,
Heines thörl chte Schilderungen englischen Lebens gelesen hat oder
seine Weisheit aus Witzblättern schöpft (die besten selbst sind in
«Uen Fragen internationaler Politik allzu oft Höflinge der er»
bärmlichsten Philistertriebe), Der glaubt England und die Eng»
länder zu kennen. Krämerseelen; tückisch und feig; steif, mürrisch
undspleenig; ohne Kultursehnen; nur Sportnarrheitund Gewinn»
sucht im Schädel. So ungefähr ist das volksthümliche Bild. Daß
die kräftigsten neuen Theorien, die unsNatur und Geist erkennen
lehrten, in England geboren wurden, daß Shakespeares Heimath
auch im neunzehnten Jahrhundert unter allen Völkern die zeug»
ungfähigste Literatur (nicht: Dichtung) hatte, wird übersehen. Daß

der Brite den Sport liebt und beim Golf oderFußball fast so viel
Zeit verbringt wie derDeutsche beimBier,soll ihn lächerlich machen.
Ist ers, weil er drauf hält, daß seine Grafschaft im Cricketmatch
siegt? Dient sein Spiel, das den Körper stählt, nicht dem Vater,
land? GingetIhr nie in dentzydePark und sähet Euch diefirncn
Greise an, die sich, zu Hunderten, da auf schlanken Pferden tum-
meln? Die jungen Mädchen, die alten Damen im Westend, die
Arbeiter mit ihrer pwles auf den Massensportplätzen: sehet und
vergleichet sie den blutarmen, früh welken, verfetteten und der»
runzelten Gestalten, denen man in Festlandsstädten auf Schritt
undTritt nochbegegnet. DerBriteschienheiter.gesund undtapfer.
Auf seiner vom WogenpraU umdröhnten Insel, die ihm bald, wie
Sieglindens Sohn seine Welt, zum engen Tann ward, hat er rasch
erkannt,daß nur derStarke die Erde zu erobern vermag,und sich
dietzygiene geschaffen.die ein inFabriken und Kontore gepferch»
tes Volk braucht, um nicht zu verkümmern.Sein Leben undtzan»
dein ist vernünftig; er kann ohne Demüthigung gehorchen und ohne
Tyrannenwillkür Gehorsam erzwingen. In Indien befiehlt ein
dommissioner.der nur über ein Häuflein Weißer verfügt, Millio»
nen brauner Menschen, die nicht wagen, vor seinem Blick die
Stirn zu furchen. In London vereinen sich, wenn ein Putsch
zu fürchten ist, Herzoge mitKellermiethern zum Konstablerdienst;
Jeder, mag er Märchenschätze oder ein paar Pfund zu verlieren
haben, leistet den Eid, erhält Stab und Armbinde und marschirr
inReihe und Glied gegen dieFeinde der Gesellschaft. Keiner ver»
läßt sich auf die Büttelzunft oder winselt sie gar herbei. Wie in
Schillers Reiterlied fühlt sich der Mann: »Da tritt kein Anderer
für ihn ein,auf sichselber steht er daganz allein". Und weil dieses
Bewußtsein immer bereiterWehrkraft alle Köpfe beherrscht,wird
dem Rededrang, der Kritik, derSpottsucht volleFreiheit gewährt;
darf man über denKönig und seine Minister.über Institutionen,
Beamte und Volkscharakter unangefochten das Frechste sagen.
Nicht von dem höchsten Reichsbeamten ließe derBrite sich knech-
ten. Junge Männer und Mädchen verkehrenin unbefangenerIn-
timität, verleben ohne Tantenaufsicht auf dem River ganzeTage
mit einander: und kein rohes.kein lüsternesWort stört die Harm»
lose Fröhlichkeit; wer das Ohr anständiger Frauen mit Zoten be-
lästigte, wäre schon nach dem ersten Versuch in jeder sauberen Ge»

sellschast unmöglich. Wir loben, was Lobes Werth ist. Krämerfee»
ien? Sie dachten nicht an ihren Kram, setzten ihn der ärgsten Le>
Sensgefahr aus und opferten Milliarden, um Bonaparte zu der«
Nichten, dessen suggestiver Willensgewalt nur sie, in ganz Europa
sie allein nicht erlagen. «Nnd wenn dem LritisK Empire eine dunkle
Stunde naht, die seine Grundmauern bedroht, werden aus allen
Erdtheilen ihm starke angelsächsischeMännerzutzilfe eilen und der
Menschheit zeigen, wie unversiechbar dieKraftdiesesVolkes ist."
In Deutschland leben Menschen, die all diese Vorzüge bri«
tischen Wesens priesen.Die wußten, daß England kräftigen Men-
schenstoff, den zum Kampf ums Dasein tauglichstenAdel und tüch-
tige Frauen hat,klug genug war,sich vor den endemischenUebeln
allerDemokratien zu hüten.und bis ins zwanzigste Jahrhundert,
wie in den Zeiten der Rosenkriege, eine Oligarchie blieb. Die sich
ärgerten, wenn sie in denZeitungen Schimpfreden gegen Britanien
fanden, und früh und spät im Blick des Leun die Hoheit bewun»
Herten. Das warendieLeute,dienichtbegriffen,wieman auch nur
ein armes Wörtchen für das Reussenreich sprechen könne, da
Deutschland doch mit England gehen müsse, immer mit England
uur.Sie waren nicht so gefährlich wie die B ritenfresser, diewöhrend
des Transvalkrieges das Reich der Angeln schon vernichtet sa-
hen und für die edlenBuren (dastzeldenthum dieses nüchternen
und bauernschlauen Splittervolkes hat sich inzwischen ja eben so
herrlich offenbart wie seine Vorliebe fürDeutschland)inLiebe er-
blühten. Sie hatten wenigstens ein für reale Machtverhältnisse
offenes Auge. Waren leider nur keine Politiker und bewunderten
ohne rechtes Verständnis;. Nie wäre England geworden, was es
ist, wenn nicht alle Schichten empfunden hätten, was Palmerston
aussprach: daß nicht Gefühlsregungen das Verhältniß der Völ»
iker und derStaaten bestimmen. Der einzelneBrite würde nurmit
Okel einen gelben Mann an seinem Tisch sehen. Das Britenvolk
jauchzte den Japanern zu,weil sie ihm alsWerkzeug gegenRuß-
iland so guten Dienst leisteten, und hätschelt widrige tzottentoten,
wenn sie gegen deutsche Kolonisatorenpläne zu brauchen sind. Wer-
den wir die Grundsätze praktischer Politik niemals erlernen?Die
Engländer immer verachten.weil sie, so lange es irgend geht.An-
dere für sich fechten lassen und ihre Kriege nur mit Gold, nicht mit
Blut, dem edelsten Gut jeder Volkheit, bezahlen? Immer mit abs»

trahirtenRechtsbegriffenund Gefühlen wirthschaften, statt, jedem
Einspruch taub, nur den Vortheil der Nation nachzufragen? Ob
wir den russischen Menschen lieben oder den Zaren sammt seinem
feilen Tshin verabscheuen: wir wünschten uns Rußland alsKun»
den und Bundesgenossen. And ob wir den freien und starken
Briten bewundern, den Quäker, Heuchler, Cantanbeter besvöt»
teln: wir müßten uns gegen Englands Stoßgewalt waffnen.
In der dünnen politischen Satire Arbuthnots, die den Na»
menIohnBull übers Erdrund trug, heißtdertzolländerFrog und
der Brite Bull. Der Frosch glaubt, ganz wie in Lafontaines Fa»
bei, wenn er sich in seinem Sumpf aufblähe, werde er dem Bullen
an Größe und Kraft gleichen. Auch Deutschland schien den Eng»
ländern lange nur eingeblähterFrosch, dem bald derAthem aus»
gehen müsse. Der einwandernde Deutsche bot billigere Arbeit an
als der britische Ingenieur, Agent, Clerk oder Kellner, ließ sich
schlechter behandeln, beeilte sich, sein nationales Gewand aufdem
Marktabzulegenundsichangelsächsischem Wesen anzupassen, trug
vielleicht gar Wollhemden und konnte ohne Badewanne leben:
Grund genug, ihn zu verachten. Mit diesen Leuten, dachte man,
dieihrenKörpernichttrainiren.ohneAlkoholnichtlustigseinkönnen
und als Dreißiger schon einen Bauch haben, wird Deutschland nicht
dieWelt erobern. Ein hübschesLand; ver^ nice. Dresden,Nürn»
berg, Freiburg, Heidelberg, Rothenburg: alte KirchenundSchloß«
ruinen; und überall Musik, Wurst und MünchenerBier: für eine
Lenzreise recht geeignet. Auch eine fehr nette und strebsame Indu»
strie, der man mit gutem Profit vorwärts helfen darf, weil sie uns
keine Konkurrenz machen kann. l-«nZ aZo. Der Deutsche wurde in
England noch nicht gern gesehen.aberrespektirtundkeinBrite denkt
daran, Deutschland gering zu schätzen. Unsere Industriellen und
Händlersind den Citybeherrschern gefährlich geworden. England
hatte manchmal die stärkeren Persönlichkeiten. Deutschlandimmcr
die stärkere Organisation. Der preußische Lieutenant, das Kohlen-
syndikat, die Deutsche Bank, die Allgemeine Elektrizität-Gesell-
schaft, die Badische Anilinfabrik und die Sozialdemokratie: diese
sichtbarsten Früchte deutscher Zucht reifen in Albions Seeklima
nicht. Die Konkurrenz wurde bald um so lästiger, als der deutsche
Arbeiter sich mit schlechterem Lohn beschied, der deutscheTechniker
gründlicher vorgebildet, der deutsche Kundenfänger besser geschult

und in weiteren Blick gewöhnt war. Dem Wunsch der Staats»
männer, die junge Festlandsmacht unter Druck zu halten, gesellte
sich die Wuth der im WirthschaftkampfBedrängten. Die Reibung-
fläche war größer, der politische Verkehr schwieriger geworden.
Dennoch schien die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes fern.
Bismarck, der leider nie in London akkreditirt gewesen war und
sich als Kanzler deshalb allzu oft auf Buchers Emigrant« nurtheil
verließ, wußte, mit seinem sicheren Augenmaß und majestätischen
Menschenverstand, doch immer, was er von England hoffen dürfe
und fürchten müsse. Daß hinter dem alten Wilhelm ungeduldig
eine englische, englisch fühlende Prinzessin stand, die mit heftigerem
Willen den Gatten in die Bahn ihres Wesens zwang, war nicht
bequem, mußte aber ertragen werden. Drei Kriege wurden gegen
Englands Wunsch zu siegreichem Ende geführt und die deutsche
Flagge durfte.in vorsorgend bedachtem Tempo, dem Handel nach
Afrika folgen. DerKanzler sprach mitBeaconsfield freundschafl»
lich,mitGladstonesLeuten sodeutlich.daß er nicht mißverstanden
werden konnte, und schickte in eiligenFällen seinen von Granville
und Salisbury hochgeschätzten, mit Rosebery undRothschild be°
freundeten Sohn tzerbertnach London. Wenn es nach ihm gegan-
gen wäre, hätten Briten und Deutsche einander noch lange hösl.ch
ertragen. Ein halbesIahrhundert, meinteer, brauchtdasDeutsche
Reich, um sich innerlich zu festigen, in Ost und West die neuen Gren-
zen zu sichern, und kann so lange die Rolle des saturirten Staates
spielen;nachher wird man weitersehen. DasVerhältnißwarleid-»
lich, weil das Auge Bismarcks, der dieAeberlieferung englischer
Politikkannte,nichtvonIllusionengeblendet war undweil drüben
Whigs und Tories wußten, daß dieser Minister sich niemals in
den Dienst britischer Wünsche stellen, nie ihr Büttel sein werde.
Britania lernte schnell wieder hoffen, als Bismarck wegge»
schickt war. Victorias Sohn, der Enkel des Koburgers Albert, hatte
als junger Prinz zwar die Schwester, die sich«einehalbeEnglän»
derin" nannte,ausgezankt und,als ersich in denFinger geschnit»
ten hatte, auf einem Kasernenhof laut gesagt, er hoffe, bei dieser
Gelegenheit den letzten Tropfen englischen Blutes loszuwerden.
Doch ein junger Herr ändert sich wohl; man macht ihm auch was
vor. Nach den unbehaglichen Tagen vonNarwa ging der Kaiser
nach London; und das Resultat dieser Reise war der Sansibar-

vertrag, der uns zwar Helgoland brachte.England aberdentzaupt-
fchlüssel zu Ostafrika in den Schoß warf, ölooä ig tkicker tkanvater:
das alte Wort, das den Germanentrotz einst über das Schwach»
heitsymbol desTaufwassers hinweg getröstet hatte.wurde nun recht
oft in einem neuen, den Briten wohlgefälligen Sinn angewandt.
Von der deutsch-englischen Waffenbrüderschaft viel geredet. Der
greisen Königin zärtlich gehuldigt. Und das junge Haupt des
Kaisers von der englischen Presse täglich mit neuen Holzpapier-
kränzen umwunden. Hatte er nicht die Nationalhelden Wel»
lington und Kipling gefeiert und den hungernden Hindus das gute
Geld berliner Bankdirektoren gesandt? War die Freundschaft mit
Rußland nicht fchon recht frostig geworden? Die Depesche über
Iomesons Raid war noch nicht vergessen. Das würde aber nicht
wieder vorkommen. Der Kaiser hatte sich entschuldigt, seinen Dra»
gonern laut frohe Heimkehr gewünscht und an manchem Festtag
englische Uniform angezogen. Nie hatte der Union Jack in hellerer
Sonne geflattert. In Asien nichts und nichts in Afrika zu fürchten.
Sansibar, Witu,Sudau,Baal- und Orangeland erobert. Blut ist
dicker alsWasser.Hoffnungwinktfröhlich.«Dieser DeutscheKaiser
vergißt nicht, daß er dem Schoß einer Britin entbunden ward/
Wenn ernurnicht so oftvom Werth der Seeherrschaft spräche!
»Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." «Der Dreizack gehört in
unsere Faust/ »Reichsgewalt ist Seegewalt.« «Bitter noth thut
uns eine starke Flotte." Wozu ist die denn nöthig? Zum Schutz
des Exporthandels? Das glaubt kein Brite. Nur zum Kampf
gegen England braucht das Deutsche Reich eine große Schlacht»
flotte. Wird dieser Kampf etwa geplant? Deshalb in der isla»
mischen Welt so zärtlich um Liebe geworben, ein deutscher Prinz
als Küstenwächter nach Holland geschickt, AmerikanernundFran»
zosen jede erdenkliche Artigkeit erwiesen?«OhneMitwirkung des
Deutschen Kaisers darf keine große Entscheidung mehr fallen/
Keine? Auch nicht inAsien? Das also war dieAbsicht des Pacht-
vertrages? Seil Cavrivi entlassen war, wurde auch wieder von der
Nothwendigkeit guter Beziehungenzu Rußland geredet; von Jahr
zu Jahr lauter. Ohm Paul wurde sacht zum Germanenherrgott.
Von der Themse bis zum Tweed fraß das Mißtrauen weiter.
Wenn der Kaiser nach London oder Cowes kam, den Tenniscoat
-oder den Galarock des Flottenadmirals anzog und wie ein guter

Kamerad mit den englischen Seeleuten verkehrte, schienAlleswie-
der in Ordnung. Nur währte die Freude nie lange. Leis erst, dann
vernehmlicher wurde die Frage gestellt, ob die Britenwarten dürf-
ten, oisDeutschland stark genug sei,um sie imLebensnerv treffen
zu können. Das wäre ausbündige Thorheit, antworteten Fach»
leute wie Lee und Fitzgerald; antwortete mit ihnen das ganze Volk,
dessen politischerInstinkt unbeirrbar ist.Derfranko-britischeVer»
trag wurde geschlossen, wider alle Tradition einer fremdenMacht
in Marokko ein Vorrecht eingeräumt, das Schwergewicht mari»
timer Machtentfaltung in die Nordsee verlegt, für neueMarine»
anlagen eine erste Rate von hundertundzwanzig Millionen Mark
gefordert, die französische Flotte zum Küstenbesuch eingeladen und
dem verstärkten Kanalgeschwader als Manövrirplatz die Ostsee an-
gewiesen. Mit all diesen Maßregeln blieb England im Bereich un»
bestrittener tzoheitrechte. Doch schon im Jahr 1903 wurde denZir»
pern undWerbern hier gesagt: „Zwischen Deutschland und Eng»
landwarnieFreundschaft.wirdnieFreundschaftsein, bisDeutsch-
land dieBriten dasFürchten gelehrt oder ihnen unzweideutig be»
wiesen hat, daß es denRaum,den sein expansiver Drang braucht,
nicht aus dem englischen Ländergebiet sich erobern will. Friedferti»
ges Geplärr wirkt nicht auf die Briten; und eben so wenig die Be»
theuerung, daß unsere Schiffe gewiß und wahrhaftig nicht gebaut
sind, um d'emInselreich dieHerrschaft über dieWeltmeerc zu be»
streiten.EnglandhatheutekeinenPllt.PalmerstonoderD'Israeli,
wird nicht vom Willen der Masse regirt und kann, da Flotten
nicht aus der Erde zu stampfen sind, getrost warten, bis es sich noch
besser gerüstet und von den finanziellenFolgen des Burenkrieges
völlig erholt hat. DerGedanke, die Engländer ließen sich von der
Furcht vor einem munter nach Indien marschirenden Russenheer
schrecken oder, während ihre Kanalschiffe in der O stsee manövriren,
an der Themsemündung überrumpeln, konnte nur in allzu arg»
losen Gcmüthern keimen.Wer die britische Weltmacht rasch schwä-
chen wollte, mußte denVersuch wagen, ehe Südafrika erobertwar.
Damals warEngland vereinsamt, gehaßt und durch dieSchwierig-
keit des selbst von Chamberlains Kaufmannsgenie unterschätzten
Beginnens verwirrt; seitdem hat es in Asien sich Japan, in Europa
Frankreich verbündet und von Belgien und den skandinavischen
Staaten mindestens wohlwollende Neutralität zu erwarten."

Italiens Küstenschützer ist unserFeind geworden. Auch, end»
lich, wieder Frankreichs Freund. Jeder britische Staatsmann,
hatte Stockman einst anVictoriens koburgischen Gatten geschrie»
ben, „mußItalien gegen Frankreich stärken." Wohin schmolz der
Schnee solcher Anlustwinter? Er hüllte Westeuropa noch ins
Leichenkleid, als Campo Fregoso dem dritten Rom den Erd-
primat zusprach.« Vergebens haben England und Frankreich nach
demRömererbe getrachtet und uns inNordafrikazu ersetzen ver»
sucht. In Egypten leben fünfzehntausend, in Tunis und Algerien
noch mehr Italer und ihr Geist waltet überall, als Gestalter und>
Wegbahner, inKünsten, Gewerbe undHandel. Der ganzeNord-
rand Afrikakas ward uns von der Natur selbst als Siedelstätte
zugedacht." Von deren Bändigern aber geraubt. Egypten: eng»
lisch;Algerien undTunesien: französisch. Von solchem Verlust hat
Crispi in Abessinien Entschädigung gesucht; doch nurDistel uud>
Dorn gefunden. Megaloman nennt er sich, größensüchtig; spottet
seiner selbst und weiß nicht, wie. Durch seine tzeimath schleicht Noth,
seit er den Franzosen den Handelsvertrag kündigte; im Staats»
haushaltfehltanallenEckendasGeldundimSüdensiehtsauswie
im Siechenspital. „Folge der Abkehr von der Lateinerbrüder»
schaft.DerKnechtBismarcks dunkelte sich stark: und daß Italiens
Dankbarkeitniemals dieZeitseinerSchwachheitüberdauernwerde,
hat, bald nach dem franko-italischen Krieg gegenOesterreich.Thiers
vorausgesagt. - Doch derRachegott reckt schon denArm. Italien hat
seinen nächsten Hauptmarkt verloren und muß,um nicht inPapier
zu ersticken, sein Metallgeld theuer aus Frankreich zurückkaufen.
Weil Umberto seinem Sohn Victor Emanuel (der jetzt König ist)
erlaubt hat, im heiligen Metz eine deutsche Parade zusehen, straft
das französische Kapital ihn durch hastige Auswanderung und
durch wilde Sturmläufe gegen die fünfprozentige Rente und die
Eisenbahnbonds. Italien verliert eine Milliarde Lire und der
FinanzministerSidneySonnino muß gestehen, daß imHaushalt
hundertsiebenzeyn Millionen fehlen. Dertzunger, flüstert derVer»
treter der Französischen Republik am Quirinal, wird uns Italien
zurückerobern. Aus Deutschland kommtHilfe. Nach dem Banken»
krach («panamin«") dringt deutsches Kapital und deutscher Unter»
nehmermuth über die Alpen. Als Negus Menilek beiAdua das
Heer Baratieris geschlagen hat, ist Crispi von steiler Höhe gestürzt

worden; durch das Getos derVolkswuth: trotzdem er(was heute
merkenswerth ist) in der Kammer aufMonte Cttorio eine gefügige
Mehrheit hatte. Rudini und Visconti-Venosta sputen sich in die
Versöhnung Frankreichs. Sieben Monate nach dem Fall des
»Tyrannen" sind sie mit dem Minister tzanotaux einig. Vor dem
Ablauf des Iahres«1898 ist auch ein neuer Handelsvertrag sc»
tig. DieRente steigt, die Valuta kräftigt sich, alles Geschäft blüht
auf und Italien kann in kurzer Zeit seine Staatsrente, Bahn»
Obligationen und Industrieaktien (im Kurswerth von anderthalb
Milliarden) aus Deutschland zurückkaufen. Der Abgeordnete Fl-
amingo hat darüber gesagt: »Auch wenn Frankreich nicht unser
Recht auf Tripoli anerkannt hätte, wären wir, durch die deutsche
Wirthschaftkrisis.genöthigt worden, uns der Republik zu nähern.
Der deutsche Geldmarkt war zu schmal; unserjunges Reich konnte
Gewerbe und Handel nur insWeite entwickeln.wennParis wieder
sein Bankier wurde. Kehren wir jemals in die Politik der Nadel«
stlche gegen die Franzosen zurück (woran freilich nicht zu denken
ist),dann kostet sie unstzunderte von Millionen und unserWohl-
stand welkt. Ohne einen Mann mobil zu machen, kannFrankreich
uns ungeheuren Schaden thun. Italien könnte den Dreibund lö-
sen und einsam bleiben, eine der Französischen Republik feindliche
Politik abernichtlangeüberleben.-DaranhatinDeutschlandkaum
Einer gedacht. Freundschaft? In unseren Tagen, riefFerry, »gab
undgiebt es hinter denAlpenkeineFranzosenpartei." Immerhin:
eine »traditionelleFreundschast", die man ins Schaufenster legen
darf. Und die der Dreibund nicht stört.Minister Prinetti spricht:
»Dieser Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit
Frankreichs stören könnte, und vermag die EntWickelung unseres
herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten
zu hemmen." Minister Delcasse antwortet:»In keinem Fall und
in keinerForm kannItalien je wieder das Werkzeug einer gegen
uns gerichtetenDrohung werden." Also: beiden Feinden des Deut»
schen Reiches innig gesellt. Das war schon vor zehn Iahren. Als
die Stimme Britaniens uns rauh anpfauchte und die Minister
Seiner tznldvollen Majestät fragten, ob Klugheit nicht rathe, den
Krieg, dem doch nicht auszubiegen sei, heute lieber als morgen zu
führen.AlsRußland geschlagen und indenConcerngeködertwor-
den war, dem Japan und Italien schon zugehötten. Mit diesem

Genossen gingen wir nach Algesiras. And staunten, weil er stets
gegen uns stimmte. Er konnte nicht anders: denn die Erlaubniß,
Tripolitanienzu erraffen, hatte erja mit dem Versprechen bezahlt,
Frankreich in Marokko niemals zu stören. Deutschland war der
bescheidenste Geschäftstheilhaber, den die Sonne je sah.
Oft wurde hier, ohne ein Scheltwort gegen Italien, gewarnt;
zu oft? So Ehrwürdiges, rief Mancher, darfst Du nicht höhnen.
Höret! »Aus derSüdkrim istNikolaiAlezandrowitschinden
Bezirk derMittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte,
über Odessa-Budapest.Venedig wollte er nicht fahren. Als er in
Racconigi denKömgVictorEmanuel (und den zumKolloquium
gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: ,Was
kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar
sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem
Rücken ausgetauschten Bündnisverträge und Freundschastbe-
theuerungen.' Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wich-
tigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am
Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren
Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereignis ge»
worden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt,
verschwatzt, verzaudert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur
just so weit nochwiedieTreffkraftunsererKanonen. Alsdervierte
Kanzler die Möglichkeit aufdämmern lieg, fünf Millionen deut-
scher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Briten-
concern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nununterder
alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert
lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird
von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien so-
gar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Po-
litik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne er-
sehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge
bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den
Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der,
ohne selbst gefährdet zu sein.uns beistünde, einer nur, der aufrich-
tig mit uns trauerte? Für diesen Tag aber wird in Ost und West
so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscherAusein-
andersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Nnd nur ein Tropf
oder Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für
ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht ein»
mal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen.
Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die AnAlie^«un^Ita-
liens nur als ein pfiffig ersonnenesKunststück.niM als emefort-
zeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. DasBündniß
mit Oesterreich Aeß Deutschland ohne Deckung gegen einen fran-
zösischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis
langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gam»
betta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und dieSouve»
rainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung
zu Deutschland und den .Usurpatoren' vonTriest und Trient hat
dann dieFranzosen,die darinNndank empfanden, gegenItalien
gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Ent-
lassene lächelnd, ohne ernstenStolz, wie von einer Bülte, auf die
der fpürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah
er ein, daß ihm ein Iirthum das Aug" trübte, als er Italien zu
den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise
angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es
beideKüstenderAdriaumfaßtundimOrient mitschmausen durfte.
Das ahnteBismarck erst.als Umbertos Minister Rudini mit den
Russen zu äugeln begann und Herr von Giers alspostillon ä'amour
nachMonzaging.DasBündnißsollteItalienvorfranzösischerIn-
gerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen
französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbar-
republik, an die fein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreun-
det; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem
Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens
Protektor ist Deutschlands Feinde Eroßbritcmien. Italiens ein»
ziger^eindAt ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Un»
garn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Ita-
liener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden,
doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreif-
lich. SchonNigrarief,Italienkönne mitOesterreich nur imBünd»
niß oder imKrieg leben. InTirol stehe Austria gewaffnet auf der
tzochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf man-
chem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists
besser, mit dem Heer der Habsburger einstweilen noch nicht die

Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den
Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß gün»
stigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deut»
schen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff.
And dentzabsburg-Lothringern gegen italienischen.(BisaufWei-
teres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber
bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In
allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.
Im Marokkohader und im Balkanstreit. Als der fünfte Kanzler
sich demKönig vorstellen will.heißts: Bitte, nach demZaren! Als
Nikolai endlich dortist, regnet es in allen Gassen Hohnund Schimpf
auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von dem Botschafter
Barrere herangelotstesFranzosengeschwader bejubelt.Inzwisch en
mit Peters und Nikas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht.
Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen ver»
pflichtet, jedeZweideutigkeit zu meiden.Wer sie noch nichtverstehen
will, gleicht dem Wicht, der, daihn der Speichel des Verächters ge»
näßt hat, blinzelnd aufschaut und wimmert:,Es scheint zuregnen.'
Was soll nun geschehen? Was geschehen muß. Wenn das starke
Deutsche Reich, das derMenschheitGenesung verhieß, nicht zum
Kinderspott werden soll. Ruhig und artig muß derKanzlerzu dem
Herrn der Consulta sprechen. .Italien hat die selben Interessen
und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Für sich und
seineKonsorten wünscht es auf dem Balkan Raum; und wünscht
heißernoch dieMinderungösterreichischerMacht.Dazukönnenwir
nicht beitragen. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und
Crispis einerInteressengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kern»
los geworden. Ihnen wie uns eine Fest el. Ihnen nöthigt es manch-
mal wenigstens noch rednerischeRücksichtauf, die dann das Miß»
trauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Ans bringt es in
eineunbequemeLage.diedasdeutscheVolk mitseinerWürdenicht
recht vereinbar findet.Wäre nicht das Beste, den Vertrag ablaufen
zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen
beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem
Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem
verständlichstenGrund:weil esfürdasBedürfniß unsererTagenicht
mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdemim Kasten
behalten follezauch einesobsoletenVertrgesFortdauerstiftcdoch

keinen Schaden. Halten Sie den Widerspruch eines dem inter-
nationalen Geschäft noch fastFremden nicht für dilettantische An-
maßung! Meine Landsleute und ihr gekrönterVertrauensmann
haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben
der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht ent»
schließen, inVerträgen, für die imNothfallMark und Blut, Ehre
und Gut des Volkes zu haften hat,Guirlanden zu sehen, dieman,
«uch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen
läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch schöner aussieht als die
kahle Mauer, clemeurant les meilleurs kils ciu monäe. Doch in
diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Per-
bündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und
zetteln dürfen. And fühlen sichinihrerSelbstachtungherabgesetzt,
wenn man ihnen dieGier zutraut, mit einemBündniß zu Paradiren,
dessenAnwerth doch jeder Sachverständige kennt. Seht Ihr: neben
mir stehtauch Einer! So mag derSchwache sprechen; und sich stellen,
als sei er desNebenmannesfürjedeFährnißsicher. Das Deutsche
Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetterund,
Wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigsteKoali»
tion kämpfen zukönnen. Andbrauchtdeshalbnichtpapiernetzerr»
lichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe sei-
nen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch
nur eineStunde zu fperren.wäre eine Staatsverbrechen. Ich sehe
keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft.
Höchste Zeit aber scheint mirs zur Lösung eines Bundes, der die
Enkel derRömerunddieMenschenvomStammLuthers.Goethes,
Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge vors Auge stellt.'
Wollen wir warten, bis Italien denVertrag zerreißt und dieFetzen
über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar
so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit in seiner ganzen Wucht auf
uns laden?" (Aus dem Heft vom dreißigsten Oktober 1909.)
Fünf Jahre danach mußten wir fürchten, auch dieses einst-
weilen Letzte bleibe uns nicht erspart. Unter dem fünften Mond
stand unsere Mannschaft imKampf gegendievierGcfährtenIta-
liens: da prasselt vonMonte Citorio dasGewitter insThal.Als
es ausgelärmt hat, merkt der Durchnäßte, daß der Abgeordnete
MovanniGiolittisichdervergeßlichen Europa insGedächtniß zu-
rückgeschrien hat. Er ist nicht mehr Minister, nur selten noch als

Parteihaupt sichtbar und mancheItaler meinten.mählich erlösche
seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die
Zeit großen Römerschicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stol»
zirender Abgeordneten eingerechnet werden, sondern den Zau»
berlehrlingen zeigen, was er mit zwei dürren Besenstielstücken,
er allein, vermag. »Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke,
erst hervor der alte Meister." Ministerpräsident Salandra hat
gesprochen. «Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht
einen als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen,
war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neu-
tralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor
einer ungeheurenllmwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute
absehen kann, die aber dasMachtverhältniß auf dem alten Erd»
theil ändern wird, und wir haben Lebensinteressen zu verthei-
digen, unsere Großmachtstellung zu wahren, gerechtem Anspruch
Erfüllung zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn
das Recht nicht mehr gilt, bürgt nur die Kraft noch für die Zukunft
eines Volkes. In fo gefährdeter Zeit müssen alle inneren Partei-
kämpfe enden. Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf
uns genommen. Das Land will erlangen, was ihm nothwendig
scheint: und wird es erlangen. Heer undFlotteItaliens sind jetzt
fürjedenFall bereit." DieRegirung nimmt den Beschluß des Ab-
geordneten Beltolo an: »Mit vollem Recht und nach reiflicher
Ueberlegung hat Italien sich für neutral erklärt. Der Regirung,
die, im Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, mit dem taug»
lichstenWerkzeugsürdie Sicherung unserer höchsten Lebensinter-
essen handeln wird,spricht dieKammerihrVertrauenaus." (Mit
413 gegen W Stimmen.) Zuvor hat, als Letzter, Herr Giolitti ge-
sprochen. Bleibt irgendwo noch der winzigste Zweifel, ob Italien
beim Ausbruch dieses Krieges der Dreibundpflicht ledig war?
Dann wirbeltihnderZornGiovannis hinweg. «DieFrage ist be-
antwortetworden,als,vorsechzehnMonaten,Oesterreich-Nngarn
dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Am neunten
August 1913 erhielt ich von dem Marchese di San Giuliano die
folgende Depesche: .Oesterreich zeigt uns und dem DeulschenReich
die Absicht an, gegen Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser
Vorgangmüsseals einzurVertheidigungnothwendiger angesehen
werden. Deshalb seien die Verbündeten zu Beistand verpflichtet.
Nach meiner Ueberzeugung ergäbe solches Handeln nicht den

Bündnißfall. Ich möchte im Einvernehmen mit Deutschland die
Ausführung des österreichischen Planes hindern, halte aber für
nöthig, daß wir unzweideutig aussprechen, uns scheine solches
Handeln nicht ein von Vertheidigungpflicht gebotenes, also auch
dadurch nicht der Fall geschaffen, für den uns der Dreibundver»
trag zu Beistand zwingt.' Diese unzweideutige Erklärung haben
wir der austro-ungarischenRegirunggegeben. Genausolagendie
Dinge wieder im Juli 1914. Wir standen also auf festemRechts-
boden und handelten durchaus ehrlich, alswirunsereNeutralität
ankündeten. Diese wachsameundbewaffneteNeutralität.inderen
Empfehlung ich mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alle
Bürger unseres Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die
uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus demLagerrust."
Beifallssturm. Ein Schwärm umdrängt den alten Hexenmeister;
Jeder jauchzt und schüttelt dankbar die Hand des Siebenzigers
ausMondovi. Seit zwanzig Iahren, seit er,amzehntenDezembcr
1894, die schlimmen Akten, die Crispis Mitschuld an der unsau-
beren Sache derBancaRomana erwiesen, der Kammer vorlegte,
hat kein Dokument ihm je solchen Jubels Widerhall eingebracht.
Unserem Strafgesetzparagraphen 353" (der, seitArnirns Re-
bellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zuge-
lassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Aehnliches stcht
wohl auch in Italiens Poenbüchern. And stünde es nicht drin: Herr
Giolitti, derselbst einst Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider
denWillen seines Schützlings Salandra eine bisher verheimlichte
Diplomatend epesche ins Lichtzu legen und als Abgeordnetereinen
wichtigenVorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsiden-
ten gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frank-
reich, England, Rußland, so raschundsolaut.daß man vermuthen
darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte
Citoriobekannt gewesen. Zweck:zu erweisen, daß nach demDoppel-
mord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort
an die Geschworenen betheuert, er habe aus freiemWillen, nicht
als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein
wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände
gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft
zuzurufen: »Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges,
von jäherEmpörung durch denPrinzenmord und vom Aeberfall
friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, köderst Du

hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daß Ihr, was jetzt
ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Bei-
standsleistung erforschtet, auch den EingriffRußlandsundFrank»
reichs, also die Weitung des Kriegsschauplatzes über austro»ser»
bisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir
haben gewählt." Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke
den Gewaffneten aus dem Lager? Aufs Schlachtfeld. Abgeord»
neterBarzilai:»Ich stimme für dieRegirung, weil sie dieEinheit
allerItaliener verheißt." Fern: »Nur.wenn unvermeidlicheNoth»
wendigkeit dazu zwingt, müssen wir für unseren gerechten Anspruch
mit der Waffe eintreten." Sacchi: »Der Erfolg der Regirung ist
der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch end»
lich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal
heranreifen sieht." Bissolati:,Italien kann einem Kampfnicht fern
bleiben, der über sein Lebensinteresse entscheidet und dessen Ende
den Sieg des Imperialismus oderderDemokratie bringen muß."
Torre: »Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer her-
vorgehen." Labriola: »Nicht die Wiederherstellung des Balkan-
bundes, sondern dieStärkungdeutscherundösterreichischerMacht
wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute
klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig,dann wird dieRegirung
ihn führen." Chiesa: »Alle Republikaner werden die Regirung
stützen,wenn sie.um unserRecht zu erkämpfen,inden ungeheuren
Europäerstreit eingreift." Aus den sichtbarsten Blättern schallt
Jubel: »Nun ward uns Gewißheit!" In der Kammer wird ein
Aufruf aus Trieft vertheilt, der stöhnt: »Unmöglich wäre, Toll-
heit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde unge-
nützt verstriche. Sorget,Abgeordnete, dafür, daß italischer Boden
von fremder Herrschaft, fremdem Gesetz frei, die Einheit und Un-
abhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder
Italermund, ohne desFeindesNache fürchten zu müssen, für das
Vaterland zeugen dürfe." Flink folgt die Meldung, Herr Take
Ionesku habe telegraphirt: »Rumänien wird sich der Triple°En»
tente gesellen; nur derTagseinesEingriffesistnoch unbestimmt."
San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen
der bukarester Verhandlungen über denBalkanfrieden.amneun»
tenAugust19I3,geschrieben.Ein paarWochen zuvor hatte er den
KönigVictorEmanuel und dessen Frau.dieTochterNikolas von
Montenegro,nach Kiel begleitet (wosie, aufderReisenach Schwe-

den, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unse»
res Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: »Eine weithin wir»
kendeKundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser
ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den .Ex-
tratouren' mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Drei»
bundes zurückgekehrt und inniger nun als je an Deutschlands, an
Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherr»
schaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundes»
freundschaft es an dieses Ziel bringen kann." Das dünkte mich ge-
fährlicher Aberglaube; deshalb sagte ich hier am zwölften Juli
1913: «Giolitti undSanGiuliano sind nicht grün genug,um aus
Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht
sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Briten-
leun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. SeitItalien
am Syrtenmeer herrscht, von Malta und Kypros, von Frankreichs
tunesischerProvinz undvom englischen Sudan aus schnell zuver»
wunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Aebergriff nach
Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst lan»
ger und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die
Lockweffe zu: ,Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wich»
tige Levantehäfen.' Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rü»
stung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit,
die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte.Deutsch»
land muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es,
allein, sich gegen die Heere undFlotten des feindlichenDreibun»
des und seiner Vorposten in Südwest undSüdostzu wehren hat."
Am siebenzehnten Juli hatte Herr Schebeko.RußlandsGesandter,
denrumänischenMinisterprästdentenMajoreskuersucht.denVor»
marschderTruppenausSofia zu hemmenzdieRegirungdesZaren
bürge denRumänen schon jetzt für dieGebietsabrundung bisan
die GrenzlinieTurtukaja°Dobritsch»Baltschik. (Grünbuch der ru°
Manischen Regirung: i.es evenements cle la penin8ule balcanique;
I sction <Ze w Koumame.) Italien giebt in Sofia »den dringenden
Rath", diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so
meldet Oesterreich-Angarns Gesandter, FranzIoseph demKönig
der Bulgaren gegeben. Am letzten Iulitag rühmt Herr Pichon die
weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischen Regir-
ung; und warnt, in den ersten Augusttagen, die Bulgaren vor dem
Trugwahn, der Friedensvertrag, über den in Bukarest verhandelt

werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am
sechsten August sagt er zu dem Gesandten Lahovary: «Frankreich
ist gegen jede Revision des Vertrages.- Die wünscht Oesterreich»
Ungarn; läßt den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht
erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage
nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majo»
resku den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der .besonders
darüber sich freut, daß Rumänien denBalkanhader zu endender»
mocht hat." Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di
SanGuilianoinAbbazia.OffiziöseNachschrift:«Wiederistvöllige
Rebereinstimmung in denAnsichten der beidenStaatsmännerzu
Tage getreten/ Aus demAchilleion telegraphirt derKanzler des
Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen: «Indem ich
Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche,
das Ihre Unterredungen inAbbazia gehabt haben, legeichWerth
darauf, michdemGefühl derBefriedigunganzuschließen, das Sie
darüber empfinden." VierWochen danach sagt der Staatssekretär
des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Ru»
mäniens »Anlehnung an alte Freunde" werde dauern. Pflicht
zwingtmich, auf die Thatsachen gemeinerWirklichkeit hinzuweisen.
«DerRumäne bewundertin demFranzosen dasMusterbild feiner
Kulturmenschheit; er ist auf die Freundschaft der Slawen, des
Südens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches, an»
gewiesen; sein Großrumänien kann nur auf Oesterreichs und Un»
garns Kosten entstehen und er läßt die Bezirke, in denen unter
tzabsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in
Schulbüchern als das gcknechteteRumänien bezeichnen.Das ist;
und wer über dieseWirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich
nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eineThat gelungen." Ruß»
land weiß, natürlich, was im August 1913, noch einmal, geplant
war; sieht in Oesterreichs Getechtel mit denRuthenen und in der
Anwerbung deutscher Offiziere fürs IungtürkenheerErgänzungen
des (vertagten, nicht aufgegebenen) Planes: und rüstet sich; so
rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag.Aus der Kölnischen
Zeitung wird darob, im März, der Legende deutsch-russischer
Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet. «Rußland schiebt seine
Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu
haben ist, hat seinen Präsenz» und Cadrestand beträchtlich erhöht;
will die Polen versöhnen; dieRumänen in ihre historische Pflicht

zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurück»
schmeicheln; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-Ungarn Ita»
liener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dal»
mato» Slowenen, von Deutschland Franzosen und Briten Allerlei
zu begehren haben." Das steht am siebenten März 1914 in der«Zu»
kunft". Am sechzehnten Mai: «In diesem Sommer wird Schick«
sal." Nach dem Besuch des Zaren in der rumänischen Hafenstadt
Konstanz« wird hier das Rumänenziel gezeigt: «Aus der Buko»
wina, aus Siebenbürgen, demBanatund anderenungarischenKo»
mitaten wächst ihm ein Gebiet von fast Hundertfünfzigtausend Qua»
dratkilometern zu. Dieses Großrumänien handelt für dieZinzarei
von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden)
den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern
ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben Verth eilt; wird
Pfand undBürgschaft romano-slawischer Freundschaft. MitRuß-
land kann sich Rumänien auch über den Verschluß des Schwarzen
Meeres und die Oeffnung der Dardanellen leicht verständigen;
dieInteresfenströme beider Staaten münden da in dasselbeBett.
Und kein König ist stark genug, umdemeigenwilligenHerrenvolkan
derUnterenDonau dieWahl desSchicksalsweges aufzuzwingen."
Giolittis Eingriff schien die unfreundlichste Handlung, die
von Bosheit zu erdenken war. Der noch Verbündete wurde nicht
nur in Sturm und Kälte allein gelassen,sondernauchgroberTücke
geziehen. Aus West und Ost gröhlten unsereFeinde dem greisen
Rednerkanibalisch frohen Dank. So weit, mußte man denken, wirkt
Englands Haß. Das sieht seine Hoffnung auf den Sohn der Britin,
den Liebling von Cowes enttäuscht, fürchtet deutschen Vordrang
ins Mittelmeer (wo es selbst nicht beliebt ist) und an denPerser-
golf und hat, um sein altes Indien sammt dem neuen, Egypten,
zu sichern, den Italern noch reicheren Märchenschatz zugesagt als
an dem Tag, da es sie amNil gegenFrankreich alsPrellbock auf»
stellen wollte. Nun, dachten wir weiter, rächt sich die Taubheit, die
Bismarcks ernstes Warnerwort nicht vernahm: den Kaiserreichen
könne der Bund mit Italien nur nützen, so lange die Drei den
Briten befreundet seien. Der alte Schlaukopf Giovanni. Odysseus
läßt sich nicht übers Ohr hauen noch wie ein Hündchen in den Korb
prügeln. Der hat sich in dieZeiten zurückgeträumt, da derRömer
das Mittelmeer ^are nostrum, der Venezianer die Adria den Golf
von Venedig hieß, der Große Rath über Dalmatien herrschte, die

Mannschaft des Dogen Ernico Dandolo in Konstantinopel ein»
zog. Kannaus solchemTraum nicht Wirklichkeit werden? Italien
rühmt sich seines»heiligen Egoismus", spricht lächelnd von seinem
„proletarischenImperialismus" (der Pflicht, demAuswanderer»
gewimmel in einer Heimath, auf Römerboden Raum» und Ge»
winnmöglichkeit zubereiten) und hatMacchiavellsLehre nie ver»
gessen: »Jedernothwendige Kriegist gerecht und heilig jedeWaffe,
nach der Einer griff.weil ihm andereHoffnung nicht blieb. "Tripoli-
tanien und die Kyrenaika, Trieft und Valona,Dalmatien und Al»
banien.GoriziaundSpalato.allesWelschlandbisandenBrenner,
Kleinasiens Flanke breit offen: die Vormacht aller Lateiner; kräftig
derber als Frankreich, Spaniern und Rumänen beinahe ein Wel-
tenrichter. »Bald schlägt die Stunde, die uns zum Schutz unserer
wichtigsten Interessen aus dem Lager rust. "Aus bewaffneterNeu»
tralität aufs Schlachtfeld. Ob Baron Sidney Sonnino so schrillen
Ruf gern hört? Der hat, als der kranke Kronprinz Friedrich in
San Remo war, den Dulder und dessen Vaterland in prächtig
tönender Rede gefeiert. Der war ein Gehilfe Crispis; und in
Paris drum nie hoch eingeschätzt. Einen zumEngländer erzogenen,
in denProtestantismus zugelassenen Juden hat ihn HerrTardieu.
in seinemBuch überAlgesiras, spöttelnd genannt. Albanien, das
San Giuliano wie den blanken Leib einerBraut ersehnte, hat fein
Erbe ja schon; keinen Grund also noch zu schnaubendemZorn gegen
den Nebenbuhler amBusen des »unsäglich geliebtenMeeresDa
wandelt sich, wie nach einem Donnerschlag imFeenmärchenspiel,
dasBild. Von derLippeGiolittis tönt kühleMahnung:zu nehmen,
was ohne Schwertstreich, ohne Ansaldos Mörser erlangbar ist.-
das Trentino, Gradiska, für Trieft italische Selbstverwaltung;
»nicht Alles, doch Mancherlei." Flüche umprasseln sein weißes
Haupt. Den anglisirtenBaron aber umjubelt der Erlöserwille der
Garibaldiner und Imbrianer. Der Citrus blüht vom Lenz in den
Herbst. Dem Dreibund reift der dreiundreißigste Geburtstag. Und
derKanzler desDeutschcnReiches zählt die »weitgehenden Kon»
Zessionen auch territorialer Natur" auf, durch deren Gewährung
»die ständige Freundschaft zwischen der Doppelmonarchie und
Italien gesichert werden soll", und betheuert feierlich, daß „im
deutschen Volk dasBundesverhältniß festeWurzeln gefaßt hat".
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag öi Sarleb G m, d H, in Berlin,

ZnKnnkt. —
Ar. S4.
lleulttüe krauen
zzebrsucnt nur

Sie Seulscde llasrksrde
1 ?ort!on «,4,—.4?ortwneii >l, 12,—
Oslllleiitrost, LerUn IV. g, XUrn-
Koloniale Xukunttsarvett
s. Tausend. Steif broschiert 8« Pfg.
Hermann Ssdr
vas'stterreicnl^de
z, Tausend. Steif »löschten ö« Pfg,
IZeimicK rnottkv
Um""aen""ÄiKerktte<len
6, Tausend. Steif broschier, 8» Pfg,
Die Arb iten Rohrbachs, Bnbrs lind
i.hoytys tragen de» Stemrel der welk»
den egcndcn Gcgeuwart^ sie si, d
packend u, für jeoermann verstand,ich
Die Bändchen haben einheitliche
Aufmachung ». sind auf Biittl» gc»
druckt. Der Umschlag ist zwe,farbig.
In jeder Buchhandlung zur Einstckt.
Verlag Die Lese, Stuttgart Z2.
Vokdilll
i, llk>. ttsrsngs «nst„ ttsüe S, 7L.
^VscKs«,-Xovi«
LcseKisn.üooto
Let«i>isuo?L. Q«reii2 St, ?etsrs-
Loator-ilvb - u, Hte»s.-I!onto .
Uoclel>e-Lo«w . ,
VerKstkUt.vtsasilioll'Xoato . ,
Xt«. k, bäulioks Veränclsrnrissii
Lerlin, clsn 12. «g,i 1915.
15?, U8
2«824
>
37«27II
22S
,b
g«s5S8
75
St.^>;
1
7615«
1
I
1
1
1
1
1
l<ua^«n^val Iito/>l S8841«,-
22SSÜS7
ttONON
14»«l5
Ii««
1»1«4Kg
vis Olvicisvcls V, 25°/« savis 7>/2 °^ Lolius,
Fort mit der Rundschrift, fort mit dieser Schrift unserer Feinde.
Die Rundschrift ist in Frankreich und England entstanden, in Deutschland
ist sie nur nachgeäfft worden. Das Kultusministerium hat diese Schrift
längst verboten, trotzdem wuchert dieses fremdländische Unkraut noch weiter.
Wenn wir deutsch sein wollen, können wir doch auch deutsch schreiben.
Ter Verlag für Schriftkunde und Schriftunterricht in Berlin AO. 43
weist die Lehrmittel für schöne deutsche Schrift nach.
S

Z>r.S4. Die Zukunft. 2Z Mai ISIü,

«. pk
20018 «2
7S2S —
2 084 00« 1«
12 «17 207 4ö
400«gS0l!73
31 b74 K3S 2S
880« «02-
1700 000!.
U 100 000
«600008
8 000 0»«
4,M00S -
000000'-
1850 00«.
1700 004
WO 000
I,26 423 2u^l2^, .
Ick, 15000000,— ^.KUvnKap,
Vortrag »uk usus Rscdnun?
is
S88«m> —
, 18540-
4000 «M-
4Z5(<X> —
isoooo -
50000 -
100000 -
2000"-
»K580-
25 «70 «S
35 40« 13
1l 704 583 dl
52 290 921 4»
31 b74 «38 29
94 890-
40 905 79
191« -
80001«-
«31S2 «7
126 423 203 25
17 500
5 000
I0bv«
35l«0
2Z00N!
40 905
>««,,,«, —
» ,7,2 „7
5155<!8«
5, ,,,r
44« 145 —
>«25 040!«2
2 251557! 86
Ick, pk
I00KS —
16 ,6« 3»
360!-
S 4S8 399!«S
: Kiemen 8iö bitte /^-s!gsn .i-m,:
V Sieser VovKenscKritt bestimmt simZ, «,uss«KIioKIi«K sn >
M _ G

Blumenfreuden in ernster Zeit.

Wir Menschen von heute dürfe» uns das Recht auf Freude nicht nehmen lassen, vielmehr haben wir die Pflicht, nach Kräften einander alles, was freudig in uns aufklingen will, mitzuteilen. Da sind es vor allem andern die Blumen im Garten, im Erker, auf unserem Balkon, in unsere» vier Wänden, denen wir solch heitere Stunden des Vergessens in trüben Zeiten danken wollen und müssen. Wer Lust hat, sich seinen kleinen eigenen Frühling in sein Keim zu zaubern, schreibe getrost ins liebe märkische Buckow; da wohnt der Gärtner Weißhoff, der schickt ihm, wonach sein Wille gehtl L.

Berlin, den 29. Mai 1915.
Moral im Krieg.
Vor grauen Iahren.
^^erzog Friedrich von Schwaben, der den Welsen verwandte Salierenkel,hat das Iahr.das seiner KürungzumDeutschen König und seiner Krönung in Aachen (am neunten März 1132) folgte, mit klugem Ehrgeiz zu rascher Festigung der Staufermacht genützt. Seinem rothenburger Vetter Friedrich, dem Sohn des dritten Königs Konrad, unter dem die Macht vom Reich an die Kirche gefallen war, verlieh er das tzerzogthum Schwaben; dem wichtigeren Vetter Heinrich,demLöwen,dasHerzogthum Bayern, das bisher zur Markgrafschaft Oesterreich gehört hatte. Mit der Römerkurie schloß er in Konstanz einen Vertrag, der beide Par» jeien zum Kampf gegen Normannen und Byzantiner verpflichtete und dem König für den Tag, der den Papst wieder zum Herrn der Stadt Rom gemacht habe, die Kaiseikrone verhieß. Im nächsten Herbst sammeltFriedrich beiAugsburg eintzeervonvierzehnhun» dertRittern. DenDünkel des sizilischenKönigsWilhelmbrechen, Vom dem Papst zurückgeben, die Lombardei aus der Gewalt der Großstädte lösen: so sieht er im Süden seinZiel. Er stellt die lombardische Lehnsverfassung wieder her und wird von dem vierten Hadrian, dem kühlen Briten, gekrönt; doch der Römeraufstand und derWiderwille seinesHeerhäufleins gegen dasWagniß neuen Normannenkrieges treibt ihnnach Ankona und der Rückweg in die
IS

tzeimath wäre ihm an der Etsch von denVeronesen abgeschnitten
worden, wennOtto vonWittelsbach ihm und seinem Gefolge nicht
aus der Klemme geHolsen hätte. Hadrian muß sich vor dem Sizilier»
könig beugen und wird drum von dem Kaiser des Treubruches gc»
ziehen: von dem Heinrich, der selbst das im Konstanzer Vertrag Zu-
gesagte nichtzuleisten vermochte, alsoein Rechtaus die Gegenleist»
ungnicht erlangt hat.DerPapst mutz mit denNormannen,derKaiser
mit den Byzantinern Verständigung suchen: nur das Pergament
überdauert das zweite Lebensjahr des Vertrages. In der tzeimath
kündetFriedrichsMund denReichsfrieden; wandelt fein Wille die
um das Bayernland gekürzte Markgrafschaft Oesterreich in ein un-
theilbares, auch im Frauenstamm vererbliches tzerzogthum;mehrt
sein Bedürsnitz, die Kaisergewalt auf Landbesitz zu stützen, bis an
den Wasgenwald die stau fische Hausmacht. Auf dem Fürstentag.
in Besan?on flackert aus den glimmenden Funken des Römer-
streites neuer Brand. Ein Sendschreiben des Papstes scheint den
Kaiser zum Lehnsmann und Gnadensöldling der Kurie zu ernie»
dern. Üeber das finstere Gemurr der Fürsten fegt die pfäffisch
plumpe Frage des Kardinals Roland von Siena hin, wessen Ena»
de sonst, wennnicht des Papstes, dem Kaiser die Reichsgewaltver»
liehen habe. Wieder regt sich zuerst der wilde Muth des Wittels«
bachers; mit dem Schwert will er dem Italer die Antwort in die
Fratze kerben. Der Kaiser verbietets; lägt in einem Rundschrei-
ben aber die Häupter des Reiches wissen, daß er seine Krone von
Gott,dessenStimmeinderWahIhandlungderFürstenspricht,habe
und Jeden, der ihn Roms Lehnsmann heiße, als Widerchristen,
und Lügner ächten müsse. Auf dem Lechfeld empfängt er den Brief,
in dem derPapst auf ungebührlichen Anspruch verzichtet, den nur
Mißverstand ihm zutrauen konnte. Und zieht nun, auf fünfPaß-
straßen, über die Alpen. Belagert, besetzt Mailand und erzwingt
die Anerkennung schrankenloser Herrschaft über die Lombardei.
Alles Recht, sprichtzu ihm derErzbischof, „kommt fortan aus Dei»
nemWillen und dasLand beugt sich demWort:Was dem Herr-
scher beliebt, hat die Kraft des Gesetzes". Obendrein muß das
Land dem Kaiser injedemIahrfünfzehnMillionenMarksteuern.
Mißgriffe der Beamten schüren den Zorn der Städte. Genua,
Crema.Piacenza empören sich gegen den fremdenEroberer;und
ihnen folgt Mailand. Hadrian stirbt.ehe er den Entschluß, Fried»

rich zu bannen, ausgeführt hat, und die Mehrheit der Kardinäle
wähltRoland vonSiena, den Feind des Kaisers.zumPapst.Dieser
Alezander, der dritte auf Petri Stuhl, wird von Victor, dem Er»
kürten derMinderheit, gebannt, ächtet selbst aber, im August 1160,
den Kaiser.der inzwischen Crem« zerstört und Mailand zum zwei»
tenMal erobert hat,und Verbündetsich Engländern undFranzo-
sen, die derRufIohanns von Salis bury eint: «Wer gab denDeut-
schen dasAmtdesVölkerrichters?"UmdiesenDreibundzu lösen,
greiftReinald von Dassel, des Kaisers Kanzler, bis in denWipfel
der tzerrngewalt: nach Victors Tod setzt er die Wahl eines neuen
Gegenpapstes durch, dem (Paschalis dem Dritten) er dieZustim»
mung Heinrichs von England wirbt, und überredet den Kaiser in
denSchwur, nur diesenPapst und dessenNachfolger anzuerkennen.
Alle weltlichen und geistlichen Fürsten müssen den selben Eid lei»
sten und, unter Androhung des Verlustes vonAmt, Lehen, Dienst,
von jedem Untergebenen heischen. Noch aber athmet Alezander.
Aus Frankreich, das der Brite ihm entfremdet hat, eilt er nach
Rom. Friedrich will ihn vom Priesterthron stoßen und zieht zum
viertenMal über die Alpen. Seine klügsten und tapfersten Helfer,
ReinaldunddermainzerErzbifchofChristian.schlagendieRömer,
zwingenAlexander in hastigeFlucht und recken die Gebieterhand
über das Grab derApostel.Da würgtSeuche das Heer derDeut»
schen. Tausende tötet der Gisthauch der Campagna. Reinald selbst
sinkt ins Grab. Die Kunde von diesem Unheil, das die Papsttreuen
tzimmelsstrafe dünkt, bündeltdie lombardischen Städte zu offenem
Aufruhr. Byzantion, Sizilien, Venedig, die bang auf die Vor»
schiebung deutscher Macht blickten, schirmen das neue Trutzgebild.
Friedrich muß fliehen. Kehrt noch einmal zurück. Will die Entschei-
dung über das Römerschicksal des Reiches erzwingen, wird von
Heinrich dem Löwen aber, dem stärksten Laienfürsten, im Stich ge»
lassen und bei Legnano geschlagen. Am neunundzwanzigsten Mai
1176. Er ist in Verhandlung mit Alezander genöthigt.den nie an-
zuerkennen er geschworen hat. Auf den Stufen der Markuskirche
küßt er in Demuth den Fuß des Papstes. Dessen Arm hebt ihn
in neues Fürstenrecht. Dessen Mund löst ihn aus dem Bann.
Vier Jahre danach kniettzeinrich, derWelfenlöwe, vorFriedrich.
Der hat ihm, dem Haupt der Laienfürsten, am Harz, an der Elbe
und Ostsee den Besitz genommen. InErfurt umarmt er den Reu»

igen; verpflichtet ihn, aus demReich zu scheiden, läßt seinem Ge-
schlecht aber die braunschweigischen und lüneburgischen Lande. In
Konstanz, wo er einst versprach, das Schwert des Kaisers zu wer-
den, schließt er den Reichsfrieden mit den Lombarden. Der für
die Kurie Normannen und Sizilier bekämpfen wollte, freit seinem
ältesten Sohn, Heinrich, die normannische Erbtochter von Sizilien
und Apulien. Wie viele Schwüre, Gelübde, Verträge hat Kaiser
Friedrich gebrochen, da er,einSiebenziger,auf dem Kreuzzug ins
Heilige, vom Sultan Sala din geschändete Land, in der kalten Strö-
mung des Salef ertrank? Und war dennoch ein deutscher Mann.
Achtzehntes Jahrhundert.
, Die Ansprüche des Königs von Preußen auf diemeisten Her»
zog-und Fürstenthümer Schlesiens sind unbestreitbar. Das haben
dieBesitzer dieser Provinz selbstzugegeben: denn sie schlössen einen
Vertrag mit dem KurfürstenFriedrichWilhelm, der darin seinen
Rechten auf die anderen schlesischen Herzog-undFürstenthümerfür
den Kreis Schwiebus entsagte. DieserVerzicht wäre giltig, hätte
KaiserLeopold den Kreis Schwiebus nicht mit schwärzester Treu-
losigkeitdemerstenKönigFriedrichvonPreußenentrissen.Da somit
dasAequivalent für denVerzicht zurückgegeben ist, trittPreußen
wieder in den Vollbesitz seiner Rechte und das ganzeAbkommen
mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm wird null und nichtig. Der
König will kein Erbe antreten, sondern nur seineRechte wahren.
Da der Kaiser selbst keinerlei Anrecht auf die ihm strittig gemachten
schlesischen Herzogtümer besitzt: mit welchem Recht kann seine
Tochter (Maria Theresia) sie dann beanspruchen? Man kann doch
nicht erben.was den Eltern niemals gehört hat! Nehmen wiraber
den schlimmsten Fall an: daß man das Vorgehen des Königs als
Verstoß gegen die Pragmatische Sanktion betrachtet. Dann ist her-
vorzuheben, daß der König von Preußen dem Kaiser die Prag-
matische Sanktion durch den Vertrag von 1728 und unter derBe»
dingung der Garantie für das Herzogthum Berg verbürgt hat.
Diesen Vertrag hat das Haus Oesterreich aber gebrochen, als es
den vorläufigen Besitz der Herzogthümer Jülich und Berg dem
Hause Sulzbach garantirte. Der König tritt also Wiederinden Voll-
besitz seiner Rechte, zumal man ihm als Aequivalent eigene Be-
sitzungen des Kaisers versprochen hatte. Er wünscht nichts sehn»

licher als einen Ausgleich mit dem Haus Oesterreich; muß aber fordern, daß man seine gerechten Ansprüche achtet... Ich vergaß, hinzuzufügen, daß Schlesien stets einManneslehen gewesen und nur durch die Pragmatische SanktionzumWeiberlehengeworden ist. Da aber meine Garantie null und nichtig wurde, trete ich jetzt wieder in denVollbesitz meinerRechte; denn das Kaiserhaus hat keine männlichen Nachkommen mehr. Das kann den anderen Gründen hinzugefügt werden." (KönigFriedrich der Zweite von Preußen im Dezember 1740.)

»In Wien kennt man keinen Unterschied zwischen Krieg sich» renken und Hilfe leistenden Mächten. Der wiener Brauch kann mit gleichem Recht in Berlin geübt werden und der König hätte, in gerechter Vergeltung, gegen die Sachsen als Verbündete der Königin von Ungarn die selben Maßregeln beschließen können, zu denen die Königin sich gegen die Preußen, Pfälzer und Hessen als Verbündete des verstorbenen Kaisers berechtigt glaubte. Doch solchen gewaltsamen Maßregeln widerstrebte der König aufs Aeußerste. Er wollte sich nicht zum Mitschuldigen der Ungesetz» lichkeiten des wiener Hofes machen; denn ermeinte, wenndieGe- rechtigkeit auch aus der Welt verbannt sei, so müßte sie doch bei den großen Fürsten eine Zufluchtstätte finden. Statt Groll und gehässige Bitterkeit zu zeigen, ließ der König nach dem Tode des letzten Kaisers dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen freundliche Vorschläge machen, um einen Weg zur Versöhnung zu ebnen. Diese Vorschläge bewiesen die völlige Selbstlosigkeit Preußens und boten beträchtliche Vortheile und Gebietserweite- rungen für das Haus Sachsen. Diese friedlichen Schritte waren nutzlos. Der Stolz des dresdenertzofes war geschwellt durch den kindlichen Gedanken, die sächsischen Truppen hätten viel zu dem Rückzug beigetragen, den die Preußen am Ende des vorigen Jah- res antraten, um sich an der schleichen Grenze aufzustellen. Die Wahnhoffnung auf große Eroberungen, die Eifersucht auf einen Nachbar, dessen Machtzuwachs es mit Grimm und Neid gesehen hat, das Aufschäum cn der Leidenschaft (und wohl auch persön» liches Interesse derMinister) macht dentzof blind gegen d ie wahren Bedürfnisse Sachsens und taub gegen die Stimme billiger Ge° rechtigkeit.Mit den Oesterreichern drangen die Sachsen inSchlesieu ein und rückten bisHohenfriedberg vor. Dort errangen diepreuß-

jschen TruppenunsterblichenRuhm; und dieFolgendiesesSieges
zerstörten vollends die Pläne, die derFeind gegen dieMachtdes
Königs geschmiedet hatte.Die ganzeWelt weiß.welcherunerhörten
Grausamkei!endieFeindeinSchlesien schuldig wurden; auf ihrem
Andenken liegt Fluch und Schande und selbst Barbaren müßten
sich einer Kriegführung schämen, wie sie hier von gesitteten und
christlichenVölkern unternommen wurde. Während in Schlesien
solche Gräuel geschahen und dem Himmel, dem gerechten Sühner
aller Verbrechen, gefiel, sie vor Aller Augen furchtbar streng zu
strafen, behauptete man in Dresden kaltblütig, Sachsen stehe nicht
imKriege gegenPreußen und derFührerdersächsischenTruppen
habe nicht die Erbländer, sondern nur das neu erworbene Gebiet
des Königs angegriffen. In solchen Sophistereien gefiel sich das
dresdener Ministerium: als könnten kleine scholastische Spitz»
findigkeiten, tzaarspaltungen und kindische Wortklaubereien sein
rechtwidriges Handeln in Rechtskraft heben. Schlesien war seit
dem BreslauerFrieden von ganzEuropa als preußisch angesehen
worden; es war ein Erbe seiner Väter, das der König zurückge»
fordert und erobert hatte. Von dem Augenblick an, wo der König
vonPolen den König von Preußen, in Schlesien oder anderswo,
angreift, führt er einen offenen Angriffskrieg gegen ihn. Wer ist
so blöd, sich nicht zurNothwehr berechtigt zu glauben, wenn eins
seiner Glieder von einem Degenstich getroffen ward? Und wer so
stumpfsinnig, mit der albernen Ausrede sich zu begnügen, nicht
auf seinen Leib, sondern nur auf seinen Arm habe es der Feind
abgesehen? Die Geduld und Mäßigung des Königs scheint nun
an ihre Grenze gelangt zu sein. Die vortheilhaftesten Anerbiet»
ungen und die allerbeweglichstenVorstellungenstnd umsonst der»
schwendet worden. Das Maß ist voll. Nachdem alle Wege ans
Ziel der Aussöhnung vergebens beschritten wurden, bleibt Seiner
Majestät kein anderer Entschluß als der: den verderblichen Ab»
sichten des unversöhnlich starrsinnigen Fürsten zuvorzukommen
und die sächsischen Unterthanen das selbe Leid fühlen zu lassen,
das die Staaten des Königs von Preußen erlebt haben. Welcher
Erfolg Seiner Majestät bei den bevorstehenden Operationen in
Sachsen auch beschieden sein mag: er wird stets bereit sein, billige,
mit seinem Ruhm vereinbare Vorschläge entgegenzunehmen,
Festigkeit und Energie, aber auch Seelengröße und Mäßigung
zu zeigen.- (König Fritz im August 174S.)

Im Namen Rußlands, Oesterreichs, Frankreichs hatte der
Botschafter Fürst Galizin in London eine Note überreicht, die
empfahl, einen Friedenskongreß in Augsburg einzusetzen. Fritz
zweifelte an der Aufrichtigkeit des wiener Hofes und gab diesem
Zweifel in einer Satire Ausdruck, die er in die Form eines von
einem österreichischen Offizier an einen schweizer Freund gerich»
teten Briefes faßte. »Sie fragen mich, lieber Freund, was es bei
uns Neues giebt.und fehnen den Frieden herbei. Wie es scheint,
fangen auch unsere Herrschers«, des Mordens, der Räuberei und
Grausamkeit müde zu werden, die der Krieg mit sich bringt. Fühlt
man Europa an den Puls, so merkt man, daß die Tobsucht nach»
läßt; vielleicht bedars es noch eines Aderlasses, damit die Ver»
nunft wieder dieltebermacht erhält. Wie ich höre,wird, während
die Verbündeten kräftig gegen den König von Preußen vorgehen,
«ber Friedenspräliminarien verhandelt. Ich schicke Ihnen das
Ganze so, wie ich es erhielt. .Präliminarartikel des allgemeinen
Friedensschlusses zwischen den Hohen Verbündeten und Ihren
Majestäten den Königen von Preußen und von Großbritanien.
Artikel Eins: Zwischen den diesen Vertrag schließenden Mächten
loll ewiger Friede herrschen. Mit ruchloser Falschheit werden sie
«inander Freundschaft schwören und stets bemüht bleiben, ein»
ander zu schaden, bis Neid, Eifersucht, Ehrgeiz neue Mittel zum
Ausbruch finden. Artikel Zwei: Die Mächte verpflichten sich, die
Minister, die den Krieg herbeigeführt haben, henken zu lassen;
nämlich...(diefe Stelle ist mit so schlechter Tinte geschrieben, daß
ich sie nicht entziffern konnte). Artikel Drei: Keine Macht ist zu
Einspruch berechtigt, wenn eine andere daheim über die Thorheit,
Tölpelei, dummen Streiche derNachbarn laut zu lachen anfängt.
Vier: Die Mächte verbieten ihren Schreibern, in Friedenszeit
über Monarchen im Ton der Marktweiber zu reden. Fünf: Alle
Kanonen, die an der ungeheuren Schlächterei des Krieges mit»
schuldig waren, werden sorgsam in die Zeughäuser gesperrt. Sechs:
Da im Verlaufe von sechs Jahrtausenden reifliches Nachdenken
an die Schwelle der Erkenntniß geführt hat, daß Hochmuth und
Frechheit der Höfe oft blutigen Krieg erwirkte, verpflichten die
Mächte sich, den hochtrabenden Stil und die eitle Anmaßung,
die den Herrscher schlecht kleiden und der öffentlichen Ruhe Ge»
sahr drohen, hinfüro fahren zu lassen, Sieben: Alle Mächte ver»
ziehten auf phantastische Pläne und beschließen, vernünftigzu wer»

den. (lieber diesen Artikel wird am Meisten hin und her geredet.
Gelingt hier gütliche Verständigung, dannkönnen wir ausdauern-
den Frieden hoffen/ Möge der Himmel uns einen dauerhaften,
nicht einen brüchigen bescheren!" (KönigFritz im Frühling 176 l.>
»DlePolitikiftzum Chaosgeworden.Die Schuld liegt in der
Anruhe und Oberflächlichkeit, womit der Kaiser seit dem Tod
seiner Mutter (Maria Theresia) die auswärtige Politik und seine
persönlichen Geschäfte betreibt. In derUeberzeugung, der König
von Preußen sei der schlimmste Feind seiner ehrgeizigen Pläne,
hat der Kaiser sich vorgenommen, ihm Rußland abspenstig zu
machen, ihm also den wichtigsten Bundesgenossen zu rauben und
ihnso zu isoliren.daß erder österreichischenMonarchie nichtmehr
gefährlich werden könne. Zu diesem Zweck ist Kaiser Joseph nach
Rußland gereist. Dort hat er die phantastischen Pläne Katharinas
erfahren, die ihren jüngsten Enkel auf denThron von Konstantin-
opel setzen wollte;hatsich bei der Zarin dadurch lieb Kind gemacht,
daß erihrerEitelkeitschmeichelte und versprach,ihr mitallenKröf»
ten gegen die Türken beizustehen. Er hat einBündniß mit ihr ab»
zuschließen vermocht, aber die Rechnung ohne Frankreich gemacht,
das die Vernichtung der ihm verbündeten Türkei nicht zulassen
kann. Der Kaiser wollte Rußland von Preußen trennen und mit
Rußlands Hilfe dannPreußen zu Boden schlagen. Zunächst wollte
er die Stadt Danzig in einen Gewaltfchritt gegen den König ver»
leiten und die Danziger erfüllten denWunsch des Kaisers. Aber
die Mäßigung des Königs schlichtete denZwist in Güte, die Zarin
vermittelte und die strittigen Handelsfragen wurden so beantwor»
iet,daßnichtleichtneuertzader entstehenkann. Seit dem Tod ihres
Günstlings Lanskoi ist die Zarin in tiefe Schwermut!) versunken
und läßt alle Geschäfte ruhen. Schwindet ihr der Gedanke an die
Eroberung Konstantinopels, dann lockert sich ihrBündniß mit dem
Kaiser; und der Großfürst (Paul Petrowitsch) hält unerschütter»
lich zu Preußen. Man würde sich also übereilen, wenn man eins»
nützliches Bündniß löste, um mit Frankreich, einer herunterge«
kommenen Macht, ein neues zu knüpfen. Der Einfluß der Königin
(Marie Antoinette), der Schwester des Kaisers Joseph, würde
auch die festesten Vereinbarungen über den Krieg lockern. Das
Staatswohl und die bleibenden InteressenPreußens würdenden
Ränken der Höflinge und Weiber von Versailles ausgeliefert.

Solches Bündniß wäre nur ein übler Nothbehelf und höchstens
Dem zu empfehlen, der anderswo keinen Genossen mehr fände.
O Richelieu, Mazarln, Ludwig der Vierzehnte: was würdet Ihr
sagen, wenn Ihr die Schande Eurer Nachfolger sähet! (König
Fritz im November 1784: »Ueber die Politik'.)
«In Italien, Bürger General, hat die Französische Republik
zwei Hauplfeinde zu bekämpfen: Sardinier und Oesterreicher. Die
gefährlicheren sind, trotz ihrer kleinerenZahl, die Oesterreicher: weil
sie Frankreich hassen, aus ergiebigen Kraftquellen schöpfen, un»
serenllrfeinden, den Engländern, innig verbunden sind und den
turiner Hof so beherrschen, daß er ihren Wünschen und eigensin»
nigen Ansprüchen immer nachgiebt. Deshalb mutz der Besitz und
das Heer der Oesterreicher das Hauptziel Ihrer Angriffe fein.Un»
fälleihrerBundesgenossenbekümmern.wieErfahrung gelehrthat,
diese Leute nicht; sie verlassen jeden ernstlich Gefährdeten, statt sich
seiner kräftig anzunehmen, und denken nur an die Sicherung ihres
Landes und der Vortheile, die es bietet. Auch derturinerHofmuß
wünschen, daß die Oesterreicher aus Italien vertrieben werden.
Warum aber verbündet er sich dann nicht der Französischen Re-
publik? Familiengefühl mag den König von Sardinien in das
Bündniß gegen Frankreich getrieben haben. Vielleicht aber hat
auch die Thatsache mitgewirkt, daß wir, um uns eine bessere Grenze
zu schaffen und die Oesterreicher wirksamer angreifen zu können,
am Anfang des Krieges Savoyen und die Grafschaft Nizza be»
setzen mußten. Und wir von den Stürmen der Revolution Er»
schöpften könnten diesem Hof nicht so viel zahlen, wie er von Oester»
reich und England erwarten darf. DerKommandirende General
soll nie vergessen, wie wichtig für uns ist, den Oesterreich«« zu
schaden. Um sie mit günstigerer Erfolgaussicht bekämpfen zu kön»
nen, muß das Heer der Republik in Piemont vordringen. Sind
die Oesterreicher besiegt, so werden die Piemontescn gern mit uns
ein Bündniß schließen; bis dahin aber dürfen sie nicht etwa ge»
schont werden, sondern müssen hohe Steuern zahlen, deren eine
Hälfte in die Kassen derRepublik fließen, deren andere dem Heer
den Sold liefern foll. Ein Schutz» und Trutzbündniß mit dem König
von Sardinien wäre für den turiner Hof das Nützlichste; Piemonts
Kräfte würden plötzlich gegen das Haus Oesterreich gekehrt und
wir könnten hosfen, diesen schlimmsten Feind der Republik für

immer aus Italien zu jagen. Sie, Bürger General, dem wir schon
so schöne Siege verdanken, hoffen Alles von dem Genius Frank»
reichs, von der Tapferkeit Ihrer Krieger, der Eintracht allerUnter»
führer und dem Vertrauen, das Jeder Ihnen entgegenträgt,' das
Direktorium setzt seineHoffnung auf denFeldherrn der italischen
Armee und auf die Heiligkeit der Sache, für die Frankreich ficht
und die es nie aufgeben wird." (Carnot im Namen des Direkte»
riums an den Kommandirenden General Napoleon Bonaparte.)
„Wenn das Glück meinem Heer hold bleibt, bin ich nach ein
paar Tagen Herr der königlichen Staaten jenfeits vom Po. Diese
Länder, die Oesterreich räumen muß, gehören vonRechtes wegen
der Republik. Da ich aber fühle, wie hart es Ihrem König sein
muß, fast all seine Provinzen von unseren Truppen besetzt zu wissen,
schlage ich Ihnen vor, sechstausend Mann Infanterie und fünf»
zehnhundert Kavallerie zu meinem Heer stoßen zu lassen. Wenn
sie mir zur Vertreibung der Oesterreicher geholfen haben, werde
ich sie als Besatzung in die Staaten jenseits vom Po legen. Ich
bitte, die Antwort zu beschleunigen. Der Wunsch, die Interessen
Ihres Königs mit denen der Republik und des Heeres in Ein»
tracht zu bringen, bestimmt mich zu diesem Vorschlag, den Siege»
wiß höchst vernünftig finden werden." (Bonaparte an den Feld»
herrndesPiemontefenheeres.)«WirmöchtenjedenIhrerWünsche
erfüllen und dieVerpflegungIhresHeeres erleichtern, haben aber,
beim besten Willen, nicht die Möglichkeit, Ihnen so viele Pferde zu
liefern, wieSie verlangen. Möge derFriede zwischen denFran»
zosen und uns lange währen I" (Victor Emanuel an Bonaparte.)
»Noch ein Sieg über dieOesterreicher:undItalien ist unser.
Wir hoffen, daß Sie ihnen die Verbindung mit Mailand und dem
wiener Hof abgeschnitten haben. Eilen Sie! Ruhe wäre gefähr»
lich. Noch ist Lorber zu pflücken. Ihr Marsch mutz uns die treu-
losen Engländer vomHals schaffen, die zu lange fchon Herren des
Mittelländischen Meeres sind, und den Weg bahnen, auf dem
Korsika dem ehrgeizigen Haus Braunfchweig»Lüneburg zu ent-
reißen ist. Der Herzog von Parma muß für fein zähes Verharren
in der Bündnitzpflicht büßen; was sein Land zu leisten vermag,
muh es uns liefern. InRom ist zu fordern, daß der Papst für das
Heil der Republik öffentliche Gebete anordne. Um uns von dem
Besuch, den Sie ihm machen, zu entschädigen, werden Sie ihm

einige seiner schönsten Gemälde, Statuen, silbernen Madonnen,
Medaillen, sogar Glocken wegnehmen. Neapel muß alle Schiffe
And alles Eigenthum der gegen uns kämpfenden Völker ausliefern
und während der Kriegszeit kein Schiff aus feindlichen Staaten,
insbesondere kein englisches, in seine tzäf.n einlassen; auch, wie
wir kaum zu sagen brauchen, nicht unter neutraler Flagge... Un-
sterblicherRuhmdenSiegernvonLodiIIhrrettetEuerVaterland
und zerstöret die Koalition, dieses Ungethüm, das uns verschlingen
wollte. Eure Schläge zwingen die thörichten Oesterreicher, unsere
Friedensbedingungen anzunehmen,gegen die ihr blinderStarr-
sinn sich bis jetzt gewehrt hat. Nachdem Sie die Lombardei von den
Trümmern der österreichischen Armee gesäubert haben, werden
Sie die Grenzen dieses Landes so wachsam schützen, daß neuer
Einbruch nicht zu fürchten ist. "(Das Direktorium an Bonaparte.)
Neunzehntes Jahrhundert.
Oesterreich und Preußen sind Glieder des Deutschen Bundes.
Artikel Elf der Bundesakte bestimmt:«Die Bundesglieder machen
sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen
noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei
der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob,
die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser
Versuch fehlschlagen und demnach eine richterliche Entscheidung
nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Auströgal»
instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich
sofort zu unterwerfen haben." Im Januar 1866 schreibt Bis»
marck an die wiener Regirung, er werde das Bündniß lösen, wenn
Oesterreich nicht seine Politik in Holstein ändere. Das, antwortet
GrafMensdorff vom Ballhausplatz, werde es unter keinenUm»
ständen thun. Preußen ruft vierzigtausend Landwehrmänner frü»
her als sonst unter die Fahne; schließt plötzlich den Landtag; läßt
melden,KönigWilhelm habe lange Besprechungen mitMoltke und
Roon gehabt; verhandeltmitdemitalischenGeneralGovoneüber
einBündniß gegen Oesterreich. ImAuftrag der wiener Regirung
fragt derGesandteGrafKarolyi inBerlin.obPreußen dieGasteiner
Konvention gewaltsam zerreißen und den durch das Grundgesetz
zwischen deutschen Bundesstaaten verbürgten Frieden brechen
wolle. Bismarcks Antwort scheint nicht ganz klar; klingt aber wie

Nein.ElfTage danach befiehlt derKönig die Mobilmachung deS
Heeres. Nichts, schreibt Bismarck am sechsten April, »liegt den
Absichten des Königs ferner als ein Angriffskrieg gegen Oester»
reich." Das will, um einen unzweideutigen Beweis seiner Frie«
densliebe zu geben,zuerst abrüsten, wenn Preußen spätestens arn
nächsten Tag folge. Preußen weicht aus; und fordert am letzten
ApriltagalsVorbedingungOesterreichsAbrüstunggegenItalien
Neun Bundesstaaten («die Bamberger") fordern, daß derBund
allen Gliedern die Abrüstung befehle. Der Antrag (vom neun»
zehnten Mai) wird einstimmig angenommen. Cirkulardepesche
Bismarcks vom vierten Juni: „Alle Erkundigungen gestehen zu^
daß der Entschluß, gegen Preußen Krieg zu führen, in Wien fest
gefaßt ist. Das Eingehen in Verhandlungen soll Oesterreich nur-
Zeit für feine eigenen,noch nichtgänzlich vollendetenAnordnun-
gen, besonders aber für die seiner Verbündeten sichern. Viel»
leicht wird man uns zuletzt glauben, wenn wir feierlich gegen
jeden Gedanken an den Wunsch, unsere Ansprüche an die Herzog»
thümer durch Gewalt und mit Mißachtung der Rechte des Mit»
besitzers geltend zu machen, Protestiren. Wir vermögen mit ruhi»
gem Gewissen an das Artheil aller unparteiischen Staatsmänner
zu appelliren, welcher Theil bis zum letztenAugenblickVersöhnung
gewollt und Friedensliebe gezeigt hat/ Preußische Truppen
rücken intzolstein ein. Preußens Antrag, einem nach allgemeinem
und gleichem Stimmrecht zu wählenden Parlament die Bundes-
reform zu überweisen, ist verschleppt worden. Am fünfzehnten Juni,
schlägt Bismarck vor, Oesterreich aus dem Bund zu stoßen. Das
heischt gegen Preußens Willen zur Selbsthilfe den Beistand der
Bundesmacht. Die Mehrheit sagt ihn zu. Preußens Vertreter
ruft, durch diesen Beschluß sei das Bundesrecht gebrochen, der
Vertrag unverbindlich geworden. Oesterreich anwortet: »Der
Bund ist ein unauflöslicher Verein uud kein Glied kann aus ihm
nach freiem Belieben scheiden. "Preußen bleibt auf der Meinung,
der Beschluß vom vierzehnten Juni habe das Leben des Deutschen
Bundes geendet und ein neuer Staatenverein könne werden.
»Wir hatten vorausgesehen, daß die unvermutheten und nicht
zu rechtfertigenden Rüstungen Oesterreichs eine verhängnißvolle
Krisis herbeiführen würden. Diese Krisis ist jetzt ausgebrochen.
Die drei neutralen Mächte haben die Gefahren der Situation zu

beschwören gesucht, indem sie die Fragen, welche den Frieden
Europas bedrohten, gemeinschaftlichenBeralhungen empfahlen;
aber ihre Bemühungen sind an dem Widerstreben Oesterreichs ge»
scheitert. Die Lösung der Elbherzogthümersrage war durch die Ver-
träge einer gemeinsamen Verständigung zwischen den beiden sou-
verainen Mächten vorbehalten worden. Da Oesterreich sich von
seinen Verpflichtungen lossagte, um jene Lösung außerhalb der
von ihm unterzeichneten Verträge zu suchen, hat der König, unser
erhabener Herr, sich genöthigt gesehen, seine Truppen in Holstein
einrücken zu lassen, ohne indessen damit Oesterreich das Recht
streitig zu machen, seine Truppen nach Schleswig rücken zu lassen.
DerBruch des Gasteiner Vertrages berechtigte Seine Majestät zu
dieser Maßregel; die Pflicht, seine Rechte zu vertheidlgen, gebot
sie ihm. Oesterreich hat es vorgezogen, seine Truppen aus dem
tzerzogthum abziehen zu lassen, und indem es beim Deutschen
Bunde eine willkürliche Klage auf Friedensbruch erhob, machte
es dem Bundestage in Frankfurt eine Vorlage, deren bloße Zu-
lassung zurBerathung schon einen offenkundigen Bruch desBun»
desvcrtrages bildete.Der von Oesterreich in der Sitzung des elf-
ten Mai gestellte Antrag bezweckte nichts weniger als die Dekre»
tirung des Bundeskrieges gegen eins der Bundesglieder, eine
mitdem Buchstaben und Geiste derVerträgeund mit derenGrund-
zweck durchaus unvereinbare Maßnahme. Dieser Antrag wurde,
statt ohneWeiteres beseitigt zu werden.in derSitzung vomVier»
zehnten mit Stimmenmehrheit angenommen. Diese Verletzung
des Bundesvertrages schließt nothwendig die Zerreißung des
Bandes,welches die Mitglieder des Deutschen Bundes vereinte,
in sich. Der Gesandte des Königs war beauftragt, Dies am Bun-
destage in eben der selben Sitzung zu erklären. Diese Vorgänge
haben die Regirung Seiner Majestät von allen Verpflichtungen
befreit, welche das Bundesverhältniß ihr bisher auferllegte,
und zwar so, daß die bisherigen Bundesmitglieder keinen An-
spruch mehr haben, Gerechtsame auszuüben, die ihnen nur in Ge-
meinschaft mit Preußen zustanden, oder sich ohne Preußen noch
als Vertreter des Bundes zu benehmen. So sehen wir Bande zer-
rissen, welche Preußen während derDauer zweier Generationen
um den Preis mancher Opfer aufrecht zu erhalten bestrebt war,
wenngleich es anerkennen mußte, daß sie nur sehr unvollkommen

den Anforderungen der Zeit entsprachen. Aber im Angesicht der offenen Feindsäligkeit, welche derBundesbeschluß, die Bundes« macht gegen Preuhen zu mobilisiren, offen bekundete, sah sich Seine Majestät in die Nothwendigkeit versetzt, auch jene Maßregeln zu treffen, welche die Sorge für die eigene Vertheidigung und die Pflichten gegen sein Volk gebieterisch von ihm forderten. Die Re« girung des Königs hat zu dem Ende den norddeutschen Staaten, die an Preußen angrenzen, ein neues Bündniß angetragen, dessen Annahme die Gefahren beseitigen würde, die wir von dergeogra» phischenLage dieserStaaten mitten zwischenTheilendes vreußi» schen Gebietes zu fürchten hatten. Sie hat sich bereit erklärt, mil diesen Regirungen und mit einem deutschen Parlament in Verhandlungen zu treten, um die Hauptpunkte dieses Bündnisses festzustellen. Aber in Erwägung des Standes der Krise, in wel» cher wir uns befinden, hat sie diese Regirungen ersuchen müssen, vor Allem ihre Truppen auf den Friedensfuß zurückzuversetzen oder auch sie mit den unsrigen zur Bekämpfung der gemeinsamen Gefahr zu vereinigen und ihre Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes zu erklären. Die Regirung des Königs ist sich bewußt, bei Formulirung dieser Forderungen sich in so enge Grenzen geschlossen zu haben, wie die Sorge für ihre eigene Vertheidigung es ihr gestattete. Wenn so mäßige Vorstellungen nicht angenommen werden, so wird sie sich genöthigt sehen,sich auf ihre eigene Macht zu stützen und gegen die Regirungen, die sich als ihre entschiedenen Gegner kenntlich machen, alle Mittel, über die sie zu verfügen hat, zur Anwendung zu bringen. Die Verantwort» lichkeit fürdiedaraus entstehenden Folgen wirdganz undgar auf Die zurückfallen,die durch ihre feindlichenUmtriebe dieseSituation geschaffen und im letztenAugenblicke die Hand, die Preußen ihnen geboten, zurückgestoßen haben werden." (Depesche Bismarcks an Preußens Vertreter im Ausland; vom sechzehnten Juni.)

«An meine treuen Sachsen! Ein ungerechtfertigter Angiff nöthigt mich, die Waffen zu ergreifen! Sachsen! Weil wir treu zur Sache des Rechtes eines Bruderstammes standen, weil wir festhielten an demBand,welches das große deutscheVaterland umschlingt, weil wir bundeswidrigenForderungen uns nichtfügten, werden wir feindlich behandelt. Wie schmerzlich auch die Opfer sein mögen, die das Schicksal uns auflegcnwird: lasset uns muthig

zum Kampfe gehen für die heilige Sache! Zwar sind wir gering
an Zahl, aber Gott ist in den Schwachen mächtig, die aufihn trauen,
und der Beistand des ganzen bundestreuen Deutschlands wird
uns nicht ausbleiben. Bin ich auch für den Augenblick genöthigt,
derAebermacht zu weichen und mich von Euch zu trennen, so bleibe
ich doch in der Mitte mei»es tapferen Heeres, wo ich mich immer
noch in Sachsen fühlen werde, und hoffe, wenn dertzimmel unsere
Waffen segnet, bald zu Euch zurückzukehren. Fest vertraue ich aus
Eure Treue und Liebe. Wie wir in guten Stunden zusammenge-
halten haben, so werden wir auch in den Stunden der Prüfung
zusammenstehen; vertrauet auch Ihr auf mich, deren Wohl das
Ziel meines Strebens war und bleibt. Mit Gott für das Recht!
Das sei unser Wahlspruch!" (Erlaß des Königs von Sachsen.)
«An mein Volk! In dem Augenblick, wo das preußische Heer
zum entscheidenden Kampf auszieht, drängt es mich, zu meinem
Volke, den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter, zu reden, zu
denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender
Vater die unvergessenen Worte sprach: ,Das Vaterland ist in Ge-
fahr!' Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen
uns in Waffen. Nur wenige Jahre sind es her, seit ich.aus freiem
Entschluß und ohne frühererAnbillzu gedenken, dem Kaiser Oester-
reichs die Bundeshand reichte, um deutsches Land von der Fremd-
herrschaft zu befreien. Aus gemeinschaftlich vergossenem Blute
hoffte ich auf das Erblühen der Waffenbrüderschaft, die zu einer
festen, auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden Bundesge»
nossenschaft und damit zu all dem gemeinsamen Wirken führen
würde, woraus Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Be»
deutung als Frucht hervorgehen follte. Doch diese Hoffnung wurde
getäuscht. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst
Deutschland beherrschten, will im jüngeren Preußen keinen natür»
lichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Neben»
buhler erkennen. Preußen, meint es, ist in allen Bestrebungen zu
bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte,
unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert.
Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegen»
über gelten keine Verträge mehr. Gegen Preußen werden deutsche
Bundesfürsten nicht blos aufgerufen, sondern selbstzum Bundes»
bruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von

Feinden umgeben, und deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung
Preußens! Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer
wird eine Fußbreite Preußenbodens rauben, wenn wir ernstlich
entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren,
wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester
als je geeint sind und an dessen Ehre Gut und Blut zu setzen als
die höchste und heiligste Aufgabe halten! Bei sorglicher Voraus»
ficht Dessen, was nun eingetreten ist, habe ich es seit Iahren als
die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, ein
streitbares Preußenvolk für starke Machtentwickelung vorzube»
reiten. Befriedigt und zuversichtlich blickt mit mir jeder Preuße
auf die Waffenmacht, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem König
an der Spitze wird das Preußenvolk sich als ein wahres Volk in
den Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie Preußen
durch innere Streitigkeiten gelähmt wähnen. Dem Feinde gegen»
über ist es einig und stark, da dem Feinde gegenüber sich ausgleicht,
w.?s sich entgegenstand, um demnächst im Glück oder Unglück
vereint zu bleiben. Ich habe Alles gelhan, Preußen die Lasten
und Opfer des Krieges zu ersparen; Das weiß mein Volk, weiß
unser Golt.der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblick habe
ich gemeinschaftlich mit Frankreich, England und Rußland die
Wege gütlicher Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oester»
reich wollte nicht; und andere deutsche Staaten stellten sich offen
auf seine Seite. So ist es denn nicht meine Schuld, wenn mein
Volk einen schweren Kampf zu kämpfen und harte Bedrängniß
zu erdulden hat. Aber es ist keine Wahl mehr geblieben. Wir
müssen fechten um unsere Existenz, müssen in den Kampf auföeben
und Tod gehen gegen Diejenigen, die das Preußen des Großen
Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen, wie es aus
den Freiheitkriegen hervorgegangen, von der Stufe herabstoßen
wollen, woraus seiner Fürsten Geist undKraft und seines Volkes
Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.
Flehen wir zum Allmächtigen, daß er unsere Waffen segne. Ver-
leiht Gott uns Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das
lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der
That nach zusammenhielt und welches jetzt durch Diejenigen zer»
rissen ist.welche dieRechtsmacht des nationalen Geistes fürchten,
in anderer Gestalt fester und heilvollerzuerneuen. Gottmituns!«
<Erlaß des Königs Wilhelm; vom achtzehnten Juni.)

«Als die Befreiung unseres Landes von dänischer Herrschaft
becann, durften wir hosfen,daß derBeseitigung fremderNsurpa-
lion balddie thatsächlicheAnerkennungunseresRechtes auf staat-
liche Selbständigkeit folgen werde. Die verbündeten Truppen
kamen mit derErtlärung, dieRechte unseres Landes und dieRcchte
des Bundes in Bezug auf Schleswig schützen zu wollen. Welche
dieRechte seien, haben Oesterreich, Preußen und der Bund ge-
meinsam vorEuropa erklärt, a!s sie in London mein Recht aner-
tarnten und die Bereinigung dertzerzogthümerSchleswig°Hol-
stein uuter meiner Regirung forderten. Statt der gehofften bal-
digen Einigung droht ein blutiger Kampf ganz Deutschland zu
entzweien,weilPreußen von der bereits allseitig angenommenen
Anerkcrlnung unseres Rechtes zurückgetreten ist, weil gegen ein
deutsches Land, dessen Schutz undBefreiung verheißen war, das
'Recht des Eroberers geltend gemacht werden soll. Wir beklagen
es lief, daß unsere schleswig-holsteinische Sache, welche Deulsch-
landeinigenundkräftigenkonnte,alsAnlaßeinesKampfes dienen
soll, derzur Zerreißung imInneren, zur ErniedrigungvorEuropa
führen kann. Die Verantwortung tragen Diejenigen, welche das
einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens, durch die Anerkenn-
ung und Verwirklichung meines und Eures Rechtes die wider-
streitendenIntcrcssenauszug eichen,vonsichgestohen haben.Wir
könncn dem bevorsiehendenKampfmit ruhigem Bewußtsein ent-
gegengehen. Obwohljcder Vertretung beraubt,welche die Stimme
dcsLandes hätte zurGeltungbringenkönncn.habtIhr dochNie-
wand im Zweifel darüber gelassen, daß Ihr bereit wäret, so viel
an Euch lag, dem Frieden jedes mögliche Zugeständnißzu machen.
Ich sclbsthabe michzu jedem mit denGesammtintercsscnDeutsch-
lands irgend verträglichen Opfer bereit erklärt,um dasRecht un-
fercsLandes mitdenWünschenPreußensinEinklangzubringen.
Mcinernstliches Bemühen ist darangescheitcrt.daßdiepreußische
Regnung keine Verständigung wollte. So stehen wir vor einem
deutsche :Bruderkriege, welchen abzuwenden wirnicht vermögen.
Die Zukunft der tzerzogihümer ist zwar derAnlaß abcr nicht der
Gegenstand des Kampfes. Es handelt sich jetzt um dieFrage, ob
Recht und Gesetz ferner in Deutsch'and gelten sollen. Schleswig-
Holsteiner! Euch stehen zunächst schwere Tage der Prüfung bevor.
Aber Ihr werdet muthig und treu am Recht festhalten. Ihr wißt

aus einer früheren trübenZeit.daß dieGewissen nicht durchBay in-
nettes bezwungenwerden könnenunddaßnurDerverlorenist.der-
sich selbst verlorengiebt. So werdet auchIhrjetztdenDruck der Ge-
walt ungebeugt ertragen, bis die Stunde der Befreiung schlägt.
Eure Beamten werden, um im Interesse des Landes ihr Amt fort-
führenzukönnen.der faktischen Gewalt sich fügen müssen. Aber sie
Werdennichts lhun, welches derohnemeineZustimmungnichtmög-
lichen Feststellung des Landesrechtes Nachtheil bringen würde.
Ich habefürjetzt mich von Euch entfernen müssen. Nicht, umunser
Recht aufzugeben, bin ich gegangen, sondern, um den Kampf für
dieses Recht fortzusetzen. Ihr werdet mich immer da finden, wo
die Selbständigkeit derHcrzogthümer.wo ihre Nnthcilbarkeit und
ihreZugehörigkeitzuDeutschlandvertheidigtwird.IchdankeEuch
für dieLiebeund Treue, welcheIhr vonAnfang an mirentgcgen-
gebracht und durch alleWechsel des Schicksals mir bewahrt hobt.
Die Bande, welche diese Jahre zwischen Fürst und Volk geknüpft
haben, sind unlösbar. Niemand außer mir hat das Recht, Euch zu
denWaffen zu rufen. Wenn aber derTag kommt,wo ich zurVer-
theidigung des Landes Euch um mich sammeln kann, werdet Ihr
zu mir stehen, wie ich zu Euch. Haltet fest im Vertrauen auf Gott.
Er wird Deutschland und Schleswig-Holstein nicht verlassen/
(Herzog Friedrich an die Bewohner von Schleswig-Holstein.)
«An meine Völker! Mitten in dem Werk des Friedens, das
ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungreform
zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gefammt»
reiches festigen,deneinzelncnLändern undVölkern aberihrefreie
innere Entwickelung sichern soll, hat meine Regenienpflicht mir
geboten, mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen. An den
Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, stehen die Ar-
meen zweier verbündeten Feinde, in der Absicht, Oesterreich in
seinem europäischen Machlbestand zu erschüttern. Keinem von
Beiden ist von meiner Seite ein Anlaß zum Kriege gegeben wor»
den. Die Segnungen des Friedens meinen Völkern zu erhallen,
habe ich, Dessen ist Gott, derAllwissende, mein Zeuge, immer für
eine meiner erstenundheiligstcnRegentenpflichtenangesehenund
getreu sie zu erfüllen getrachtet. Allein die eine der beiden feind»
lichen Mächte bedarf keines Vorwandes; lüstern auf den Raul>
von Theilen meines Reiches, ist der günstigeZeitvunkt für sie der

Anlaß zum Krieg. Verbündet mit den preußischen Truppen, die
uns als Feinde nun gegenüberstehen, zog vor zwei Iahren ein
Theil meines treuen und tapferen Heeres an die Gestade derNord-
see.Ich bindieseWaffengenossenschaftmitPreußen eingegangen,
um vertragmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen
Volks stamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krie-
ges auf seine engsten Grenzen einzuschränken und in der innigen
Verbindung der zwei mitteleuropäischen Großmächte, denen vor-
zugsweise die Aufgabe derErhaltung des europäischen Friedens
zuTheil geworden, zumWohlmeines Reiches, Deutschlands und
Europas eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen.
Eroberungen habe ich nicht gesucht; uneigennützig beimAbschluß
desBündnisses mitPreußen, habe ich auchimWienerFriedens-
vertrag keine Vortheile sür mich angestrebt. Oesterreich trägt keine
Schuld an der trübenReihe unseliger Verwickelungen, welchebei
gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen
können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu be-
gleichen waren. Sie wurden zur Verwirklichung selbstsüchtiger
Zwecke hervorgerufen und waren deshalb für meine Regirung auf
friedlichemWege unlösbar. Sosteigerte sich immer mehr der Ernst
derLage.Selbst dann aber noch.als offenkundig in den beiden feind-
lichen Staaten kriegerische Vorbereitungen getroffen wurden und
einEinverständniß unter ihnen,demnurdieAbsicht einesgemein-
samen feindlichen Angriffes auf mein Reich zu Grunde liegen konn-
te, immer klarer zu Tage trat, verharrte ich im Bewußtsein meiner
Regentenpflicht,bereit zu jedemmitderEhre undWohlfahrtmei-
nerVölker vereinbarenZugeständniß,im tiefstenFrieden. Als ich
jedoch wahrnahm, daß ein weiteresZögern die wirksameAbwehr
feindlicherAngriffeund hierdurch die Sicherheit derMonarchiege-
fährde, mußteich mich zudenschwerenOpfern entschließen,diemit
Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden sind. Die durch meine
Regirung gegebenen Versicherungen meiner Friedensliebe, die
wiederholt abgegebenen Erklärungen meiner Bereitwilligkeit zu
gleichzeitiger gegenseitigerAbrüstung erwiderte Preußen mit Ge-
genansinnen, deren Annahme eine Preisgebung der Ehre und
Sicherheit meinesReiches gewesen wäre. Preußen verlangle die
volle vorausgehende Abrüstung nicht nur gegen sich,sondernauch
gegen dieanderGrenzemeinesReiches in Italien stehende feind»

licheMacht, für deren Friedensliebe keine Bürgschaft geboten wur-»
deundkeinegebotenwerdenkonnte.AlleVerhandlungenmitPreu-
ßen indertzerzogthümerfragehabenimmermehrBelegezurThat«
fache geliefert, daß eine Lösung dieser Frage, wie sie der Würde
Oesterreichs,demRecht und dcnIntercssenDeutschlands undder
tzerzogthümer entspricht, durch einEinverständniß milPreußen bei
seiner osfenzuTage liegenden Gewalt- undErobcrungpolitiknicht
zu erzielenist.DieVerhandlungenwurdenabgebrochen, dieganze
Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimgestellt
und zugleich die legalen Vertretertzolsteins einberufen. Diedro-
henden Kriegsaussichte« veranlaßten die drei Mächte Frankreich,
England und Rußland, auch an meine Regirung die Einladung
zurTheilnahme an gemeinsamenBerathungen ergehen zu lassen,
deren Zweck die Erhaltung des Friedens sein sollte. Meine Re°
girung, entsprechend meiner Absicht, wenn immer möglich, den
Frieden für meine Völker zu erhalten, hat die Theilnahme nicht
abgelehnt, wohl aber ihreZusageandiebestimmteVoraussetzung
geknüpft, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehen»
denVerträge denAusgangspunktdieserVermittelungversuche zu
bilden haben und dietheilnehmendenMächtekeinSonderinteresse
zum Nachtheil des europäischen Gleichgewichts und der Rechte
Oesterreichs verfolgen. Wenn schon der Versuch von Friedens-
berathungen an diesen natürlichenVoraussetzungen scheiterte, so
liegt darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Er-
haltung und Festigung des Friedens hätten führen können. Die
neusten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun
offen Gewalt an die Stelle des Rechtes setzt. In dem Recht und
derEhreOestcrreichs, in demRecht und derEhre der gesummten
deutschen Nation erblickte Preußen nicht länger eine Schranke für
seinen verhängnisvoll gesteigerten Ehrgeiz. Preußische Truppen
rückten in Holstein ein, die von dem Kaiserlichen Statthalter ein-
berufene Ständeversammlung wurde gewaltsam gesprengt, die
Regirungegewalt in Holstein, welche derWienerFriedensvertrag
gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen hatte,
ausschließlich sürPreußen inAnspruch genommen und die öfter»
reichischeBesatzung genöthigt, zehnfacherNebermacht zu weichen.
Als der Deutsche Bund, vertragwidrige Eigenmacht hierin er-
kennend, aus Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundes«

truppen beschloß, da vollendete Preußen, das sich so gern als Trä»
ger deutscher Interessen rühmen läßt, den eingeschlagenen ver-
derblichen Weg. Das Nationalband der Deutschen zerreißend,
erklärte es seinen Austritt aus dcm Bunde, verlangte von den
deutschen Regirungen dieAnnahme eines sogenanntenReform-
planes, welcher die TheilungDeutschlands verwirklicht, und schritt
mit militärifcherGewalt gegen diebundestreuenSouverainevor.
So ist der unheilvollste Krieg, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche
unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung alt des Anglücks,
das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen
wird, rufe ich Diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor denRichter-
stuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes. Ich
schreite zum Kampf mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache
giebt, im Gefühl der Macht, die in einem großen Reich liegt, wo
Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Recht
Oesterreichs, durchdrungen sind, mit frischem vollem Muth beim
Anblick meines tapferen, kampfgerüslcten Heeres, das den Wall
bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen
wird, im Hinblick auf meine treuenVölker, die einig, entschlossen,
opferwillig zu mir emporschauen. Die reine Flamme patrioti»
scher Begeisterung lodert gleichmäßig in den Gebieten meines
Reiches empor; freudig eilten die einberufenen Krieger in die
Reihen des Heeres; Freiwillige drängen sich zum Kriegsdienst;
die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zumeist bedrohten
Länder rüstet sich zum Kampf und die edelste Opferwilligkeit
eilt zur Linderung des Nnglücks und zur Unterstützung der Be»
dürfnisse des Heeres herbei. Nur ein Gefühl durchdringt die
Bewohner meiner Königreiche und Länder: das Gefühl der
Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einig»
keit, das Gefühl desAnmuths über eine so unerhörte Rechtsver-
letzung. Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der Verständi-
gung über die inneren Verfasfungfragen noch nicht so weit gedie-
hen ist,um indiescm ernsten,zugleich aber erhebendenAugenblick
die Vertreter aller meiner Völker um meinen Thron versammeln
zu können. Dieser Stütze für jetzt entbehrend, ist mir jedoch meine
Regentenpflicht um so klarer, mein Entschluß umso fester, sie mei-
nem Reich für alle Zukunft zu sichern. Wir werden in diesem
Kampfe nicht allein stehen. Deutschlands Fürsten und Völker

kennen dieGefahr,welche ihrerFreiheit und Unabhängigkeit von
einerMacht droht, derentzandlungweife durch selbstsüchtigePläne
einer rücksichtlosen Vergrößeruugsucht allein geleitet wird; sie
wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze
für die Macht undIntegrität des gesamniten deutschen Vaterlan-
des sie an Oesterreich finden. Wie wir für die heiligsten Güter,
welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so auch
unsere deutschen Bundesbrüder. Man hat die Waffen uns in die
Hand gezwungen. Woh an! Jetzt, wo wir sie ergriffen, dürfen
und wollen wir sie nicht früher niederlegen, als bis meinem Reich
sowie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Ent»
wickelung gesichert und derenMachtstellunginEuropaneuerdings
befestigt ist. Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht
allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung. Ich setze sie zugleich noch
aufeinentzöheren,denallmächtigengerechtenGott,demmeinHaus
vonseinemllrsprungan gedienthatundderDienichtverläßt.welche
inGerechtigkeit auf ihn vertrauen.Zu ihmwillichumBeistandund
Sieg flehen und fordere meine Völker auf, es mit mir zu thun."
(Erlaß des Kaisers Franz Joseph; vom zwanzigsten Juni.)
„ Sieben Jahre sind vergangen, seit Oesterreich meine Staaten
angriff. Ich zog das Schwert, um meinen Thron, die Freiheit
meiner Völker und die Ehre desitalischenNamenszuvertheidigen
und für das Recht der Nation zu kämpfen. Der Sieg krönte das
Recht. Gewichtige Gründe, die wir achten mußten, hinderten da-
mals die völlige Durchführung des ruhmvollen Unternehmens.
Eine der edelstenProvinzenIlaliensbliebin den Händen Oester-
reichs. Mein Herz schmerzte; doch Europa ersehnte den Frieden
und ich mußte, um es nicht rioch länger zu beunruhigen, auf Ve»
nezien verzichten. Jetzt steht Oesterreich in drohender Rüstung
feindsälig an unserer Grenze und stört den friedlichen Ausbau
des Königreiches. RechtwidrigerHerausforderung antworten wir
mit gewaffnetertzand. Als befreundeteMächte die Schwierigkeit
durch einen Kongreß zu lösen suchten, gab ich meineZustimmung
und damit den klar sten Beweis frie dlicher Gesinnung. Doch Oester-
reich weigerte jedeVerhandlung; mag es aufseineMachtbauen:
seinesRechtes ist es nichtgewiß.AuchIhr,I,aler,blicket stolz auf
ein tapferes Heer und eine starke Flotte; dürfet aber auch Eurem
heiligenRecht vertrauen, dessen Triumph naht. Ich fühle.daß nun

Wirklichkeitwerden soll.wasich auf demGrab meines hochherzigen Vaters einst gelobte. Wieder bin ich, noch einmal, der erste Sol» bat im Kampfe für Italiens Unabhängigkeit." (Aus dem Erlaß des Königs Victor Emanuel; vom zwanzigsten Juni.)
«Der Unterzeichnete muß den von Preußen geschaffenen Kriegsfall als einenAkt rechtloserWillkürbezeichnen.Die Königliche Regirung und ihr Heer sind im Stande derNothwehr gegen einen rechtwidrigen, unerhörten Angriff auf ihre Selbständigkeit, auf ihre Ehre und geben sich der Hoffnung hin, daß Europa vondieserfeierlichenVerwahrung des schwächerenRechtesgegen das augenblicklich stärkere Unrecht Kenntniß nehmen werde." ^Rundschreiben des hannoverschen Ministers Grafen Platen.)
»Sieg der Bundessache durch Oesterreichs und Sachsens Waffen auf der ganzen Linie! BeiNachod fiel dietzauplentscheidung. Einem preußischenParlamentär wurde der erbeteneWaffenstillstand geweigert."Fast alle tzauptblätter Europas bringen diese Depesche (aus Prag). Diei Tage danach hört man, daß die Preußen überall gesiegt hatten. DritterIuli: Schlacht bei Königgraetz. Fünfter: Kaiser Napoleon zeigt dem Italerkönig an, daß ihm Franz Joseph Venezien abgetreten habe und zu würdigem Friedensschluß bereit sei.Minister Vieconti»Venosta antwortet, ein Waffenstillstand könne Italien nicht derDoppelpflicht, gegen das verbündete Preußen und gegen die nicht in Venezien, doch <iuf Oesterreichs Boden lebenden Italer, entheben, „nach deren Befreiung aus der Fremdherrschaft wir mit aller Kraft trachten müssen."Und läßtinBerlin melden: „DieEhreunddereinstimmige Wunsch des Volkes sichern dem preußischen Staat unsere Mitwirkung so lange, wie er sie fordert." Er verlangt außerVenezien das Trentino. Preußen beschränkt seine Unterstützung „auf das im eigentlichen Sinn Venezianische". Sechsundzwanzigster: Präliminarfriede vonNikoleburg. „DerKaiser von Oesterreich erkennt dieAuflösung desDeutschenBundes an undgiebtseineZustimmungzu einer neuenGestaltungDeutschlands ohneBetheiligung des österreichischen Kaiserstaatcs. Der König von Preußen macht sich anheischig,dieZustimmung seinesVerbündeten, des Königs von Italien, zu beschasfen, sobald das venezianischeKönigreich durch Erklärung des Kaisers derFranzosen zurDieposition des Königs vonItalien gestellt sein wird."DreiundzwanzigsterAugust:Pra»

ger Friede. «InZukunft und für immer foU Friede und Freund»
schaftzwischen dem Königvon Preußen und dem Kaiservon Oester-
reich, zwischenderenErbenundNachkommen, Staaten undUnter»
thanen herrschen."In derKommission des Preußischen Abgeord»
netenhauses wird gesagt, die Annexion von Hannover, Kurhcfsen^
Nassau undFrankfurt sei «nackte Gewaltthat, die zu Rechts» und
Staatsbildung nicht mehr ausreiche". Dritter Oktober: Wiener
Friede. „Im Namen der Allerheiligsten und Nnt heilbaren Drei»
einigkeillZwischen demKaiser vonOesterreich unddcmKönigvon
Italien, deren ErbenundNachfolgern.StuatenundNnierthanen,
soll für ewige Zeit Friede und Freundschaft herrschen." Viclor
Emanuel empfängt von Oesterreich die eiserne Krone der Lombar»
dei. InTurin spricht er am viertenNovcmber: „Dieser Tag istder
schönste mcinesLebcns. In dieserStadthat,vor achtzehnIahren,
mcinVuterdenKriegsürdieUnabhängigkeitverkündet.tzeutebrin-
genSiemir, seinemNachfolger, dieKundgebung desVolkswillens
aus Venezien, das nun in unser Vaterland eingefügt ist. Italien
ist gemachtznoch aber ist das Werk nicht vollendet. Nnsere Pilicht
ist, es zu vertheidigen und zu vergrößern." Fünfzehnter Dezember:
Erste Sitzung der zum Norddeutschen Bund Bevollmächtigten.
„Am fünfzehnten Juni hat der König von Preußen, unser
leiblicher Veiter und bis dahin mein Verbündeter, mein König» ^
reich, mit Verletzung der legitimsten und hciligstenRechte, feind» ^
lich überfallen lassen. Vondemaufiichtigstenundseh ilichstenVer-!
langen beseelt, die zwischen den beiden mächtigsten Gliedern des
Deuischcn Bundes entstandenen Zerwürfnisse beseitigt zu st hen> Z
und beslrebt,dasNnglück zu verhüten,das auseinemKnegDeut-!
scher gegen Deutsche hervorgehen müßte, hat meine Regnung
All's, was in ihren Kräften stund, gethan, um im Geist des Flie-
dens und der Versöhnung zu wirken. Ich überweise dem Artheil
allerRechlschaffenendasVorgchenderpreußischcnRegirung, die ,
mein Vertrauen täuschte, indem sie mir die Erlaubnisz entlockte, ihre ^
Truppen durch mcinGebiet marschiren zulassen,mitdergcheimen ^
?!bsicht,cs mitGcwaltansichzubringen. DemNnwillendercivili»
si,ti,'uWe!t überweise ich diesen Angriff.verübl in vollemFrieden
qcgen dasL md eines verwandten bcfreundetciiundvirbündelen
F irsten; und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mit mir diese
ichmähliche Verletzung der öffentlichen Moral, des Völker- und

Vertragsrechtes und derSitten der in staatlicher Ordnung leben»
denNationen verdammen wird. Der König vonPreußen hat, nach»
dem er mein Land auf eine heimtückische Weise besetzt hatte, ge°
glaubt, esendgiltigbehalten zu können und es für seinenStaaten
einverleibt erklärt. Aber dasRechtderEroberungsetzteinen Krieg
nach den Grundsätzen des Völkerrechtes voraus. Doch niemals
gab es zwischen mir und dem König von Preußen solchen Krieg.'
Die Einverleibung ist also eine unwürdige Usurpation, ein vcr»
brecherischer,verabscheuenswertherRaub. Ich rufe dietzilfealler
Mächte an.diemeineSouverainetätunddieNnabhängigkeitmci»
nesKönigreiches anerkannt haben,undbinüberzeugt,daß sienie» ^
mals Macht vor Recht gehen lassen werden, da solches Prinzip, ^
heute VonPreußen angewandt, in Zukunft das Leben allerMon» l
archien, aller legitimen Staaten der Welt bedrohen könnte. Die z
Verantwortlichkeit für dieAsurpation fällt aufDenzurück, der ihr i
Heber ist." (Protest des Königs Georg von Hannover gegen;
Preußen; vom dreiundzwanzigsten September 1866.)
Zwanzigstes Jahrhundert.
«AnmeineVölker! DerKönig vonItalien hat mir denKrieg
erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt,
ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten be»
gangen worden. Nach einem Bündniß von mehr als dreißigjäh»
riger Dauer, während dessen es seinen territorialen Besitz mehren
und sich zu ungeahnter Blüthe entfalten konnte, hat uns Italien
in derStundederGefahr verlassen und istmitfliegendenFahnen
in das Lager unserer Feinde übergegangen. Wir haben Italien
nicht bedroht, seinAnsehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine
Interessen nicht angetastet, wir haben unseren Bündnißpflichten
stets getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als es
ins Feld zog. Wir haben mehr gethan. AlsIialien seinebegehr»
lichenBlickeüberunsereGrenzen sandte, warenwir, um das Bünd-
nißverhältnißunddenFriedenzu erhalten,zugroßenundschmerz-
lichen Opsern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen
Herzen besonders nahgingen. Aber Italiens Begehrlichkeit, das
denMoment nützen zu sollen glaubte,war nicht zu stillen; und so
muß sich das Schicksal vollziehen. Dem mächtigen Feind im Nor»
den haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treu»

n
n
ster Waffenbrüderschaft mit dem tzeer meines erlauchten Ver-
bündeten meine Armeen siegreich standgehalten. Der neue heim
lückischeFeind imSüden ist ihnen kein neuerGegner. Diegroßen
Erinnerungen an Novara, Mortara.Custozza undLissa, die den
Stolz meinerIugcndbilden.unddcrGeistRadetzkys, Erzherzogs
Albrecht undTegctthosfs.der inmeinerLand-undSecmachtfoit»
lebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen
derMonarchie erfolgreich vertheidigen werden. Ich grüße meine
kampfbewährten, siegerprobtenTruppen. Ich vertraue auf sie und
ihre Führer. Ich vertraue auf meine Völker, deren beispiellosem
Opfermuthmeininnigstcr väterlicherDank gebührt. DenAllmäch-
tigenbitteich.daHerunsereFahnensegneundunseregerechteSache
in seine gnädige Obhutnehme. - (Erlaß des Kaisers FranzIoseph;
aus der.Wiener Zeitung vom dreiundzwanzigsten Mai 1915.)
«DerDreibund sollte gegen französischen und russtschenAn»
griff schützen. Ans? Wir halten uns mit Frankreich längst, auch
über Nordafrika, verständigt und kamen mit Rußland nicht erst
inRacconigiinsRcine; Giers und Rudini fädelten ein, Iswolskij
undTittoninähten fleißig.Wirbrauchten in EuropakeinenSchutz.
Die zweiGenossen? Waren mitDenen, gegen die wirAssekuranz
leisten sollten, in Krieg. Beide Vertragspflichten also ohne In-
halt, Sinn, politischen, militärischen Werth. Leere Hülsen. Wenn
ich mich zweenMännernzum Zweck einer Geschäftsgründung ge-
selle und dieBeiden dann, ohne mich zu fragen, einWaarenhaus
eröffnen, das ihr Können und Kapital ganz für sich heischt, fehlt
unseremAbkommen das Ziel und ich kann mich seitwärts trollen.
Warum fragten sie nicht? Wien und Berlin haben uns nicht ge-
fragt; weil wir schon im Sommer 1913 gesagt hatten: Nichlgegen
Serbien undAlles.was daran hängt. Das thaten SanGiuliano
und Giolitti, deren Oesterreicherhaß lächeln gelernt hatte; undauf
die Besserung desBalkankriegsergebnisses wurde damals verzich-
tet. Durften wir 1914 mit in denKrieg? Nein: weil England den
goldenenDonnerwagcn des Ares lenkte. Das hätte sich, durch die
Zerschießung unstrer schönsten Küslevorte, durch BoykottderHalb-
inselundStankbcidenSenussi.bitlerlichgerächt.Durftenwirauch
nur wollen? Nein; denn unser Wirlhschaftbedürfniß weist nach
Frankreich (das wir nicht, wie mancher Germane mein!, zu über-
flügeln trachten und ohne dessen Großmachlstellung wir sippen»

los einsam wären), unser Wunsch, gegen Oesterreich und Ungarn
«ns den Slawen zu befreunden, nach Rußland; und daß wirBri-
tanien brauchen, hat EuerBismarckhundertmal gesagt. Auch, daß
nur ein Narr Kriege, kleine sogar, ausGefälligkeitführt.Was sollte
für uns herauskommen?UnversöhnlicheWuth derTriple-Entente,
Japans, Belgiens, der Iugo-Slawen; und siegte der entseelte
Dreibund: Stärkung Oesterreich-Ungarns und der Türkeis Das
Schlimmste also, was uns geschehen konnte. Trieft und Trient, viel-
leicht auchValona,mitdeiOtranto°Sperre,imSchornstein; und die
Gefahr, nach Kairo und Biserta auchTripoli unddleKyrenaika zu
verlieren.AndiesesUnternehmenkonntekeinVernünftigerdenken.
In einneues wurden wirnichteingeladen;keinPaktangeboten,kein
Pfand gegeben. Unsere Sozien konnten (oder: wollten) sich großen
Machtzuwachs sichern, das politische Bild der Erde ändern und
wandten ihre ganze Habe sammt der Hoffnung ihrer Erben an
dieses Wagniß. Uns konnte es nur schaden; nicht nützen. Frank»
reichsSeealpenwollenwirheute nicht; Korsika ist uns gleichgiltig;
Tunis jetzt, bis Englands Sühnerwille gebrochen ist, zu gefähr»
lich. Wir waren in engerer Klemme als ein Rechtsanwalt, der
plötzlich erführe, daß fein Sozius sich in Geldgeschäfte eingelassen
habe, an denen die Firma verbluten kann. Die Anderen frei zu
tollkühnem Beginnen und wir, wie ein Operngöttchen Wagners,
in alte Verträge gefesselt, ohne die Möglichkeit, Kraft und Lieb»
reiz in tzochkonjunkturzeit zu münzen? Wir sprachen: «Dies ist
ein Angriffskrieg, von Euch, gegen den Wunsch nach Konferenz,
Botschafterreunion oder Schiedsgericht, erklärt; und nur zuSchutz
find wir, nicht zu Trutz, verpflichtet." Keine Rüge kam; trotzdem
wirs laut hinausschrien und an das böse Augustgeplänkel vom
Jahr 1913 erinnerten. Ein Weilchen später: »Der Vertrag ist
nichtig; denn da der Krieg nicht ‚lokalisirt' worden ist (noch wer-
den konnte), erwirkt er irgendwelche Balkanmachtwandlungen,
gegen die wir uns mit derbem Nachdruck verwahrt haben. Wir
fühlen uns ledig und können neue Verlobung erwägen." Noch
kein starker Widerspruch. Aber die Stirnen entrunzeln sich und
wir werden mit schäkernder Anerbietung gekitzelt.
Neutral bleiben?Geldistzu scheffeln.Doch mankommt leicht
in dieKüche eines der vielenTeufel.diejetztgierig lungern.Käm»
pfenden Mächten Waffen undMunition zu liefern, istNeutralen

vom haager Ehrengericht ausdrücklich erlaubt worden; wers kann^
hats mal gethan: nun aber werden die amerikanischen Kanonen-^
zeuger und Geschossemacher geschmäht, als trieben sie Simonie
oder Sodomie und als wäre ins Transvaal, in die Mandschurei
und Türkei auch das Stählerne und Kupferne aus der Luft ge»
kommen.Und wiesteht man nachdemKriegda?Allen einGräuel.
Hier die Gefährten-,dortdieVerwandtenpflichtverletzt.,,tzastDich
auf dem Leichenfeld sattgefressen? Jetzt giebts nichts.Drückeber»
ger! Umbusquel-Für einMenschenaiter der übleWicht, mit dem
Keiner Hausen mag. Und die innereStimmung?WissetIhr nicht»
was Euren Ahnen Straßburg war? Uns ists Triest und, minde»
stens, die Hälfte der adriatischen Ostküste. Wir wollen die Italer
in einen Staat fügen.Grille?Auch dnrchEuertzirn hat sie oftge»
summt. Schwören wir, daß wir neutral bleiben: von keinem Tisch
fällt ein Bröckchen. Da wir in die Fünkchen des Zweifels blasen,
naht der Bersucher.Trentino?Noch ein paar saftige Knochen zu»
gewogen. Ernsthast haben wir nie unterhandelt. Der Gebiets um»
fang, in Westeuropa und Kleinasien, ist uns nicht so wichtig wie
dienachhaltige Schwächung Oesterreichs und derTürkei.Das habt
Ihr nie verstanden. Auch nicht, daß ein erstarktes Oesterreich die
Ausnützung der Nothlage, die (warum das Wort hehlen?) Er-
pressung niemals verschmerzt hätte und eines Tages, an denAl»
Pen oder an derAdria.zwischenihmundunsdochKrieggeworden
wäre. Wenn wir halbwegs Beträchtliches rafften, mußten wir in
irgendeinerStunde darum fechten; und dann unter demAnhauch
kaltenZornes ausEngland,Frankreich,Rußiand. Also vornehm
lhun und, weilIhr in denEuropäerkrieg zöget, auf dieErfüllung
des heißestenNationalwunschesverzichten?Kinderei.Nothkcnnt
kein Rechtsgebot. Ueber die Gilligkeit von Verträgen wird täg-
lich, in gutemGlauben,vor tausend Gerichtshöfen gestritten.Und
wenn wir der Menschheit Goethes, Winckelmanns, Mommsens,
Burckhardts andächtig huldigten: Oesterreich ist uns nun einmal
der Erbfeind und seine Fahne mochten wir selbst im Hochsommer
des Bündnisses nicht auf einem Lidozcll sehen. Listig erpressen,
was Andere mit Blut zahlten, und dem jetzt nicht Gewährten sür
immerentsagen?Keusch bleiben, währendAndererSame sproßte?
Vor dieserWahl standenwir. Merkten früh, daß auch Neutralität
uns nicht tauge; und feilschten und forderten nicht, um mehr zu

«klangen,sondern nur,um uns die für lückenloscRüstungundzu-
länglichen Geschoßvorrath nölhige Muße zu sichern.
Den Ruhelosen naht ein zweiter Versucher. Er schmunzelt
nicht,salbt nie dieWorte,hatkeinGrübchenimKinn,keineAltere-
grazie im Getändel der Rede. Was zerknirscht und zerschwemmt
aus demZahngehegekommt, dringt dennoch insOhr.»Gehts nach
unserem Willen, dann erhält Rußland die Meerengen und Ar-
menien, Frankreich Syrien, England Mesopotamien und den
arabischen Khalifat, Griechenland SmyrnaunddessenHinterland,
Rumänien große Stücke der Bukowina, Transsylvaniens und
Südbessarabiens, Bulgarien das jetzt serbische Makedonien, die
BezirkeDrama undKawala, die thrakische Grenze Enos°Midia;
und Serbien wird reichlich, mit Adrialand, von dem Verlust der
Kriege beute von 13 entschädigt. Ihr? Bedenkt weder Euer An-
sehen in Europa und in der islamischen Welt noch die Irredenta
und das Mittelmeer? Was Euer Herz lange begehrte, könntet
Ihr haben (nur: Cypern, statt derInselMalta, mit dem nächsten
Künengebiet): und zaudert noch? Bis es zu spät, die Entscheidung
gefallen ist. Gutfür die Südslawen. DiefühlenfichschonvonNuß»
land geprellt und schicken Abgeordnete westwärts, um dort wissen
zu lassen, daß sie dicht bei Trieft und in Dalmatien die Mehrheit
bilden, daß Serben, Kroaten, Slowenen eines Stammes sind,
daß Ihr in Udine die Slawen mißhandelt und daß Oesterreichs
Herrschaft, weil sie ihr nicht langwierige Lebenskraft zutrauen,
ihnen weniger arge Gefahr dräut als diedesjungen Italerreiches.
Da Ihr, wie nun ja offenbar wird, nicht aufs Schlachtfeld wollt,
können wir ihren Hunger stillen. Euch gegenüber ein großer
Serbenstaat mit guten Häfen: vor solcher Aussicht entschließt
HerrPaschitsch sich doch vielleicht,Makedonien schon morgenden
Bulgaren zu räumen; und unser ganzer Balkanhandel ist dann
zum Abschluß reif. Genöthigt wirdnicht.NurdürfenEure Händler
undRohstosfvcrbraucher nachher nicht klagen, wenn wir uns mit
der Versorgung italischer Märkte und mit dem Einkauf Eurer
Waare eben so wenig sputen wie Ihr Euch mit der Antwort auf
die Frage nach Soll und Haben des Krieges." Seitdem brennls
von Palermo bis nachVerona hinauf. Wirkönnten zu spät kom-
men. TrägeFeiglinge scheinen. Die große Stunde derRache und
Brüdererlösung versäumen; und dann,wirklich,wieD'Annunzio

warnend sprach, gezwungen sein, ein Museum, Palasthotel oder
blaubepinseltes EdensürFlitterwöchnerei zu werden. Meint Sa>
landra, daß er nochProfessor sei und über Papier träumen dürfe?
In der Stadt des Ewigen Kapitals und des Palalins, Caesars
und Marc Aurels wachen Männer. Giolitti? Verkalkt. Was
würde aus seinem libyschenRuhm, wenn Salandra und Sonnino
dieses große Werk richteten? Vielleicht, Wenns mißlänge und er
laut gewarnt hätte, der erste Präsident der Italerrepublik. Im
Dezember hat er gehetzt; im Mai will er bremsen. Wird überheult
und hinter den Rinnstein gestoßen. Der König ist bereit?Heil dem
König! Vicekonsul Galli in Verhandlung mit den Adriaslawen,
denen er freie EntWickelung verheißt? Wie imaltenVenedigsollen
sies haben. Nach dem Tag von Kampoformio, als die Oesterreicher
einrückten, strich in einem venetischen Nest ein Dalmatiner die
Löwenflagge von SanMarco und rief: »Dreihundertsiebenund»
siebenzig Jahre lang hat unser Glaube, hat unsere Kraft Dich auf
allenMeeren,vor allenFeinden geschützt. UnserBlut undGuthat
Dirgehört; und wir warenglückiich und reich anRuhm." Nnterder
Einheitfahne solls wieder so werden. Wer trödelt noch bei zagem
Wägen derGefahrund desNutzens? Glühender, blühenderFrüh-
ling. Ueber Kunstgas ins Sieden gehitzte Reden. Ein Rausch?
Niemand wird uns, wie auch das Ende sei, feig schelten; zehn
Monate lehrten uns den Graus neuer Kriegsart kennen: und wir
stürmen dennoch ins Erzgewitter. Der vergilbte Pakt: zerrissen;
wie bei Teutoburg und Tauroggen, in Frankfurt und Wien man»
cher schon. Am sechsundzwanzigsten April ward der neue unter-
zeichnet; am Abend nach dem zweiten Pfingstfest läuft die Er»
füllungfrist ab. Krieg oder Umsturz der Staatsordnung! Nicht der
von Garibaldi gestützte Galantuomo widerstünde diesem Sturm.
Schmählich dünkt Euch, daßwirdieStundewählen, da derFreund
von gestern, der Feind von morgen sich gegen ganze Menschen»
rudel wehrt? Schön ists nicht. Noch aber funkelt ihmfroherMuth
zum Krieg aus dem hellen Blick. Nnd darf der Wirkung aufs Ge»
fühl nachfragen, wer einem Gewimmel die Wohnstätte breiten
will? Selten hat ein Starker gezaudert, den Schwachen zu würgen.
Dem aberstrahlt derG ücksstern nur in dichtem Gedräng/(Ver°
theidigungschrift eines genuesischen Monarchisten aus dem Jahr
1925; übersetzt für die Sammlung „Deutsche Hiebe.")

Herausgeber und verantwortlicher Redalteuri Mazimiltan Karden in Berlin. -
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Sarleb G, m, b g. In Berlin.

s«. Mai 191S.
— Di, Zukunft. —

üeuücüe krauen
AebrsucKt nur

Sie Seuiscde Ilssrksrli«
1 Portion'».4.—.4 ?vrü»n«n Xl. 12.—
l)ss^!tte> Segen

^ !>z in sllen »p«tnek«n erKSItlivn.

äckwarxeck
INü^l l>er:
«slössnstorivm
vsck LIsnKendurs ^ ?KüriaSer»«IS
»äkrenck

z^! ösIKon- unl! 7en8ter5eKmueK ^
gärtnerel,
öueko«
lireis I.edu» MsrK.
^ ^' I K ^ tt» I'tZ, »He Xu»oKi!kte>>, Sis kür Sei, ^
: ttiemön 8is Vitts ^.sjgsn isi,:
D M llieser ^V««KvnsoKr!kt dostimmt »!„cl, »u^soliüoülick W
M RH«»»» 1/ I «^1« ^I>«i"iA«^n^siz;en ^nnirKrnegerWaoKenscKritt M
IVIaX I^ll'ZISlN U».«MU,,g.^IM'SsMk.!i!I /

Die ZuKunst. — 29. Mai 191S.
LörsenverKeKr im Kriege.
6em Artikel ..görsenverkekr im ürlege" in Hr. 78 svkreidt Hsx lZslc«!
Kr. 35.
» r^s, r^z? r^z?»r^« r^« r!s»?»

Berlin, den 5. Juni 1«15.

Homer.

AMnd die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns", weil wir
, .W^ von Weimar mit Homers Augen sehen gelernt haben. Ho«
mers: Das bedeutet: des homerischen Menschen. Man wende nicht
ein, Ilias und Odyssee seien ja nur Gedichte. Aus unseren heuti-
gen Dichtern, welche die Literaturen aller Völker und Zeiten in
ihre Werke hinein arbeiten, werden spätere Geschlechter keine siche-
ren Schlüsse aus unsere Kulturzustände ziehen können; aber Ho-
mer hatte keine anderen Vorlagen als die Heldenlieder seines Vol-
kes und kannte von der Erde nur die Mittelmeerküste, deren
westliche Hälfte nur aus den Fabeleien vhönizischer Seefahrer.
Dieser homerische Mensch nun hat helle Augen und einen
fest auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn. Aufmerksam beschaut und
beobachtet er Dinge und Vorgänge, und beschreibt er sie, so hüllt er
sieweder nach orientalischerArt in phantastischeNebel noch braucht
er mit leerem Wortschwall die Thatsache zu verbergen, daß er
eigentlich nichts, wenigstens nichts deutlich gesehen hat. Jedes
Sachwort versieht er mit einem Beiwort, das kein müßiges Lpi-
tketon «rnans ist, sondern den Gegenstand charakterisirt. Die
Rinder sind heute noch schleppfüßig und die Weiber (das Fußfreie
wird ja so wenig wie andere Moden ewig herrschen) noch immer
saumnachschleppend. Jedes der Bilder, mit denen Homer Vor-
gänge veranschaulicht, ist ein Muster exakter Beschreibung (Raub-
thiere, die in die Heerde einbrechen; Knaben, die sich vergebens
bemühen, einen dickfelligen Esel aus der Saat zu vertreiben; das
k

Kind im Nfersand, das baut und wieder einreißt; das Mägdlein, das die Mutter am Kleid zurückhält und bittet: „Nimm mich!"; der seine Brut vertheidigende Wespen» oder Bienenschwarm; das Schneegestöber; die Fliege am Milchtopf). Auch ohne Bilderhilfe wird jeder Borgang so anschaulich beschrieben, daß ihn der Maler mit historischer Treue malen kann; zum Beispiel: wie Hektor, um sein Söhnlein liebkosen zu können, den Helm abnimmt, vor dessen wallendem Federbusch der Kleine sich fürchtet; und von den Werken der Kunst und des Handwerks, von Gebäuden und Gärten, die er beschreibt, können Nachbilder hergestellt werden. Die geographische und topographische Exaktheit Homers hat Victor B«°rard (I^es ?Kernoisns et l'Oä^Lsee) nachgewiesen. Auch die Wunderwerke der Najaden in der Höhle, in der Athene die phäakischen Gastgeschenke birgt, sind keine leeren Phantasien; es sind Tropfsteingebilde, von den Najaden, den durchsickernden Quellen, geschaffen. (Im Gegensatz zu Dörpfeld weist Berard nach, daß Homers Ithaka wirklich Ithaka, das heutige Theaki, ist.)

Nur der so geartete Mensch konnte die wahre Poesie, die echt realistische, uns schenken. Denn Ibsen definirt „Dichten" mit Sehen". Und Flaubert schreibt:,Oer Künstler ist vor Allem Beobachter, um aber beobachten zu können, muß man gute Augen haben." Nur die Nachkommen des so gearteten Menschen konnten also auch die echte Bildende Kunst schaffen. Niemals wird die Kulturwelt als schöne Kunst eine Malerei anerkennen, vor deren Werken der Beschauer (mit den Fliegenden Blättern zu reden) zweifelt, ob sie Damen, Kühe oder Landschaften sein sollen. Homers Gedichte bleiben die ewig giltigen Muster wahrhaft realisti« scher Kunst, an denen sich alle Späteren zurück- und zurechtfinden können, wenn sie sich in Schwulst oder Unnatur verirrt haben. Genau zu beobachten, ist aber auch das erste Erforderniß der wissenschaftlichen Forschung, und da das zweite, die Anlage zu streng logischem Denken, nicht fehlte, so war dieser Mensch auch berufen, die methodische wissenschaftliche Forschung zu begründen.

Allen sichtbaren Dingen ist die Aufmerksamkeit dieses Menschen zugewandt, an allen hat er Freude, am Meisten aber doch am Menschen. Auf den in Heller Schönheit strahlenden (»sX»« ^»ks,^,«) Leib wird sorgfältige Pflege verwandt; man badet fleißig, trägt reine Wäsche und hält auf schöne Kleidung und Rüstung Von den niSiX» an bis zur tzelmzier. Auch um den Leib eines Verstorbenen noch sorgt man sich ängstlich, daß nicht Spuren ekler Fäulniß ihn entstellen, ehe ihn die reine Flamme verzehrt; Thetis bewahrt des dem geliebten Sohn ,theuren Patroklos.Aphro-

Site Hektars Leichnam vor diesem Häßlichen. Der Feinde Rück-
Achtlosigkeit und Hohn fürchtend, jammert Priamos ob des ihm
drohenden Geschicks: der Jüngling zwar fei auch im Tode noch
schön, nicht aber der entblößte Greisenleib. Von Krankenlagern
erfahren wir nichts noch auch von Gräuelszenen im Krieg. Die
Hochbetagten entschlummern sanft, vom linden Geschoß des Phö»
chus oder der Artemis getroffen, und im Kriege sterben die Schwer-
verwundeten sofort, die Fleischwunden werden von mitleidigen
Freunden und kundigen Aerzien gewaschen, gesalbt und verbun«
den. Von Martern der Kriegsgefangenen nach assyrischemBrauch,
von Verstümmelung besiegter Feinde oder ihrer Leichen keine
Spur. Daß Achill den Leichnam tzektors um die Mauern von
Troja schleift, wird als unziemlich («eixi« ^7») getadelt. Als tap-
fere Helden freuen sich die Griechen natürlich des Schlachtenge-
Kümmels, aber mehr der Bewährung von Much, Kraft und Ge°
.schicklichkeit als des Mordens wegen. Dieses an sich bereitet ihnen
keine Freude. Menelaos schilt die Troer, daß sie, unersättlicher
Kampfgier voll, nicht Frieden schließen; werde man doch aller
Dinge satt, selbst des Schlafes und der Liebe, des Gesangs und
Tanzes, was so viel stärker die Begierde des Menschen reize als
der Krieg. Wer gar, meint Nestor, des heimischen, des inneren
Krieges, dieses Scheusals, sich freue, sei ruchlos, tzektor wagt
nicht, mit blutbefleckter Hand den Göttern das Trankopfer zu spen-
den, und Achill macht gar kein Hehl daraus, daß ihm an dem
^ganzen Kriegslärm nichts liegt. Er wäre viel lieber daheim, ließe
sich vom Vater ein edles Weib antrauen und genösse in Ruhe
den väterlichen Reichthum. Aber es ist nun einmal über ihn ver-
hängt, daß er entweder ruhmlos leben oder durch den Heldentod
in der Jugend ewigen Nachruhm ernten soll; und der ist ihm doch
nicht ganz gleichgiltig. Der Fall des theuren Freundes drängt
dem Schwankenden die Entscheidung auf. Von Rachsucht ge-
peitscht, stürzt er sich in den Kampf und mordet wie ein Rasen-
der; giebt keinen Pardon mehr, wie er sonst gern gethan. Der
Much über den Verlust des Freundes gesellt sich der Unmuth über
sein eigenes Geschick. Sieh doch mich an, sagt er dem um sein
Leben bettelnden Lykaon, wie schön, groß und stark ich bin: und
doch muß ich jung sterben; so füge denn auch Du, Lieber, Dich in
Dein Geschick; wie käme ich dazu, gerade Euch Priamiden zu
schonen, die Ihr an all dem Unheil schuld seid? Wenn ein Held
nach Wuthanfällen wieder zur Besinnung kommt, meint er ge-
wöhnlich, er sei es ja eigentlich gar nicht gewesen, eine Gottheit
habe ihn verblendet und getrieben. Selbst die übermüthigen Freier,

die es gelüstet, an einem lästigen Bettler Operationen im orienta-
lischen Stil zu vollziehen, wagen Das nicht, sondern drohen nur,
ihn zum König Echetos zu schicken, einem Unhold, der Solches-
verübt. Ehrlich, wie Homer ist, verschweigt er nicht, daß auch sein
Lieblingheld in urzeitliche Barbarei und asiatische Grausamkeit
zurückfallen könne. Dieser mordet und raubt bei den Cikonen,
die ihm nichts gethan haben, und vollzieht an Melantheus, dep
freilich viel auf dem Kerbholz hat, ein entsetzliches Strafgericht:
die einzige orientalische Gräuelfzene in beiden Epen. Aber ein
bösartiges, grausames Gemüth beweisen auch diese Ausbrüche
wilder Leidenschaft nicht,- als Eurykleia beim Anblick der ermorde«
ten Freier laut aufjauchzt, spricht Odysseus verweisend: „Mutter»
im Geiste sei froh, doch enthalte Dich lauten Gejubels! Sünde ja
ists, lautauf um erschlagene Männer zu jauchzen." Menschen zu
martern, machte den Griechen keine Freude; daß sie, und na-
mentlich die Athener, sich diese Menschlichkeit bis zuletzt be-
wahrt haben, zeige ich in den ,,Drei Spazirgängen".
Und Das war von entscheidendem Einfluß auf eine Wen-
dung derWeltgeschichte. ImAnfang des achtzehnten Jahrhunderts
begrüßte den Wanderer, der einer deutschen Stadt sich nahte, dort,
wo heute Gartenanlagen prangen, ein Wald verkohlter Pfähle, an
denen tzexen verbrannt worden waren; Rad und Galgen erinner-
ten an die gräßlichen Schauspiele, die eine hohe Obrigkeit statt ge-
dankenreicher Dramen und desWettkainpfs schöner Leiber dem Volke
gab, und an die Folterkammern, in denen den wirklichen oder
vorgeblichen ^Verbrechern das Geständnis; erpreßt worden war. Als
nun die feineren Geister sich wieder auf ihren eurcpäischenRassen-
adel besannen, da flüchteten sie aus diesen Gräueln und aus>
denen der im gleichen Stil geführten Kriege in die Welt der Alten
und namentlich zu Homer, bei dem sie Menschen fanden, sich als
Menschen unter Menschen fühlten. Ihre Humanität trug den
Sieg davon. Marterung und Zerstückelung lebender Menschen-
leiber hörte auf, eine gesetzliche Einrichtung zu sein.
Der negativen Seite der homerischen Menschlichkeit fehlt
nicht die positive Ergänzung. Worin besteht das Positive des
viel gelobten reinen Menschenthums? Darin, daß die Beziehun-
gen des Menschen zum Menschen, zum Gatten, zu Eltern und
Kindern, zu Geschwistern, Freunden und Kameraden, zum Herrn
und zum Knecht, zu Gesippten und Gemeindegenossen, durch Liebe
und Gerechtigkeit geadelt, durch Gedankenaustausch und gemein-
same Kulturschöpfung mit geistigem Inhalt erfüllt werden und daß.
sich die Aeußerungen der aus diesen Beziehungen erwachsenen

Gesinnungen, Gedanken und Gefühle innerhalb der Schönheit-
linie bewegen. Das erste und das dritte Erfordernis positiver Hu-
manität sind einfacher Natur: eine Grundstimmung und eine Be-
grenzung, das zweite dagegen kann unendliche Bereicherung er-
fahren. Aber jenes Einfache ist das Wesentliche; und dieses We-
sentliche wird in Zeiten der Hoch- und Neberkultur von der Fülle
-und Mannichfaltigkeit des zweiten leicht verdeckt und sogar er-
drückt und erstickt. Darum dienen den Menschen solcher Zeiten
zur Orientirung und Erquickung solche Dichtungen, die, wie Her-
mann und Dorothea, Schillers Glocke und die Odyssee, das Mensch-
liche in seiner ursprünglichen Einfalt darstellen/) Vor einigen
Jahren las ich einmal, Homer habe uns nichts mehr zu sagen,
seine Welt sei uns fremd. Nun ja, wir haben Kanonen statt der
Streitwagen, aus Luftschiffen geworfene Bomben statt der Pfeile
und statt der Beinschienen Hosen; aber machen denn Kleider und
Werkzeuge das Menschenthum aus? Ich vermuthe, der Herr, der
Das geschrieben, hat seit seiner Sekundanerzeit den Homer nicht
mehr angerührt und nur den Polyphem im Gedächtnis; behalten.
Nähme er dasWerk jetzt noch einmal vor, so würde er zunächst fin-
den, daß die Fabeleien gar nicht übel erzählt sind und sich neben
neueren Abenteuergeschichten noch sehen lassen können; dann aber
schlage ich ihm ein Experiment vor: er lese in guter Aebersetzung
-einem Sechzehnjährigen, dem noch kein Pedant alle griechischen
Namen verhaßt gemacht, und einer unverbildeten gemüthvollen
Fran einige Episoden vor, wie des Priamus Bittfahrt zu Achill,
die Nausikaaszenen, die Begrüßung des Telemach durch Eumaios,
die Wiedervereinigung der zwanzig Jahre lang getrennten Gat»
ten, die Begegnung des Odysseus mit seinem Vater Laertes: und
er wird bei seinen Zuhörern Interesse und sogar Rührung wahr«
nehmen. Will man alles schöne und gute Menschenthum germa-
nisch oder kurzweg deutsch nennen (ich habe nichts dagegen, wenn
es geschieht, obwohl es nur halbe Wahrheit ist; gut europäisch ist
richtiger), so ist des Odysseus Sehnsucht nach der Gattin, das Ver-
langen, wenigstens den Rauch vom heimischen Herd aufsteigen

*) In Goethes Prosnsprüchen liest man: »Der für dichterische und
bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum
gegenüber, in den anmuthigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch
auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns
wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche
die Ueberlieferung von mehreren Tausend Iahren auf uns gewälzt
hat", sammt dem Kulturreichthum, der Konvention und dem sozialen
Zwang der Gegenwart, muß man heute ergänzend hinzufügen.

zu sehen, echt deutsch. Wie heimelt es den Deutschen an, wenm, Helena sich beim Symposion der Männer mit dem Arbeitkörb^ chen neben den Gatten setzt!

Gattenliebe wird als höchstes Glück und als etwas Heiliges gewerthet. Wenn Zeus der tzera beiwohnt, sprießt die Erde Kro» kus und duftende Hyazinthen ihnen zum Lager, und wenn Homer einen seiner Könige schlafen legt, unterläßt er nicht, zu bemerken,, daß die Königin sein Lager schmücke. Bei längerer Abwesenheit, im Krieg dient ein erbeutetes Mägdlein als Ersatz; doch dieser Ersatz befriedigt nicht. Odysseus, den später zwei Göttinnen nicht zu fesseln vermögen, klagt vor Ilion: wer auch nur einen Monat fern von der Gattin zu weilen gezwungen sei, harre nur unwillig bei den Schiffen aus; und nun sei man schon neun Jahre lang, ins Lager gebannt. Die Götter, meint Penelope, hätten es wohl, als ein zu großes Glück erachtet, wenn sie und Odysseus zusammen, ihre Jugend hätten genießen können, darum haben sie das Elend der Trennung verhängt. Auch daheim würde man es für erlaubt! halten, neben der Gattin eine junge Sklavin zu genießen, wenn, nicht die Scheu vor der Gattin es verböte. Von geschlechtlichem Berkehr der Jünglinge vor der Ehe als einer Regel keine Spurx die Freier sind eben Frevler, und daß sich ihnen einige seiner- Mägde hingegeben, empfindet Telemach als eine ihm persönliche zugefügte Schmach; er verurtheilt sie zu einem unreinen Tode. Die absolute Reinheit des Telemach ist nicht so unnatürlich und- unwahrscheinlich, wie sie Manchem in unserer Zeit vorkommt, w» Wissenschaft schon den Säuglingen Inzestgelüste andichtet und die harmlosesten Träume erotisch deutet. Sera Mvsinim Venus^ schreibt Tacitns von den Germanen, den Vettern der Gräkolatiner ^die im ersten Jahrhundert nach Christus noch auf der Kultur^ stufe der vorhonierischen Griechen standen); und von allen den Dingen, die heute die Reife verfrühen: Schulbank, Literatur» Theater, Kino, lüsternen Bildern, war das Leben frei.

Eins allerdings fehlt im damaligen Inventarium des Rein- menschlichen: die bräutliche Liebe. Die jungen Leute wurden von den Eltern zusammengegeben; und mit dem ehelichen Verkehr stellte sich die Gattenliebe ein. Im Jugendalter einer edlen Rasse sind alle jungen Individuen gesund und wohlgebildet. Die Liebe individualisirt sich erst später in dem Maße, wie sich die Ge» sellschaft sozial und intellektuell differenzirt und gesellschaftliche UebelstSnde die Meisten mit unliebenswürdigen leiblichen und Charaktereigenschaften verunzieren. Heute wirken zudem Roman« leserei und Grübelei zusammen, Ansprüche zu wecken, die uner«

füllt bleiben müssen, was wiederum den Romanschreibern un«
endliche Massen von Stoff an Konflikten, Irrungen und Wirren
liefert. So ist also die homerische Welt um diese Fülle anmuthiger
Bilder und bittersüßer Sensationen ärmer, dafür aber desto ge«
sünder, denn die sentimentale Liebe ist doch immer eine halbe
Krankheit und nicht selten eine Krankheit im vollen Sinn des
Wortes. (Siegfrieds reine und zarte Bräutigamsliebe, der Preis
der Mannentreue und die das ganze Gedicht beherrschende ernste
Tragik: Das sind die drei Seelengüter, um die das Nibelungen»
lied die homerischen Gedichte überragt und die den geringeren
ästhetischen und Kulturwerth einigermaßen aufwiegen.) An Ehe«
irrungen mag es auch bei den Griechen der Frühzeit nicht gefehlt
haben, aber wie furchtbar ernst der Ehebruch genommen wurde,
beweisen die Klytemnestratragoedie und die ganze Ilias: stellt doch
die Sage die Kolonisation der kleinasiatischen Küste als einen
Kriegszug dar, der unternommen worden sei, das gekränkte Recht
eines Gatten zu rächen. Auch, daß, eine Jungfrau einem Helden
das Leben gab, kam vor, aber dann war es ein Gott gewesen,
der sie begnadet hatte, wie Poseidon die Tyro, die Odysseus in
der Anterwelt sieht. Die homerischen Menschen sind also in ge-
schlechtlicher Beziehung so untadelig, wie es sündigen Menschen-
kindern irgend möglich ist. tzerbart nennt die homerische Welt das
gesunde Knabenalter der europäischen Menschheit; und er, der
Strenge und Zartfühlende, findet in der ganzen Odyssee nur einen
einzigen, als Lecture für unsere Knaben nicht geeigneten Passus:
das Geschichtchen von Ares und Aphrodite, das Goethe in der
letzten seiner Römischen Elegien verwendet hat. (Homer läßt es
passend den blinden Aöden der genußfrohen Phäakou singen,
deren Königsfamilie übrigens eine Musterfamilie ist; und das
Gedicht enthält kein rohes Wort.) Emanuel Herrmann aber (der
österreichische Techniker, der mit unserem Stephan zusammen der
Welt die Postkarte beschert hat) rühmt, wie viel reiner doch Ho«
mer sei als die ganze Poesie des christlichen Mittelalters. Wirk»
lich: man athmet bei ihm ganz reine Luft. Jakob Burckhardt
endlich Pflegte den Studenten zu rathen, sie möchten nie ganz die
Fühlung mit Homer verlieren, bei dem noch unzerschwatzte Sitt-
lichkeit walte. Nnd als fleckenloses Lichtgestirn strahlt am Himmel
der Odyssee die sinnige Penelopeia, von der Homer sorgsam Alles
fern hält, was sie in irgendeinem Sinn verunreinigen könnte.
Als das Morden beginnen soll, läßt er sie in süßen Schlummer
versinken, und erst, nachdem der Saal gereinigt und jede Spur
des Grausigen getilgt ist, erscheint sie, die Sieger zu begrüßen.

And so gewaltig ihre Sehnsucht sie zum Gatten zieht, noch stärker
ist ihre Treue und die Besorgnis;, sie könne einem Betrüger zum
Opfer fallen, so daß sie dem Zug des Herzens nicht eher nach»
giebt, als bis der Fremdling den Beweis seiner Identität mit
dem Gatten überzeugend jerbracht hat. Sinais ss, blanONsur
<1'K.ermine n'a et« souillse par uns Aautbe d'sncr«, schreibt ein
"Biograph der Frau Emile de Girardin, die sich daheim immer
weiß trug, von ihrer körperlichen Erscheinung; das Selbe konnte
man, ehe Hauptmann kam, vom Charakterbilde Penelopens sagen.
Was gegen den „Bogen des Odysseus", das Drama des
Herrn Gerhart Hauptmann, als Kunstwerk eingewendet werde,:
kann, geht mich nicht an; von Dramaturgik verstehe ich nichts.
(Allerdings jdiese Bemerkung kann ich nicht unterdrücken^ ver»
stehe ich auch nicht, wie ein Mann von nicht ganz barbarischem
Geschmack statt der rührend schönen Erkennungszene in des Laertes
idyllischem Obstgarten seinen Lesern und Zuschauern den eklen
Marren tanz zweier Trottel serviren kann.) Aber die Beschmutzung
der Penelope und des Telemach mit Zoten geht uns Alle an, die
wir den Homer kennen und lieben» Ich biln nicht im Mindesten
prüde und so wenig ein Heiliger, daß der puritanische Theodor
Roosevelt, wenn er über mich zu befinden hätte, Zuchthaus de»
kretiren würde. Aber ich kenne und verehre das Heilige und seinen
Werth für die Menschheit und fordere, daß Jedermann, auch der
roheste Bursche, es respektire. And hier nun sind zwei Heilig»
thümer verletzt. Das eine ist die homerische Welt, die nach der
Idee des humanistischen Gymnasiums ein paar Jahre lang die
geistige Heimath der studirenden Jugend sein soll (Das zwar nur
sehr unvollkommen ist, es aber in vollerem Sinn sein könnte)
und durch Vossens Uebersetzung ein hehres Gut des ganzen deut»
schen Volkes geworden ist. Das andere Heiligthum ist eben jene
Zugend, der die Freierzoten die reine Luft verderben. Uaxima,
<6eb«tur pusr« rsvsrentisi, mahnt der Heide Iuvenal Eltern, die
mit bösem Beispiel die Luft der Kinderstube verunreinigen. Ein
Verehrer Hauptmanns hat gleich nach dem Erscheinen des Dramas
solchen Artheilen vorzubeugen versucht: die Zoten seien durch die
Anlage des Stückes geboten; und jedenfalls dürfe ein wirklicher -
großer Dichter nicht kritisirt werden wie ein Auchdichter, Ob
Hauptmann ein großer Dichter ist, weiß ich nicht*). Das aber

*) Zu einem Nrtheil über den ganzen Hauptmann fehlt mir die
Anterlage, weil ich seine berühmtesten Stücke nicht gelesen habe.
Was mir der Zufall in die Hände spielte: Die versunkene Glocke,

weiß ich, daß auch großen Dichtern nicht erlaubt ist, an Heilig«
thümern zu freveln. Wenn die Anlage des Stückes Anziemliches
forderte, dann mußte der Dichter das Stück eben anders anlegen
oder ungeschrieben lassen.
Das naive Alter bemerkt und empfindet noch nicht den Wi°
derspruch zwischen den animalischen Funktionen des leiblichen Or-
ganismus und den Ansprüchen des Geistes. Dem reflcktirenden
Menschen drängt dieser Widerspruch sich auf und wirkt je nach
Situation, Naturell, Charakter und Stimmung entweder be°
jchämend, niederdrückend, empörend oder komisch und erheiternd.
Den heiteren Griechen lag, als sie ins reflektirende Zeitalter auf«
gerückt waren, die komische Auffassung näher als die tragische des
Asketen und sie ließen sich den Genuß dieser Komik nicht ent«
gehen. Aber auch dabei hat sie ihr feiner sittlicher Takt nicht im
Stich gelassen, den Lessing so lebhaft rühmt. Sie gestatteten sich
diesen Genuß nur in der Komoedie und im Satyrdrama; die
weihevolle Stimmung, die hervorzurufenAufgabe des ernsten Dra-
mas war, durfte durch gemeine Possen nicht verunreinigt werden.
In Athen wenigstens wäre es einem Dichter übel ergangen, der
gewagt hätte, was Shakespeare so oft und auch Schiller noch in
Fuhrmann Henschel, gar Schluck und Iau, erregte kein Verlangen
nach mehr. Der Abschnitt des Griechischen Frühlings, den ich kenne,
enthält hübsche Stimmungbilder und gut gefaßte Reminiszenzen an
die Odhssee i Eumäus wird in fünf Zeilen trefflich charakterisirt. Hätte
sich Hauptmann von der heute grassirenden Sucht freigehalten, mit
etwas noch nicht Dagewesenem zu verblüffen, hätte er das ganze Haus
des Odhsseus so unbefangen angeschaut wie in dem glücklichen Augen-
blick, da er jene fünf Zeilen schrieb, den treuen <Hauhirten, dann wäre
etwas ganz Anderes herausgekommen! oder auch gar nichts. Er würde
sich gesagt haben: Nein, das schönste aller Epen ist zu gut, als daß,
inan einen Fetzen herausreißen und als Schaustück zubereiten dürfte
für ein Theaterpublikum, das sich doch wohl seit den Tagen, da Goethe
das Vorspiel zum Faust dichtete, nicht wesentlich geändert hat. Gegen
den Emanuel Quint hätte ich öffentlich Protestiren müssen, wenn er,
wie Manche anzunehmen scheinen, ein Beitrag zur Psychologie Jesu
sein sollte,- aber ich glaube, Hauptmann hat nur an Wahnsinn gren-
zende religiöse Schwärmerei darstellen wollen und, wie ein Narr viel«
Narren macht. Das ist ihm ja auch ganz gut gelungen (nur hat er
die Erzählung zu unerträglich langweiliger Länge ausgedehnt). Hielte
ich die erwähnte Annahme für richtig, dann hätte ich die Polemik
gegen die Verhunzung des Homer mit dem Sprüchlein omns lrinum
pertsOtum eingeleitet; über das zweite Attentat auf ein Heiligthum,
über das Puppenspiel, hat Harden hier alles Nöthige gesagt.

seinen ersten Dramen gewagt hat. In den ,,Drei Spazirgängen-'
habe ich die griechische Praxis an Halbes ,.Jugend" demonsrrirt.
Wenden wir uns von Hauptmanns Karikatur der homeri-
schen Menschen noch einmal zu ihrer Wirklichkeit zurück. Zur
strengen Wissenschaft, zum methodischen Forschen waren sie noch
nicht fortgeschritten, aber auf dem Wege der Empirie hatten sie
es zu einer reichen Kultur gebracht, deren Technik sie bei Egyptern
und Phöniziern erlernten, mit origineller Schöpferkraft aber so-
derwendeten, daß, nachdem ihre Dichtkunst schon die schönsteBlüthe
entfaltet hatte, auch im Gebiete der Bildnerei jene schöne Kunst
entstand, die allein diesen Namen verdient. In der praktischem
Lebensweisheit steht der homerische Grieche auf der Stufe der
älteren und reiferen orientalischen Völker. Homers Wort gegen
die Vielherrschaft und das andere, Knechtschaft raube dem Manir
die Hälfte seiner Kraft, sind die einfachste Formulirung derGrund-
gedanken der beiden einander bekämpfenden politischen Strömun-
gen unserer Zeit; und der Wahlspruch des Achilleus, immer der
Beste zu sein und vorzustreben den Anderen, charakterisirt jenen
vom asiatischen grundverschiedenen agonistischen Europöergeist,
der unserem Kulturkreis die Weltherrschaft sicherte. In her Welt-
anschauung ist der moderne Mensch, wenn er die vom Christen-
thum angebotene Lösung der Welträthsel cchlehut, über den home-
rischen um keinen Schritt hinausgekommen: was Dieser Verhäng»
nisz'nenn?, modifizirt durch das Eingreifen wohlwollender oder
neidischer Götter, heißt heute naturgesetzlicher Weltlauf, komvli»
zirt durch Zu^allskonjunkturen. Um den durch das Schauspiel
der Kürze des Menschenlebens, der Hinfälligkeit und Unvoll»
kommenheit alles irdischen Glückes getrübten Blick zu erheitern,
bevölkert die Phantasie Homers den Olymp mit unsterblichen und
seligen Idealmenschen (nicht eben Tugendidealen), die er Götter
nennt; der moderne Heide tröstet sich mit der Hoffnung, seinen
Nachkommen wenigstens werde der Fortschritt von Wissenschaft
und Technik das irdische Paradies schaffen helfen, zwar ohne den
Baum des Lebens, dafür aber durch die reifen Früchte vom Baum
der Erkenntniß beglückend. Uebrigens läßt Homer, aus der Welt'
anschauung in die nüchterne Praxis, in der sein Held Odysseus
Virtuos ist, zurücklenkend, den Zeus konstatiren: die Menschen
klagten ohne Grund seine Weltregirung an, da es meist ihre eigene
Thorheit sei, die Unheil über sie heraufbeschwöre.

Neisse.

Dr. Karl Ientsch.

der Zeitgenossen: Unsere musikalische Kritik hat
bei Wagner eine Schlappe erlitten, von der sie sich auch heute
noch nicht erholen kann. Sie habe, sagt man, die Fähigkeit ein«
gebüßt, thatkräftig zu verneinen. Sie lasse sich Götter aufzwingen^
gegen die sie sich im Innersten sträube! immer >nur darum, weil
sie sich gedemüthigt fühle. Mag sein, daß Willensschwäche nun
den Kritiker leichter zum Spielball der Clique macht als ehedem.
Bedauerlich. Aber wäre es nicht auch an der Feit, einmal darauf
hinzuweisen, wie er aus dieser Deinüthigung (war sie wirklich
eine?) gereinigt hervorgegangen ist? Wie er nun alle geistigen
Kräfte zusammengefaßt hat, um entschiedener zu bejahen? Nicht
mit jenem „tzosiannah", das eben so unsachlich wäre wie das
ehemalige „Steinige". Nicht aus einem Angstgefühl heraus, das
ihn besinnunglos und blind dem Irrthum entgegentreibt. Son-
dern als Kulturmensch, den starke künstlerische Innenströmungen
mit dem Schaffen und den Schaffenden enger verknüpfen.
Bedenken wir: Wagner, der den Sinnen wie den Geistern
schmeichelt, hat neben den Ernsten eine Anzahl gebildeter iund
halbgebildeter Neurastheniker für sich aufgerufen. Der Rausch
verfliegt, der Nebel verzieht sich: und eine völlig veränderte Sach-
lage bietet sich dem Blick. Der Dilettant will vom kritischen Kampf-
platz nicht mehr weichen. Von der schwärmenden Neurasthenie ist
eine mitempfindende Feinnervigkeit übrig geblieben, die auf
Grund neuer Maßstäbe mit tausend Kulturbedenken an die
künstlerischen Erscheinungen herantritt. And Wagners Gesammt-
kunstwerk hätte nothwendig ein neues Gesamtkunstwerk des
Idealkritikers schaffen müssen, wenn es eben selbst vollendet ge-
wesen wäre. So aber ist die Zahl kritischer Persönlichkeiten ge-
ringer als in der seligen Epoche undurchkreuzten, einseitigen Mu-
sikrezensententhums (aus dem aber auch ein einsamer Mann mit
hochentwickeltem Fingerspitzengefühl wie Louis Ehlert aufragt).
Nun zeigt sich daß gerade die verzweigte, zerrissene Kunst einen
gewaltigen Anterbau fordert und daß auch dem Dilettantismus
die Flügel beschnitten werden müssen.
Ein Mann lebt unter uns, den wir als eigenartigen, nach-
wagnerischen Bejahertyp ansprechen müssen; und ein Buch liegt
uns vor, das als wahrhaft menschliches Dokument auch der leben-
dige Reflex einer Jahrzehnte umspannenden EntWickelung ist:
von Oscar Bis ist im Verlage von S. Fischer das Buch „Die Oper"
erschienen. Mit den liebenswürdigsten Worten werden zuirächst die

Schriftgelehrten hinweggescheucht, die in der Moderluft balsamische Düfte athmen; werden aber auch die (leider) wenigen unter ihnen herangewinkt, deren urkünstlerischer Sinn sich selbst in» mitten aller Schriftgelehrsamkeit behauptet. Bie Hütte die Gabe, Alle zu entwaffnen, auch wenn er nicht immer wieder die Fachgelehrten bäte, ihre Stirn zu entrunzeln. Aber läßt man nicht gerade ihn gern schmeichelnd bitten? „Ich will noch einmal, ehe ich alt werde, dies heiter-ernste Theater an mir vorüberziehen lassen, das mir so oft das lieblichste und so oft das rührendste Erlebnis gewesen ist." So heißt es in der Einleitung, die schon durch die Grazie des Ausdrucks zu allen Sünden wider den unheiligen Geist der Gelehrsamkeit verführt. „Nur als ein Bekenntnis: so nehme man dieses Buch." Also klingt es aus. Solche Worte verpflichten, die Person des Bekenners ins Licht zu rücken; zu zeigen, welche Entladungen das Zusammentreffen dieses Menschen mit diesem Gegenstand auslöst. Ich wünsche mir nichts Besseres.

Der junge Bie wird in den Strudel des Wagnerthums hin« eingerissen. Aber sofort hebt er sich aus der Schaar der Mitläufer. Seine Begeisterungfähigkeit entstammt einer Sinnlichkeit, die aus mehreren Quellen strömt und dauernd von ihnen gespeist wird. Nirgends konnte das Gesammtkunstwerk stärker anklingen als in ihm, der eine Vereinigung der Schwesterkünste im Kleinen ist. Die malerische Begabung macht ihn empfänglich für die Reize der Farbe; und der Musiker mit seinem Zug zum Ekstatischen steht um so verzückter vor dieser Kunst, als literarische und dichterische Unterströmungen immer neuen Zündstoff in ihn hineintragen. Die Paradoxien der Oper, die der Szene Wagners stecken ihn an. Der Anprall der Künste vollzieht sich auch in ihm; die Reibung führt zu den seltsamsten Phänomenen. Gr sucht die Erreger der malerischen 'Reize in der Partitur, die ihm sofort bildhaft wird; die Instrumente erhalten Gestalt und Leben. Gr kann nicht mrders, als Musikalisches anschaulich werden lassen. Zeitkunst wird zur Raumkunst. Blitzhaft geschieht die Umwandlung. Seine halbe malerische Entwickelung läßt ihn zwar im Bann der Farbe die Linie leicht übersehen. Aber sie treibt ihn zum Impressionismus, der nun Art und Ziel seines Schaffens wird. Weiß er sich auch die Gegenströmung dienstbar zu machen? Denn auch der Zug zum Allgemeinen, zum Metaphysischen ist nicht zu verkennen. Auch Materielles soll immateriali'irt werden. Das Temperament duldet keine Hemmungen; es begnügt sich mit einer halben Logik, schleudert den Aphorismus heraus und übertönt den Widerspruch durch Farbenreichthum der Rede. Der Sieg des Unterbewußtseins ist

erklärt. In einer Zeit, die ihre Sehnsucht nach Tiefe und ihren
Trieb zur Architektur in langsamer Arbeit äußert, faßt Jemand
in raschem, genialischem Wurf EntWickelungen und tzalbentwicke-
lungen in ein glänzendes Gesammtbild.
Bringt nun ein solcher ganz dem Augenblick hingegebener
Künstlerkritiker feine Opernerlebnisse in Buchform, so mag uns Das
zunächst paradox erscheinen. Wird, so fragen wir uns, was aus
dem Augenblick geboren ist, als Bekenntnis;, das sich über fünf-
einhalbhundert Seiten erstreckt, dem prüfenden Blick Stand hal-
ten? Werden wir nicht Zeugen eines Dauerschaffensrausches sein,
der die Verewigung in lapidarer Schrift nicht vertragen kann?
Werden wir.nicht einen verführerischen Sünder tausendmal in
kIäSi'g,nt,i ertappen? Wir erinnern uns freilich, daß der selbe Bis
in seinen beiden Büchern „Das Klavier und seine Meister" und
„Der Tanz" uns Höchstpersönliches, Werth« und Reizvolles ge-
schenkt hat. Aber niemals forderten wie hier die im Stoff liegen-
den Widersprüche die Paradoxien des Menschen heraus; niemals
konnten wie hier stärkste Reibungen stärkste Entladungen hervor-
rufen. Der Krieg zwischen Temperament und Beherrschung mußte
nothwendig mit der Niederlage dieser von Natur Schwächeren
enden; und die debile der Besonnenheitelemente mußte mit der
Wahrheit zugleich auch alle Keime des Architektonischen hinweg-
schwemmen. So denkt Mancher. Aber Bis unterbricht ihn: „Was
ist Unwahrheit? Die Wahrheit. Und was ist Wahrheit? Seht
Ihr: diese Kußhand." Der Verfasser ist zur Primadonna gewor-
den. Dann steigt er von der Bühne herunter, um lächelnd auf
alle Paradoxien der Oper hinzuweisen. So: nun hat er alle Wahr-
heitfanatiker zum Schweigen gebracht. Dann rast er zum Buch,
vom Buch zur Bühne, von der Bühne zum Orchester, vom Orchester
in die Welt, zieht uns in einen tollen Wirbel hinein, jubelt (ver-
dammt), spottet, spricht ernst, kichert leise in sich hinein, treibt se,in
neckisches Spiel mit sich und mit uns; und hat uns endlich be-
kehrt. Können wir uns nicht wehren? Nein. An die Stelle mo-
numentaler Architektur hat er ein Drittes gesetzt: unerschöpfliche
Varietät, in der doch immer die gleiche Grundnote erklingt, lite-
rarische Kettenbilder, die kinematographisch vorüberziehen und
doch in die Sphäre des Geistigen, des Lyrischen gehoben werden,
schillernde Buntheit, glitzernde Farbenpracht des Stils, von der
Phantasie aus Stoff und Klang gewoben. Auch wir, wer hätte
es gedacht, sind Opfer seines Rausches geworden, auch wir haben
uns, fachlich gestimmt, von der Literatur einfangen lassen.
Wenn uns später die Besinnung wiederkehrt, melden sich leise

die Einwände, aber nur solche, die unsere Liebe zum Objekt nicht ernstlich erschüttern können. Denn ich muß bekennen: ich schätze nichts höher als den Drang und die Fähigkeit, sich selbst ganz, rückhaltlos zu geben. Wie viele unter den zeitgenössischen Schrift' stellern haben den Muth und die Kraft, nur sie selbst zu sein? Schauen wir um uns: weit verbreitet ist die literarische Pose, die nur aus innerer Gefriertemperatur zu begreifen ist! nicht weiter auffällig darum ein Nachäffen fremden bewährten Stils, das sich als kürzester Weg zum Erfolg empfiehlt. (Was wir brauchen, ist, scheint mir: echte Originalität, also: Natur mit neuen Mitteln.) Betreten wir aber gar das Gebiet der Musikwissenschaft, dann bemerken wir, daß mit dem Namen „Schriftsteller" häufig Mißbrauch aetrieben wird. Trockenheit benimmt uns den Athem; und (die paradoxeste aller Paradoxien) das Wissen von der Musik, der er-» regendsten aller Künste, ist durch literarische Hilflosigkeit versteinert. Bis, ein liebenswürdiger Gegner dieser Entseelungmethode, spricht versöhnlich: „Die Wissenschaft bleibt ihrem Stoff gegenüber keusch! die Kunst verheirathet sich mit ihm." Soll Kunstwissenschaft keusch bleiben? Ich denke: Nein. Und soll ein Buch über die anschaulichste Mischkunst, die Oper, wissenschaftlich bleiben? Ich denke: Nein.

So habe auch ich mich mit diesem Werk, das ein Kunstwerk ist, verheirathet und kann seine Schwächen nur als Folge eines Neber» flusses an Werthen empfinden. Unter der Hitzigkeit und Athemlosigkeit einer sich überschlagenden Phantasie muß der Wille zum Artheil leiden. Man wird Dies mit Recht vor Allem dem Gegenwartkritiker Bie vorwerfen dürfen. Er verheirathet sich nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit den Persönlichkeiten. Wo Beide ihn überwältigen, wie in Richard Strauß, in Frederik Delius, werden die unzweifelhaften Werte mit einem Blitzlicht bestrahlt, daß alle schwachen Bedenken sich wie Stäubchen verflüchtigen; wo die Persönlichkeit ihn ganz, die Kunst nur halb gewonnen hat, wie in Humperdinck, Wolf-Ferrari, wählt er die unverbindliche literarische Form, gern die des Briefes, wird zum liebenswürdigen, lebendigen Plauderer und bleibt so auch, wenn er der Kritik entsagt, seinem Wesen treu; und wo, selten genug, zwischen der fremden Kunst und ihm keine Fäden laufen, reckt sich der Wille zum Artheil auf, sieht scharf, ja, verdammt manchmal aphoristisch schärfer, als eine ruhige Prüfung rechtfertigen würde. Der Metstersänger Caruso wird mit überschwänglichem Hymnus gefeiert, aus das höchste Piedestal gestellt und Wort- und Klanglyrik strömen also aus: „Es glänzt braun, grüne Lichter blitzen, blaue Fernen

Sffnen sich, violette Ahnungen streichen.." Der Nurmusiker stutzt,
iächelt vielleicht. Aber diese Farbenwirkungen bleiben nicht Wir»
Lungen ohne Ursache und diese selbst wird von einem ungestümen
Mitempfinder in ihren Urgründen entschleiert . . Ein Massenet
aber ist ihm nichts weiter als ein etwas schleimiger Ausfluß der
trg,Se6iö l^ri^ue; der Sieg der „Cavalleria" gilt ihm, mit Recht,
als animalischer Sieg; der Opernkomponist Hugo Wolf heißt ein
Eklektiker aus Wissen; ein Wagnerschwärmer, aber kein Wagner»
mensch. Die Aphorismen ließen sich häufen, aber sie würden nur
scharf pointirte endliche Ergebnisse zeigen und nichts von dem
heißblütigen Miterleben des künstlerischen Details ahnen lassen,
aus dem sie geflossen sind. Denn die sntsnts «oräia,!« zwischen
Auge und Ohr hebt ihn aus der Reihe der Musiker, deren Meta-
physisches sich gegen das Stoffliche wehrt. Auch für ihn, den von
Wagner her Kommenden, bleibt Musik in der Oper das Primäre.
Er hat seit jener Zeit nichts verabsäumt, seine Anschauung durch
Wissen zu stützen. Er hat sich nicht damit begnügt, Farbenreize zu
empfinden; er hat sich die Quellen der dramatischen Wirkung durch
Arbeit erschlossen. Neben den Klangfarben des Orchesters sind dem
nervösen Modernen die nachtristanischen harmonischen Zwischen-
stufen aufschlußreich geworden; er hat das Wesen der literari-
schen Musik erspürt; die Fortschritte einer immer bedeutsameren
'Inszenirung, die ihm eine „Stimmungcentrale" schafft, einer die
Bühnenvorgänge sinnvoll entwickelnden Regie mit dem auf Male-
risches, Bildhaftes eingestellten Künstlerauge beobachtet.
Ich kann immer nur vom Gegenwartkritiker ausgehen, der in
Äieser Wortzusammensetzung eine neue Paradoxie sieht, sich gegen
ihren zweiten Theil heftig sträubt und die höchste Verantwortung
für Das, was in ständigem Fluß, ist, im Vorzimmer der Redak-
tion ablehnt.. Denn die Gegenwartempfindung leitet ihn auch
beim Anschauen der Historie. Sammeltrieb, der sich in Archiven
Hethätigt, kann man ihm nicht zumuten; es wäre Vergeudung von
Lebenskrast, du-, ihrem Eigensten entzogen würde. Er verzichtet
also darauf, auf Giund neuerworbenen Materials Geschichte zu
machen. Er fügt sich den Entscheidungen der Historie, die gut ge-
siebt habe, in fast allen Punkten. Sie haben im Großen und Gan-
zen auch den Spielplan gestaltet, der im Laufe der Jahre selbst ein
^Zestandtheil der Historie geworden ist. An den Stellen, wo selbst
Hie weitreichende Erfahrung ihn im Stich läßt, entzündet sich Bies
Temperament an der Partitur, die ihm auch die Bühnenvorgänge
Vor die Sinne zaubert. So wendet sich sein positiv gerichteter
Mick von selbst oft erkannten und erschauten Gipfeln zu; mittlere

oder noch geringere Höhen entschwinden ihm. Der Opernkomponisr
Anton Rubinstein, um ein modernes Beispiel herauszugreifen,
wird als Zwittererscheinung mit wenigen Worten in die Rümpel»
kammer der Geschichte verwiesen. Daß ein Mann wie Marschner,
der zwischen Weber und Wagner zerrieben wird, auch von Bie
wenig zu erwarten hat, begreifen wir. Aber es giebt,auch
seltene Ehrenrettungen: so die von Flotows „Martha", die,
nicht banaler als andere Opern auch, doch technisch ein Meister«
werk, von der französischen Komischen Oper her betrachtet werden,
müsse, um höher eingeschätzt zu werden. Doch: kaum ist das Wort
der Lippe entflohen, schämt sich der Moderne und will es, unter
dem Deckmantel des Impressionismus, nicht mehr wahr haben. In
Thomas' „Mignon" riecht er „schlechte Luft, nicht die sinnliche
Atmosphäre Gounods, fondern Gasgeruch mit altem Parfüm und
schwitzigem Fleisch worin eine echte Kokotte wie eine Erfrischung,
wirkt". So werden auch Abneigungen, die sich allgemein durch»
gesetzt haben, durch geistreich zugespitzte und klingende Aphorismen
bestätigt. Künstlerisch verfeinerter Journalismus wirft freilich mit»
unter auch Leuchtkugeln, die verdunkeln, anstatt zu erhellen. Da
fällt der Feuilletongeist über Meyerbeer her, der so bedeutend
bleibt, daß er hundertmal abgeschlachtet werden kann, ohne wirk»
lich zu sterben. Der Gegenstand ist dankbar, der Spott nicht allzu
schwer, die Pointe ergiebt sich von selbst. Muß aber, wer für alles-
Komoediantenthum der Opernbühne so hellsichtig ist wie Bie, in
seiner an sich begründeten Nachkritik nicht auch Worte der Recht»
fertigung finden? Muß er nicht nochmals auf die Zusammenhänge
zwischen Meyerbeer, Wagner und Strauß kräftig hindeuten? Aber
gerade der Wagnerianer in ihm läßt ihn die Feder doppelt spitzen
und er spricht (voll Freude über die Ausartung des Geistes) jenen
Ekel vor „allem Sensationellen der Materie" aus, das der Meister
von Bayreuth in Worten zwar gehaßt, doch in der That nicht über»
wunden hat. Nur dies eine Mal, scheint mir, hat der Impressionist
Bie so über die Stränge geschlagen, daß schon der Lapidardruck des
Buches dagegen Einspruch erhebt, Hier ist einer von den Flecken
stehen geblieben, für die Bie am Schluß des Werkes den Freund
um Entschuldigung bittet. Und da ich es bin und überdies journa»
listischen Geist sehr wohl zu schätzen weiß, möchte ich gleich hinzu»
fügen, wie dieser sich in der Anordnung des Stoffes und in der
Benutzung von Gelehrsamkeit aus zweiter Hand wundervoll be»
währt. Man mag, was über die vorgluckische Oper gesagt wird, im
gelehrten Sinne nicht allzu ertragreich, alles durch die eigene Er»
fahrung nicht Begründete dünn finden; die Raschheit der Asso-

ziation baut goldene Brücken zwischen Gipfeln, Mittelhöhen und
Abgründen; zwischen einer Mu^ik und derianderen, zwischen einem
Text und dem anderen werden Beziehungen aufgezeigt, die dem
schwerathmenden Kärrner nie aufdämmern würden. Die Gesammt-
kultur weiß anders zu lesen und Gelesenes umzumünzen als mit
Scheuklappen bewaffnete Gelehrtenhirne.
Noch ein Wort über die Art, wie Bie die Gipfel anschaut.
Vor dem Monumentalen erschrickt er, betrachtet es mit der scheuen
Ehrfurcht eines Künstlers mit entschiedenem femininen Einschlag.
Schön sagt er zwar von „Fidelis": Dieses Werk krallt sich in
der Operngeschichte ein, ein Unikum, ein Zentaur mit Menschen»
antlitz auf den vier Füßen der Konvention." Wie nähert er
sich, aber Beethovens überwältigender Nnopernhaftigkeit? Er
weiß nichts Besseres, als die „Eroica" zu dramatisiren. Und spru-
delt doch hervor: „Fort, Ihr Coulissen, mit Eurer kindischen
Pracht..." Das ist viel weniger ernst zu nehmen als der Jubel-
Hymnus, den er aus Mozart anstimmt. Man hat oft erlebt, wie
der nervöse zeitgenössische Künstler zu diesem erquickenden Arquell
zurückflüchtet; aber nie hat rückschauende Begeisterung so wahren
und hinr "enden Ausdruck gefunden wie hier. Noch einmal
rauscht der „Figaro" an uns vorüber, in aller seiner Pracht ge-
schaut und mit einer Bildhaftigkeit vor die Sinne gezaubert, die
Handlung und Musik neben einander herjagt: „Jetzt sitzen wir ver-
legen da und starren auf die Fäden dieses Gewebes. > Zurück-
spinnen!" So glaubt sich schließlich der Historiker besinnen zu müs-
sen, den der Impressionist zu unserem Segen überwunden hat.
Ein prachtvolles Beispiel gegen die „Zerstörung eines Kunstwerks
durch die ätzende Wissenschaft", wie sie Mozartphilologen vom
Schlage Gustav Engels aus dem Gewissen haben. (Dem feinsinni-
gen Kretzschmar dagegen werden Kränze gewunden.) Ein Gegen-
pol: Offenbach: „Das ist sein Wesen: eine trockene Feinheit, die
der närrische Rhythmus in Schaum schlägt." Auch hizr ersteigt
künstlerisch-verfeinerter Journalismus eine Höhe. Aus dem Bour-
geoismilieu wächst Osfenbach heraus, stellt sich uns vor und über-
redet uns zu seiner „Weltanschauung von metaphysischer Akroba-
tik". Aber endlich: wie steht es um den Wagnerianer Bie? Nie
habe ich ihn besonnener gefunden als da, wo so lange und auch von
ihm geschwärmt worden ist. Das starke Verantwortlichkeitgefühl
vor einer ernsthast prüfenden Zeit giebt ihm hier eine starre Grad-
linigkeit des Urtheils, sie nur im Falle des „Parsifal" aus (viel-
leicht) persönlichen Gründen versagt. Wagner ist die „Paradoris
alsElebniß." Mit einer Logik, die Liebe beseelt, verfolgt Bie den

Widerstreit zwischen Theorie und Kunst, bis in die feinsten Verästelungen des Musikdramas. Sein „Credo" ist so stark, daß. alle fremde Nüchternheit an ihm zerschellt. Seine Musik, sein Orche^er zumal, verschlingt ihm Alles.

Nun ist es an der Zeit, zum Sch'uß zu kommen? Nein: zum Anfang zurückzugehen. Zu jenem ei sten Kapitel, das,Mt der These „Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk" eingeleitet, als Präludium voraufgeschickt, doch als Endergebnis zu empfinden ist; denn alle Dissonanzen bedenkenvoller Theorie sind hier im glänzenden Schlußakiord des Erlebnisses aufgelöst. Bezeichnend für den vor« wärts drängenden Künstler, daß, er sein Eigenstes, Das, wogegen keine papierne Weisheit dünkelhafter Lappaliensammler ankommen kann, nicht früh genug zu sagen wußte und seine stärksten Trümpfe auf den dreiundneunzig Seiten des Beginns ausspielt. Sie stellen ein Buch im Buche und das Eindringendste dar, was zur Begründung eines Schlagwortes angeführt worden ist.

Von den Paradoxien der Oper spricht man wohl so obenhin. Aber zu zeigen, wie dieLogikvon klar erkanntenW:dersprÄchen,vow der künstlerischen That aufgesogen wird, ist etwas Neues, etwas für Den Unlösbares, den nicht Bühnenblut und Erfahrung hier zum natürlichen Ueberwinder gedanklicher Widerstände machen. An sich giebt es ja kein Kunstwerk, das so viele widerstreitende Elemente in so dauernder Spannung erhält wie die Oper. Ihre ganze Geschichte von den Florentinern über Lully und Rameau zu Gluck, Mozart und den vielfachen Verzweigungen im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert ist eine Summe von Versuchen, den Ausgleich zu schassen, der immer nur scheinbar, aber für die Zeit überzeugend erreicht wird. Hier die Musik, die so heiter dahinfließt! und doch unter Problemen ächzt. Sie will ihren eigenen Gesetzen folgen, ihr eigenes Leben führen, will sich zeitlich und räumlich, melodisch und harmonisch entfalten, fühlt den Bautrieb in sich und muß doch psychologisch sein, schildern und darstellen. Ihr endlicher Triumph ist nicht zweifelhaft. Aber die Gegner wehren sich. Den Stoff zwingt sie, sich ihr zu beugen, sich zu vereinfachen, so daß, typische Szenen sich bilden, die sich wie die Erbsünde fortpflanzen. Nach solcher Gewaltthat begütigt sie, wie es ihrem angeborenen Idealismus entspricht. Die Nummer, die Arie, Ensembles, Finales sind künstlerisch versöhnliche Widerlegungen der Logik. (Richard Wagner: Die Musik ist ein Weib.) Die Sprach: soll ihr Genosse sein und wird ihr Gegner. C ie Mu ik her.sch üchtig, weltumfassend, international! jene örtlich gebunden, national. Wie viele Opfer werden da gefordert! Rebertragungen, die eine Oper sprachlich

empfindlicher Menschen wie der Franzosen in ihrem Lebensnerv
treffen. Klippen der Deklamation ragen empor. Jede Gattung
ein Waffenstillstand zwischen der Musik und Gegnern, die ihre
dramatischen und poetischen Ansprüche immer dringlicher stellen.
Die herrschsüchtige Idealiflin hält ein Zaubermittel inBereitschaft,
sie zu befriedigen und zu unterwerfen: das Orchester, das Ty-
rannin der Bühne und der Stimmen wird. Die Künste der An»
schauung springen ihr bei. Schweigt der Kampf? Die Aufführung
deckt nochmals Widersprüche auf. Menschliches führt Gedrucktes
g,d abLuräurn. Theaternothwendigkeiten sprechen, befehlen. Der
Regisseur, der Natürlichkeit will, stößt sich gegen den Kapellmeister,
der die Sänger magnetisch an sich zieht. Nnd längst haben auch die
Gesellschaft und ihre Spitzen, die an der Oper mitarbeiten oder
nicht, das Kunstwerk zu Basallendiensten gezwungen. Aber das
Wunder geschieht: die Sinne geben sich dem Ereignis; gefangen.
Dieser Schluszakkord klingt auch im Leser nach und löst alle
Spannungen des Buches. Dr. Ad o l f We i, sz, in ann.

Der Sarg.

8 il laut en croire le moine Austin
dssliüc^jc), ce kut ie moyen que dbsrles-
lJuint voulsnt apres son abclicstion uns
(ltruiere iois revoir „!,» ?,ombe" empln^a
pour la faire cntrer clsns le monastöre
Lai,it)ust et > en faire sortir . , .
Victor t^Iu^o: ,,^8 Miserables ,

aiser Karl der Fünfte war müde, so müde, meinte er selbst, wie
noch kein Herrscher vor ihm gewesen. Das machte w.'hl der Am-
stand, daß. die Sonne nie in seinem Mcich unterging. Ihm war,
als ging sie auch für ihn nie unter, als müsse er ewig wach sein, in
unablässiger Sorge, was einem Gott anstehen mag, nicht aber ein im
sterblichen Menschen. Weiße, schwarze, rothbraune und hellbraun.'
Menschen waren ihm unterthan, versahen ihre verschiedensten Hau-
tirungeu da, dort, in der fruchtbaren Ebene, im glücklichen und im
unglücklichen Thal, auf die Inseln verstreut, gedrängt am Meer, aus-
gcthcilt überall, unzählig, unabsehbar,

Von seiner Höhe aus war ihr Dasein ein Wimmeln und Kriechen
insektenhaft, ihre Vermehrung und ihr Dahinsterben durch die ver»
schicdcnsten Zufälle höchst belanglos, ein außerordentlich monotones
und ermüdendes Schauspiel. Nichts auf dieser von ihm beherrschten
Erde schier ihm recht eigentlich der Mühe Werth zu sein. Die Künste
und Wissenschaften, die sich vor ihm verneigten, eitel "Spielerei, die
Huldigungen Gesumm und das geheime Drohen ein verächtlich Quieken.
Das Einzige, was ihm die beherrschte Welt noch geben konnte,
war die Müdigkeit, unendliche Langeweile. Das gab sie anch. Die
Müdigkeit schlich sich heran an den gewaltigen Herrn wie eine Sklavin,
die allmählich Macht bekommt, Befehle crtheilt, statt zu gehorchen nnd
zu zittern. Sie war wie eine Spinne, die alle Tage in der selben Ecke
erscheint und immer größer wird, gespenstisch, riesenhaft. And das
Gespinnst, das dünne, dessen Weben man zuerst mit einer Art Ge-
spanntheit zugesehen, besteht nicht mehr aus Fädchcn luftiger Art, son-
dern a»S gedrehten Seilen, ans mannstarken Tauen, die den Beschauer
an Händen und Füßen knebeln und die von der unheimlichen Spin-
nerin hinüber uud herüber geworfen und geschlungen werden.
Kaiser Karl war müde. Und seine Müdigkeit wnrde gemach zn
einem Widerwillen gegen alljcde Speise und alljeden Trank, den die
Erde bot, zu einer gehässigen Ungeduld gegen den Gesang der Men-
schen nndldcr Vögel, gegen das Lachen per Leute nnd gegen ihr Weinen
und Betteln, zu eiuem Widerwillen selbst gegen jene goldene Sonne,
die in seinem Reich niemals unterging. Der Kaiser hätte gern immer-
dar Sturm gehört und Regcnklatschen. Das aber konnte selbst er nicht
gebieten. Der Ekel wuchs und wuchs, nirgends und niemals war
vor seinem Grauen ein Entfliehen möglich. Ekel klebte an allen Din-
gen und an allen Menschen, Ja, an allen Menschen; besonders ent-
quoll er all ihrem Gehabe nnd Gethu, streifte ihnen nach wie giftiger
Schleim. Da kam dem Kaiser ein stolzer Gedanke zu Hilfe, Wozu
den Abscheu länger bergen, diesen Widerwillen weiter bemänteln, wo-
zu mühsam behalten nnd erhalten, was er so haßte aus tiefster Seele?
Sterben ging nicht so leicht. Der Tod hatte ihn nicht gefunden;
weder in der, Schlacht noch in dem von Ränken erfüllten Palast.
Gott war wohl dagegen, das; er sterben solle. Er hatte vergebens
darum gebetet. Und wie ihm, dem Kaiser, Nnterthanenempöriing ein
Frevel erschien, wäre die Empörung eines freiwilligen Sterbens gegen
den Herrscher der cnde.en Welt ein Frevel, den er sich nicht erlanben
konnte. Aber es gab doch so eine Art von Sterben, die der Herr des
Himmels nur erlauben nnd billigen konnte, eins Art, die immerhin Er-
lösung bringen mochte von den: Ekel des Lebens. Es gab ein Kloster,
auf Felsen genistet, grau und zackig wie der Fels selbst, starr und
tot wie er. Ein Kloster, nach Norden gelegen, wo ihm die Sonne
nie mehr ins Angesicht sehen würde. Wo der Sturm zu Haus war
nnd die Menschen schweigen mußten. Eine Art des Sterbens bot die-
'.s Kloster, ein Grab vor dem Grab.

Der Sarg.
So brachte der Kaiser nach Saukt-Iust seine Müdigkeit. Außer»
dem brachte er einige Spielereien mit, um die Zeit, die noch ver-
rinnen mußte, totzuschlagen, und weil er doch der Kaiser blieb; einige
Uhren, die er in gleichem Gang zu halten versuchte, und seinen Zwerg,
Der war ein guter Lauscher und Schweiger, darum hielt ihn der Kaiser
Werth nnd sprach gern zu ihm, wie der verzweifelt Einsame zu einem
Lieblingthier spricht; hielt auch darauf, ihn gefüttert und gepflegt zu
wissen. Manchmal reichte er ihm gnädig Futter aus der eigenen
kaiserlichen Hand. Wiesen brachte er mit ins Klostsr. Der Zwerg,
der einen unförmlichen! ^Kopf und einen Höcker hatte, huschte als
possirlicher Schattten die kahlen Klostermauern entlang; dieser Schür-
ten war das einzig Possirliche weit und breit.
And nun begab sich, da der Kaiser in seiner Zelle lag, auf mön»
chisch hartem Lager, ldaß er drei Mächte nach einander den selben Traum
träumte. Der handelte von einem längst vergessenen Weib, das er
einst in seinen Armen gehalten hatte. Es war nichts Besonderes an
ihr, eine Frau wie viele Andere; nur Auge und Mund vielleicht n.?ch
etwas glühender als bei Anderen. Nnd tief am kleinen, Weißen, harten
Busen ein sternförmig dunkles Muttermal. Eine Laune des Herr-
schers; eine unter vielen. Es war gewesen, wie wenn man ein Glas
starten Würzweins trinkt. Nicht meh.r; gar nicht anders, Nnd nun,
im Kloster, auf ewig von der Welt geschieden, von allen Bechern, die
sie kredenzt hat, die Lippen fern, laut mönchischem Gelübde aus mön-
chisch hartem Lager einsam, nun träumte er sie. Er träumte sie mit
Sehnsucht und Qual, mit einer Sehnsucht, die auch der Jüngling nie
gekannt, Sie überfiel ihn wie eine Krankheit und er konnte sich gegen
sie nicht wehren, wie man sich gegen ein böses Fieber nicht wehren
kann. Es wurde schlimmer von Nacht zu Nacht.
Er bat den Zwerg, ihm Wasser, einen ganzen Krug voll, hart
ans Lager zu setzen. Im Schlaf und, im Wachen netzte er die Lippen
daran: doch der Vurst brannte immer stärker. Das wars; es war Durst.
Liebe war es nicht. Nur Durst uach jenes Weibes Lippen, nach ihren
geschlossenen Lidern mit den schweren Wimpern, den bräunlich bläu-
lichen, den zarten Lidern, Nnd Durst nach dem Muttermal, dem
sternförmig dunklen. Vielleicht würde eine leise Berührung genügen,
um ihn zn letzen, um ihn zu erlösen aus dieser Höllenpein. Er hatte
die ganze Welt weggeworfen, verächtlich und voll Haß von sich ge-
stoßen. Er lebte jetzt inr Kloster und hatte gemeint, er, der so viele
Festungen erobert, die Festung des Himmels nun mit Fasten und Leiden
zwingen zu können. Aber was war ihm jetzt der Himmel? Er wachte
aus mi,t dieser schaudervollen Frage iu der Brust. Er würde gern
frevelnd den Himmel verscherzen, Wenns darauf ankäme, Nm jenes
Weibes willen. Nur ihretwegen,
Kaiser Karl warf nach dem Zwerg, um ihn, der in seiner Nähe,
gekauert wie ein Thier, aus dem Boden der Zelle schlief, zu wecken,
Eben graute der Morgen durch die schmale Fensterluke und des

Zr.-crg,'s scheusälige Gestalt richtete sich einpor im fahlen Licht, wie
ein i'Jchlsiibcr vergessenes grimmes Leid sich am Morgen reckt. Der
Kaiscr griff nach ihm, zerrte ihn heran, keuchte endlich in sein Ohr:
„Wie hat sie geheißen? Wie nannt' ich sie mit Kosenamen? Wie rief
ich sie? Hilf meiner Erinnerung auf!"
Der Zwerg antwortete nicht, zog aber aus seinem Wams ein
Bild und einen Pries, Der Kaiser las: ,,Rufe mich, wenn meine
Sehnsucht je Deine Sehnsucht weckt. Ich komme zu Dir auch aus
dem Reich der Toten, ich folge Dir, auch ins Totenreich,"
„Wann gab sie Dir Das?"
„Ehe Du ins Kloster gingst, Herr", erwiderte der Zwerg ruhig.
„Du hast es stets bei Dir getragen?"
„Stets, Herr."
„Verruchter Zwerg! So mußte ich verhext werden. Zerreiß
den Brief, vernichte dieses Bild!"
Ohne Besinnung folgte der Zwerg seines Herrn Geheiß. Aber
des Kaisers Dnrst wurde nicht besser. Er brannte auf Zunge und
Gaumen, er brannte bis ins Herz und Eingeweide und zwang zum
Stöhne», In einer Nacht geschah es, daß der Kaiser weinte. Da
si hlte er Etwas in seiner Nähe sich regen. Der Zwerg war heran«
gekrochen und sagte leise: „Herr, wenn ihre Sehnsucht Deine Sehn-
sucht weckt, diese Frau kommt zu Dir auch aus dem Totenreich. Sie
koi lint zu Dir auch in das Reich der Toten."
„Ich weiß." erwiderte der Kaiser barsch; „wozu sagst Du es
noch? Ich weih."
Von nun an entsann sich Kaiser Karl auch der Stimme jenes
Weibes. Er entsann sich ganz gut und glaubte, sie zu hören in
tausend feinen Seufzern, fein und verhalten, aber doch lauter als
das Jammern des Nordsturins um die Felsengrate und Klosterzinnen.
Er, der einst Alles raffen konnte, wenn er wollte, griff jetzt umsonst
nach Luftgebilden, er, dessen Befehl Alles unterthan gewesen, war
jetzt unterthan und geknechtet im strengen Kloster, Er, dem alle Ge-
nüsse schal gewesen, durfte nicht mehr genießen, was der Aermste in
i» seinem Reich genoß. Unwiederbringlich hatte er selbst Alles fort-
geworfen, auf Alles verzichtet, sich auf immer von allem Leben ab-
gewandt. Er gehörte schon zu den Toten, Was aber sagte dies Weib
in seinen beharrlichen Träumen? „Ich komme zu Dir, auch aus
dcm Reich der Toten, ich folge Dir bis ins Totenreich." Da weinte
der Kaiser abermals. Er weinte, wie ein Kind weint, dessen Schmerz
Niemand weiß. Noch näher kroch der Zwerg heran und sagte, dies-
mal fast laut und nicht ohne Zuversicht: „Rufst Du sie?"
Der Kaiser sprach, mehr zu sich selbst als zu dem Zwerg: „Ich
bin ein Toter,"
, Der Zwerg antwortete: „Sie kommt zu Dir auch ins Totenreich."
„In Kieses Totcnreich?" fragte der Kaiser herb. „Wie bringst
Du sie hierher?"

Der Sarg.
ZOS
„Wie man die Toten bringt. In einem Sarg, Er steht schon in
Bereitschaft. Du sagst, Du seiest ein Toter, Herr. So scheu Dich nicht
davor, wenn Dein Lieb, um sich zu Dir zu betten, einem Sarg ent-
steigt. Du weißt, dies Kloster ist so eng auf die Felsenkuppe gebaut,
das; es nicht Raum für seine Toten hat. Sie werden hinausgetragen,
um Bestattung zu finden."
„Wohl; aber was willst Du damit sagen?"
„Der Zwerg Hot Freunde", grinste jetzt der Kleine; „denn er hat
Gold, viel Gold. Es sind Freunde, die Alles thun ums Gold. Der
Gärtner und der Totengräber. Sie haben das Amt, die in der Stadt
gefertigten Särge hereinzubringen in dies gehütete Haus, die Toten
hineinzubetten und hinauszuschaffen aus diesen Mauern. Dein Lieb
wartet ans Deinen Befehl. Anten im Städtchen, von wo sie zum
Kloster hinaufblicken kann, nach Dir, Ein Sarg wird hereingebracht
werden, um einen Toten hier im Kloster aufzunehmen. Der Tote wird
aber hier heimlich verscharrt von Jenen, von meinen Freunden, In
dem scheinbar leeren Sarg, der hereingetragen wird, liegt das Weib,
nach dem Du verlangst,. Wenn Du an ihr Deiuen Durst gestillt hast,
wird sie den Sarg wieder besteigen und wird, heimlich, wie sie herein-
gebracht wurde, hinausgetragen aus diesen Mauern. Du, Herr, wirst
schlafen, ohne zu weinen,"
Kaiser Karl flüsterte: „Wer aber soll der Tote sein?"
Jetzt streckte sich der geduckte Zwerg wis Einer, der endlich stolz
sein darf. „Der Tote bin ich, Herr. Morgen bin ich tot. Ich habe
Gift genommen."
„And Deine Seele?" sprach der Herr des Zwerges mit Schauder.
„Sie ist Dein, Herr, wie mein häßlicher Leib. Du hast mich
taufen lassen. Aber ich bin von Haus und von Herzen ein Heide,
Herr. Ich habe mir nie einen anderen Gott vorstellen können als Dich."
Die Dinge begaben sich, wie der Zwerg, seine Helfer und die Frau,
des Kaisers Lieb, klug ersonnen. Der Zwerg wurde verscharrt. Dem
scheinbaren leeren Sarg entstieg das Weib; und als nach einer Nacht
heißer Webe der Kai,ser,von Küssen undvonMürzwein schwerberauscht,
in Schlummer lag, be,stieg die Holde den Sarg, wie eine andere Schöne
ihre Sänfte bestiegen hätte, um hinausgetragen zu werden, fort aus
den Klostermauern.
Als aber der Kaiser erwachte, bewegten sich seine Lippen und er
sprach, als könne er noch dem Zwerg seine Gedanken zuflüstern, ein«
dringlich leis: „Jetzt erst habe ich die ganze Welt besessen. Jetzt erst
kann ich wahrlich zu den Toten gehen."
München. AlexandervonGleichen-Rußwurm.

3«d

Die Zukunft.

Zwei Skizzen.

Entdeckungen.

ist ein Kind der Stadt. Seine Lippen sind zu roth und die brennenden Augen liegen tief in dem blassen Gesicht.

Er kommt aus der Schule. Er ist in der Klasse, welche zehn Minuten später als die Anderen entlassen wird und in der man die meisten Bücher hat. Vornübergebeugt geht er heim, den Tornister auf dem Rücken. Lange ist er jetzt niedergehalten worden von einer angespannten Aufmerksamkeit, lange mußte er still sitzen, die Arme auf dem kahlen schwarzen Tisch gekreuzt. Bei den Vorbereitungen zum Aufbruch athmete er erleichtert auf; endlich frei und ausgespannt! Seine Nase sog den Geruch der Schule am Ende des Tages wieder ein, den Geruch von Fieber, von Tinte und feuchten Wandtafeln, den Geruch, bei dem man traurig von den Großen Ferien träumt.

Jetzt, im Freien, umfängt und betäubt ihn der werdende Frühling. E,.' geht, etwas schwankend, auf dem staubigen Fußweg, der von weicher, sanfter Klarheit durchdrungen ist und auf dein! er sich lang ausstrecken möchte. Ein Lieferungwagen fährt an ihm vorüber! das Pferd hat einen schweren und doch nachlässigen Trab, der auf dem Holzpflaster hell ins Ohr klingt und dessen voller Ton das Herz erfreut. Im Winter, wenn er von der Schule kommt, sieht er die Schaufenster an oder zählt die im Nebel verschwommenen Lichter. Wenn es regnet, stimmt ihn der Anblick des Elends in den Höfen und Gängen noch trauriger. Heute aber ist es die Straße, die er liebt. Im Gehen beobachtet er den lichten Schimmer, da in der Ferne, und die Häuser, die weniger bedrückt und sroher scheinen.

Was giebt es dort, am Ende der Straße, am Kreuzweg? Mili» tärmusik? Vorbereitungen zu einem Fest? Eine Schlacht? Er erwartet ein Ereigniß; jetzt muß ein Ereigniß kommen! Er denkt an die vorigen Frühjahrswahlen; Männer stritten in den Straßen? Extrablätter erschienen, die den Verkäufern entrissen wurden; es gab große, rothe Anzeigen, noch feucht von Kleister, die er mit den Anderen las; sehr ernste Bekanntmachungen, in denen man vom Volk sprach, von den Genossen, von der Republik und der Nation, wie in der Geschichte Frankreichs. Sofort standen vor seinem Geist Mirabeau, die Anwerbungen der Freiwilligen, die Preußen; und Das gab ihm einen Schauder, den er liebte.

Nun hat er den Kreuzweg erreicht; aber hier ist nichts, wird nichts kommen. Es war nur in der Luft nur in seiner Brust.

Jetzt verschwindet er in der Dunkelheit des langen Tanges seines Hauses. Ganz am Ende flößt ihm die schwarze Bnde, wo der wassersüchtige Thürhüter schlummert, Angst und Widerwillen ein; er muß an Ratten denken.

Zwei Skizzen.
Der erste Stock ist dunkel, aber je höher man steigt, desto stärker
wird das Licht, demüthig und ergeben; ganz oben sogar tröstet es mit
einem Lächeln die eisigen Wände und das verachtete Holz der Treppen.
Er tritt in die Kammer ein; seine Mutter ist fort, er ist allein; sein
Taumel kann fortdauern, sein Taumel kann noch wachsen.
Er legt die Mappe weg und ist sofort am offenen Fenster, weit
hinausgelehnt, die Beine schlaff, die Stirn dem Himmel zugewandt.
Unter ihm breiten sich die Dächer der Werkstätten aus, flach und lang;
dann ein Hof, dann noch andere niedrige Gebäude; und dort hinten
erst erhebt sich die Mauer der hohen Häuser und lehnt sich an Seiten-
wände, so das; das Kind ein wunderbares Viereck des Himmels für
sich hat. Aber dort ist noch Etwas; dort ist der eiserne Schornstein
einer Wäscherei; schlank und dünn überragt er Alles. Ein langes
Stück, tiefschwarz und von reinen Konturen, ist allein mit dem klaren
Himmel. An bestimmten Tagen, wie heute, fühlt das Kind in sich
ein Etwas, das ihn erstickt und das ins Unermeßliche wachsen will.
Er hat keinen Namen für seine Unruhe. Wäre er auf dem Land,
so würde er einen der höchsten Bäume wählen; hinauf würde er
sich schwingen, um den Gipfel zu erreichen; er würde, stolz auf seine
wunden Hände, sich vom Schwindel betäuben lassen. Aber er ist ein
Kind der Stadt und hat nur die Freiheit seiner Träume; und sein
Traum ist dieses Stück Himmel, von armen Häusern eingerahmt, und
diese dünne Säule, die ihm Befriedigung und Beruhigung bringt.
Er schaut, er schaut; bis er dem Himmel nah ist, dank der so
reinen, klaren Silhouette des Schornsteins. Nun ist er dort oben,
schwebend, schwindelig, in einer Frische, die ihn frei macht wie die
Vögel. Der Schornstein wird von Drähten gehalten, die wunderbar
fein erscheinen und in weiter Ferne aufhören, auf Dächern, an Punk-
ten, die man nicht sieht; wie gern würde er diese Enden entdecken, sich
an den Draht hängen und sich ins Unendliche hinabgleiten lassen?
Unten wären viele Menschen, die zusehen und ihm zujauchzen würden.
Seine Blicke wollen einen der Drähte verfolgen, sie verirren sich aber
im Himmel; voll großer Freude wandcrn sie und steigen bis znmZenith.
Ach, der Himmel I Er ist nicht mehr bedeckt von Sonne oder
Rauch; hier ist er kahl; und in ihm wohnt alles Licht. Er lacht nicht
mehr, aber trotzdem ist er sehr heiter, mit einem zitternden, hin-
gebenden Glück.
Das Kind lebt vertraulich mit dem Himmel; verzückt ist es von
ihm, durchdrungen. Aber das Glück und die Liebe eines großen Stückes
Himmels liegen zu schwer auf einem armen Kinde. Er möchte ein Lied
singen, das wäre wie sein Leid, wie der Himmel von heute Abend. Er
kann nicht ...
Aber plötzlich steigt aus dem Schornstein der Wäscherei ein
rußiger, leichter Ranch; ein Rauch, der dem Himmel wohlgefällt und
durch den man sich ihm noch näher fühlt, Und seht: die Schwalben

dort in der höhe; ihre Schreie durchdringen die Luft und sind wie
«in Ausdruck innerster Zufriedenheit,
Und das Kind weint heiße Thronen.

Testament.

Ich schenke und vermache Dir meinen Schädel,
Du wirst ihnen meinen Kopf stehlen müssen. Und sofort, im
Brühtesscl, wirst Du mit ätzenden Salzen meine Züge auslöschen!
meinen Kopf wirst Du ausleeren: und mit einem Schlag wirst Du
meinen Tod verjähren.
Denn sieh: besonders für meinen Kopf empfinde ich Abscheu
vor Allem, was zwischen der Leiche und dem Skelett vor sich geht.
Und es wäre mir weniger schrecklich, wenn er aufhörte, zu leben, um
ein Gegenstand im Leben zu werden. Ja, Das ist es: ein Gegenstand
im Leben; ein Ding,
Diesen reinen Schädel, mit den Kiefern, die mit kupfernen Haken
befestig! sind, wirst Du mit Hellem Wachsfirniß bestreichen; und Du
sollst ihn in dem Zimmer aufstellen, wo Du arbeitest, auf einem
Bücherbrett, zwischen Sachen, die Du benutzest. Und so wird mein
Schädel ein Gegenstand im mcnschlichen Leben.
Er ist zweifellos der Theil meiner Uebcrrestc, der am Wenigst«,!
gestorben ist. Das Rollen der vorübcrfahrcnden Wagen wird ihn
erfüllen, daß er erzittert, und zu jeder Stunde wird ihn das Licht be-
glücken mit dem Ausdruck und den Farben, welche es auch den Men-
schen gewährt und womit es den ärmsten Stein am Wege beschenkt.
Ich gebe den Dingen, die ich jeden Tag berühre, einen Theil
meines Lebens: dem Tintenfaß, das ich aufmache, dem Fenster, das
ich abwische. Mögest Du das Selbe thun mit meinem Schädel und
möge er Dir ein vertrauter Gegenstand werden; wenn auch ein
nutzloser.
Ich will lieber, daß dieser Ueberrest von mir lebend bleibe und
beweglich werde dnrch Menschenhände, in der Luft, in welcher Du
sprichst und denkst, als daß er in den Thieren weiter lebe.
Dieser Schädel und Du, Ihr werdet das Licht, die Wärme, die
Schwingungen der Luft gemeinsam haben. Er wird noch beinahe so
hinfällig sein wie Du.
Wenn ein Mensch, der Dich besucht, meinen Schädel in die Hand
nimmt, ihn wie ein großes Ei umdreht, ihn wiegt und darüber lacht,
dann sollst Dn es geschehen lassen.
Und wenn ein Kind Dich darum bittet, um sein Ohr daran zu
halten wie an eine große difforme Mnschel, dann gieb ihm meinen
Schädel.

Charles Bildrac,
(Deutsch von May Carus.)

Goldprobe.
New Pork Herald, dem man freundschaftliche Gefühle für
Deutschland nicht nachsagen kann, hat neulich gefragt: „Wer
wird die letzte Milliarde haben?" Er giebt keine direkte Antwort, über-
läßt vielmehr seinen Lesern, aus der „Logik der Zahlen" den Schluß
zn ziehen: daß wichtige Momente für Deutschland sprechen. Noch als
sSchatzkanzler sagte Lloyd George, daß man ein Defizit nicht durch den
Hinweis auf den Reichthum des Landes beseitigen könne, Angesam-
meltes Vermögen lasse sich nicht ohne Weiteres in bares Geld umwan-
deln. England braucht aber 110«Millionen ^ (22000MillionenMark),
um den Krieg bis ans Ende des Jahres 1Ä1Z fortsetzen zu könne».
270 Millionen könnten durch Steuern gedeckt werden. Der Rest bliebe
neuen Geldoperationen vorbehalten. Daß an eine große Anleihe nicht
zu denken ist, hat diei Finanzirung des täglichen Bedarfes gezeigt:
Aian hilft sich mit Schatzwechseln, die kurze Lebensdauer haben. Die
große Novemveranleihe von 350 Millionen die zu 9Z Prozent
begeben wurde, steht auf 9?t, Der Minister wählte damals den vier-,
prozentigen Rententypus, ging also um 1^ Prozent über den Nor-
malzinsfuß von Prozent Hanaus. Das Ergebnis; der ersten Emission
kann nicht zur Nachahmung reizen, England denkt nicht an eine fun-
dirte Anleihe; kann es auch nicht, weils den Ueberschuß eingeführter
Maaren mit Gold bezahlen muß. Das würde immer mehr verschwin-
den und die Papierwüste immer breiter werden. Der Schatzkanzler'
konstatirte, daß der" Ueberschuß der Tinfuhr über den Export sich von
130 auf 430 Millionen vergrößert habe. Die Handelsbilanz hat sich
also gegen das Borjahr um 320 Millionen L (6«0 Millionen Mark)
verschlechtert. Rechnet man die Käufe der englischen Regirung und
der Verbündeten im Ausland hinzu, so vergrößert sich die Summe
der britischen Verpflichtungen. Lloyd George meinte, daß der eng-
lische Kriegsminister auf die Lebensbedingungen des britischen Welt-
handels Rücksicht zu nehmen habe, damit der Finanzminister dem
Vorsprung Deutschlands nachkommen könne, Lord Kitchener dürfe nicht
wünschen, daß alle wehrfähigen Männer sich unter die Fahne stellen.
Dieser Wunsch wäre in einem weniger auf die Warenproduktion an-
gewiesenen Land begreiflich; in England aber, wo für die Ausfuhr-
möglichkeit und für den Kriegsbedarf aller Art mit voller Kraft ge-
arbeitet werden müsse, würde die Erfüllung solchen Wunsches mehr
schaden als nützen. Da ist also eine recht hohe Schranke.
Man muß zugeben, daß gerade in England an den Finanzen eine
Kritik geübt wird, die Anerkennung verdient. Wenn es auch nur ge-
schieht, um den Opfermuth zu stärken und optimistische Aebcrtrcioun-
gen zu dämpfen, so bleibt doch der' Eindruck der Selbsterkenntniß
erfreulich, Lloyd George ist ernsthafter als Herr Ribot. Dem geht es
sehr viel schlechter als dem londoner Kollegen, den er in den ersten
Maitagen besucht hat, um ein neues Geldbündniß zu knüpsen. Was
er nach Haus brachte, lohnte die Reisespesen nicht: einen Kredit von

1,150 Millionen Francs, der als Gegengabe ein Depot von 300 Mi i.'--
nen Francs in Gold heischte. Denn die Bank von England mußte ihren.
Goldvorrath aufrunden, um ihre Reserve zu erhöhen, Außerdem,
macht ihr dic üble Behandlung des Sterlingkurses in Amerika Kum-
mer. Seit dem Ablauf des englischen Moratoriums hat, in Fclzs
der großen Lieferungen von Getreide und Kriegsmaterial aus den Ver-
einigten Staaten, die Aahlungbilanz sich zu Englands Nachtheil ver-
schlechtert. Obwohl in New Vork starke Kredite aufgenommen wur^
den, aus denen die amerikanischen Waaren bezahlt werden konnten,
bröckelte der Kurs des englischen Geldes immer weiter ab. Hätte Lon-
don Gold nach Amerika geschickt, so wäre es möglich gewesen, das Dis-
agio zu beseitigen. Aber die Bank durfte ihren Goldschatz nicht an->
greifen, nachdem sie ihn durch eghptische, indische und argentinische
Goldguthaben erhöht hatte. Die französischen 500 Millionen biet>n^
nun die Möglichkeit einer neuen Goldpolitik mstt dem Ziel Amerika.
Für Frankreich ist diese Art der Hilfe nicht schmeichelhaft, AuchRnZz-
land konnte das von ihm geforderte Golddepot von 8 Millionen L (iin.
Dezember) nicht als Auszeichnung betrachten. Die nüchternen City-
lcnte verlangen für französische Schatzscheine 33 Prozent Deckung in
Gold. Das ist etwa so viel, wie Herr Nemo bei der Bank einzahlen
muß, wenn er Börsengeschäfte machen will. Natürlich braucht er
kein Gold zu geben. Werthpapiere genügen. Frankreich wird alsc>
nicht ganz so gut behandelt wie der Bankkunde, der auf Kursgewinn
ausgeht. Und „valutarisch" wirkt der Einschuß erst recht seltsam: das
französische Gold in London bleibt Guthaben der Bank von Frank-
reich, wird also, bei der Feststellung des prozentualen Verhältnisses
der Golddecke, als Bestandtheil des Goldvorrathes behandelt. Dar-
aus folgt, das; das Gold des Herrn Ribot zugleich französische und
englische Banknoten garantirt. Ans solche Weise wird das System
der unbegrenzten Papiergeldwirthschaft zur internationalen Einrich-
tung. Die Banque de France muß, zu allem Unglück, die Grenze der
Notenausgabe weiter hinaus verlegen: von 12 000 auf 15 000 Millio-
nen. Anfangs hatte das Kontingent 6800 Millionen umfaßt. DisGcld-
decke macht, bei 12000Millionen, etwa NProzent (gegen «Prozent der
Deutschen Reichsbank) aus. Der Goldpegel steigt nicht, sondern fällt.
Bliebe er unverändert, so würde derHöchstbetrag von 15000Mi lioncn
dieGoldwand bis auf27Prozent schmälern, ZurErweiterungdesNcten«
rechtes ist die Bank dadurch gekommen, daß der Staat neue Vor-
schüsse von ihr braucht. Die Dienste des Instituts für die Staats-
kasse beschränken sich im Frieden auf 200 Millionen. Für den Kri:g
war eine Höchstleistung von 2900 Millionen vorgesehen. Die wurde
früh als zu niedrig erkannt. Man setzte 6000 Millionen als Summe
der Unterstützung fest. Eine Forderung, die für ausreichend gehalten
und als „theoretische Sicherung" bezeichnet wurde. Die Praxis aber
lehrt: 6000 Millionen sind zu wenig; erst 900« genügen. Natürich
stützte sich diese Meinung auf Erlebtes. Die Bank von Frankreich

Goldprobe.
ZU
tvar mit ihren Vorschüssen an Herrn Ribot bis auf ZN? Millionen
gekommen. Da der Verkauf der Lons äs Ig, ästsnss nätion^Is (tz978 Millionen sind in Umlauf, davon tt66 in Frankreich) keinen großen Erfolg hatte, war vorauszusehen, dag der Rest von 6ZZ Millionen, der
von den Vorschüssen bei der Bank noch blieb, nicht genügen werde.
Also mußte Etwas geschehen: die Erhöhung der gesetzlichen „Hilfbereitfchaft" auf 9000 Millionen. Rnd um den selben Betrag mußte die
Notensummc vergrößert werden, damit die Bank die vom Staat gewünschten Vorschüsse auszuzahlen vermag. Natürlich in Papier; nicht
in Gold. Auch der französische Finanzminister hat kein Glück mit
wirklichen Anleihen, mit Schuldverschreibungen, die erst nach wenigstens zehn Iahren rückzahlbar sind. Von den Obligation« as Is, ,Islsnss
nationale ist ein Betrag von 970 Millionen ausgegeben, der aber zum
größten Theil dazu verwendet wnrde, den Torso der „großen nationalen Anleihe", des französischen Wehrbeitrages (805 Millionen
Rente), wegzuräumen. Ribot machte aus der Roth eine Tugend:
er setzte die Rentnereigenschaft des Nationalvermögens herunter und
hob die Bedeutung des arbeitenden Kapitals in den Himmel. Vor!
deni Krieg las mans anders. Da wurde der Franzose wegen seiner
Vorliebe für die Rente gerühmt und die Solidität des französischen
Rcichthums als gesegnete Folge dieser Neigung bezeichnet. DerKri^g
hat die Ideale gewandelt; heute ist das letzte Ziel des französischen,
Mirthschaftmannes: der Industriestaat, (Bis andiesesZiel HZtteFrankreich einen weiten Weg, Einstweilen quillt sein Vermögen aus dem
Boden und aus einzelnen Luxusindustrien, Da von der Marne an
das Land frei, die Ausfuhr von Bodenfrüchten und Verbrauchsgegenständen aller Sorten nicht gehindert ist, hat Frankreich Handclsgelegenheiten, die uns seit zehn Monaten fehlen, und kann deshalb mindestens mit einem Schein von Recht sagen, daß es dem Gläubiger
Golddepots giebt, weil es sich solche Hingabe leisten kann, nicht, weil
ihm sonst, ohne Depot, nichts geliehen würde,)
Was beweisen die finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs und
die Verlegenheit Englands? Für Frankreich den Staatsbankerot,
wenn es den Krieg verliert. So lange die Kanonen die Diskussion
beherrschen, darf jeder Staat nach seiner Fasson selig werden. Zumj
Krieg braucht man kein Geld, wenn man Kredit hat. Rußland müßte
bald aufhören, wenn es auf die normalen Methoden der Geldbeschaffung beschränkt wäre. Aber für die Finanzirung sorgen die Bundesgenossen, Frankreich ist als Geldmacht aktiv geblieben; auf Kosten
seiner Währung. Die könnte nur gesund werden, wenn ein gewaltiger Export neues Gold ins Land zöge. Während des Krieges ist an
einen neuen Aufschwung des Außenhandels nicht zu denken; und was
nachher kommt, weiß Niemand. Herr Ribot wünscht sich ei i Land
der Arbeit, der Industrierente, Dazu fehlen ihm die Menschen. Die
hat er ganz ans der Rechnung gelassen und damit bewiesen, daß er
weniger von der Volkswirthschast versteht als der Kollege Lloyd Ge-

orge, der die Menschen vornan stellte. Der fürchtet für das Schicksal
des britischen Welthandels, wenn ihm die besten Arbeiter fehlen, Eines
Tages wird sich in Frankreich ein Papiermeer von 15 UM Millionen
Francs Flächenraum ausbreiten und die Seekrankheit zum Volks-
übel machen, Lloyd George bezeichnete die „Brücke von Papier" als
eine Unmöglichkeit sür ein Land, das Welthandel treibt,- Ribot baut
solche Brücke, um eine Verbindung mit allen Märkten der Welt
herzustellen. Aber was kümmern den englischen Schatzkanzler die
architektonischen Kunststücke des Franzosen? Die Hauptsache ist, daß
er sein gutes Gold hat. Damit ist ein anständiger Prozentsatz des
gewährten Vorschusses gedeckt. Für das Uebrige wird der nächste Gold-
handel sorgen. Und wenn derNachfolger LloydGeorges ersucht würde,
ohne Golddeckung Hilfe zu spenden? Dann mühte auch dieser weniger
sozialistisch angehanchtc Liberale de» Beutel aufthun. Denn der Ge-
danke, mitten im Krieg Frankreich, den nächsten Genossen, im Stich
zu lassen, kann keinem Engländer kommen. And gerade weil man in
London mit langer Kriegsdaucr rechnet, nimmt man so lange, wie es
igrend geh!, Gold, um die Ccntralbank des ganzen Konsortiums für
die Kämpfe zu rüsten, die Entscheidung bringen sollen.

Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges werden sich erst zeigm,
wenn das große Rcinmachen anfängt. Dieser Wechsel brauchtDeutschi-
land nicht zu schrecken, weil es mit beinahe philiströser Ängstlich-
keit an den wirthschaftlichen Grundsätzen des Friedens festhielt und
sich selbst überlassen blieb. In einer amtlichen Denkschrift an den
Reichstag steht: „Der Krieg hat die deutsche Waarenausfuhr sehr be^
einträchtigt. Der Gewinn aus dem Seetransportgeschäft ist wegge-
fallen. Der Kapitalsertrag hat durch die erlassenen Zahlungverbotc,
durch die Beschlagnahmen deutschen Eigenthums in feindlichen Län-
dern und durch die in neutralen Staaten verfügten Moratorien eine
außerordentliche Einschränkung erfahren," Trotzdem ist die Lcistung-
fähigkeit des deutschen Kapitals nicht verkümmert. Nur auf denK irs
der deutschen Valuta im Ausland hat die Absperrung von den frem-
den Märkten und Zahlungverpflichtungen gewirkt. Die ausländische
Währung zieht Nutzen aus den schlechteren Zahlungsitten ihres Lan-
des, Das ist eine Umkehrung des Oualitätbegriffes, wie sie nur der
Krieg glaubhaft machen kann. Wichtiger ist die Thatsache, daß drei
Monate vor dem letzten Zahlungtermin 82 Prozent der zweiten Kriegs-
anleihe bar erledigt waren. Ohne jeden Zwang; denn kein Mensch
braucht am fünfzehnten Mai zu zahlen, wenn ihm bis Ende August
Frist gegeben ist. Seit Kriegsanfang vergrößerte sich der Goldschitz
des deutschen Centralinstitutes um 11N Millionen, eine Summe, die
allein in früheren Iahren nie erreicht worden ist. Keiner der ISKr'.cgs-
auswcise zeigte eine kürzere Golddecke als 3!S,8 Prozent; unÄ nu>!
sechsmal (zuletzt am dreißigsten September 1S14) war das Verhält-
nis; zwischen Gold und Noten kleiner als 4g Prozent. Die Rcihs-
bank wird am ersten Januar 1916 das vierzigste Lebensjahr beenden.
In diesem Jahr hat sie die Feuerprobe gesund bestanden. Ladon.

tz,'r,n,sgcbcr ,,„d vcra„,morllicher Nedalteur: Mlizimilian H,,r!>c„ i» B.'ttin, —
T«!oq der Ztt'unst in B.rll.l. — Druck von P,ig s Sarlcb «s, m b H. ,„

l.«ckerk«briK Uir5cKbers vorm UsinricK Iin«cK D do.
^llgsiiz ,n 1914 ,
«, 58 159,89
„ I«««,,«,-,
«, I«g 192.7
„ I«««UI>,
"WscKs«I-I!«llto' Sest^lliZ ÄN Wscdsslri am 31,12, 1914 . . ,
«llsKtsn-Koat«: IZsstanck ükkskton »m »1. 12. 1911 . . ,
?k?r6sll'am 1.1, 1914 . . . ^.
1 789 L43>
149 019
1 938 «,
1S3 1S9
147 «1«
2« 889
17« 3«
13 »71
1 2917, ,5
31« 222
Ivo««
31314
41314!
41 313
17««>'«>
3N«M
2«
.VI. ,pk
I76«5»2
159 52
I 341 73S
4 435 5M
722 !.,„
755 217
^S«57«z
Z «91 998
I
155 ,
n,,y, «!
17>i>,7 31,
97
25
05
5S
^Klisn-«apila>'Xont« , ,
8p^KäLS0I>.I<«nl« .
^kWpt-Konla ,
loterim« lioulo
Ssvilin» uiicl Verlusl-Ivvuio: V,,,l,i,^ 1913
Irl,
19^832
1 180 4«5
>I
4,«91«
95« «0«
IM«««!
I 559 «M,
3«c>«00,
23 K8U
179 IN»
197 N«0
1 21 !1 247
II «8,
4««>
1 237 U4,
3 7"7 318
2 20109«
4««««
5« 009
1U3 414
I 379 3,7 51
17 «>>! 31«
9?
»o, ?2 d«i unserer Xssse «I r 1«, 1er vinvvtlon k>«>» UisvlintolZvLsXsolisft»
vsi»Iin unll k"i»»nkß>ii»t «. IUI,, dei ^1> > rlorilllslliscIien SsnK in Hamberg, ttümbllrg,
beim K. Svnsstttisusen'selien Ssn «srem KKI Lez, l!i>!>i, Kol ,iv> Ureter SsnK ssrsi k
<urt s.nl,, und bsi cler Vogllönlli cnen gsnk i„ xisuen i, Vgt>, in ümpkrig genommsv vvrdov.
l.eckerf»britl UirzcKKerg vorm. UeinricK NnocK T Lo.
^Ubsrlinsr LtimmunASn im Kl'isAsfl'üKIiii^.

Zlr.3«.
— Die ZuKunst.

,«^P^«dt,»,i^K»s»n,unsvKS»»Ii<:K,
öerimer /««IvFiscKer Karten
Orossartigste ZeKensvürcZi^Keit cier >VeIt!
(ZrSsste u. sckönste I^estäurstionsänIäZe 6er >VeIt!
ISSliod ^rossss Z^ori^Srt.
mit l'errariurn
u. Inselitai-ium.

dei unseren «elöynuun.
weun die Feldpost erkte
ScüemAleikum
oder
bringt.
?reis M 4 S S S 20
2^ 4 SS S 1.0 6. Stck..
20 8tcK MpostmsM? verpaß portMM
6V Ztck,l6läv05tiM55i? verväckt 10?f.?«rt«s

Berlin, den 12. Juni 1915.
Der Krebs am Himmel.
Fridericus Rex.
,eder Fürst muß demUntergang die Erhaltung seines Staates
vorziehen. Keiner wird fragen, welche Mittel er dazu an-
wenden und welchen Personen sich verpflichten müsse. Ein Er»
trinkender wird nicht auf lange Reden hören, die ihm sagen, er solle
lieber untergehen als den von fremder Hand ihm hingehaltenen
Strick oderStock fassen; denn seineWüroe sei nur gewahrt,wenn
er sich selbst, nicht Anderen, die Erhallung seines Lebens danke.
Eifersucht hat den Fürsten sehr oft geschadet; Eifersucht auf ihre
Generale oder aufBundesgcnossen, deren Eintreffen sie,um nicht
mit ihnen den Ruhm theilen zu müssen, nicht abwarten wollten.
Manche Schlacht ist auf diese Weise verlöre n worden und manchem
Fürsten hat kleinliche Eifersüchtelei schlimmere Nackenschläge ein»
getragen als dieUebermacht oder andererVortheil desFeindes.
In dem Staateines aufUnterthanen neidischenFürstengedeihen
nur zaghafte Bürger; verdorrt der Keim zu großen Gaben, die der
Himmel für glänzende Leistungengeschaffen zu haben scheint. Der
Untergang des Oströmischen Reiches wurde durch die religiöse
Unduldsamkeit seiner letzten Fürsten, aber auch durch deren Eifer»
sucht auf ihre Heerführer bewirktzgeschickteFeldherren wurden für
i hre Leistung nicht belohnt, sondern bestraft und unerfahrene Trup»
Henführer beschleunigten dann denNiedergang desReiches.Der

ganzvonLiebe fürs Vaterland beseelte Fürst wird nur sinnen uni>
trachten, Nützliches für das Wohl des Staates zu wirken. Dem
Streben nach diesem Ziel soll er alle Eigenliebe opfern; jeden er-
langbaren Beistand, in Rath und That,foll er annehmen und jede
bedeutende Persönlichkeit, die zu finden ist, zu dem Werk der Er-
haltung, Rettung, Stärkung des Staates heranziehen. DerFürst
erfüllt nur die Hälfte seiner Pflicht, wenn er im Kriegshandwerk
aufgeht; in ersterLinie soll erRichter sein, Feldherr nur im Neben-
amt. Albern sind die Gründe, mit denen Macchiavelli den Fürsten
das Waidwerk empfiehlt: die Jagd soll sie die Bodenbeschaffen,
heit und die gangbaren Straßen ihres Landes kennen lehren. Ein
König von Frankreich oder ein Kaiser würde den Zeitraum eines
Sonnenjahres brauchen, um als Jäger seinReich zu durchstreifen.
Von allen Vergnügungen ist die Jagd die den Fürsten amAller»
wenigsten anstehende. Lernen sollen sie; klar denken, Zusammen-
hänge finden lernen und Kenntnisse erwerben. Die Gesellschaft
gebildeter Geister, denenAnmuth des inneren Wesens abzusehen
ist, sollten sie stets dem Nmgang mit Dummköpfen vorziehen, von
denen nur üble Sitte und Roheit zu lernen wäre.Diedem Fürsten
unentbehrliche Tugend weiser Mäßigung sucht manim Jäger ver»
gebens; schon deshalb taugt die Jagd nicht für Fürsten. Der
Feldherr braucht durchaus nicht des Waidwerkes kundig zusein.
Gustav Adolf, Lord Marlborough, Prinz Eugen, die man doch
wohl fähige Heerführer nennen muß, waren keine Jäger. Eigent»
lich ziemt die Jagd nur Leuten, denen sie Beruf und Mittel zum
Leben ist. Die Aufgabe der mit Vernunft begabten Menschen ist»
zu denken und zu handeln; und ihres Daseins Zeit ist so kurz be»
messen, daß sie kostbare Stunden nicht unnützlich vergeuden dürf-
ten. Von den Fürsten verlangt man schnelle und richtige Ent-
schlüsse; in schwierigen Lagen soll ihr Hirn Auskunft und Hilfe fin-
den; aus dem Glück und fogar noch aus dem Anglück sollen sw
Gewinn ziehen. Solche Leistung, die alle Menschenkraft fordert,,
darf man nur von dem Fürsten erwarten,dessen Hauptsorge dieEnt-
wickelung seiner geistigen Fähigkeiten ist, nicht von einem, dessen
Denken stets nur am Stoffe haftet. Man muß im Innersten sein^
wie man der Welt scheinen will; aus Einem, der die Leute betrü-
gen möchte, wird leicht der Betrogene. Eine Weile mag dieMaske
die seelischeMißgestalt einesFürsten decken schließlich muß er sie?

abnehmen, um einmal aufzuathmen: und dann sehen die Späher
ihn so, wie er ist. Macchiavelli Verlar gt von dem Fürsten die Eigen-
schaften des Löwen und des Fuchses, also Kraft und Schlauheit,
und sagt, ein Fürst sei nicht verpflichtet, sein Wort zu halten. Ich
aber sehe keine Auffassungart, die einen anständigen Menschen
bestimmen könnte, vom Weg der Pflicht zu weichen. Fürsten, die
Schurken sein und der Welt ein X für ein U machen wollen, sind
blöde Thoren: auch Wenns ihnen einmal gelingt, bringt es sie
für alle Zeit um das Vertrauen der anderen Fürsten. Freilich
giebt es bittere Nothwendigkeiten, die einen Fürsten zwingen,
Bündnisse zu lösen und Verträge zu brechen. Noch unter solchem
Zwang aber muß er aufAnstand halten und die ihm bisherVer-
Kündeten zu rechter Zeit benachrichtigen. Und der Wortbruch ist
nur entschuldbar,wenn eine ernsteNothlage ihnzurPflicht macht
und das Heil des Volkes ihn gebietet. Macchiavelli meint, Nie-
mand dürfe je in die Vermuthung kommen, daß irgendein Mensch
aus den Fürsten Einfluß habe und ihn zu einerAenderung seines
Wollens bestimmen könne. Doch nirgends giebts aus der Erde
einen Menschen, der sich nicht irgendwie einmal leiten läßt. Von
der Stadt Amsterdam erzählt man, sie sei eine Weile von einer
Katze regirt worden. Der Erste Bürgermeister hatte im Rath hohes
Ansehen und die entscheidende Stimme; zu Haus aber folgte er
blind demRath seinerFrau. DerenDenken wurdevon einerDie»
nerin gelenkt.die zärtlich an einerKatze hing. Drum wurde gesagt,
dieKatze regire dieStadt. InmanchemFall kann der Wechsel der
tzandelnsrichtung dem Fürsten nur Ehre bringen; und wenn er
gemachte Fehler erkannt hat, wird solcher Wechsel Pflicht. Herr-
scher theilen mit anderen Sterblichen alle Menschenschwachheit:
deshalb sollen sie injederLebensstundebemühtsein, sich zu bessern
und ihr Thun derVollkommenheit zu nähern. Neutralität bringt
im Krieg nie einen greifbaren Vortheilun d immer Verlust. Lorenz»
von Medici, der Größte seines Volkes, hat Italien den Frieden
gebracht und die Wissenschaft erneut; sein redlicher Sinn gewann
ihm.das Vertrauen aller Fürsten. Marcus Aurelius, einer der
größten Kaiser Roms, vereinte Feldherrnglück mit der Weisheit
des Philosophen und sprach das schöne Wort:,Einem von der
Gerechtigkeit geleiteten König ist die Welt ein Tempel, in dem die
gutenMenschen des Priesteramtes walten.' KlugeFürsten haben

Männer von redlichem Gemüth gern für das innere Geschäft des
Landes verwendet, für dasauswärtigeaberlebhafte.feurigeKöpfe
vorgezogen. Mit Recht, wie mir scheint. Wo sichs um Ruhe und
Ordnungim eigenenStaat handelt, kannRedlichkeit genügen; gilts
aber, den Nachbar durch Scheingründe hinters Lichtzu führen, das
Ränkespiel mitzumachen und vielleicht sogar mit Bestechung zu
arbeiten (wozu Gesandte im Ausland oft gezwungen sind), dann
ists mit der Ehrlichkeit nicht gethan, sondern Geschmeidigkeit und
erfinderischer Geist nöthig. Die sinnreiche Sage von Kadmos,der
die Zähne des von ihm erlegten Drachen aussäte und ein Volk
von Kriegern erstehen ließ, die einander mordeten, ist das rechte
Bild von der Menschen Ehrgeiz, Grausamkeit, Tücke, die ihnen
schließlich selbst nur Verderben bringen. Man lese die Geschichte
Italiens vom Ende des vierzehnten bis zum Anfang des fünf-
zehnten Jahrhunderts: da giebts nichts als blutigeGräuel, Auf»
stände, Thronraub, Meuchelmord, einen ungeheuren Knäuel von
Scheusäligkeiten. Ungerechtigkeit und Barbarei brachten die ita»
tischen Fürsten um ihre Staaten. Der Fürst, der Alles sein nennen
möchte, ist wie einMagen, der sich mit Fleisch überladet, ohne zu
fühlen, daß ers nicht verdauen kann; beschränkt er sich in die Pflicht,
ein guter, treuer Herrscher zu sein, so gleicht er dem Mann, der
nur ißt, was sein Magen verdauen kann. Der Fürst soll sich indie
Zeit schicken lernen; der gewandte Schiffer setzt alle Segel, wenn
ihm derWind günstig ist, zieht sie aber ein, wenn widriges Wetter
kommt, und denkt dann nur noch daran, sein Schiff in den ersehnten
Hafen zu steuern. Für schwierige Verhandlung sollen Fürsten die
stärksten Köpfe wählen, geschmeidige und verschlagene Männer,
die in alle Häuser Eingänge finden, das Geheimniß des Herzens
aus dem Auge ablesen, gehehlte Absicht aus der Geberde, aus der
scheinbar unverdächtigen Handlung erkennen und deren Spür»
sinn so scharf ist, daß er ihrem (dem Gegner überlegenen) Ver»
stand jeden möglichen Dienst leisten kann. Neigung zu und Ab-
neigung von der einen oder der anderen Nation, Liebe, Haß, wei-
bisches Vorurtheil, Privatzank und kleinlicher Groll: Solches darf
nie den Blick Eines trüben, der ganzen Völkern Führer sein soll.
Vorurtheil und Befangenheit ist in Staatsfragen eben so ge»
fährlich wie in der Rechtsprechung. Angriffskriege sind gerecht,
wenn sie vorbeugende Kriege sind, wieFürsten sie wagen müssen,

sobald die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle
Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht.
Klugheit empfiehltimmerdieWahldeskleinerenUebels;empfiehlt
zu handeln, so lange man noch frei zu handeln vermag. Fürsten,
die mit dem Blut ihrer Unterthanen niederträchtigen Schacher
treiben und ihre Truppen dem Meistbietenden verdingen, müßten
über die eigene Erbärmlichkeit erröthen. Schlimmer als der grau»
samste Tyrann ist der Fürst, der einen ungerechten Krieg anfängt.
Die Herren der Erde können nicht vorsichtig, nicht umsichtig genug
jeden Schritt, ehe sie ihn thun, bedenken, nicht sparsam genug mit
dem Blut der Bürger geizen. Die sind ihnen ja nicht hörig, sondern
in gleichem Rechtsbesttz und in gewissem Sinn sogar ihre Gebie»
ter." (Fritz von Preußen: «Anti-Macchiavell".)
«Die meisten Könige Europas haben sich selbst Ketten ge«
schmiedet, unter deren Last sie seufzen: das Ceremoniale. Mein
Vater hatte den Muth, diese Ketten zu brechen, und ich habe die
mir über,ieferte Freiheit treulich bewahrt, ihn sogar noch dadurch
überboten, daß ich, wo es irgend ging, die fremden Gesandten mir
vom Leib hielt. In Preußen giebts keine Rangstufen, keine Eli»
quctte, keine Botschafter. Dieser Zustand sichert uns gegen allen
Streit um den Vortritt und gegen alle aus der Eitelkeit der Könige
stammenden kleinen Nörgeleien. Im Bereich anderer Höfe wird
an solche Ceremonialien und Chicanen viel Zeit vertrödelt, die
nützlicher, für das Gemeinwohl der Bürger, zu brauchen wäre."
«Rußland darf nicht unterdieZahlunsererwirklichenFeinde
gerechnet werden. Zwischen ihm und Preußen giebt es keine Streit-
fragen. Nur der Zufallmacht eszuunseremFeind.Einvon Oester»
reich und England bestochenerMinister(Bestuschew)hat mühsam
einen Vorwand für die Entzweiung unserer Höfe erlistet. Nach
seinem Sturz muß der natürliche Zustand rasch wiederkehren. Es
ist besser, Rußland zum Freund als zum Feind zu haben; dieser
Staat kann uns viel Böses thun und wir können es ihmnicht ver-
gelten. Eine Grundregel der Staatskunst ist, sich dem Nachbar
zu verbünden, der uns mit den gefährlichsten Schlägen bedroht.
Deshalb hatPreußen sich mitRußland verbündet. DieWandel»
barkeit politischer Verhältnisse kann uns zum Abschluß anderer
Bündnisse zwingen: nie aber werden wir bei anderen Mächten die
Vortheile finden, die Rußland uns zu bieten hat. Von Oesterreich

will ich gar nichtreden; ein festerBund mit ihm ist fast unmöglich. Frankreichs Heer ist schlecht und es pflegt Verbündete nur lau zu unterstützen. England zahlt Subsidien und opfert, um seine eigenen Interessen zu wahren, beimFriedensschluß den Bundesgenossen. Der Politiker muß so weit wie möglich in die Zukunft vorausblicken. Gr muß sich über die Lage Europas ein Artheil bilden und dann versuchen, Bündnisse zu schließen oder diePläne desFeindes zu durchkreuzen. Er darf nie Bündnisse mit einer Macht schließen, deren Interessen denen seines Landes nicht völlig gleich find. Preußen wird es niemals an Bundesgenossen fehlen. Wer die richtigen wählen will, muß zuvor Liebe und Haß, günstiges und un» günstiges Vorurtheil abgelegt haben. Nur die Erwägung Dessen, was dem Staat nützen kann, darf entscheiden. Und der Krieg darf, wenn er nöthig wird, nur mit den Mitteln der Politik geführt wer» den. Die im Sold einer anderen stehende Macht hat gebundene HändeundkannimmernureineNebenrollespielen;da sie vondem zahlenden Staat abhängt, muß sie sich auch beim Friedensschluß Allem, was er will, fügen. Der König von Sardinien ist ein Krebs, der an der Lombardei nagt; je nach der Aussicht aus Erfolg wird er, um König der Lombardei zu werden, bald die Partei Oester» reichs.balddieFrankreichsergreifen. Eine wichtige Pflicht fordert vom Fürsten, sich selbst zu beobachten, verschwiegen und Herr seiner Leidenschaften zu sein, die Absicht zu verschleiern und von seinem wahrenWesennureinevomRechtsgefühlgesänftigte Entschlossen-heit sehen zu lassen. Reiche sind, was die regirenden Männer aus ihnen machen; erinnert Euch, daß England unter Cromwell ge» achtet, unter Karl dem Zweiten verachtet wurde. Hütet Euch, auf die Zahl und die Treue der Euch Verbündeten zu bauen; rechnet nur aufEuch selbst. Von der Seemacht schweige ich, weil das Ver» mögen unseres Staates kaum ausreicht, um das Heer zu bezahlen, und man durch dessen Zerrüttung eines großen politischen Fehlers schuldig würde. Unsere wahren Feinde find die Oesterreicher: an sie müssen wir bei allen militärischen Entschlüssen denken: und sie haben nur Landtruppen. Rußland hat eine Flotte und viele Ga» leeren; aber unsere Küste begünstigt Landungversuche von ihrer Seite nicht. Wären wir Herren von Polnisch» Preußen und von Danzig, dann würde ich rathen, ungefähr dreißig Galeeren und einige Fähren mit starken Batterien und, zurBegleitung der Ga-

Teeren an ihren Bestimmungort, acht bis zehnFregattenzu halten.
Linienschiffe zu bauen, würde ich nicht rathen; weil sie furchtbar
VielGeldkosten und in der Ostsee doch kaum zu brauchen sind. Soll
man sie etwa zum Kriege gegen Rußland verwenden? Dort öde
Barbarengebiete für uns zu erobern, wäre Thorheit. Für die
Stärkung unserer Wehrkraft kann Nothwendigeres geschehen;
wir müssen die Salpeterproduktion ermuntern, die Waffen» und
Pulverfabriken, die Bomben» und Kugelgießereien vermehren.
^Politik, Heerwesen und Finanzen sind ein Dreigespann, das man
«ie trennen darf.Wo.wie inFrankreich,jeder dieserVerwaltung»
vereiche einen eigenen König, denMinister, hat, fehlt die Gemein»
schaft und das Gefpann strebt auseinander; jederMinister küm»
mert sich nur um sein Ressort, Niemand zeigt ihm ein festes Ziel
und an gedeihlicheZusammenarbeitistnichtzudenken.Inunseren
Tagen sahen wir Völker, die einander stets fremd oder gar feind»
Hch waren,unter der selbenFahne marschiren; zumBeispiel: Oester-
reicher und Franzosen. Doch solcheBündnisse haben ein Eintags»
leben;nur den aus einem gemeinsamen Interesse entstandenen ist
Dauer verbürgt. Bündnisse allein genügen aber nicht; man muß
im Lande derNachbarn, besonders der Feinde, offene Augen und
Ohren haben, die Gesehenes und Gehörtes treulich berichten. Nur
dann ist man vor Ae berraschung geschützt und für Alles, was Er»
«igniß werden kann, in Bereitschaft. Eine bedeutsame Herrscher»
Pflicht verbietet die Auszeichnung reicher Leute ohne inneres Ver»
dienst. Wird ihnen vomFürstenEhre erwiesen, so wächst derVolks»
glaube, Reichthum genüge zum Erwerb hohen Ansehens. Dann
willIeder reich werden.wählt dazu die schmählichsten Mittel und
die Korruption wird allgemein. Um solche Sittenentartung zu hin»
dern.muß derFürst dem tugendlos üppigenReichthumVerachtung
zeigen und nur dem persönlichenVerdienstLohn spenden.Wenn,
nach meinem Tod, mein HerrNeffe in seiner Schlaffheit einfchlum»
mert, sorglos in den Tag hineinlebt, in feiner Verschwendungsucht
weiterwirthschaftet und nicht alle Kräfte seiner Seele neu aufleben
läßt, dann wird der wiener Herr Joseph (ich sehe es voraus) ihn
über den Löffel barbiren und binnen dreißig Iahren wird weder
von Preußen noch vom HausBrandenburg mehr die Rede sein.Ich
kann nur wünschen, daß die Ereignisse meine Prophezeiung nicht
bestätigen; daß meineNachfolger, als verständigeLeute, ihrePflicht

erfüllen und daß dann das Schicksal den größeren Theil des dräu»-
endenUnheils von uns wende.* (Fritz von Preußen.)^

Der Deutsche Bund.

Dreißig Jahre nach Fritzens Tod war(nicht von Wien frei»
lich,sondern vonAjaccio»Paris) dasNnheil gekommen; war von
Preußen und dem tzaus Brandenburg zwar noch „die Rede",
Beiden aber, trotz den auf deutscher, flandrischer, franzöfischerErde
von Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Vorck, Bülow erfochtenen
Siegen, die Wachsthumsmöglichkeit verbaut und im Zellenge-
häus des Deutschen Bundes ein Nothheim angewiesen worden.
DessenGeburturkunde wurde am achtenIuni 1813 von denStimm-
führern des Wiener Kongresses unterzeichnet. Metternichs pfif-
figster Gehilfe, Friedrich Gentz, im Artheil Steins «ein Mensch
mit vertrocknetem Hirn und verfaultem Herzen", hatte die müh»
samste Vorarbeit geleistet; und, auf der steten Birsch nach Lecker»
bissen für alle Sinne, bedächtig in sichtbarer Eile sich dieTafche ge»
füllt. Schon am letzten Maitag war ihm von Preußens Vertreter
Wilhelm von Humboldt eine Gefchenkhäufung zugesagt worden,
«die glänzende Aussichten öffnet".Lord Steward giebt ihm vier»
hundert Pfund, der Russe Nesselrode und der Preuße Harden-
berg je elfhundert Dukaten; für seinen Eifer zur Förderung der
Iudenpolitik erhält Gentz dreitausend Dukaten. Und kann jauch-
zen: »Meine Geldgeschichten kommen in schönste Ordnung." Von
Talleyrand hat er ein hübsches Portrait Ludwigs des Achtzehn-
ten und andere Zeichen freundlichen Vertrauens erhalten. Die
Arbeitlast ist, freilich, unter diefem Brachmond auch schwerer als
sonst. Minister, Gläubiger, Agenten melden sich; an jedem Tag
sind mindestens zwei Ausschußberathungen zu durchwaten, zwei
Spitzenmahlzeiten zu durchschlemmen: der Vielbegehrte muß oft
schon vor Acht aus den Daunen. «Ein Arbeitsturm, wie ich ihn
kaum je erlebthabe; vierzehn Tage lang kam ichnichtmal an mein
Tagebuch." Natürlich: die Arbeit an der Bundesakte ist sieben
Monate lang verschleppt worden und muß nun, da der Kongreß,
dessenDauerPreußensdritterFriedrichWilhelmaufdreiWochen
geschätzt hatte, seit dem achtzehnten September 1814 tagt und nicht
ewig währen kann, in elf hastigen Konferenzen fertig gemacht und
der großen Schlußurkunde eingefalzt werden. Bonaparte, den die

Häupter des Verbundes auf Elba eingeurnt wähnten, thront
längst wieder auf der Zinne der Macht; läßt sich vom Stimmrecht
noch einmal den Segen des Kaiserreiches bestätigen und denwie»
ner Hof in rauhem Drohton an die Pflicht mahnen, den kleinen
König vonRom,das dem Purpurnest entrisseneAdlerjunge,schleu-
nig herauszugeben. Er tobt wider Britentücke, die jede Vorschrift
des Völker» und Seerechtes frech verletze, und schwitzt im heißen
pariser Ziegelpalast konstitutionelle Bedenken aus. »Die Verfass-
ung ist unser Polarstern. Sie mußvonKammerausschüssenbis ins
Winzigste erwogen werden, während ich, an der Spitze des Heeres,
für die Ehre und Freiheit Frankreichs fechte. Das Vertrauen in un-
seren Willen zu ernster Verfassungtreue darf nicht erschüttert wer»
den; unser Staat gliche sonst einem Schiff, das, ohne Steuer und
Kompaß, von Klippen umdräut ist. Nicht wie dieOströmer wollen
wir handeln, die derNachwelt ein Spott wurden.weilsie, einrings-
umvonBarbarenbedrängtes Volk,bis in die Stunde des Sturmes
auf ihre Stadtmauern die Zeit an die Erörterung abstrakter Lehre
vergeudeten. Doch dem organischen Ausbau unserer Verfassung
muß Ihre Arbeit, Vertreter des Volkes, dienen; und zu diesem
Werk werde ich, als erster Volksvertreter, mit dem Vorrecht des
Gekrönten und demBischen Erfahrung, das mir meinLeben ge»
bracht hat, in stilleren Tagen freudig mitwirken." Noch längerer
Verzug hätte den Kongreßmännern Gefahr heraufbeschworen. Im
Galov gings drum über Stock und Stein an Metternichs Ziel:
den Gesammtbund, der den Ehrgeiz Preußens in enge Schranken
zwingt. Der Einspruch des Fritzenstaates hatte nicht so viel Ge-
wicht wie Sachsens und Bayerns. «Frivoler", sagt Treitschke,
«ward niemals mit dem Schicksal eines großen Volkes gespielt.
Die Bundesakte war die unwürdigste Verfassung, die je einem
großen Kulturvolk von eingeborenen Herrschern auferlegt wurde.
Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die dasReich der
Ottonen noch im Verfall umschwebte. Blank und neu stieg dieses
politische Gebild aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in
sich selbst verliebtenDiplomatie.die allerErinnerungen des eigenen
Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die
dürftige Häßlichkeit derFormen. Das siegreiche Deutschland hatte
fortan alle Fürsten Europas, mit Ausnahme des Papstes und
des Sultans, als die Garanten seines Grundgesetzes zu verehren.

Die selbe Fremdherrschaft, die das alteReich zuGrunde gerichtet
hatte, belastete auch den neuen Bund. Oesterreichs Uebermacht
hatte sich seit den Tagen Friedrichs erheblich verstärkt; sie war
jetzt um so schwerer zubrechen,dasieihrenEinfluß mittelbar,ohne
die herrischen Formen des Kaiserthumes, ausübte. Die fremden
Diplomaten lächelten schadensroh: Wie schön, daß wir Oesterreich
und Preußen zusammengekoppelt und dadurch geschwächt haben!
Die Nation nahm das Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer
überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus.
Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der Oeffentlichen
Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Ver»
sprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte,
an den bösenWillen ihrerMachthaberzu glauben. In den Gebiets-
händeln hatten Preußens Staatsmänner nichts, gar nichts von
ihren Absichten durchgesetzt. Aber der Schild preußischer Ehre
war ohne Makel geblieben. Die Haltung des Staates, der uns von
den Fremden befreit hatte, gereichte noch in Wien allen anderen
Deutschen zurBeschämung; wenn in einem solchen hartenInter»
essenkampf die Scham überhaupt Raum fände. Zäh und redlich
hatten Hardenberg und Humboldt einen bestimmten Plan einge»
halten, immer nurSchrittvorSchritt zurückweichend vor demver»
einten Widerstand nahezu des gesammten Deutschlands, einen
Plan, der, freilich,auch an der allgemeinen politischen Unklarheit
der Epoche krankte, aber jedenfalls ehrenhafter und verständiger
war als alle anderen wiener Vorschläge. Der gesammte Gang der
deutschen Schicksale während der jüngsten Jahre führte unab»
wendbar zu der traurigen und doch nothwendigen Folge, daßnach
Napoleons Fall nicht sein tapferer Feind Preußen, sondern sein
schwankender Gegner Oesterreich und seine Bundesgenossen, die
Rheinbündner, über die Gestaltung unseres Staates entschieden.
Dies nur bleibt der historische Ruhm des Deutschen Bundes: er
besaß nicht die Kraft, das Erstarken des einzigen lebendigen beut»
schen Staates zu hindern; des Staates, der berufen war, einst ihn
selber zu zerstören und diesem unglücklichen Volk eine neue,wür»
digeOrdnung zu schenken." Freiherr vom Stein, der vom Selbst-
herrscher aller Reussen, von dem im Vorstellungbereich »reiner
Ideen" fürVolksfreiheitfchwärmenden Alexander dieFörderung
parlamentarischer Rechte erbeten und dann, im Groll über die

ffchmähliche Vernachläfsigung des Nationalschicksals. nochimMai
"Wien verlassen hatte, urtheilte über dasBundesgebildnicht mil»
Der; mahnte aber,, nicht den Muth zu verlieren, sondernAlles von
derKraft zumFortschritt zu erwarten, die dem menschlichen Geist
innewohnt." Und hoffte.in dieserBundesverfassung fürDeutsch»
land wirken zu können. Er war bereit, Preußens Vertretung auf
dem frankfurter Bundestag (die Oesterreichs lehnte er ab) ohne
<Zehalt zu übernehmen, wenn der zweite Gesandte eine ihm ge»
nehme Persönlichkeit und dem ersten gestattet sei, selbst zu bestim»
unen, wann er sich von dem Ort der Geschäftsführung entfernen
dürfe. Auf solche Bedingungen ließ die berliner Bureaukratie, in
«rerbter(und seitdem nicht geschwundener) Angst vor starken Wol»
lern und Könnern, sich nicht ein. Einundfünfzig Jahre währte der
Bund vom achten Juni 1813. Dann löste ihn Fritzens echterErbe
mit jäh scheinendem Griff. Die Bundesstaaten waren in derAkte
Verpflichtet worden, niemals ihren Streit mit Gewaltmitteln aus»
zufechten, nie einander, unter keinerlei Vorwand, mit der Waffe
zu bekämpfen. Bismarck hat die Anklage, der Bundespflicht un»
treu geworden zu sein, nicht gescheut; hat die Verantwortung des
deutschen Bruderkrieges stolz auf sein Gewissen,sein kühnestzirn
genommen und mit des Willens Klinge die Akte zerfetzt. Ger»
manien ist dem Mann verschuldet, der die Mißgeburt mordete.

Krieg im Frieden.

Im Dezember wurde hier gesagt: »Italien will mitschlürfen,
wenn, an der Seealpenküste oder auf der Adriaseite, sein Nach»
bar aus vollem Napf löffelt. Wie es handeln wird.lehrt derRück-
blick auf das letzte Vierteljahrhundert seiner Geschichte ahnen.
DaßFürst Bülow inNothstandszeit die Bürde des Botschafters
aufsich genommen hat und sich bequemen will, dem Wink dertzer»
ren von Bethmann und von Iagow zu gehorchen, muß Deutsch»
land ihm danken: als die That Eines, der die Sache über den
Dunstkreis persönlicher Empfindung hebt (und vielleicht, wie Bis-
marck an Augustens Tisch, denkt, wo er sitze, sei, überall, ,oben').
Der Botschafterdreibund Krupenskij.Rodd-Barrere wird genö»
1hlgtsein,mit dem revenant,demOrdensvetterdesKönigs,zurech-
nen." Die Nöthigung wurde bald fühlbar; noch ehe aber Herrn von
Giers das Erbe Krupenfkijs zugefallen war, lächelte der Triple»

Entente der Sieg (der Herrn Delcasse, als dem Bereiter und Stif»
ter des Lateinerbundes, den einstimmigen Dankdes Kammeraus.
schusses eintrug). Ob Fürst Bülow von dieser EntWickelung über»»
rascht ward? In seinem Buch über deutsche Politik, dessen milde
Skepsis und weltmännisch gekühlter Ton auch dem Spröden be.
hagt, hat er, noch 1914, gesagt: ,Es giebt Politiker, die der Zu.
geHörigkeit Italiens zum Dreibund einen rechten Werth nicht zu»
sprechen wollen. Die Bedenken gründen sich auf den Zweifel daran »
ob Italien in derLage und desWillens sein würde.in allen vor»
kommendenVerwickelungenderinternationalenPolitikmitOester-
reich und uns Hand in Hand zu gehen. Selbst wenn diese Zweifel
begründet wären, was bei der Loyalität der maßgebenden Fak.
toren in Ialien und bei der politischen Klugheit des italienischen.
Volkes nicht der Fall ist, so würde damit gegen den Werth der
Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund noch nicht Alles bewiesen
sein. Auch wenn Italien nicht in allen Situationen bis zu den letz-
ten Konsequenzen mit uns und Oesterreich gehen könnte.so würde
doch jededer dreiMöchtedurch den Bestand desBündnisses ver-
hindert sein, dem Gegner der anderen zur Seite zu treten." Wer.
den Fürsten groben Irrthums ziehe, würde von ihm wohl auf
den folgenden Satz hingewiesen:,Alles Weitere wird davon ab.
hängen, wie eine eventuelle Konfliktsfrage in Europa gestellt, mit
welchemNachdruck sie militärisch von uns vertreten und mit wcl°
chem Erfolg sie militärisch und diplomatisch durchgeführt wird."
An einen Krieg, der zehnMächteinsFeuertreiben werde, warda-
mals kaum zu denken. Nnd als der Besitzer der römischenRosen-
Villa das Botschafteramt auf sich lud, hatte er sich von der Mein-
ung, dem Kind eines Wunsches, abgewandt, Italien könne gegen
den Bundesgenossen von gestern nicht kämpfen. Was er in Rom
that, wirkte nach außen wie eine Aktion von beträchtlich größerem
Radius, zeigte, in Vorbereitung undAusführung, mehrGewan dt-
heit im Tasten und Finden, als wir seit vielen Iahren zu sehen
gewohnt waren. Er kam zu spät, mußte zwei Centralstellen, in
Berlin und in Wien, von der Nothwendigkeit jedes Schrittes'
auch eines, der morgenschonnachhinkenkonnte,überzeugen,hatte
niemals dieMöglichkeitpersönlicherEinwirkung auf den magyari-
schen Gebieter am Ballhausplatz und durfte Herrn Giolitti, der
im April noch stämmig schien, die Kraft zutrauen, den Straßen.

"schrecken mit Schreckensmitteln zu bändigen. Daß diesesVertrauen
trog, dürfen wir dem Nothhelfernicht als Schuld anrechnen. Seine
Gegner schworen drauf, daß er dem Ministerium Salandra die
Krisis bereitet, den listigen Giolitti, mit seinen dreihundert Kam-
rnerstimmen für die Wahrung derNeutraiitZt, ins Vordertreffen
geschoben, den König zum Empfang dieses Mahners bestimmt
habe und sein Spiel gewonnen hätte, wenn in dem Träger seines
Vertrauens noch die Stoßkraft und übermuthige Verachtung deS
Gassenlärmes gewesen wäre, die ihm oft über schlimme Fährniß
hinweghalf. DieFurchtvorderMassenvehme, aus derselbstCrispi
sich nicht zu lösen vermochte, lähmte denMann, derauf die Macht
noch nicht verzichten will. Ungeschmälert bleibt dem FürstenBü-
low das Verdienst, daß er, noch als Italiens Rüstungarbeit fast
vollendet war, die Entscheidung bis in das Dämmern der Befrei»
ung Galiziens hinzog. Am fünfundzwanzigsten April, nach dem
Telegramm des wiener Botschafters Herzogs von Avarna, das
meldete, ein dem italischen Anspruch genügendes Abkommen mit
Oesterreich scheine unerlangbar, wurde in Rom der Vertrag mit
England, Frankreich und Rußland pharaphirt und die Geltung
auf einen Monat befristetem viertenMai inWien derBundes-
vertrag gekündigt; erst am dreiundzwanzigsten (Pfingstsonntag)
der Krieg erklärt. Drei Wochen, wenigstens, waren also gewonnen;
drei militärisch ungemein wichtige. Ob mehr zu erreichen war?
«Noch im März Alles zu billigem Preis": sagen unsere Feinde;
und nennen das hartnäckige Zaudern Oesterreich» Ungarns die
tzauptursache ihres Sieges. Ich glaube der Betheuerung nicht;
habe vom ersten Kriegstag an nicht gezweifelt, daß Italien gegen
Oesterreich marschiren werde, wenn nicht, bevor die von Giolitti
versäumteReorganisation desHeeres und der Flotte vollendet sein
konnte, den verbündeten Kaiserreichen der Sieg gesichert sei. An
der Absicht auf die Ausnützung jeder solchem Marsch günstigenGe-
legenheit zweifelte ich feit zehn Iahren nicht mehr. Wer darüber
staunt und sich in den Glauben verschanzt, der Tag des Heiligen
Geistes habe den Einbruch unahnbarer Tücke gesehen, mag nach»
lesen, was schon 1908, vorRacconigi,der Generaloberst und Ge»
neraladjutant Graf Alfred Schlieffen schrieb: »Italien, an jeder
Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der
^ Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der

Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet; es will sie weder
an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriati»
schenMeeres dulden. "DerweiseStratege,dem wir denAufmarfch-
plan und den Entschluß, das Schwere Geschütz ins Feld mitzuneh«
men, also die Ermöglichungjedes Sieges in O st und West, verdau»
ken,bedachtedenTag,daeinItalerheerüberdenIsonzounddieTi°
roler Alpen vordringen werde.Auch er hat den westlichen Dreibun»
desgenossen den feindlichen Streitkräften.nicht unseren, zugezählt.
Die Mehrheit der Deutschen wollte, oben und unten, nicht
sehen, wie fest und kräftig zwischen Italien und Oesterreich, die
von 1848 bis 66 vier Kriege gegen einander geführt haben, die
Wurzel des Hasses geblieben war. Hörtet Ihrnie einenAltwiener
von der rechten Radetzkyfarbe über die »Katzelmacher* raunzen,
nie eineFiumanerin knirschen, die derNachbar »^ustnacA» schalt?
Der Italer kannte nur noch einen Feind: Oesterreich; nur einen
bekämpft der Oesterreicher mit grimmiger Freude und wankloser
Siegesgewißheit: Italien. Das Bündniß diefer Völker konnte
keine Feuerprobe bestehen: seine jäh scheinende Lösung darf nicht
beurtheilt werden wie eines anderen. »Wir können den Oester»
reichern nur verbündet oder verfeindet sein".- sprach der Botschafter
Graf Nigra zu dem jungen Kollegen Bernhard von Bülow. So
schlimm stands nochvor einem Iahrnichteinmalzwischen Deutsch»
land und Frankreich, Rußland und Oesterreich. Der Kampf um
die Italerhochschule, um das istrischeBeamtenrecht, um Albanien
und die wienerBalkansperre während des italischen Türkenkrieges
haben den alten Groll in neue Wuth erhitzt. Nach dem zweiten
Balkankrieg, da, im August 1913, Oesterreich.Ungarn mit Waffen»
gewalt gegen Serbien vorgehenwollte.warnten San Giuliano und
Giolitti den Grafen Berchtold vordem »höchst gefährlichen Aden»
teuer", das, wenn es in einen Europäerkrieg führe, Italien nicht
in Bundesgenossenschaft verpflichte: denn der Zweck des Drei»
bundes sei Vertheidigung und Oesterreich plane einen Angriffs»
krieg. Vertheidigung oder Angriff: da glimmt der Funke, der
Flamme werden kann. Daß GrafBerchtold ihn nicht austritt.sich
weder mit Italien verständigt noch den ungerüsteten Nachbar zu
schneller Entscheidung zwingt, ist der Urfehler, der Unheil zeugt.
Franz Ferdinand ist gemordet und der Wille, Serbien zu züch»
ligen, gestärkt worden. San Giuliano weiß nicht, was wird; soll^

wie die Minister der anderen Staaten, das an Serbien gerichtete
Ultimatum nicht vor derUebergabe in Belgrad lesen und lerntes,
weil der Botschafter Merey die Note zu Haus liegen ließ, zuerst
aus dem Bericht der Telegraphenagentur Stefani kennen. Am
dreiundzwanzigsten Juni. Noch am selben Tag legt ihm Herr Kru»
penskij eine Depesche aus Petrograd vor, in der Herr Sasonow
sagt: »Für die Erhaltung desFriedens könnte Italien das Wirk»
samste leisten, wenn es den nöthigen Einfluß in Oesterreich ge-
wönne und keinen Zweifel darüber ließe, daß es den Konflikt,
der nicht lokalisirt werden kann, sehr ungern sähe. Rußland kann
den Serben seinen Schutz nicht versagen." Da Oesterreich jede
Einmischung abwehrt, mißlingen alle Mittlerversuche. San GW»
liano beruft sich, an dem Tag, an dem die im Ultimatum ge»
stellte Frist abläuft, auf den Siebenten Artikel des Dreibundver-
trages. Danach, meint er, durfte Italien von Oesterreichs Absicht
vor der Ausführung Kunde fordern; darf es Entschädigung hei»
schen, wenn Oesterreich durch die Besetzung eines Balkanboden»
stückes, die, nach dem Wortlaut des Artikels, nicht für die Dauer
gewollt zu sein braucht, die Machtgewichte verschiebt. Diese For»
derung wird von dem GrafenBerchthold spät (am dreiundzwanzig-
sten August), aber ohne Einschränkung anerkannt.Das befahl die
Staatsvernunft ;^ in Gerichtshof hätte vor dem Spruch gezögert,
daß durch die Demüthigung Serbiens, gar durch die Besetzung der
Hauptstadt der swtu8 quo geändert werde.Noch war hörbarerHader
der Verbündeten zu meiden. Wien konnte öffentlich aussprechen,,
daß Artikel Sieben den Ilalern das Recht aus »Kompensation"
gewähre. Da es nicht geschieht und der Vertragstert unbekannt
ist,glauben die nichtEingeweihten.Italien nütze OesterreichsNolh-
lage zu Erpressung: strebe nach Machtzuwachs, der nicht aus dem
schmälsten Rechtsgrund sprieße. Diesen Verdacht kann es nicht
dulden. Im Dezember: neue Mahnung an den Artikel Sieben,,
aus dem Oesterreich das Recht geschöpft hatte, dem um Tripoli»
tanien kämpfenden Genossen jeoenUebergriff auf die Balkanerde
zu verbieten. Im Februar: Drohungzin derWiederaufnahmedes
Feldzuges gegen Serbien würde Italien, Wenns nicht zuvor be»
friedigt worden wäre, einen Vertragsbruch sehen, zu dessenSüh»
nung es jedes taugliche Mittel anwenden müsse. War nach dem
Hin und Her diesestzalbjahres derBund wieder zu flicken? Mir

scheint: nichtvom bchendestenNadelkünstlcr. Neutral konnte Ita-
lien bleiben, wenn es sich mit der Besetzung von Valona, als der
Kompensation österreichischer Machtmehrung, begnügte und das
Sehnen nach derIrredenta fürs Erste einscharrte. Drückte es die
1866 nicht erfülltenWünsche jetzt durch, dannwurde es denReichen
Wilhelms und FranzIosephs der widrigste Gesell und verlor jede
Hoffnung auf britischen, russischen, französischen Beistand. Schon
seit dem Januar hatte es sich selbst die Wahlthür verriegelt; und
feilschte, mit, zum Schein, rasch zunehmendem Mangel an Schüch«
ternheit und Scham, nur noch weiter, um Zeit für die Rüstung zu ge-
winnen. Als die vollendet und den Wienern der Vertrag getun»
digt war, kam das reichlichste Angebot Oesterreich-Ungarns. Zu
spät?Ich bin gewiß, daß es auch im Januar nicht über die Furcht
hinweggeholfen hätte, nach der Annahme allen Großmächten ver»
ächtlichzuwerden.WeilesjedeStärkung,nochdiewinzigste,Oester-
reichs und derTürkei hindern, die Gunst derGelegenheit münzen,
mit der erlisteten Beute aber nicht einsam, in Pestgeruch, Hausen
wollte: deshalb hat Italien sich in den Kriegswirbel gestürzt.
In Krieg gegen Oesterreich-Ungarn. Dem Deutschen Reich
war noch am neunten Iunitag aus Rom nicht Fehde angesagt wor»
den. Diesem F.ldzug, wider den Geburthelfer, wäre das König»
reich gern auegebogen; und der Generalissimus Cadorna scheute
wohl die Zersplitterung des in modernem Krieg nicht erprobten
Heeres.Mußtenwir, mußten auchnurtzoetzendorffs.desBereiters
galizischer Siege, tapfere Schaaren wünschen, Italiens Truppen
früh den franko»britischen, auf der langen Westfront, vereint zu
sehen? Nein; der Feind ist allein leichter zu schlagen, als imGe»
dräng der von zehn Monden belehrten Sippe. Deshalb schien mir
unnöthig, durch rauhe Scheltrede denVordrang neuertzaufen in
die Champagne oder den elsässischen Zipfel zu beschleunigen. Daß
sie auch auf Oesterreichs Boden und im Orient gegen deutsche Krie»
ger fechten müssen, wissen die Italiener; suchen sie diesen Feind
nicht auf seinem Hauptgefild: wir brauchen darob nicht zu klagen.
Und wird der deutschen Sache genützt, wenn unsere Wuth durch
das Erdrund heult, die Japaner seien Wegelagerer, die Briten
Schwindelkrämer, die Franzosen tückische Affen, dieRussenRaub-
mörder, die Belgier Heuchler und Meuchler, die Serben Busch»
klepper, die Vankees schmierige Hehler, die Italer aber die schlimm-

sten Strolche, Eidbrccher, Schurken? GerechterZorn soll sich nicht
in Schimpfgeschrei erniedern.Das bleibe dieNothwehrderWaf»
fenlosen.Entrüstung, schriebBismarck.ist kein diplomatischerBe»
griff; weder Schwert noch Schild. Die neuenRömer, die wir nicht
seit gestern kennen und deren Wesensart unter Piemonts Schirm
nicht anders geworden ist, als sie unter Borgias war, handeln
heute, wie sie zu müssen wähnen. Wir dürfen hoffen, daß unsere
Krieger, so tapfer und sittsam wie je eines Heeres Glieder, sie, in
erklärtem oder verhülltemKrieg,überwinden.Aus demLandedes
neuenFeindes winkt hoherLorber. Die Moraltrompete verklingt
in Kriegszeit wie ins Gestampf der Maschinenhalle, der Ueber»
menschenkraft entbunden wird, eines Mädchens Geklimper.
Vor drciWochen, eheItaliens Entschluß hörbarwurde, habe
ich hier an Macchiavellis Satz erinnert:»Iedern othwendige Krieg
ist gerecht und heilig jede Waffe, nach der Einer griff, weil ihm
andere Hoffnung nicht blieb/ Gerade Deutsche können, gerade in
dem jetzt erst mit voller Gewalt begonnenen Krieg, diesen Grundsatz
nicht oft genug wiederholen. Herr von Bethmann, der ihn eine
Woche danach, im Reichstag, erwähnt hat, mag ihn in den Grenzen
seine r Ethik nicht dulden. Bismarck, der in Majestätnüchterne All-
umfasser,hätte ihnnichtgetadelt.Dervermochte,einsam unter den
Landslcuten, denenPsychologie ein Buch mit sieben Siegeln blieb,
sich in den Stand anders gebildeter Geister und Seelen zu ver»
setzen und aus ihres Empfindens Zelle ihrHandeln zu begreifen.
Da der schon 1870, in Meauz, entworfene Plan seines Dreibun-
des (Deutschland, Rußland, Oesterreich°Angarn) zunächst ge»
scheitert,dann als zu locker erkanntwordenwar,nahm erItalien,
als Nothbehelf, in den Verein. Wurde das Verhältniß zu Ruß»
land unleidlich,dannwarOesterreichgegenAnfallinTirol undan
derAdria geschützt; lebte Kaunitzens Koalition(Rußland, Oester-
reich,Frankreich) wieder auf, dann mußteOesterreich, dem er den
Verrath vom dritten Januar 1813, die heimliche Abschwenkung
zu den Westmächten, nachtrug, auf italischen Angriff gefaßt sein.
«Die scheinbareGehässigkeiteinesAngriffes, denwir (1875) unter-
nommen hätten, nur um Frankreich nicht wieder zu Athem kommen
zu lassen, würde den willkommenen Vorwand zunächst für englische
Humanitätphrasen geboten haben, dann aber auch für Rußland,
um aus der Politik der persönlichen Freundschaft der beiden Kaiser

einen Nebergang zu der des kühlen russischen Staatsinteresses zu
finden, das 1814 und 1813 bei der Absteckung des französischen
Gebietes maßgebend gewesen war. Daß es für die russische Politik
eine Grenze giebt, über die hinaus das Gewicht Frankreichs in
Europa nicht vermindert werden darf, ist erklärlich. Diese Grenze
war, wie ich glaube, mit dem FrankfurterFrieden erreicht." Sol»
che Sätze zeigen uns mahnend, wie Bismarck sich in das Lebens»
bedürfniß fremder Organismen einzufühlen vermochte. Er hätte
niemals gestaunt, wenn Rußland als Schützer der von ihm befrei»
ten Balkanstaaten aufgetreten wäre; er hat den Abfall Italiens
von jeder gegen England kämpfenden Koalition als Gewißheit
betrachtet; und den Begriff der «Untreue "nur da, wo sie zugleich
Verrath der Stammesinteressen war,nichteben so schroff wie den
der Entrüstung aus der Welt diplomatischen Denkens gewiesen.
Der austro-deutsch-italifcheDreibund war ihmnur »eine zur Zeit
feines Abschlusses rathsame strategische Stellung". Die ist entwer»
thet, seit Italien sich der Französischen Republik und denRussen
eng besreundet, Deutschland sich denBriten verfeindethat. Mußte
sie, weil ein Vertrag sie einst geschaffen hatte, auch unter gewan-
delten Himmelszeichen, vom Bewußtsein der Treugefühlspflicht
gehalten werden? »Schon im achtzehnten Jahrhundert war es ge-
fährlich, auf die zwingende Gewalt eincsBündnißtextes zu rech-
nen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich
geändert hatten; heute aber ist es für eine große Regirung kaum
möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes
voll einzusetzen, wenn die Ueberzeugung des Volkes es mißbil-
ligt. Indessen ist auf die Diplomatie in den Momenten, wo es sich
darum handelt, einen Krieg herbeizuführen oder zu vermeiden,
der Wortlaut eines klaren und tiefgreifenden Vertrages nicht ohne
Einfluß. Die Bereitwilligkeit zum zweifellosen Worlbruch Pflegt
auch bei sophistischen und gewaltthatigen Regirungen nicht vor»
handenzu sein.so lange nichtdie loree majeure unabweislicherInter-
essen eintritt."Trittsie ein,dannwirdderKriegnothwendigundist
drum, nach Macchiavells und nach Bismarcks Meinung, gerecht.
Klar durfte man den Wortlaut des geflickten Dreibundver»
träges längst nicht mehr nennen. Oesterreich-Nngarn und Italien
waren, vom SiebentenArtikel, verpflichtet, einander jede Abficht
auf eine Aenderung des Machtzustandes auf dem Balkan anzu»

zeigen und nur nach Übereinkunft Balkanboden, für kurze Stun-
den oder für immer, zu besetzen. Diese Pflicht schien dem Grafen
Berchtold nicht fällig, als er Serbien zwingen wollte, österreichi-
scheBeamte an einem Ermittelungverfahren mitwirken zu lassen,
und, weil es vor der Annahme dieses Zwanges zögerte, denKai»
ser zur Kriegserklärung, zur Beschießung Belgrads, zum Ein-
marsch in dasKönigreichbestimmte.Nichtnurfürterritoriale,son»
dern auch »für andersartige Vortheile, die eine derbeidenMächte
über den status quo hinaus erlangen würde", verhieß Artikel Sie»
den der anderenMacht„Kompensationen".InderRede,dieMi»
Nisterpräsident Salandra am zweiten Iuniabend auf dem Kapi-
tol hielt (und die als Rhetorsleistung ein Meisterstück ist), hat er
Oesterreich-Angarn angeklagt.durch dieUnterlassung derAnzeige,
des Strebens in Nebereinkunft und Kompensation selbst gegen
die Vorschrift des Artikels Sieben gehandelt, also den Bundes-
vertrag gebrochen zu haben. Das sei von ihm und von San Gm»
lianosofort demDeutschen Botschafter gesagt und schon am sieben»
undzwanzigsten Juli in Berlin ausgesprochen worden: „Nur die
uns genügende Kompensation kanndenVertragwiederin Rechts-
kraft fetzen." Die Verpflichtung, Serbiens Gebiet nicht zu schmä-
lern, wurde in Wien (Berchtold-Avarna) und in Rom (Merey-
San Giuliano) abgelehnt: weil nicht vorauszusehen sei, welche
Nothwendigkeit der Krieg bringen könne. Herr Salandra benutzt
eine geheime Denkschrift des Generals Conrad vonHoetzendorff
(die nach Rom verhökert worden sein muß und den Verfasser in
Konflikt mit Aehrenthal und von der Spitze des Generalstabes
trieb) zu dem Beweis, daß diewiener»Militärpartei"seitIahren
getrachtet habe, der Doppelmonarchie durch die Niederwerfung
Italiens freien Vordrang auf dem Balkan und im Mittelmeer zu
sichern. Während des Krieges um Tripolitanien zwang Oester-
reich, mit dem Hinweis auf den Artikel Sieben, Italien, imIoni»
schen Meer, an der Albanerküste, bei Saloniki, an den Darda»
nellen,aufChios nichtsgegen die Türkeizuunternehmen. »Dieses
Verbot kostete uns viele Krieger, viele Millionen und lähmte unser
Handeln.WiderjedenAngriffaufdieGrundmauerscinerLebens-
kraft war unser Feind damals durch unseren Bundes genossen ge-
schützt. And nun, da der Vertragsartikel für uns spricht, soll er
nicht gelten?" Als Kompensation hatte Italien (nach dem Tode

des Marchese di San Giuliano wurde Baron Sydney Sonnino
Leiter des internationalcnStaatsgeschäftes) eine strategisch sichere
Grenze,zuLand und zuSee.und dieBürgschaft für dieWahrung
aller Ilalerrechte in Oesterreich gefordert. Vergebens. „Das
DeutscheReich achten, bewundern wir. Da ich italischer Minister-
präsident, nicht deutscher Kanzler, bin, darf Wuth mir nicht den
Verstand rauben. Das gelehrte und mächtige Deutschland ist uns
das große Muster der Organisation und der Widerstandskraft.
Aber als Schiedsrichter oder Protektor können wirs nicht aner-
kennen. Selbst wer gewizist,daßDeutschlandnachdemKriegnoch
so stark sein wird, daß es unsereInteressengegenOesterreichwirk-
sam vertreten kann, selbst er durfte von uns nicht den Eintritt in
einen neuenBund erwarten, in dem Deutschland als Schutzmacht
über zwei Vasallenstaaten herrschen würde. Aus demTraum von
Weltherrschast darf nichtWirklichkeit werden. Dagegen wehrt sich
der ganze Erdkreis, der die ungehemmte Selbständigkeit jeder
Nation, auch der deutschen, doch nicht die Hegemonie eines Volkes
will. Von welchen tzochmuthsfirnen die berliner Herren auf andere
Völker schauen,lehrt dasBild,aufdemyerrvonBethmann unse»
ren Zustand darstellen wollte. Ich frage nicht, ob der von Wuth
Geblendete uns Minister beleidigen wollte. Solche Absicht wäre
auch nicht erwähnenswerth. Unser Lebensweg liegt vor Ihrem
Auge, unserRuf ist flecklos; wir haben von Jugend auf dem Staate
treu gedient und geben ihm heute unsere Söhne. Nicht an uns
sollen Sie denken: nur an den Schimpf, den dieser Fetzen mittel-
mäßiger Prose gegen König und Volk, Kammer undSenat, regi°
rende und opponirende Partei Italiens schleudert. Die Gründe
zu dieser VerurtHeilung soll, wie der Kanzler, mit dembrüder»
lichen Wunsch, ihm einen Theil der Verantwortlichkeit aufzubür-
den, andeutet,FürstBülow geliefert haben.Ich möchte nicht, daß
Sie das Wollen dieses Mannes falsch einschätzen. Nach meiner
Ueberzcugung ist sein Gefühl uns freundlich und er hat sich auf-
richtig um die Verständigung bemüht. Leider ist er in Irrthum ge-
strauchelt;hat geglaubt.durcheinpaarschlecht angewandte Milli-
onen, durch die Anwerbung einzelner dem Volksempfinden fer-
nen Männer, durch den Versuch, diesem oder jenem Politiker die
Wirklichkeit zu veriünchen, könne die entscheidende Einwirkung
auf Italiens Handeln ermöglicht werden. DieFolge dieserZette»

lung war das Aufbrausen eines Sturmes, der durch Italien wir-
belte und nicht nur die einfachen Menschen aufscheuchte, sondern
gerade die feineren Naturen, die edlen, vom Bewußtsein natio-
naler Pflicht und Würde erfüllten Herzen und die ganze, dem
Vaterland zum Blutopfer verlobte Jugend. Mußte dieser Sturm
nicht entstehen, seit der Argwohn durchs Land schlich, der Bot-
schafter einer fremden Macht habe sich als Zwischenglied in den
Verkehr von Regirung und Parlament eingeschoben? Schnell
schwand alles Mißverständniß und ein festes Band sittlicher Ein-
heit umschloß die Nation. Diese Einheit ist ihr wichtigster Besitz
am Eingang in den furchtbar rauhen Kampf für Freiheit und Ge-
rechtigkeit, der ihr nicht vom Nachbar Gnadenbrocken bringen,
sondern aus eigener Krast des tapferen Volkes das große Italien,
die Zukunft des Vaterlandes, die Vollendung des ihm verheiße-
nen Schicksals sichern soll.«Auch dieserMinister.dessenDenkform
nicht mehr an des Professors erinnert, glaubt, sich auf die »höhere
GewaltunabweislicherInteressen" berufen und sein en Krieg, nach
der Lehre des Florentiners und desSchönhausers, nothwendig,
also gerecht und heilig gar nennen zu dürfen. Wenn ihm Fritz nicht
ein ferner Fremdling wäre, hätte er auch dessen Wort von dem
vorbeugenden Krieg wohl wiederholt, der unvermeidlich werde,
«sobald die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle
Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht."
KannScheltrede solchen Glauben wegblasen? WirdunsererSache
durch dieAufschürung römischen Zornes genützt?Wäre selbst er-
wiesenen Treubruches das Volk mitschuldig? Das wird überall
in denWahn geschmeicheltodergeknebelt, für das Recht, das einzig
hehre,zu fechten,underfährt fast immer zu spät (und manches nie-
mals), wie der heilig grause Krieg entstand. Lasset Jeden seinen
Weg gehen; er mag sichwahren.tzoltItaliendas 1866Versäumte
nach, erobert sich Grenzen, die nicht eines Käfigs, nicht von Alpen-
festungennoch von vorgeschobenen tzafenforts aus zu sperren sind,
wird ihm der alte Wunsch, die Adria zu umarmen, erfüllt und
Kypros, die Mittelmeerinsel derAphrodite, Alexanders, des Lö-
wenherzkönigs und Beaconsfields, sammt einem saftigen Stück
kleinasiatischer Erde, unterthan, dann preist es die Männer, die
in den Feldzug trieben. Entwischt ihm das Glück, dann steht das
tzaus Savoyen nicht mehr auf festem Grund und ein naher Mor-

gen sieht vielleicht den Papst als einzigen Souverain am Tiber. Entrüstung hülfe nicht; könnte nur schaden. Und böte dem kalten, lichtscheuen Sonderling Sonnino in der Stunde, wo er ihn sucht, denVorwand zur Kriegserklärung undAbschwenkung in den Elsaß, die wir weder fürchten noch beschleunigen dürfen.

Nach Trinitatis.

Wichtiger fast noch als Italiens Eintritt in den Krieg war der Umbau des Britenkabinets; der Entschluß, Macht und Verantwortlichkeit zwischen die stärksten Parteien des Dreiländer' staates zu vertheilen. »England will nicht von Koalitionen beherrscht sein": rief Benjamin D'Israeli, als, nach der Weihnacht des Jahres 1852, nach derAblehnung des vonDerby vertretenen Gebäudesteuergesetzes, der Earl of Aberdeen Whigs undTories zur Regirung vereinte. Der fand, die Parteinamen Whig und Tory seien unverständlich, die Begriffe Konservativ und Liberal inhaltlos geworden und die Behauptung, England fordere eine konservative Regirung, sei eben fo richtig wie die, nur eine liberale Regirung sei auf den Inseln möglich. Die erste Koalition, in der Gladstone neben Palmerston und Russell saß und die der Königin Victoria die Erfüllung der heißesten Volkswünsche schien, enttäuschte die Hoffnung so bitterlich, daß der Versuch in sechs Jahrzehntennicht erneut wurde.IstdieWiederholung nun alsSchwachheitzeichen zu deuten? Wer die Frage bejaht, irrt oder will täuschen. Nie hatte ein englisches Ministerium festere Stützen als, seit dem vierten August 1914,Asquiths;nie war, auch nicht inder Zeit Bonapartes und Pitts, das Urtheil des Britenvolkes über einen Krieg so spaltlos einig wie jetzt. Die Frage, ob den Iren Selbstverwaltung und Sonderlandtag zu gewähren sei, hat das Wesen der alten Parteien schneller und gründlicher gewandelt als in Peels Tagen der Kampf um den Kornzoll und, von den Chartisten bisaufdieWebbsundKeirtzardie.der Vordrang desSozialismus. Erst seit Joseph Chamberlain sich von Gladstone trennte, ist die Scheidung in Tories und Whigs, Konservative und Liberale wirklich, wie Aberdeen spöttelte, sinnlos geworden und nur die in Unionisten und Horneruler brauchbar. Deren Zwist war, da Irlands Sehnsucht endlich, trotz dem Einspruch Ulsters, gestillt werden sollte, so heftig geworden, daß er, wider alle Britenge-

wohnheit, in den Privatverkehr überquoll. Die Häupter der Irak»
tionen haßten, verachteten einander. Vor einem Jahr konnte der
Fremde darauf schwören, daß er im Haus des Ehepaares Asquith
keinen Unionisten finden und daß Lady Beresford ihn nie wieder
einladen werde, wenn sie erfahren habe, daß er neulich am Tisch
derMrs.Asquith saß. Lange scheints her. Heute leitet HerrAsquith
ein Kabinet, in das alle Flügelmänner des Unionismus einge-
treten sind. Balfour betreut das Marineamt, BonarLaw die Kols»
nien,Austen ChamberlainIndien, Long die Lokalverwaltung. Die
Sozialisten vertritt, als Unterrichtsminister und Dezernent für
Arbeiterfragen, derEisengießertzenderson, der sich einenSchrift«
setzer und einen Bergmann als Unterstaatssekretäre gesellt hat.
Marquis of Lansdowne, der Sohn einer Französin und Stifter
der Entente Lor^iale von 1904, ist ohne Portefeuille ins Kabinet
eingetreten und willig, Greys,seinesNachfolgers in derForeign
Office, Gehilfezu werden. Lord Curzon.SalisburysUnterstaats»
sekretär im Auswärtigen Amt, dann Kaiserlicher Statthalter in
Indien, der grimmigste, anWissen und Willenskraft reichste Feind
desDeutschenReiches,hat mit derWürde desGroßsiegelbewah«
rers einen Sitz im engsten, entscheidenden Regirungausschuß er»
halten. Und der selbe Sir Edward Carson, der, weil er die pro-
testantische Ulstermannschaft zum Kampf gegen tzomerule, gegen
die Uebermacht katholischer Iren drillte, offenen Hochverrathes
geziehen wurde, heißtjetztGeneralstaatsanwalt. DieIrenmehrheit
hat kein Amt angenommen, aber der Regirung, der ihr Totfeind
Carson und der «blutige"Balfour angehören,Gefolgschaft zuge-
sagt. (Siehe:Berlin, Budapest, Paris, Petrograd, Rom.) Nur
einKrieg,wie keiner je war.konnte so seltsame Paarung erwirken.
Nicht Personalzank erzwang sie. HerrWinstonChurchill,der
Sohn Randolphs, des Heißsporns und Tory°Demokraten, war
auf der Warte des Marineamtes unhaltbar geworden.EinWirr-
köpf, der schon während des Burenkrieges, als Berichterstatter,
Mitkämpfer, Flüchtling, wunderliche Sprünge machte. Weder
dummnochfaul; dochimInnerstenzuchtlos.allzuschwermitEitel-
keithypotheken belastetund unfähig, die Zunge zu zügeln. Der Erste
Seelord,AdmiralIohnFisher, kam nicht mit ihm aus. Auch kein
tzeilbringer: er hat den Entschluß zu schnellem Dreadnoughtbau
gefaßt und dadurch uns erst den Wettbewerb mit Britaniens See-

macht ermöglicht. Aber ein Praktiker; nur, nah den Achtzig, zu alt,
um sich flink noch verändertem Bedürfniß anpassen zu können.
Trotzdem Balfour, ein echter Cecil, mit der unbeirrbaren Ruhe
des skeptischen Staatsmannes sich, als Vermittler, ins Marine»
amt setzte, kams nicht zum Ausgleich so verschiedener Tempera»
mente; Fisher ging und Churchill konnte nicht bleiben. Zweite
Schwierigkeit: Sir Edward Grey, den das Vertrauen allerPar»
teien schirmt, forderte Muße zur Schonung seiner erkrankten
Augen. (Vielen gilt er bei uns als Förderer des Deutschenhasses
und Bereiter des Krieges. DieserGlaube kommt aus Verwechse»
lung. Drei Deutsche Botschafter, Metternich, Marschall, Lich»
nowsky,haben fürGreys redlichen Willen zu würdigerVerständi-
gunggezeugt.WerinStaatsgeschäftenmitihmzuthunhatte,rühmt
die schüchterne Schlichtheit seines Wesens. Der Reichskanzler
lobteihn.alsdenunbesangenenLeiter derBotschafterreunion und
Schiedsmann imBalkanstreit,1913laut.Nochdasdculsche Weiß-
buch vom vierten August 1914 und derWortlaut unserer Kriegs-
erklärung anRußland erwähntGreys Mühen um die Erhaltung
des Friedens. Er hat in Wien, Belgrad, Petersburg Mäßigung
empfohlen, drei Einigungvorschläge gemacht, andere drängend
erbeten, von Mobilisirung überall abgerathen, den König Georg
bestimmt, dem Hilferuf des Präsidenten Poincare nicht mit bin»
dendem Versprechen zu antworten, und vonAsquith den Ehren»
titel des unermüdlichen Friedensschützers empfangen. Nicht er,
sondern Curzon hat den Tag herbeigesehnt, an dem indische Reiter
durch die Straße Unter den Linden sprengen. Grey ist Brite und
jetzt unser Feind; schied sich stets aber von den Schimpfern und
von dem frommenWunsch, Deutschland zu vernichten. Geht er aus
dem Amt, dann treibt den tzochadelssohn, in dessen Adern Nor»
mannenblut Pocht, die Erschöpfung der Kraft, die Neigung, fern
von der Großstadt, zwischen Thieren, unter Bäumen zu Hausen,
oder inneres Widerstrebe!! gegen kanibalisch grausameKriegfüh»
rung; dann sind ihm die neuen Gefährten zu hitzig, nicht zu lau.
Wird Deutschlands Ehre so selten besudelt, daß man ihr einen
Schmäher erfinden mußte? Das Zerrbild der Witzblätter und
Spucknäpfe zeigt den falschen Kopf.) FürdieUrlaubszeitwaraus
der tzomerulerpartei kein rechter Ersatz zu stellen. Lord Crewe sitzt
im Oberhaus und ist, als SchwiegersohnRoseberys.nichr bequem.

Lansdowne half dem von ihm verehrten Nachfolger gern; konnte
aber, ohne Amtsrecht, nicht in den Vordergrund treten. Dritte
Schwierigkeit: Der Kriegsminister Lord Kitchener wurde von dem
selben Mächtigen angegriffen, der ihn, als den Heiland, aus Kairo
auf den Platz Haldanes gerufen hatte; von dem LordNorthcliff,
der, bis ihn die Unionisten zumPeer vonEngland machten.Harms-
worth hieß und über die limes, Daily ^ail, I^veninZ I>lev3 und
kleineres Lärmwerkzeug gebietet. Ob Kitchener den Botschaftern
Northcliffs imFrontbercich Vorrechte geweigert, obAugenschein
die Eifernden umgestimmt hat: sie schrien, die Leistung des Kriegs«
Ministers sei unzulänglich. Der ist, als Eroberer des Sudan, als
Ingenieur-Feldherr, der sich im Krieg selbst seine Eisenbahn ge-
bautunddieFeldbefestigungmittel.StacheldrahlgitterundAehn-
liches, modernisirt hat, als Bezwinger derBuren und Schwichtiger
Egyptens, dem Inselreichsvoik fast schon ein zweiter Wellington
geworden. DieserHort durfte nicht schrumpfen. KitchenersArbeil-
last, hieß es schon im März, ist untragbar; er soll ein Heer, drei
Millionen Mann in drei Iahren, aus der Erde stampfen undzu-
gleich das Gelände der Industrie so umpflügen, daß sie dieses
Heer kleiden, waffnen, nähren und nebenbei noch fürRußlands,
Frankreichs.Belgiens milsorgen kann.Das ist nicht des Kriegers
Sache. Das vermag nur Einer, der den Exportbedarf, jedeMög-
lichkeitund jeden Winkel der Industrie kennt. Sogar in Berlin, dem
StandortdergewaltigstenKriegsmaschine.wurdeeinRohstoffamt
nölhig, dessen Aufbau un d Leitung ein Civili st, der Ingenieur-In-
dustrielle Dr.WalterRathenau,übernahm und das die demtzeer
in langer Kampfzeit nöthigen Stoffe, Metalle, Texlilien, Leder,
Chemikalien, Gummi, Gerbmittel, sicherte. In Paris ist die Ein-
richtung nachgeahmt, vom Kriegsminister Millerand der Genosse
Thomas als Unterstaatssekretär für Geräthsbeschaffung einge-
setzt worden. Hundertmal nöthiger ist solches Amt dem Briten-
reich, durch das noch der Chartistengrundfatz spukt, ein ständiges
Heer gefährde dieFreiheit des Volkes,und das schon deshalbfür
einen Riesenkrieg nichtinBereitschaftseinkann. »NebenKitchener
einenCivil>Kriegsminister":Das wurdeLosung.Nndderbeweg-
lichste, festländischem Arbeilbrauch nächste Mann, Herr David
Lloyd George, dem die von sechs Völkern heimgesuchte Schatz-
kanzlei längst zuwider war, empfahl sich für die neue Aufgabe.

Ob er siebewältigen wird?Er istMinisterfür das Rüstungroesen
(munition: so heißt aller Heeresbedarf, zu dem auch Kleid und
Helm, Lederröhre und Fernglas, Iam und Kommißbrot, muni-
tion-bresci, gehört); muß jeden Vorrathsschwund früh ergänzen,
die Gewerkschaften in Verzicht auf unzeitgemäßes Einspruchs-
recht überreden, den einzelnen Arbeiter die Gefahr trägen Säu-
mens sehen lehren, dem Ausfuhrgewerbe die unentbehrliche
Mannschaft lassen, allen anderen Industrien den Rohstoffbezug
und den Arbeiterstamm schmälern oder folcheUmwälzung des Be-
triebes erwirken, daß dem Wehrvolk daraus Nutzen gedeiht. Der
David aus Wales muß durchDornendickicht. Englands rückstän-
dige Industrie, die oft in schlechtem Raum, manchmal gar auf ge-
wachsenem Boden arbeitet und unter den Hemmkünsten derTrade-
Unions leidet, kann nicht so rasch umsteuern, umlernen, neuen
Massenverbrauch decken wie die deutsche.die besser wohnt,willigere
Arbeiter, feinere Werkzeugmaschinen hat und nurden Ersatz, nicht
den Bestand, liefern muß. Fände Kitchener fein Rekrutengewim»
mel:der Civilkollege könnte es nicht für den Felddienst rüsten.
Und doch graut schon der Tag, dessen Abendröthe die Ein»
führung allgemeiner Wehrpflicht heifchen kann. Sie demVolkab»
zuverlangen oder, noch inReichsfährniß, zu ersparen: unter fol»
chem Entschluß bräche die Kraft einerPartei; nur die Wucht des
nationalen Gesammtwillens kann ihn tragen. Greys Urlaub,
Kitcheners Entlastung, ChurchillsAbschiebung in die Lancaster»
Kanzlei wäre ohneKoalitionmöglichgeworden.Diesolleineneue,
für modernen Europäerkrieg taugliche Waffe schmieden, die (nach
dem Urtheil Lloyd Georges) morsche Organisation festigen, jeder
Gefahr fraktionellen Widerstrebens, parteilicher Tadelsucht vor-
beugen und insLand weithin.bis in die Siedlerstätten des Ostens
und Westens, die der bedräuten MutterHilfebereiten,dieGewiß»
heit pflanzen, daß zum schwersten Werk die stärksten Geister ge°
schaart sind. Im Willen zum Krieg waren Briten, Schotten, Iren
schon einig.als der Sonnenstrahl vonderAehreunddem Gestirn-
kranz derIungfrau am tzimmelsgewölb schied und ein Handarbei-
ter im Parlament den Opfermuth des Adels pries. Noch aber
dünkte dieMeisten derSieg leicht und der ErwerbMesopotamiens,
die Sicherung des arabischen Khalifates und des Erdrichteramtes
von keinem Zweifel benagbar. Mochte Deutschlands Schwert so

scharf sein wie des Herakles im Kampf gegen die neunköpfige
Schlange vonLernae: in der spitzen Zange des von tzerens Eifer-
sucht entsandten Seekrebses erlahmt derFuß des reisigsten Hei den.
Brandzündermorden denKeimneuerNngethümsköpfe,das wider
Feuer und Schwert gefeite Hydrahaupt wird unter denFels ver-
scharrt und die Kruste des Klammerthieres barst vom Tritt des
Unüberwindlichen. Magerer Trost entbindet sich aus dem Traum,
der Krebs leuchte als viertes Zeichen imThierkreis des Sternen-
zeltes. Im Scharlach des Nachtgewandes naht ihm die Sonne:
und die gestern noch lässige Inselwelt spürt nun erst, daß Kitcheners
Prophetie langwierigen Krieges nicht aus Necklaune, sondern aus
talthirniger Erkenntniß der Machtmaße kam und daß die Hoff-
nung auf Sieg bestattet oderderKrastaufwand verzehnfacht wer-
den muß.Großbritanien ist, endlich, wach und willnurinTodnoch
entschlummern. Dieser Wille schmolz die Parteien in Einheit.
Keinen Deutschen schreckt er. Keiner darf seine Wirkensweite
unterschätzen. («AchtetEureFeinde! Bei Gott: ich hätte nicht ge-
glaubt, daß Deutsche ihreFeinde schmähen und derenThatenver-
kleinern könnten. Daß die Öffentliche Meinung, wie ein aufge-
vlasenerFrosch, wie ein Gassenhündchen, unsere Feinde anpfeifen,
anbellen, anquaken würde. Aber es ist geschehen auf Germanen-
erde. Ist es denn fo wahr, daß wir weiß und daß unsere Feinde
schwarz sind? Sehet die kleinen Herrgötter; sie stellen nach altem
göttlichen Beispiel die Schafe, uns Deutsche, auf die rechte, die
Böcke,unsereFeinde, auf die linke Seite ihrer Gottähnlichkeit und
sprechen ihr falbaderisches Menetekel: Russen sind Diebe, Eng-
länderSchurken,FranzosenEitle;rechtsuminsFegefeuer,marsch,
John Bull aber sogleich ins tiefste Verließ der Hölle. Schämet
Ihr, Ehrfurchtlose, Euch nicht des Flitters, mit dem Ihr .unsere
Feldgrauen' behänget, und des Kolhcs, mit demIhr unsereFeinde
bewarfet?"Mitsoharter,männischstolzerRügehatderjungeFuß-
volksführer, der »Eiserne Zehn Gebote an die deutschenKrieger"
schrieb, das Gewissen verleiteter Landsleute gerüttelt.) Bald jährt
sich der Krieg; und wenn nicht ein Wunder wird,muß unsere Zu-
versicht noch einmal überwintern. Mancher, dem Drucker schwärze
nie durchsichtig ward, hats anders gewähnt; und vergessen, daß
tzundertmillionenreiche vor der Wahl zwischen der Beugung in
Ohnmacht und tollkühnem Spieleinsatz nicht zaudern und daß ein

achtfach geschürzter Knoten sich noch nicht löst, weil eine Schlinge
Zunder geworden ist. Vom Lager bei Bunzelwitz, in das die austro»
russische Uebermacht den Preußenkönig Fritz pferchte, wurde der
Weg in die Friedensstatt Hubertusburg dem Müden weit; erst
der achtzehnte Mond blinkte wieder dem gramlos Weisen ins
Auge. Gestöhnt hat der Zeuger preußischer Großmacht; doch nie»
mals gewankt. Fridericus Rex lehre die Enkel Geduld. Die er»
wächst nur aus gedämpfterFreude.Unsist in Europa nichts ver-
loren und Beträchtliches gewonnen. Libau und Lodz, kurische und
polnischetzandelsbezirke.sieben bis neunZehntel des französischen
Erz«, Eisen», Stahl-, Hütten» und Spinnergebietes sind vom deut»
schenHeerbesetzt.Dieses Heer warimzehnten Kriegsmonat noch so
frisch, daß es einen in solcherWucht nie erschautenFrontalangriff
auf die russische Kerntruppe wagen, in Gemeinschaft mit den Oester-
reichern und Ungarn sie aus den Karpathen, Westgalizien.Prze»
mysl werfen konnte undnun rüstig auf demMarsch nachLemberg
ist. Darunter sind Armeen, die,um den neuen Kampfplatz zu be-
schreiten, fast die ganze Erdtheilsbreite durchqueren mußten und
sich neben der Haltestelle des Dampfzuges ohne Rast für das Ge-
fecht reihten. Die Lücke, die sie in West gelassen hatten, schloß sich
nichtdicht: und dennoch gelang dem Feind,Briten,Franzosen, Bel-
giern, nirgends ein fortwirkender Vorstoß. Welcher Lorber lohnt
solcher Mannheit? Auch die Noth, die der Hydra das neunte
Haupt, das unaustilgliche, gebären sollte, hat unser Reichshaus
noch nicht verödet. Die Maschinen werden geschmiert und gespeist.
Metallund Wolle, Leder und Sprengstoff lagert in hohem Stapel.
Aus deutschem Süden kommt Obst, kommt bald Getreide; und
über dem dürren Norden muß einmal der Himmelsschleußner
das Thor aufthun. Kartoffeln sind, seit die Magd Statistik nicht
mehr die Wirtschaft führt, wieder wohlfeil, dem Armen erlang-
bar;und das traurige Schlachtfest lebt nur noch in wundem Ge»
dächtniß.Theuerung.wie in Friedenszeit manche war;nicht wür-
genderMangel.DerSlädterschwelgtnochzuüppiL-Koalitionallcr
Schöpferkräfte?Deutschland hat nicht gewartet, bis Regirung oder
Parlament sie empfahl. Wir sind belagert; einig aber in dem auf-
rechten Willen, auch in Noth niemals die weiße Flagge zu hissen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S. m. b, in Berlin.

, A»ni 1915. — Zile ^ukunkt. — Nr. »7,

all PL - lVl 66t i n 9
8onntag. llsn 13. ^uni, naekmittags 3 UKi-
7 Kennen;
Mll Qogeiiplät? I. Ke^Ke ^1^, l^'^
II, „ '2,-
Liii I, ?Iat? Nerroii » >l>,—
So. Osi»?n 6,—
Lill Lattelplsl? Ueiren
So. Oameil » ^
Lsltelplät? Uerren » 4,—
go, Damen » ^,
Lill Sritter ?Iät? »
XinäerKärten « ^,

Zlr.37
— Die ZuKunsl.
12. Zuni l»1
leuttcke krauen
izsdrsucnl nur

Sie SeulLcdellasr5srde
v»mevtr««t, lZerll/V?. g, K'Urn.
?r
8S7IKI2
15
«»KZI
ZU
b M «,
8»
2i-W7l,7
M
2,7 2W
SS
^Vä!s «. MI 4/0
I -
Ssvviull- uug Verwst-Kontc, ,
,A>
2 ,
>l.
W,«IM<>
ISW 225
—
« «21. 4ö4
71
^.vs,Is I«. etil 4««
S i «»4 «7«
71
„er Zl. veeemder I?I4.
N«I>«t.
.XI. ,ps
2 6»^ 791 77
1S7 7IV^2!>
ui,K«d!>,llts (Zr^viZstUoKe. ,
^bsedreibun^sr, i^uk IZklsKwn ,
4s>^2«01
247 267 «
1S4 IM 82
1Z2 7N' 8S
Ä>
«reckit.
g.,^ M —
g IM M
1S4 4«.»7
»522 ,»d,W

Bekanntmachung.

?)ie Ausgabe der Stücke der zweiten Kriegsanleihe beginnt anfangs
Juni, und zwar werden zunächst 10—l5°/„ der 5°/„ Reichsanleihe und etwa
Zö°/g der Reicksschayanweisungen ausgegeben. Weitere Betrage werden
in Zwischenräumen von je 4 bis 6 Wochen nach Maßgabe der eingehen-
den Lieferungen verteilt werden; die Schlußliefcrung wird nicht vor dem
Spätherbst erfolgen können

Eine raschere Lieferung ist wegen der gewaltigen Masse des herzustellen-
den und zu bearbeitenden Materials leider nickt möglich, und es ergeht daher
an die Zeichner die dringende Bilte, sich bei Anforderung der ihnen zuge-
teilte» Stücke vorerst auf das unbedingt erforderliche Maß zu beschränken.

Berlin, Ende Mai ISI5.

Reichsbank - Direktorium.

Ravenstein v, Grimm

vi» ^,,»ial,Iun« ,wr wr IM4, Mp <VKti«v Kl-, 1,-4' M> »ul lv pkt. ke>t-
kl StscktKs^en, in NilckezKeii» Ksi clsr HilgesKeimer Lsilli gegen Linre «Kul>ü
«srlin, gsil gl, ?I« 1915,

vilsn? »m 31. ve-einder IYI4.
Aktiva
31^ !^ 19^4
2,
S.
t.
5,
0.
S.
10.
II,
12,
13,
1 809 807 «3
8 203 070 04
42 585 «8 82
252!
585 870
2 785 488 82
IK17«»-
7 K37 20» -
39800000-
N138S09W
1092 913 84
23W4S
281
IZ 075 «OOS
350 wo!-
4 941301 S1
834',32 SS
7,', U25
595 47»
«S,»S7!«7»
«r.
4.
5.
i,,
«.
In,
I,,
12,
I-!.
II,
I,',,
1,^
17
II,«,.>e<.->,!,.i,',„i , , .
I,! ,'1'„>,,,,,^,'!,,^) , , , .
1^ ^V^K,4>^»,^>^> . . .
ä,v,i,. >-> ,,,,,,
Vorlr»? »„« >'.»:!
(Zvxv ,!,, lii,^ I
120 5»",—
l 779 5, 0,—
I»,
7 50» 000
l9'0 0»>
^,^1!. S , , » > ,?,t'
7»U II»,-
3>,"4 105,89
'lÄI^Oo!-
4 891 881
5«, 028
0 120 433
4 »7» 275,80
48 000«»-
5 «0» «M-
1I2»g»M-
172» 378 S»
3 8^,7 020«?
2,",»,»-
5»Ni7«S
275 318-
U! 198 -
350 825 SS
2 502 542 A
5 4SI SIS SS
75 WS -
I3 5«9-
224 ö«7 S«
595 47« -
l 750157?
? r i s g e « L K ii t t s , (Zsn 27^ «lir? 1915,
vis «evisions Kommission.
»2 005 7«»>4
lllü Verlust,ü«utl> Kaken
I^rleilensIiiiN«, Sen 3, Klär? 191S.

SderZeKlesKeKe LizenbsKn - Lellsrsz - Aktien - AsLIKelisft.
vor' Vo>»slsnl>.
rie»i»il» unck VerI»«t»Ii«ato.
Osbst
1914
Kredit
1914
760 HO —
3 004 105 89
I 75» 157^32
25««»-
Z5 8704WA

0I2U4Ä^I
I» 120 433
ssrleöensKUIte, im /!pri1 191,5!
^ voi» AussivINsi'st.

Wer hat es besser?
Vor hundert Iahren.
^8uf Elba ging mirs nicht schlecht. Ich konnte Künstler aus
Italien kommen lassen, hatte das zu großer Repräsentation
Nöthigste undwar freier alseindeutscherFürst. Wenn der König
DonFrankreich gute Minister gehabt hätte.wäre ich auf derInsel
geblieben. Aber die Furcht vor mir war so völlig geschwunden,
daß man nicht einmal mehr einen Geschäftsträger bei mirbeglau-
bigenwollteundmichaufjedemZeitungpapierbeschimpfte.Schließ-
lich bin ich einMensch. Ichwollte zeigen,daß ichnoch nicht totsei.
Frankreich mußte mir mindestens zwei Fregatten lassen, deren
eine für mich, im Hafen, stets in Bereitschaft war." Dieses Ver»
langen (das noch auf Sankt-Helena von der Lippe Bonapartes
kam) hätten Louis der Achtzehnte und Talleyrand wie Selbst«
inordszumuthung abgewehrt. Sie wähnten, ihr Totfeind werde
niemals die Möglichkeit zum Ausbruch aus dem Inselkäfig fin»
den. Der aber hat sich dieBrig ,,^'Inconstant« gesichert. Der Kapi-
tän eines englischen Zweimasters, der den Hafen angelaufen hat,
riecht den Proviantspeck, hört, daß Trinkwasser und Zwieback an
BordderBrig gebracht worden seien,und fragt den Großmarschall
Bertrand, ob das Gerücht, der Kaiser wolle mit seiner Garde ab-
reisen, begründet sei. Unsinn; in Porto»Ferrajo und in Livorno
cwird immer so albernesZeug verbreitet. »Weis glaubt, wird zum
2S

Narren. Speisen Sie mit uns, Kapitän?" Der bleibt, trotzdem?
Bertrand den gleichgiltig Eiskalten mimt, mißtrauisch und segeld
dem .I nconsknt«nach; merkt aber nicht früh genug, daß der Fran-
zos auf dem Weg nach Neapel umkehrt, und läuft erst wieder in
Porto»Ferrajoein,als dieBrig ihre kostbarsteLadung geholthat.
General Gourgaud schildert die Hast derAbfahrt. «AlsBertrand
gemeldet hatte, der Wind sei ziemlich günstig, ließ der Kaiser die
Messe eine Stunde früher als sonst lesen und die Einschiffung der
Soldaten mit ihrem Gepäck beschleunigen. Um zehnAhr abends
wuroederAnker gelichtet. InderFrühe des siebenundzwanzigsten
Februartages kam der Engländer in Sicht. Gefahr? Nein: er
hält den Kurs auf Elba. Und der Inconstsnt steuert der französl»
schen Küste zu. Allgemeiner Jubel. Das Liebchen eines Grena»
diers.dasman nicht mitgenommen hatte, war noch nachts meinem
Ruderboot nach Piombino gefahren; und von dort ist die Kunde
von der Flucht nach Livorno gelangt. Auf Elba haben BonaparteT
Mutter Laetitia und Bertrands Frau ein Verhör zu bestehen^
Zu spät. Am erstenMärz: Landung in Frankreich. VonFünfbis
Elf Bivouac; dann Vormarsch." Daß der Entfesselte geradeaus
in sein Kaiserreich eilen werde,hat,alsdieNachricht endlich in den
Wiener Kongreß durchsickerte, Wellington sofort gesagt. Auch
Louis will nicht umnebelt sein und spricht zu Soult, der ihn mit
dem Hinweis auf die Treue derTruppen trösten möchte: .Graß»
liche Geschichte! Alles hängt am Willen dererstenRegimenter, die
Bonaparte trifft." Er hat sie am Band. Hat Alle wieder, die ihn
im vorigen Lenz steinigen wollten. MarschallNey, der verheißen
hat, ihnin einenEisenkäfig zurückzupferchen, geht mit seinerMann-
schaft zu ihm über. (Aus Ehrgeiz, sagt Bonaparte. «Er merkte»
daß Volk und Truppen für mich waren, und wollte sich in meiner
Sonne mitwärmen. Der Anstand mußte ihm die Rückkehr nach
Paris empfehlen. Der Armeebefehl, den er mir schickte, war mir
widrig. Ney, der über Kronen verfügt! Aber ich mußte heucheln
und bewirthetedenOrdonnanzoffiziermit den dicksten Schmeiche»
leien überseinen Marschall, denich sogar denTapfersten derTapfe»
ren nannte.") Von Antibes bis nach Fontainebleau: Triumph»
zug. «Mit sechshundert Mann bin ich nach Frankreich heimge»
kehrt. Das Vertrauen auf die Liebe des Volkes und auf das Ge»
dächtniß der altenKrieger hat mich nicht getäuscht.DerThron der

Bourbonen stand nicht auf dem festen Grunde desRechtes. Fremd«
linge hatten ihn für ein Geschlecht gezimmert, das derVolkswille
verbannt und das nur noch dem Interesse einer kleinen Schaar
Gieriger gedient hat. Die Rechte und denRuhmderNation kann
nur das Kaiserthum sichern. "Das konstitutionelle, dessen Morgen»
röthe nun leuchtet und dessen Grundgesetz Napoleon am ersten
Juni auf dem Marsfeld beschwört. Vergessen ist der Dorfschulze,
der nach der Landung, zwischen Cannes und Antibes, gestöhnt hat:
»Sie werden das Bischen Ruhe und Glück vernichten, das uns
endlich wieder beschieden war!" Vergessen der zage Fürst von
Monaco.der meinte.mit sechshundert Mann könne das Wagnis
nicht gelingen. Sein Reitknecht hat die Volksstimmung klarer er»
kannt. Das Gedächtniß alter Grenadiere und der Vergleich mit
dem Bild auf den Fünffrancsstücken rief von Gehöft zu Gehöft:
»Erists! Der Kaiser! DerBefreier von der Herrschaft desAdels,
der uns vor den Pflug spannen will! Bourbon macht uns nicht
glücklich. Hoch der Kaiser!" DasIauchzen derMasse hat ihm den
Weg gebahnt. «VonCannes bis nach Grenoblewar icheinAben»
teurer. Dann erst wurde ich wieder Souverain. Und wenn ich ge»
wollt hätte, wäre ich mit fünfhunderttausend Bauern vor Paris
gerückt. Ich sputete mich, Herr der Hauptstadt zu werden, ehe die
Engländer gehandelt und Lille besetzt hatten." InAllmacht sehnt
er sich nicht zurück. Das soll die Kammer, soll das Volk glauben.
»Dauernde Einrichtungen nur, nicht einzelne Menschen, können
die Zukunft der Länder sichern. Meines Ehrgeizes Ziel ist, den
Franzosen alle mögliche Freiheit zu gewähren; alle mögliche: denn
der Anarchie folgt stets Diktatur. Der ungeheure Bund gewaff»
neter Mächte, deren tzeerhaufen unsere Grenze bedrohen, rechnet
auf die Risse in unserer staatlichen Gemeinschaft und trachtet, uns
durch Bürgerkrieg zu schwächen. Diese Gefahrwird vonIhrerVa»
terlandliebe, Ihrer Einsi cht, Ihrem Vertrauen zu mir überwunden
werden. Sie.Pairs undAbgeordnete, werden demVolkdasBei-
spiel des edelsten Patriotenmuthesgebenund, wie einst der Senat
der großen altenRoma.in jeder Stunde entschlossen sein.lieberzu
sterben als in einer entehrten, entmachteten tzeimath weiterzu»
leben." Am achtenIuni 1815schmettert der^«niteurdieBotschaft.
Ehe der Kaiser ins Feld zieht, verträumt er einen halbenTag
in LaMalmaison. Labt sich amDuft der Rosen, besinnt dieStun»

den, die er, in tzaus und Park, mitIosephine verlost hat, und sitzt
schluchzend auf dem Rande des Bettes, darinsie ihn umfing. Un-
ahnbares war geschehen, seit die Witwe des geköpften Generals
de Beauharnais ihren hübschen Jungen zu Bonaparte geschickt
und den Degen ihres Mannes erbeten hatte. Zweimal schrieb sie
sich bei ihm ein. Er konnte sie nicht sehen, ließ sich von Lemarrois
entschuldigen und erfuhr: schön, jung, liebenswürdig, eigenes
tzaus. Nun erst giebt er seineKarte ab, wird zu Tisch geladen, er-
widert die Einladung, setzt Barras, ein tzaupt des Direktoriums
und Iosephinens Freund, an den selben Tisch. .Wir verliebten
uns bald in einander. Barras rieth mir, sie zu Heirathen, weil sie
zu den herrschenden Klassen von gestern und von heute gleich gute
Beziehungen habe und mir eine starke Stütze sein werde;ihr tzaus
sei das seinste und die Heirath werde mich, den man noch immer
den Korsen nenne, erst ganz zum Franzosen machen. Iosephine
war damals eine durch ihre Anmuth entzückende Frau; doch im
vollen Wortsinn Frau. Keine habe ich je so geliebt. Sie log gern;
aber ihre Lüge war geistreich. Sie kannte mich genau. Für ihre
Kinder hat sie nie Etwas von mir verlangt. Auch nie Geld. Doch
ihreSchulden stiegen in die Millionen. Sie hatte schlechte Zähne,
war aber so geschickt, daß mans kaum merkte. Sie hätte mit mir
nach Elba gehen müssen! Marie Luise war in jedem Zug von ihr
verschieden. Die Unschuld selbst und niemals unwahrhaftig. Sie
liebte mich, wollte stets bei mir sein und wäre ins Exil mitgegangen,
wenn Sie nicht den Schweinhund Montebello und den elenden
Corvisart in ihrer Nähe gehabt hätte. Ihre Tante, wurde ihr zu-
getuschelt, sei geköpft worden und solches Gräuel könne sich wie-
derholen. Obendrein hatte ihr Vater, der thörichte Kaiser, ihr den
LüdrianNeipperg alsBegleiter gegeben. Iosephine hatte immer
allerlei Intriguen im Kopf und rechnete oft mit der Rückkehr der
Bourbons. Als ich noch Erster Konsul war, sagte sie mir, in La
Malmaison, Louis der Achtzehnte wolle sich ein Denkmal setzen,
das mich als den ihn krönenden Genius zeige. Ich fragte nur:
,Rnd in den Sockel wird mein Leichnam eingemauert?'Als ich ihr
meine Absicht auf Scheidung ankündete, zerfloß sie in Thränen.
Wenn das Staatswohl fünfzigtausend Menschenleben forderte,
würde ich um sie weinen, sie aber opfern; denn das Staatsinter»
esse muß jedem anderen vorgehen. DerweinendenIosephine rief

ich zu: .Mein Entschluß ist fest. Willst Du? Sonst brauche ich Ge-
walt.'AmnächstenMorgen ließ sie mir sagen, sie sei einverstanden.
Fiel dann aber, als wir zuTisch gingen, in Ohnmacht und mußte
ins Bett getragen werden. Die österreichische Herrath war mein
Unglück. Konnte ich ahnen, daß Oesterreich je so gegen mich han-
deln werde?" Das ganze Epos des wildestenWundererlebnisses
zieht imRosenpark, im Speisezimmer, im Schlafgemach dem inne»
renAuge vorüber. Hier hat das Glück genistet. Brutlos; unterdes
Weltsturmes Gebraus. Fast hundert Sonnen sahen ihn nun wie»
der als Kaiser. Neigt die letzte sich ihm heute in Untergang?
Das hofft Alldeutschland. Grenzenlos,donnert Stein, »war
die Niederträchtigkeit dieses Ney. Inbrünstig küßte er die Hand
des Königs, ließ sich von ihm, für den er jetzt in den Tod gehe,
fünfhunderttausend Francs zur Schuldentilgung geben und rief:
,Wenn ich Ihnen den Tiger einliefere, trägt er den Maulkorb/
Als ers Napoleon erzählt hat, fetzt er hinzu:,Im Innersten habe
ich über das Fettschwein schön gelacht!'Leichtsinn, Habgier.Dün-
kel.Nnstetheit haben Frankreich zum Lande der Meuterei und des
Aufruhrs gemacht. Gott wird die Waffen der Verbündeten feg»
nen und das verderbte Volk züchtigen. Leider ist der König (von
Preußen) kaltzer hat nur halbe Entschlüsse, kein Vertrauen zu sich
und keins zu seinem Volk; er glaubt, daß Rußland ihn in denAb»
grund reißen und das französische Heer nach kurzer Zeit an der
Weichsel stehen werde." Marwitz: »Wieder zeigte sich, wie hoch
unserVolk über seiner Regirung stehe. Trotz deren unverantwort»
lichem Betragen war kein Vorwurf, kein Unmuth zu hören und
Alles lief wieder zu den Waffen, beinahe wie vor zwei Iahren.
Ich habe gelebt und werde leben für das Wohl des Vaterlandes,
für dasRechte undWahre und für die sichere Gründung meines
Stammes und seines Besitzes. Ich wünsche, daß meine Frau jetzt
einen Sohn zurWeltbringen.daß Dieser immer das Irdische dem
Ewigen nachsetze, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesin-
nungen in andere Geschlechter fortpflanzen, daß mein Vaterland
dauernd hoch über dem schlechteren Ausland stehe; und wenn ich
dann in diesem Krieg falle, so wird mirdcrAcbergangnicht schwer
werden, da mir der Himmel besser bevölkert ist als die Erde/'
Blücher: »Hier, am Rhein, steht Alles in der schönsten Blüthe und
dasWetter ist herrlich.Wieder aber werden dieLänder nun ver°

heert und verzehrt werden. Bald sollen unsere Gegner uns in der
Nähe sehen und merken, daß wir uns nicht verändert haben...
Mit den Hundertzwanzigtausend Preußen, die ich, in schönstem
Stand, bei Namur habe, getraue ich mich, Tunis, Tripolis und
Algler zu erobern, Wenns nur nicht so weit wäre und man übers
Wasser müßte." Bülow,Pirch,ThielmanN,Zieten führen die vier
Corps seiner Armee. Er wählt als Hauptquartiersplatz Lüttich
(wo er den Aufruhr derSachsen bändigen und »zum ersten Mal
nach fünfundfünfzig Dienstjahren in der eigenen Armee Hinrich-
tungen vornehmen muß, damit die Sachsen meinen Namen mit
Ehrfurcht nennen lernen"). Wellington hat sein Heer zwischen
Oudenaarde und Nivelles aufgestellt und steht mit Stab und Re-
serven in und bei Brüssel. Am vierzehnten Juni klirrt Bonapartes
Aufruf durch dieReihendestzeeres. «Heute ist der Jahrestag von
Warengo(SiegüberdieOesterreicher)undFriedland(überRussen
und Preußen). Zweimal hat dieser Tag dem Schicksal Europas
Entscheidung gebracht. Damals waren wir allzu edel.Wir glaub
ten den Betheuerungen und Schwüren der Fürsten, ließen sie auf
dem Thron: und sehen sie nun gegen die Freiheit, gegen das heilige
Recht Frankreichs verbündet. Ihr Angriff ist schmählichste Un-
gerechtigkeit. Vorwärts! Sie und wir sind, was wir waren. Die
heute so dünkelhaften Preußen waren Euch bei Jena ums Drei-
fache, bei Montmirail ums Sechsfache an Zahl überlegen. Lasset
Euch von den Kameraden, die in englischer Gefangenschaft waren,
berichten, wie sie mißhandelt wurden. Sachsen, Belgier, Hanno-
veraner, Rheinbundssoldaten sind, zu ihrem Leid, gezwungen, für
Fürstenzu fechten, die aller Gerechtigkeit.allen Volksrechten feind-
sälig sind. Kann diese unersättliche Koalition das Franzosenvolk
entehren und vernichten? Niemals. Frankreich wird ihr Grab
werden. Jedem Franzosen, der ein Herz in der Brust hat, schlägt
heute die Schicksalsstunde,die nur eine Wahl läßt: Sieg oder Tod!'
Bei Charleroi will er durchbrechen; die Vereinung der Eng-
länder mit den Deutschen hindern. Blücher, dem Gneisenau den
Anmarsch der Franzosen meldet, nimmt, schon hier, die Schlacht
«mit Freuden" an. Das Corps Zieten muß nach Sombreffe zu-
rück und derKaiser schickt die erste Siegespost nach Paris: »Acht-
zehn Stunden im Sattel. Nur drei bleiben zurRast. Schon aber
sind vierpreußischeRegimenterzermalmt,fünfzehnhundert Mann

gefangen, sechs Geschütze erbeutet und unsere Verluste gering."
Wellington hat versprochen, daß am Sechzehnten, srüh um Zehn,
zwanzigtausend Briten bei Quatrebras stehen werden; kann sein
Wort aber nicht halten.AmFüNfzehnten sieht er,in Brüssel, seine
Offiziere bei der Herzogin von Richmond tanzen. Im Morgen»
grau steigt er aufs Pferd und blickt bei Frasnes auf die Franzosen-
front nieder. Mittags sieht er, auf dem Windmühlenhügel bei
Bussy, im Rücken der preußischen Aufstellung, Blücher und ver-
pflichtet sich demAlten,umVier in denKampf einzugreifen. Auch
diese Pflicht kann ernicht erfüllen. Erwird selbst, vomüberlegenen
Feind, bei Quatrebras wuchtig angegriffen, zieht, unter großen
Schwierigkeiten, Perstärkung heranundvermagzwar,denAngriff
abzuschlagen, doch nicht, den Plan Bonapartes zu durchkreuzen,
der nicht, als Schwächerer, gegen die verbündeten Armeen, son»
dem, auf zwei Schlachtfeldern, gegen derenTheile kämpfen will.
Die Sonne brennt aus Gewitterwolken. Wilder wird, da sie ab»
ivärts neigt, noch die Streitwuth. Kein Pardon! Wer einem Preu»
ßen das Leben schenkt, wird erschossen. Im Ganzen, sagtTreitschke,
«bewahrten die franzöflschenTruppen mehr Ruhe und Sicherheit;
die Offiziere behielten ihre Leute fest in der Hand, während die
Leidenschaft ungestümer Kampflust, die in dem deutschen Volks-
heer flammte, die preußischen Führer oft zu vorzeitiger Vergeud-
ung der Kräfte verleitete. Der wellige, erstarrten Meereswogen
gleichendeBoden,diemitmannshohemGetreideunddichtem Kar-
toffelkraut bestandenenFelder derüppigenbrabanter Ebene Voten
Gelegenheit zu mannichfachen Ueberraschungen, denen die Kalt-
blütigkeit der jungen preußischen Truppen, namentlich derLand»
wehr, nicht immer gewachsen war." In Ligny wüthet der Haupt-
kämpf. »Bald steht das Schloß und ein großer Theil des Dorfes
inFlammen;inderDorfgafsethürmcnsichdieLeichen; jedes Haus
und jeder Stall wird zu einer kleinen Festung; bis auf die Trep-
pen und in dieStuben der Wohnungen verfolgen die Wüthenden
einander mit den Bayonnettes. Fünf furchtbare Stunden wogt
der Kampf unentschieden dahin. "Kommen die Engländer? Nein:
Bonapartes geschonteKerntruppen, die er selbst ins Feuer führt.
Das Dorf ist den Preußen verloren. Auch ihre zweite Linie? Der
dreiundstebenzigjährige Blücher sprengt, mit Lützow, dem verwe-
genen Jäger von 1313, den Alanen, Dragonern, Landwehrreitern

voran. Eine Kugel tötet sein Pferd. Unter dem liegt der TreiK
nun.GrafNostitzschafftihmAthemfteiheit.MajorvondemBusche
rettet auf einem Herrnlosen Soldatenpferde den Marschall. Gnei»
senau hat das Kommando übernommen. Gewitter, Sturm, tiefe
Finsterniß. Nicht imhirn desFeldherrn.Erwillnichtzurück, nicht
durch dieRömerstraße von derMaas an denRhein. Sonst giebt
WellingtonmorgenvielleichtdenKampfaufundgehtnachAntwer-
pen. Da die Briten nicht zu rechterZeit die Deutschen erreicht hatten,
blieb nur der Versuch, von der Preußenseite aus die Vereinung,
zu erstreben. DurchsDunkel fegt der BefehlNach Wavre! - Wel-
lington hat, bei Ouatrebras, inzwischen, mit derHilfe derBraun-
schweiger, deren Herzog Wilhelm fällt, und der Hannoveraner,
zweiAngriffeNeys abgeschlagenundKellermanns, des Elsassers,,
Reiterknäuel mit derBayonnette altengländischenFußvolkeszer-
fetzt. Der Eiserne Herzog ist zufrieden. »Wir haben geschlagen, die
Preußen sind geschlagen*: spricht er. Daß die Preußen weichen
mußten, weil er sie, trotz dreifach verpfändetem Wort, im Stich
ließ, bewölkt sein Gewissen nicht.Blücher hat zwölftausendMann
(oder fünfzehntaufend) verloren; er weiß, warum. Raucht ruhig
aber, mit zerschundenen Knochen, auf der Streu eines Bauern»
Hauses inMellery seine Pfeife und tröstet, am nächsten Morgen,
von Wavre aus sein Malchen: „Ich habe mich näher an den Lock
Wellington herangezogen.Und wennNapoleon noch einige solcher
Schlachten liefert, so ist er mit seinerArmee fertig. Gestern ist ein
Divifion-General namens Bourmont mit seinem ganzen Stab zn
mir übergegangen, heute wieder ein Oberst und mehrere Ossi»
ziere. Ich bin in der Affaire damit weggekommen, daß sie mir einen
schönen englischen Schimmelhengst erschossen haben. Gneisenau
hat das selbe Schicksal gehabt und wir sind Beide von dem Fallen
mit den Pferden etwas mitgenommen. Du kannst diesen Brief in
Berlin bekannt machen und nur sagen, daß sie nächstens mehr er»
fahren sollen. Denn schlagen werden wir uns nun öfter, bis wir
wieder in Paris sind.MeineTruppen haben wieLöwen gefochten,
aber wir waren zu schwach." Kein Wort des Unmuthes Hegen
Wellington, der offensiven Eingriff zugesagt, doch nicht zu leisten
vermocht hat. Auch Gneisenau (den einNachzügler in einer dumpfi-
gen Bauernstube, zwischen Verwundeten, bei einer Thranlampe
auf einem Sauerkohlfasse sitzen sah) sagt in seinem Bericht an den

König nur, der Brite habe »wider Vermuthen und Zusage" fein
Heer nicht früh genugzusammengezogen. Ihn dünkt jetzt die wich»
tigste Pflicht, die Ordnung des zersplitternden Heeres Wiederher»
zustellen und dann »zu handeln, als sei man nicht geschlagen wor»
den". Auf Rusfen und Oesterreicher, die unter Schwarzenbergs
bedächtigem Kommando stehen, darf man nicht warten. DieVer»
einigung mit den Engländern, die gestern mißlang, muß am Acht»
zehnten,nahbeiBrüssel,gelingen.Dort,ahntPreußensKriegerhirn,
fällt die Entscheidung. Ein verlorener Tag ist ersetzbar. Schlagen
Deutsche und Briten erst in engerWaffengemeinschaft: so schöner
Einheit muß der Imperator erliegen. Der Herzog ist bereit, der
preußische Flankenangriff angeordnet, La Belle Alliance möglich.
WasBlücher vorausgesagt hat, wird vomEreigniß bestätigt: die
Berliner erfahren bald mehr. Prinzessin Charlotte schreibt an die
Brüder ins Feld: «Was für freudige Augenblicke haben wir durch
die glücklichenNachrichten verlebt! Eben sagt ein Extrablatt, daß
Blücher inLaon ist. Bei der Nachricht von dem grenzenlos glän»
zenden Sieg habe ich recht an Dich gedacht. Wie wird es Dir leid
gethan haben!" Der Kronprinz stöhnt: »Mit der aller», aller»,
allergrößten Sehnsucht, lieber Papa, harre ich Ihrer Befehle, die
mich nach Westen treiben sollen, dahin, wo den höllischen Mächten
eine Todessymphonie gespielt werden soll. Ich danke Gott, daß
er mich diese Zeit hat erleben lassen und keinen anderen Krieg.
Wie beneide ich die Oranier, die nun schon wieder eine Schlacht
gewinnen halfen! Schlägt man noch eine und ich bin nicht dabei:
ich heule mich blind!" An die Schwester: «Erzähle mir nun aber
ordentlich, welche Sensation Das bei Euch gemacht, wie Einer
es den Anderen mitgetheilt, wer es zuerst ausgebracht und er»
fahren hat!" Der nüchternere Wilhelm schreibt aus Hanau: »Der
herrliche, zwar sehr theuer erkaufte Sieg Blüchers kam so uner»
wartetwie Etwas. Nach den heutigenNachrichten sin d dreihundert
Kanonen und die ganze Bagage Napoleons genommen; er selbst
ist mit bloßenHemdsärmelndavongeritten. Seinen RochHutund
Degen hat man bekommen, welche Sachen er, um nicht erkannt zu
werden, von sich geworfen hat; auch hatmMihnmit verbundenem
Kopf gesehen. Sechsmal hat er das Centrum angegriffen. Die
Engländer haben ftch wundervoll geschlagen, wären aber wahr»
scheinlich gedrängt worden, wenn nicht Blücher in Flanke und

Rücken gekommen wäre. Wie außerordentlich hat sich unsere Ar»
niee wieder benommen! Drei Tage lang sich mit zwei Corps gegen
die ganze französischeArmeezu schlagen! Sie gehen sieben Meilen
zurück, verlieren dreizehn Kanonen und fünfzehntausendMann,
machen Halt, schlagen den Feind total und nehmen außer drei»
hundert Kanonen den Schatz Napoleons!" Der ruft, vier Tage
nach Waterloo»BelleAlliance, aus dem pariser Elysion: »Als ich
den Krieg für die Unabhängigkeit Frankreichs begann, durfte ich
auf das gemeinsame Wirken aller Energien, Kräfte, Gewalten der
Nation rechnen und, trotzdem alle Mächte sich wider mich wandten,
Erfolg hoffen. Da dieUmstände sichgewandelt zu haben scheinen,
biete ich mich dem Haß unserer Feinde als Opfer an. Waren ihre
Erklärungen, wie ich wünsche, ausrichtig, so richtet ihr Groll sich
nur gegen mich. Mein politisches Leben hat geendet und ich ver»
künde die Thronbesteigungmeines Sohnes, der fortan, alsNapo»
leon der Zweite, Kaiser derFranzosen seinwird. Einstweilen füh»
ren die Minister die Geschäfte. Als liebender Vater fordere ich
die Kammern auf, ohne Säumen durch ein Gesetz dieRegentschaft
zu ordnen. Schaaret Euch, Franzosen, zum Schutz des Gemein»
Wohles und der Volksfreiheit!* Am zweiundzwanzigsten Juni
1813. Aus Iosephinens Garten sprießt einmal noch Hoffnung.
„Wir sind verleumdet worden; Ihr,Soldaten, und ich. WeilIhr
mir anhinget, haben Leute, die gar nicht würdig sind, über Eure
Leistung zu urtheilen, behauptet, Euer Eifer gelte nur meiner Per»
son. Euer künftiges Wirken mag sie lehren, daß Ihr dem Vater»
land dientet, als Ihr meinem Befehl gehorchtet, und daß Ihr mir
ein Bischen Liebe spendetet, weil die glühende Liebe zu unserer
Mutter, zu Frankreich, unsere Herzen einte. Noch ein Kraftauf»
wand, Krieger: und derBund derFeinde löst sich. An der Wucht
Eurer Hiebe wird Napoleon Euch von fern her erkennen. Blei»
bet, wie Ihr zwanzig Jahre lang wäret: und Ihr feid unüber»
windlich." Der letzte Wahn vom Spalier der holden Trägerin,
deren Hand die Marengo»Ceder in Malmaison gepflanzt hat.
Der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ist ausgeträumt.
Mancher deutsche Krieger hat schon damals gewünscht, nicht
nur Vaubans.des großen Pioniers aus dem siebenzehnten Jahr»
hundert,Stachelgurt der deutschen(stattderfranzösischen)Grenze
anzulegen, sondern auch ins Land der Vlamen und Wallonen

das Germanenpanier zu pflanzen. Daß dieser Wunsch sich ein-
wurzele, hätte aber das England Wellingtons mit eben so hefti»
gem Eifer zu hindern getrachtet wie das Kitcheners. Dreiund»
zwanzig Jahre nach dem Tag von Ligny schreibt derBelgierkönig
Leopold an seine Nichte Victoria: „Die Unabhängigkeit derPro»
vinzen, die dieses Königreich bilden, war für England stets ein
wichtiger Gegenstand. Davon zeugt schon dieThatsache.daß Eng-
land Jahrhunderte lang für diese Provinzen die größten Opfer an
Vlut und Gut gebracht hat. Als ich den Vorgänger Eurer liebens-
würdigen Majestät zum letzten Mal fah, fagte er, in Windsor, zu
mir: ‚Wenn Frankreich oder eine andere Macht jemals in Ihr
Land einbricht, dann muß England Ihnen sofort Waffenhilfe lei»
sten; wir könnten dem Einbruch nicht ruhig zusehen/ Ich freute
mich dieser Versicherung und antwortete, auch ich könne nicht wün»
schen, daß unser Land je von fremden Truppen betreten werde."

Das Buch der Aerzte.

Wird die Leistung der für unsere Krieger thätigenAerzte mit
ihr gebührendemDank gelöhnt?Laut wird sie nicht gepriesenzund
selten, bis heute, wurde ihr sichtbare Anerkennung. Leidlos hat
mancher Etapengehilfe und Stabsautoführer das Kreuz erdient,
das, nach dem Wunfch des Volkes, doch den gefährdeten Kämpfer
nur, General und fchlichten Mann, zieren soll. Jedem Mühen,
auch dem nicht von naherLebensgefahr erschwerten,sei es gegönnt.
Ziemt Denen aber, die weit hinter der Front den Verwundeten,
Siechen ihre ganze Kraft, alle Stunden ihres Tagwerkes widmen,
schmalerer Gefühlszoll? Nicht neue Ordensverleihung will ich
cmpfehlen(trotzdem alle Kundigen sich freuen würden, wenn auch
die besten Schädelflicker und Nervennäher den Orden p«ur le ^e-
rite erhielten); nur an die Pflicht mahnen, der deutschen Aerzte zu
gedenken.Wisset Ihr, was sie leisten?Unzählige, die in Bewußt-
seinsdämmerung glauben lernten, ihrem Ohr verklinge sacht das
letzte Lebenslied, werden von Arztkunst gerettet. Zwischen Zellen
und Nerven Nothbrücken gebaut, die Jahre lang halten können.
Glieder, an deren Gebrauchsfähigkeit der Besitzer seufzend ver»
zweifeln wollte, sorglich in neue Dienstbarkeit erzogen oder, Wenns
nicht gelingt, durch die weise Ausbildung anderer so ersetzt, daß
der Genesene wieder Körpersarbeit annehmen, bewältigen, sich

und die Seinen nähren kann. ?our le Werlte! Dieser Orden sollte,,
wie der vom Rothen Adler Zweiter und Dritter Klasse «bis auf
einige, einzelne Fälle, in der Regel, suspendirt sein" und durcl>
das Eiserne Kreuz ersetzt werden, solange der Krieg währt. (»In
der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland
Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch
erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und der»
ewigt zu werden. Daß die Standhaftigkcit, mit welcher das Volk
die unwiderstehlichen Aebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur
Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt
jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und treue An-
hänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren,
konnte. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in
dem jetzt ausbrechenden Krieg, entweder in wirklichem Kampf
gegen den Feind oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch
in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selb-
ständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese
eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Krieg nicht weiter zrr
verleihen". Das stehtinFriedrichWilhelms Stiftungurkunde vom
zehnten März 1813.) Da der Preußenorden mit derfranzösischen
Inschrift während unseres Krieges oft verliehen ward: warum
nichtAerzten, deren Verdienst um das Vaterland manchmalnoch
beträchtlicher ist als das eines Corpsführers oderNnterseeboots»
lenkers? Männer, die in einem Monat hunderttausend Mark
scheffeln könnten, geben seit zehn Monaten ihre Kunst und Arbeit
der Landsmannschaft ohne irgendwelchen Entgelt; heischen und-
nehmen auch für die Nachbehandlung nie einen Heller. Deutsch-
lands erste Chirurgen und Internisten. Sie wehren Vertretung^
die ihnen Muße zu einträglicherArbeit ließe, ab, fehlen in keiner
ernsten Stunde dem Werk, zeigen sich, auch die sonst mürrisch der»
den, dem wunden Krieger liebreich und fast immer sanft und be-
handeln jeden »Fall" so säuberlich, mit solchem Aufwand aller
Kunst- und Schmerzstillungmittel, als gölte das Mühen dem Viel-
millionär, der für die besondere Sorglichkeit der »Autorität" einen
Khalifensold zugesagt hat. Nicht jeder Name kann, da Hundert»
tausend täglich den tiefsten Kraftquell fürs Vaterland ausschöpfen,
auf eineFlaggenstangegehißt werden.Raschkrönt derRuhm nur
die siegreichen Heerführer und den von Fortuna gehätscheltenKrie»

ger, dem ein starker Handstreich gelang. Noch ist nicht einmal das
Verdienst des Obersten Groener, der das Eisenbahnwesen für das
Feldheer leitet, allgemein anerkannt: und ohne die ruhlos stille,
bedächtig kühne Organifatorenleistung dieses Abtheilunghauptes
wäre doch, trotz dem ungemeinen Können des Ministers von Brei«
tenbach, die flinke Bewegung unserer Heere, die geschwinde Her-
stellung neuer und zerstörter Schienenstränge, der sichere Nach»
schub von Mannschaft, Kampf» und Nährmitteln, der Rückschub
Gefangener nicht möglich geworden. Auch solchem Ruhm wird
einst Geburtstag. Den der Aerzte und ihrer Gehilfen, Pfleger,
Schwestern, trägt jeder freundlich Betreute ins Feld, in die Hei»
math. Und schweigt des Volksch orsStimme noch: wir wollen dank-
bar die Wackeren rühmen, die alltäglich, allnächtlich der antigo»
nischen Losung lauschen, mitzulieben, nicht mitzuhassen, und die,
erhaltend und schaffend, imjKrieg noch derMenfchlichkeitdienen.

Notizbuch.

Der fünfteIunitag.der vor sechsundsechzigIahren dasAllein-
herrscherrecht ihres Königs sterben sah.ist denDänenjetzt derGe»
burtstqg einer neuen Verfassung geworden. Eines Staatsgrund-
gesetzes, das demVolkswillen breiterenRaum gewährt als irgend-
ein anderes auf Europas Erde. Allgemeines, für Alle gleiches,
durch die Werlhung der Minderheit (Proportionalwahl) ver»
edeltes Stimmrecht kürt den Folketing, das Unterhaus; in den
Landsting, das Herrenhaus, führt der Weg über zwei Wahlstufen.
Die achtzehn (von zweiundsiebenzig) Peers, die bisher der König
ernannte, wählt nun der Landsting selbst. Jede Frau, die das sünf«
Andzwanzigste Lebensjahr überschritten hat, kann wählen und ab»
geordnet werden. Vorrechte derMannheitund des Besitzes gelten
nicht mehr. Ein Abkommen der Sozialisten, die nach dem letzten
Wahlgang die Leitung des Staatsgeschäftes ablehnten, mit den
bürgerlich Radikalen,aus deren kleinerKammergruppe dasMi»
nisteriumZahle hervorging, hat, endlich, denVerfassungwandel er-
wirkt, um den fünfzehn Ja hre lang gekämpft worden war. Christian
der Zehnte, der diese Verfassung nicht nur werden ließ, sondern
förderte,hat sich inHandelnundllnterlassenalsbescheidenen und
ernsten Regenten bewährt. Als er seinen Namen unter die Ar»
künde gesetzt hatte, dachte er wohl der Elbherzogthümer. Nach dem

ersten Krieg für ihre Erhaltung: Sturz des Absolutismus: 1866,
nach ihrem Verlust: neue Kürzung des Königsrechtes. Jetzt? » Von
dem düsteren Hintergründe des Weltgeschehens hebt sich unser
Verfassungfest in friedliche Helle. Möge dieses Gesetz unsererZu»
kunft zum Segen werden, damit wir künftigen Geschlechtern das
Vaterland, frei und ungeschmälert, wie wirs von den Ahnen er»
hielten,vererben können." In demschlichtwürdigen kopenhagener
Schloß sprichts der König; an einem Speisetisch, um den auchSo»
zialdemokraten sitzen. Draußen preist ihn eine Frauenprozession,
die Fabrikmädchen und Studentinnen den Theedamen aus dem
Hotel d'Angleterre vereint. Ein glückliches Land. Müssen wir die
Wurzel alten Grolles ausgraben und erforschen, welchenMächten
die Dänenmehrheit den Sieg wünscht? Nachrechnen, was der
Krieg dänischer tzändlerklugheit einbringt? Unnöthig. Vielleicht
klang aus Christians Wort von dem»ungeschmälerten Vaterland,
wie wirs von den Ahnen erhielten", der Widerhall einer Hoff»
nung. Unumgänglich scheint solche Deutung nur unserenFeinden.
Die zetern über den Belt: »An EuremLand hat Oesterreichs und
PreuHensRaubsucht sich zu frecherenBeutezügen geübtund unsere
ist drum, heute noch, Eure Sache." Die Zahl der Dänen, dererr
Sehnensziel auf unserem Festland liegt, ist winzig. Dem Wunsch,
alleNordschleswiger so redenund singen zu lassen,wie ihnen der
Schnabel gewachsen ist, muß in Friedenszeit Erfüllung werden.
Haben wirMußezuLuzusbirschaufarglosenTraum?IederPflicht
gewissenhast wägender Neutralität hat das Königreich genügt.
Oft erhalte ich Briefe, in denen gefragt wird, ob denn gar nicht
möglich sei, unseren Feinden zu melden, wie schlecht ihre Sache
stehe; ob glaubwürdige Berichte, die in Massen aus Flugzeugen
geworfen würden, nicht wirksamerwärenalsBomben; obsienicht
der Gasbläserapparat verbreiten könne, der dem neusten Haber-
Feldtreiben diene. Solche Vorschläge kommen aus dem Glauben,
daß dieunsfeindlichenVölkerUngünstiges nicht erfahrenundnur
mit Lüge gefüttert werden. AusAberglauben, scheint mir. Ich lese
viele ausländische Zeitungen und sehe, daß Briten, Franzosen,
Russen herbe Wahrheit nicht vorenthalten wird. Der Engländer
ließe sichs nicht dreiTage lang gefallen; und seineRegirungweiß,
zu gut, daß die Inselmenschheit unter rosig gefärbtem Meinung»

Himmel schnell wieder einschliefe, umTüncherei dieser Sorte auch
nurzuwünschen. Den Franzosen jucktnochdie Erinnerung an das
Verhängniß der Amtslügen aus dem Krieg seines letzten Kaisers 5
er will nichtwieder betrogen werden, freut sich, daß Ioffre ein Zranä
ckeksäN8 panacke, ein Feldherr ohne Pfauengefieder ist, und schlu ckt
gern die nüchternen Sätze derAlltagsberichte. Auch die russischen
sind schmucklos: haben dieRückzüge unddieRäumungvonPrze»
mysl nicht gehehlt. Das Mißgeschick, das, seit die Ausführung des
vom Generalstabschef Conrad vonHoetzendorff ersonnenen Pla-
nes begonnen hat, die Russen in den Karpathen, in Galizien und
der Bukowina verfolgt, war schon im Mai ein Hauptthema der
Dreibundspresse; und wer zu lesen versteht,merkte,wie unter der
Pfingstsonne die Hoffnung auf einen entscheidenden Schlag aus
Osten schrumpfte. Schweres Geschütz, hieß es,hat inGalizien ge»
siegt. »Das giebt den Deutschen und Oesterreichern die Neberle»
genheit." (Dann wäre abermals bewiesen, welche Dankessumme
Heer und Volk dem Grafen Schlieffen schuldet, der den Entschluß,
dieses Geschütz ins Feld mitzunehmen, als Generalstabschef nur
mühsam durchsetzen konnte.) «Dagegen hilft den Russen die zähe
Tapferkeit ihres Fußvolkes nicht. Erdlöcher, in die ein Haus zu
packen wäre: gegen solche Mörsergewalt ist kein Schützengraben
zu halten." In den drei Ländern wird ziemlich rauh kritistrt (und
.Alles" nirgends gesagt); diese Kritik dürfte in der Zone, wo sie
nicht erlaubt wird, niemals als Beweis dafür erwähnt werden,
daß des Feindes Zutrauen wankt und er am Ausgang des Rin»
gens verzweifelt. In jedem Lager wird behauptet, daß drüben nur
Lüge wuchere. Noch am zehnten Juni hat der Akademiker und
Lothringer Maurice Barres, der einst ein feiner Europaer und
Seelendurchleuchter war, im öcko cie ?ar>8 gesagt, in den franzö-
sischen Bericht dringe nie ein unwahrhaftiges, in den deutschen
kaum je ein Wahrheit kündendes Wort, und gefragt: »Wo, auf
dem weiten Rund der Erde, lebt noch ein Beobachter, ein Kriti»
ker der Kriegsvorgänge, der nicht sieht, mit welchen schlauen oder
plumpen Lügen die deutsche Regirung, vom ersten Feldzugstag
an, auf die Heeresstimmung einzuwirken versucht hat?" Ein Ge-
neral hat ihm den deutschen Bericht über ein Gefecht, dessen Leiter
er war, vorgelegt und gesagt: »Sie rechnen die Gefallenen als
Gefangene mit; addiren Tote, Verwundete, Gefangene. Armsä«

lige Bombenwerfer, die wir aus Granatröhren, aus aufgelesenen Abfällen machen, tauft ihr Bericht Kanonen. Diese klägliche Be» tricbsamkeit vergleiche man der Sitte, an die unser Großes Haupt- quartier sich, unerschütterlich, hält! Wir haben uns gewöhnt.nur noch die kühle Mäßigung zu lieben, und haben solche Angst vor überschwingender Begeisterung und geblümtem Enthusiasmus, daß wir oft über das Vernunftmaß hinaus gelangen." Deutsch« land hüte sich vor allem Wahngebild. Hätte ich mitzurathen, so würde ich empfehlen, in so langwierigem Krieg nicht täglich, son» dern nur, wenn Beträchtliches geschehen ist, von Amtes wegen zu berichten. Sicher istjedenfalls, daß die Franzosen ungefährwissen, wie es in Ost, die Russen, wie es in West aussieht. Das kann uns, muß uns genügen. Wird, von allzu Emsigen, der ganze Wahr» Heitvorrath ins Ausland geschickt: was bliebe der tzeimath?
Die Durchschnittsmeinung der ungehässig Neutralen spricht: »Im Westen hat höchstens das Heer, das hunderttausend Mann opfern will, Aussicht, vorwärts zu kommen, und noch nach'solchem Opfer bliebe die Durchbruchsgefahr für beide Parteien gering; die Russen werden lahm und können bald Lemberg, Warschau, Riga verlieren, aber, mit ihren Riesenreserven, im Herbst zu neuem Vorstoß gerüstet sein; dem Britenweltreich ist kaum erst die Haut geritzt und noch kein Haupttrumpf verloren; wenn Italien nicht rascher als bisher Erfolge pflückt, wird sein Heer, nach der Räu- mung Galiziens, von der deutsch-austrischen Ostarmee zermalmt oder sein Bürgerfriede von der Ungeduld und den Mängeln der Innenorganisation gestört! Deutschland hat die stärkste Waffe, die leistungfähigste Technik und in seiner Mannschaft lebt echter Krie» gerwille, doch die schwerste Probe beginnt ihm mit dem zweiten Kriegsjahr, das vielleicht nicht das letzte ist, und Wenns in dem Glauben beharrt, seine Feinde, England, Frankreich, Rußland. Italien,Serbien,Belgien,Iapan,Kanada,Australien,Nord-,West- und Südafrika, Ostindien, niederringen zu können, bringt jeder leidliche Friede ihm nur Waffenstillstand.- Das ist derInbegriff des Neutralenurtheils von heute. Die Moraltunke, mit ders be» gössen ward, brauchen wir nicht zu löffeln. Aneingeschränktes Lob jst selten. Neulich kams, nicht zum ersten Mal, aus der Ueberzeu» Mng des schweizerischen Obersten Müller, der jetzt die deutschen

Stellungen zwischen Maas und Mosel beschaut hat. In die Neue
Zürcher Zeitung schrieb er: »Die Haltung der preußischen Kern»
truppe ist unübertrefflich; ihr Gleichmuth hält jeder Todesgefahr
und jedem Kampfessturm Stand. Der preußische Generalstabs»
major, der mich begleitete und indem ich einen fein gebildeten und
hochsinnigenMann von warmemGefühl kennen lernte.sagte: ,Wer
je eineAnwandlung von Kleinmuthhat, braucht nur in dieFront,
zu unseren herrlichen Leuten, hinauszugehen, um seine ganze Sie»
geszuversicht zurückzugewinnen/Dem habe ich nichts beizufügen.
Ich müßte in Superlativen reden.um dem Gefühl meiner Bewun»
derungAusdruck zu geben." DasUrtheil eines unbefangen, also
neutral Sachverständigen wiegt schwerer als Geifergerinnsel.
Im Seplember, als ich hier gesagt hatte, dieser Krieg sei der
erste, der mit den Methoden und Mitteln der Großindustrie ge»
führt werde, werden müsse, gabs, besonders inParis, einWuth»
gestöber.»DerKriegalsGroßindustrie:alsoalsGeschäft!"Dumme
Fälschung. Was ich damals fagte, wiederholen sie ringsum jetzt
draußen. Herr Lloyd George rüttelt Technik, Industrie, Handel,
Gelehrte und Handarbeiter auf und überredet die Gewerkschaften
im Verzicht auf ihr Einfpruchrecht. Aus Kanada wandern sechs»
hundert Mechaniker in die Geschoßfabriken des Mutterlandes.
Herr Millerand hat ein neues Unterstaalssekretariat geschaffen,
das diepünktliche Lieferung ausreichenden Kriegsgeräthes sichern
soll und in dem ein General einem Sozialdemokraten gesellt ist.
Herr Henry Berenger fordert, daß Frankreich eine Waffenwerk»
statt („un arsenal clerriere une armee"), von Arms bis Marseille
eine Rüstkammer werde. Im«Platin« ruft Senator Charles Hum-
bert, derBerichterstatterdesHeeresausfchusses: »Die Geistersind
inKiarheit undRuhe gelangt. DasLand hat denKrieg verstehen
gelernt; hat eingesehen, daß in unseremIahrhundert derWissen-
schaft und derIndustrie auch derKrieg mitwissenschaftlichen und
industriellen Mitteln geführt werden und der Sieg nicht derhöch-
sten Mannschaftzahl, sondern der bestenWajfe und Organisation
zufallen muß. Das Land wagt endlich, sich selbst zu bekennen, was
ihm gefehlt hat; über die Erkenntniß seiner Lässigkeit tröstet es
rasch derWille hinweg, die Mittel, die es besitzt, fortan zunützen.
Spät ists geworden, nichtzu spät. Wir werden beweisen, daß unsere

Techniker und Handwerker mehr leisten alsalle anderen Wd daß
aus dem Lande derDescartes,Carnot,Napoleon die Methode.die
tzellsicht, diß Organisation nicht geschwunden find. Die Geschichte
lehrt uns, KsH Frankreich i mmer Wundervermocht hat, wenn es, in
Wollenseinheit.alleKrästeseinee Genius andieBewältigungeiner
Aufgabe setzte. Allzu oft ließ es sich die Frucht seines Könnens
stehlen.Turpin.der Erfinderdes Melinits,wird eingekerkert,ent»
ehrt, erst als halb gebrochener Mann derFr,ciheit zurückgegeben
und den Amtsbezirken auch dann fern gehalten. Laubeuf,derEr»
bauer des erstcnTquchbootes, des Musters dergräßlichenWord-
Werkzeuge,mit denenDeutschland jetzt'Britanien quält, sinkt in Er-
mattung und Ohnmacht., Mithaben die erste Flugzeugflottille:
als aber der Krieg ausbricht, ist uns Deutschland in derLußt und
unter dem Meeresspiegel voraus. Auch mit Schwerem Geschütz,
dessen stärkste Typen es uns abgeguckt hat. Der zehnte Krieg?-
monat bringtzHie Heimkehr gesunder Vernunft. Wir merken, daß
die Gekehrten, Techniker^A«beiter Deutschlands gefährlicher sind
als seine Soldaten, daß aver auch unsere Gelehrten, Techniker,
Arbeiter, nicht unfexe Soldaten nur, seinen überlegen sind. Frank»
reich wird eine Stunde heiligen Glückes erleben und den gewal»
tigen KWstaufwand vom Sieg belohnt sehen.- (Auf dem selben
Blatt steht der Wunsch des Majors de Civ^eux, alle Heere der
gegenunsverbündetenMächtedcmBefehleinesF"^herrnve'ines
einzigen, unterzuordnen) Sogar in Rußland ,oü das Gewerbe
mobilisirt und in allen großen Betriebsstätten für den Kriegs»
bedarf gearbeitet werden. In West und Ost wird gewarnt, Tech»
niker und Arbeiter, die für das Rüstungwerk brauchbar sind, ins
tzeex einzustellen. Der Krieg als Großindustrie: in drei Wochen,
dreiMonaten läßt sichs nicht einrichten. Großindustrie ist an-eine
Kulturform gebunden, 6ie nicht aus dem Boden zu Dampfen ist.
EnglandkannwenigstensvierErdtheileausbieten. RußlandsIn-
dustriezone ist schmal und ihr wichtigsterTheil vom Feind besetzt.
Frankreich? Im Verein deutscher Eisenhültenmänner ist gesagt
worden: VonFrankreichsRoKstahlproduktion sind 76, vonRoh»
eisen W, von Kohle und Kols etwa 74, von Eisenerz 90 Prozent
seit September in deutschem Besitz. Descartes, Carnot, Napo-
leon ersetzen nicht Hütten, Zechen, Maschinen. Aus Worten ist
schnell einSystem, nie aber eine schaffende Industrie zu ber>"'te".

yotteBismarckeGewissen eindicke resFellMsjetztdieEthos-
mode erlaubt? Von dem «Volksgemüth",dessenRegungBullen-
kalb und Warze uns täglich deuten, ließ er sich niemals stimmen.
Da,nachSedan,in berliner Zeitungen gesagt worden war, Louis
Napoleon, «der AnzcÄler dcs gräuelvoUen Krieges", wekdezu
gut behandelt, kam, aus Bossuets Stadt Meauz^ vom Bundes»
kanzler die Antwort: »Die Oesfentliche Meinung ist nur zu sehr
geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise vön
privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter
Anderem zu verlangen, daß bei Konflikten zwischen Staaten der
Siegersich, mit demMoralkÄdezin derHand, übtt dWBesiegten
zu Gericht setze und ihn fürDas, was er gegenihn, wo möglich, auch
für Dasjwas ergegenAnderGgethan hat, zur Strafe ziehe.Solches
Verlangenist abevvölligungerechtfertigtzes stellen, heißt: die Na»
turpolitischerDingei unter welchedieBegriffeStfäff,Lohn,Rache
nicht gehören, gänzlich mißverstehen; ihm evtsprechenWeße: das
Wesen derPolitikfälschen.DiePolitikhatdieBestrafungvonSün»
den der Fürsten und Völker gegen das Moralgesetz der göttlichen
Vorsehung.demLenkerdeiSchlachten, zuübel la^sen.Siehatweder
die Befugniß noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sondern
sich, unter allen Umständen, einzig und allein Zu fragend Was ist
hierbei derVortheil meinesLandesund wie nehmeich diesen Vor»
theil amBesten wahr? Gemüthliche Regungen haben auf dem
Gebiet der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht wie auf
dem des Handels.Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen
ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehet Von dem
Geflenn, das Aushungerung einlief Niederträchtiges, verruchtes
Kriegsmittel nennt, läßt Bismarck sich nicht rühren. „Wir sollen
Fleisch und Gemüse, Korn und Mehl, Kohle und Brennholz nach
Paris durchlassen, damit die Kinder, Frauen, Greise nicht hun«
gern und frieren? Human wäre es vielleicht, aber nicht praktisch;
und wo sichs um die Abwehr feindlicher Unternehmung gegen
das Vaterland handelt, hat der Verantwortliche nicht das Recht,
auf Kosten des eigenen Volkes human zu sein. Sichern wir auch
nur, unter Benutzung unserer der Industrie entzogenen Eisen»
bahnachsen, für den Tag der Kapitulation den Parisern Pro»
viant, dann werden sie ausharren, bis die letzte Pferdekeule und
Brotrinde verzehrt ist, und unsere falsche Humanität wird dcn

Krieg verlängern. Dränge dieser Plan durch, so bliebe mir
nichts übrig als die Bitte, Seine Majestät möge mich aller Ver»
antwortlichkeit entheben.Paris braucht nur den nutzlosenKampf
aufzugeben: dann thun seinenWeibern,Greisen,Kinderntzunger
und Kälte nichts mehr. Der Glaube, wir würden zwei bis drei
Millionen Menschen nicht der Qual des tzungerns aussetzen,
könnte sich als Irrthum erweisen; in der Wahrnehmung des Inter-
esses von Heer und Volk müssen wir unerbittlich sein. Wenn wir
nicht endlich angefangen hätten, die Stadt zu beschießen (was ein
Verbrechen wider die Civilisation sein sollte), wäre die angeblich
inhumane Aushungerung wohl noch fühlbarer geworden Man
soll diebewundernswertheKühnheit unsererLeutenichtmißbrau»
chenund,älaSteinmetz,Blutverschwendungtreiben.Nochweniger
aber Gefühlspolitik zu Gunsten des Feindes." Die Empfindlich»
keit derNeutralen schontederBundeskanzlerüberall.wo ersver»
antworten konnte. Als die Frage der amerikanischen Kriegscontrc»
bände streitig wurde, ließ er, von Versailles aus, in die Zeitungen
schreiben: »Maßgebend ist Artikel 13 des Vertrages von 1799.
Wir dürfen solche amerikanischen Schiffe nicht kapern, sondern
nur für die Zeit des Krieges in Befchlag nehmen oder uns die
Contrebande gegen Quittung ausliefern lassen. In jedem Fall
müssen wir den Besitzer in angemessenem Nmfang entschädigen.'
Diesen majestätisch Behutsamen hat die Kindermär der vor aller
Politik Blinden in einen schwerfüßigen Kollerreiter verzerrt.
Der Sozialdemokrat Gustave yerve wird, feit seine Tages»
zeitung Ouerre Sociale« mehrmals konfiszirt worden ist, von
manchen Deutschen als Friedensfreund undGegnerderBorussen-
fresser beschmunzelt. Irrthum, laß los derAugenBand! Genosse
tzerve ist, weil er Gauner gern Spitzbuben nennt und (unter dem
neckischen Spaltentitel „?eut «n le ckre?») heikle Fragen stellt.der
Rcgirung oft unbequem; doch uns nicht zärtlicher als Herr Clc-
mcnceau.d, ss mnngütiges Gekeif er mit fühlbarerWonncwcilcr-
giebt. Partergenossen haben ihngefragt.obnichtein rascherFric»
dcnsschluß möglich sei, wenn Deutschland aus Belgien. Frank«
reich, Rußland weiche und der Zustand wiederkehre, der imIuli
1914 war. Nein, brüllt tzerve auf. „Die Frechheit der vreußi«

schen Kriegerkaste würde danach gedoppelt. Die Kraft ihrer Orga»
nisation hätte dann ja einer Welt getrotzt, der Militarismus sich
als der Bürgerherrschaft im freien England und in unserer Re-
publik hoch überlegen erwiesen. Daß man sich den ganzen Erd-
theil entfremdet hat, würde als Unklugheit erkannt; und be»
schlössen, künftig fchlauer zu sein. Die Deutschen würden sich eine
weniger dumme Diplomatie und mehr Tauchboote anschaffen.
Europawäre verurtheilt, den bewaffneten Frieden weiterzuschlep-
pen, jedes Volk von Steuer und Wehrpflicht bedrückt, die Hoff»
nung der Demokratie und des Sozialismus erdrosselt. InTrient
und Trieft blieben die Italiener, in Bosnien die Serben, in Sie»
benbürgen die Rumänen im Joch? Hat Euch dieGeschichte denn
noch nicht gelehrt, daß Europas Leib so lange eitern, das Gezettel
und dieKriegsdrohung nicht enden wird, wieTürken undOester-
reicherüberFremdvölkerherrschen? Vergebens hättenMillionen
gc litten, geblutet, ihr Leben geopfert und der große Kampf müßte
morgen noch einmal beginnen? Nein! Nein? So grausig dieser
Krieg ist: er muß ausgefochten werden, bis derSieg erstritten ist,
der dentzochmuth der deutschenMilitaristen beugt, die zweikrie-
gerischen Adelskasten Mitteleuropas demüthigtund Allen die Gc-
wißheit bringt, daß selbst der durch Wasfe und Wirtschaft Mäch°
tigste, wenn er die anderen Erdbewohner mit der Peitsche nach
seinem Willen zu leiten versucht, endlich seinen Bändiger findet.
Dieser Sieg wird die Kaiser und die Junker in den Staub werfen,
jeder Nation gewähren, wasihr gebührt.Europa erneuen, festigen,
von Schwären befreien und dieVölker, die, statt ihrenStreitvors
internationale Schiedsgerichtzu tragen, die Kriegsfurie losketten,
mit dem Seuchenbann und derWachmannschaft schrecken. Dieser
Sieg soll unseren Kindern und Enkeln die Verlufte, den Zusam-
menbruch, das Gemetzel ersparen, die jetzt die Menschheit schön-
den.Dürfen wir, die Sozialistenpartei, in dieserStunde von Frie-
den spre chen ? Nein! Nein! Zum Nutzen des Volkes, der Arbeiter-
klasse, der Demokratie, derGesittung, des Sozialismus: Bis ans
Ende! Bis in den Sieg!" Von Einem, den derAufruf zur Wchr-
dienstweigerung einst in den Staatskäsig gebracht hat, war mehr
Wohl nicht zu erwarten. And Herr tzerve hat Dutzende ähnlicher
Artikel geleistet. Er brüstet sich in die Rolle des Tribunen, der
Mißstand und Mißbrauch mit glühendem Eisen sengt und ruch«

bar macht; und findet, daß die Censur, die politische Erörterung, nicht nur der Landesvertheidigung schädliche, verbietet, niemals Segen, fast immer Unheil stiftet. Aus dieser Meinung (für die er gebüttelt wird) spricht sein kaum noch ansehnlicher Vernunftrest. Aber: ?eut-on le 6ire? Darf mans (auf Deutsch) sagen?
Ein Schweizer war an,der Front und imtzauptquartier des Russenheeres und erzählt im «Journal cie(Zerieve«vondemGroß» fürsten NikolarMikolajewitsch. »DerrGeneralissimus schlaft höchstens vier bis fünf Stunden; alle anderen weihtder Unermüdliche durchArbeit. Er.ist im ganzenReichhöchst populär. DasRiesen» maß des Leibes, die Entschlossenheit und stolze, doch gerechte Strenge seines Wesens haben der Gestalt Legendenruhm ver» schafft. Dem Russen lächelt die Vorstellung, daß Würdenträger, weil sie, aus Dummheit oderFaulheit, die Pflichtschuld nicht tilg» ten, wie arme Schuljungen geohrfeigt wurden. Der kleineMann freut sich,wenn auch die,Dickköpfe'mal andieReihe kommen und ein Stark« sie tüchtig zaust. Da der Großfürst den Ruf fleckloser Ehrlichksu>undvöllige«Hingebung ansVaterlandhat.jauchzt die Menge jeder(wahren oder falschen) Meldung zu, die sagt, er habe einen frechenLüderer rauh angepackt. Dem waren viele tzchlucker in Demuth untergeben: könnten sie ihn doch sehen, wie er, an der Thür destzauptquartiers,sich,vorn oder hinten,oben oder unten, die brennenden Backen reibt! Der Großfürst fordert von Jeder» mann blinden Gehorfam und wird sogar von der Bureaukratie gefürchtet, die sein Befehl immerhin fchon zwei» oder dreimal aus dem gewohnten Schlendrian scheuchte. Die inRußland./eh^nden Deutschen haßt er grimmig; und wird deshalb, natürlich, auch von dem balto-preußischen Klüngel, der sich am, Hof erhalten hat, nicht geliebt. Zu seinem Neffen, dem Zaren, soll cr neulich gesagt haben: ,Was ich, im Feld, an Deutschen vor mir habe, schlage ich gründlich; darauf kannst Du Dich verlassen; könnte ich mich nur darauf Verlasjen, daß Du mitDeincnHof-Deutschen fertig wirstZ'Das tzeer liebt den Generalissimus und zilter^vorihm. Da er selbst beinahe rastlos fleißig ist, darf er Mannschaft und Führernllngcmeines zumuthen. Osfizicre allerGrade haben mir sein Talent gerühmt und bclheuert, daß er, nicht sein Stab, die

Operationen leite. Drei Armeeführer (für Polen, Galizien, den Kaukasus) sind ihm unterstellt. In Polen hat er, mit seinen Pio» nieren, wahre Wunder gewirkt; das ganze, zuvorstjft stranglose Land mit breiten und schmalen Gleisen auch im Frühjahr wsgsam gemacht. Für dieBeschleunigung derWaffen» undGeschoßsabri» kation ist schon viel geschehen. Die Offiziere, mit denen ich sprach, sind durchaus zuversichtlich. Rußland habe noch nicht einFünftel seiner Reserven einberufen. Die meisten Männer, auch kernge» sunde,seien noch zu tzaus.Am diefeMillionen zu drillen,zu klei» den, zu rüsten, braucht man, freilich, Zeit; doch detRusse hatsnie eilig.,In zehnMonaten, wenn Deutschland erschöpft ist, wird für uns der Krieg erst richtig anfangen. Fällt ein Mann: sechs sind zum Ersatz bereit. Wir könnens zwei Jahre, drei ohne irgend« welcheBeschwerdeaushaltett^AuchvonPolen Hörteich nurGutes über den Grobfürsten. ,Seine Proklamation hat die Beamten ge» ärgert, die uns die Freiheit nicht gönnen. Er aber duldet an der Giltigkeit seinesWortes keinen Zweifelnd würde einen Staats» streich wagen, wenn man uns betrügen wollte. Nebrigens liebt er die Polen und hat gespürt, welchen Nutzen sein Heer von uns hatte. Schade, datz er kinderlos ist. Wir hätten ihm, die Krone Polens anbieten können. Das wäre die beste Lösung des Pro» blems gewesen.' Diese Meinung hörte ich ziemlich oft. In War» schausoll ihmausmancherStratze zugerufenwordensein: Eslebe d?r König! Wenige aber nur glauben, daßNikolaiNikolajewitsch sich auf einen Thron sehne. DerLeiter eines freisinnigenRussen» blattes sagte mir: .Liberal ist 'er nicht; doch ehrlich und gescheit. Nutzt er seine ungeheure Macht, um das Reich auszufegen und uns von vertrockneten und käuflichen Beamten zu erlösen, dann hatRußland ihm diehcilsamsteWandlung zu danken.Den guten Willen traut man ihm zu. Allen gilt er als der Schicksalsträger, auf den in dieser Sturmzeit allein zu zählen ist'." So wars im April. Ob der aus den Beskiden, ausWest» und Mittelgalizien Gedrängte.bei Lemberg und bei Mitau Bedrohte frommemVolks-gefühlnoch ist, was er ihm war? Nnd obNikolaiAlexandrowitsch auch deM vomGlückVerlassenen lange gestatten wird, in derhei-landsglorie zu thronen, die nur dem Gossudar, dem Slawen» papst ziemt? Der Onkel als Neffe: ein Stoff für Gogol.

Den Vereinigten Staaten.
Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte.
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück?
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber« und Gespenstergeschichten.
Die Herren Woodrow Wilson und William Iennings Brya rr
sind nicht auf basaltloser Erde gereift; in ihr Ohr sind die Ritter.,
Räuber»,Gespenstergeschichten eingedrungen, vor denen Goethe
die Kindheit der Vereinigten Staaten warnte. Ohne Spott muf^
ausgesprochen werden, daß die Seele der beiden Männeruns vom
Edelrost verfallenerSchlösser umsponnenscheint und daß ihrWort-
turnier sie als Ritter zeigt, die kein himmlischer, kein irdischertzort
in die Wahl unadeliger Waffen zu locken vermöchte. Was sieuns
im Rosenmonat erleben ließen, wirkt wieGedicht, das aus demEm-
pftndenskreis Wolframs, des im tiefsten Sinn frommen Eschen»
bachers.in denschörferenLuftzugunsererTagespukt. KlareAugen
haben HerrnBryan nie als eitlenTrops, Gaukler, Geldharker ge»
sehen. So spiegelte ihn schlechtes Holzpapier. Auch von Geistreich»
thum (derihm nun, plötzlich, zugeschrieben wird) funkelt er nicht. Ist
eher indieReihederdurchEinfaltStarkenzuweisen.DenWunder-
knaben aus Nebraska hat Bambergers höllisch kluger Hohn ihn ge-
nannt, als der inIllinois,inderStadtSalem(Ierusalem),Gebo-
rene die Anwaltskanzlei verließ, aus Lincoln (Nebraska) nach
Washington schritt und in allen Staaten der Silberwährung An-
hang warb. Dreißigjährig: ins Repräsentantenhaus abgeordnet;
sechs Jahre danach: vom Nationalkonvent in Chicago als Präsi»
dentschaflkandidat aufgestellt. Drei Lustren lang ist ers geblieben.
Da der Demokratenpa? tei, in der Zeit des Zwistes Tast-Roosevelt,
wieder dieSonne aufging, räumte er demProfessorWi!son denAn-
wärterplatz und wurde der emsigste Wahlagent des Buchm?nschcn.

Der Staatssekretär des Präsidenten. Mit seinem gläubigen Gott»
suchergemüth, seinem nach Massengunst langenden Aposteltrieb,
seinerNeigunginchristlichenSozialismus.seinemfchrulligenEnt-
schluß, auch fremde Diplomaten in der Amtswohnung nicht ein
Tröpflein desGiftesAlkoholnippenzulassen?DankvomWeißen
Haus: hieß es ringsum; Wilson schuldet ihm diesc Ehre. Lange
wird der Spaß nicht dauern. Denn Bill Bryan kennt das inter»
nationale Geschäft nicht, liebt seine Freiheit, seine Rednerrund»
reisen und hat zum Handlanger nicht den Stoff, nicht das kühle
Blut in sich. Der Kampf um den Einfluß in Mexiko, wider den
schlau tapserenIndianerHuerta entlarvt ihn als fehlbaren Men-
schen (der in Mitteleuropas welke Diplomatenzunst taugen wür»
de). »Er muß gehen." Er bleibt. Kann sich aber als Persönlichkeit
nicht mehr mit vollem Gewicht durchsetzen. »Der Präsident fragt
ihn nun kaum noch. Besinnt und entscheidet Bedeutendes allein.
Geduldet Euch: Bryan erlauert die ihm günstige Stunde und
wird noch einmal, aus eigenen Willens Recht, Werber um den
höchsten Staatssitz. Oder prasselt mindestens, ehe er in Dunkel
sinkt,noch eine weithinleuchtendeFeuergarbe himmelan.'Horchet:
seines Namens Hall kreist um den Erdball, mit ihm um das Getös
der Sonne. Der Mann der Volkspartei will dem Volk in leben-
diger Zeit vergeblichen Streit ersparen, um jeden Preis ihm die
Wohlthat des Friedens sichern (denTheoderich Roosevelt, Prä«
sidentschaftkandidatund Plakatmensch, rasselnd bedroht): und ver-
mißt diese Sicherung in der Note, die der Kapitolsbeherrscher in
Einsamkeit erbrütet und auf den berliner Zietenplatz geblitzt hat. Er
geht. Aus Jerusalem nach Jerusalem ? InNobels oder in Tolstois
Eden? In Glanz oder Martyrleid? Er geht. Und winkt den ein»
gebürgertenDeutschen,die ihn für ihren Feind hielten (und gewiß
gegen ihn gestimmt hätten) zärtlichen Scheidegruß. Auf Wieder-
sehen ? In sein Arbeitzimmer siedelt sich Herr Robert Lansing. Ein»
undfünfzig; als weltläufiger Anwalt und tüchtiger Rechtskenner
bewährt; Schiedsgerichtsfreund ohne Grillen. Der letzte Funke
verglomm. Und unter dem dunklen Erdzeltdach kicherts: »Feuer»
werk! Aber hatten wir nicht längst, als ins Weiße Haus Ginge»
weihte,vorausgesagt,daßBryangehenmüsse,nichtbleibenkönne?"
Die neue Note desPräsidentenkonnte er als Staatssekretär
überleben. Hat wohl auch nicht ernstlich gefürchtet, daß die mehr»

fach wiederholte Mahnung zu Rückkehr in Menschcnpslicht die
HäupterdesDeutschen Reiches in denEntschluß zu Atlantiskrieg
bäumen werde.Wollte er dieGegenwart mitGlück benutzen?Das
thut, inWahrung staatlichen tzoheitrechtes, auch HerrWilson; er
denkt: .Wenn die Deutschen denVortheil, den ihnen der Tauch»
bootkrieg bisher gebracht hat, gegen den Schaden abwägen, der
ihnen aus schroffer Lösung unserer alten Freundschaft entstünde,
wird ihr Verstand dem Groll Schweigen gebieten. Warum grollen
sieuns?WeilauchamerikanischeFabrikanten(mancheLadungkam
auf demLandweg aus dem englischenKanadazu uns)derTriple>>
EntenteWaffen undMunition liefern. Das ist den Bürgern neu-
tralerStaaten erlaubt; nach der haager Satzung, dieDeutschlands
Vertreter empfahlen, damit Krupps Leistungfähigkeit nicht der»
dorre. Kein Vorwurf haftet am Gehaus unseres Staates." So
denkt er. Seine Rede tönt wie eines Gralsritters, der den verirr»
ten Bruder in würdige Menschlichkeit zurück flehen möchte. Die
Hörer fühlen:Dieser glaubt.was sein Mund spricht. Solches Go
fühl mag ihm die Machtfrist dehnen. Zwischen zwei Welten reckt
er als Richter das Haupt. Und doch kann ein behender Massen»
umschmeichle? ihn morgen vom Kapital in Verachtung stürzen
Aus derUnkennlniß fremden Volkswesens, gar aus denNc»
wußten Willen zu solcher Unwissenheit keimt schädlicheres Gift»
krautals, heutenoch, ausderMachtgierderFürsten, aus gewissen-
loser Ränkesucht eitler Minister. Der Bürger der Vereinigten
Staaten weiß nicht, was unser Krieg ist; ihm ist dieAuferstehung
des Kriegergeistes, die stete Bereitschaft zu düsterem Waffenreigen
nicht das Ziel hehren Menschheitsehnens und er will nicht, daß
die schwächer Gerüsteten unterMangel, der ihn Verdienst dünkt,
leiden. Er ist anders als der hiebfrohe Germane; mußte, in seiner
Neuen Welt, anders werden. Ihn als Schacherseele zu ächten,
ist thörichter Frevel. Pflanzer und Züchter, Zeuger und Ver-
schleißer vonWc limarktwaare: solche Gesellschaft kann, wenn kein
naher Feind noch ihr Leben gefährdet, nicht inbrünstig sich einem
Drang vermählen, der nicht aus ihrer Scholle wuchs und der ihr
Seelenklima erkälten müßte. Nur ein Gott darf wollen, daß seinem
Bildalles Lebende ähnlich sei. Werihm,ohnetzimmelskraft,nach»
ahmt, scheidet sich selbst aus der Gemeinschaft der That und des
Traumes, des Leides und derFreude;undvergrämt sich, im hör»
'"l^'n Panzer, im Talar der Würde, auf fruchtloser Klippe.

Verse.
Verse.

Deutschland an Gluck.

habe Dich geboren, starker Sohn,
«W» Daß ich in Dir mein eignes Räthscl löse
Und, Dich begreifend, wisse, wer ich sei.
Ich habe Dich genährt, mein starker Sohn,
Mit Ernst und Spiel; und Alles, was mir eignet,
Find' ich in Dir in Leidenschaft erhöht.
In Dich schoß all mein Saft und setzte Ringe,
Groß wie die Sphären, cm.. Die dunkle ttraft
Find' ich in Sir zu reinem Maß gebändigt
weh mir! Ich muß in Dir mich selber suchen
Und doch verlieren, — ahnen stets, nicht finden:
Der Mutter kos, die Göttliches gebar.
Schant, Zeiten, her! Ich senke mein Geheimniß
In dieses Mannes Brust und gehe weiter
Und suche mich in karger Endlichkeit.
Susanne Trautmein.

Ruinen.

Auf kahlen Höhen blüht Erinnerung
Und überhaucht den Stein mit mattem Grün;
Lebendiger Vdem weht aus Dämmerung,
küßt rothes Blut aus Felsenadcrn glühn.
Ein alt Gemäuer lächelt mild durch Rüstern,
Von Söllcrtrümmern grüßen tote Tage
Und zwischen Dohlcnschrci und Exhcuflüsicrn
Braust feierlich der Brgelklang der Soge,
Das Klagen stirbt nicht auf des Nachtwinds Lippe,
Der alte Park vcrnimmts und schauert leis;
Gespenstisch Lieben spinnt um Baumgcrivpe,
Um das ein grün-verwittert Steinbild weiß.
Ein Lcichenauge mit gcbrochncm Glanz,
Stiert durch vergilbtes Laub der trübe Weiher;

Die Zukunft.
Auf moosigen Stufen träumt ein welker Kranz.
Lern über blauc Föhren flicht ein Reiher . . ,
Flandern. Dr. Wolfgang Hofmann
Kriegsfreiwilliger.
Den Manen Bismarcks.
Brandfackeln, Mörserdonnern,
Kriegslärm in Sommcrluft;
Ls schwirrt der Waffen Klirren
Zu eines Großen Gruft.
Als Blto Bismarcks Auge
Einst sank in ewige Nacht,
Da klang es bang: was hast Du
Für immer uns vermacht?
Du wecktest in uns Kräfte,
Die lang wie tot geruht,
Du impftest Selbstvertiaucn
Und Stolz ins deutsche Blut.
Es gab Dein kühnes walten
Uns lNulh zu scharfem Streich;
Du schufst aus Bruch und Uloder
Ein neues Deutsches Reich.
Dein Geist war mit den Fahnen
In jenem großen Krieg:
Du, neben nnserm Heere,
Verbürglest uns den Sieg.
Doch was wird überdauern
Die falte Fricdenszeit?
Partcicnspaltung, Haderl
Die große Zeit liegt weit,
was ihre vnlcr schufen,
Die Kinder wahren? kaum
Drängt sich nicht dies E> kennen
A s Alb in Deinen Traum?
Da, plötzliib, wie ein welter
von Bsttn, Nord und West
Der Feind zieht an, geilt Aricgsruf
Hinein in Fried und Fest,

Verse.
Und wie ein Leu springt Deutschland
Empor aus Rausch und Ruh:
Wir sind bereit, Ihr Hunde,
Kommt nur, wir schlagen zu!
von Eisen starrt und Thatkraft
Ganz Deutschland, Straf mich, Gottl
Das sind die selben Kämpfer ^
von Spichern und Gravelotte.
Da giebts nicht Preußen, Bayern,
Da giebt es Deutsche nur,
Geeint zu straffem Wollen
Auf großer Ahnen Spur.
Es donnern die Kanonen,
Es dröhnt dcr Heere Schritt;
Zu siegen und zu sterben.
Ein ganzes Volt zieht mit.
Wahrt Euch, Germanen kommen,
Nicht Zögern giebts noch Halt!
Schlaf ruhig, Btto Bismarck,
In Deinem Sachsenwald.
Elisabeth von Igel,
geb. Bronscnt von Schellendorff.
«LS
Dragonerballade.')
Und hinter Dir brennen die Städte so roth
Und vor Dir brüllt aus Haubitzen dcr Tod,
Was reitest Du, junger Dragonerfant,
Nur mti zweien Mannen ins grimmige Land?
von russischen Feinden wimmelt der Hain:
Du reitest in frühes Sterben hinein . . .
Doch dcr Lieutenant lächelt und kühnlich meint:
„Schon achtmal ritt ich Patrouille zum Feind;
Noch blieb meine Jugend unversehrt,
'Ich bin mit seltnen Gewaffen bewehrt;
Denn nichts ist für deutsche Reiter zu kühn,
wenn alle pulse Begeisterung glühn . .
*) Die Dichterin wurde durch einen Vorgang angeregt, den der
Herausgeber der „Zukunft" im vorigen Herbst hier dargestellt hat.

Und sein Roß greift aus und die Nacht sieht in Klut^—
Lahr' I in, fahr' hin, Du heldisches Wut!
weit lintcr ihm fielen die Mannen längst:
Da saust eine Augel, es bäumt sein Hengst. , ,
Der Lieutenant stürzt; eine Stirnwnnde klafft. ^ .
B lachender Muth, o Leidenschaft I
Nun liegst Du einsam, die Scholle wird roth . . .
Begrüßt Sich oder küßt Dich der Tod?
Da klingen aus Fernen Stimmen an
Und Räder rasseln und Helfer nahn.
„Komin mit, Tieswunder, wir betten Dich gut,
wir fahren Dich weithin in zarte Hut;
Ein Blutquell strömt Dir übers Gesicht
Und drüben rasen d e Äugeln dicht,"
Diauf er: „Laßt ihn rinnen, und brächt' es mir Tod:
Wenn meine Genossen in Aamxf und Noth,
Ulcine Mannen nah sterbend am Wege ruhn.
Will ich auch nichts Vcssercs haben i nd thnn.
Fahrt hin und bnngt sie mir eilend zur Stell', —
Denn mein rothes Blut und die Zcit rinnt schnell . .
Der wagen jagt fort in stürmendem kauf . . .
Zwei Stunden gehen . . . Der Morgen blüht auf . . »
Und sie fanden die.Treuen am Wcgcsrcmd,
Von Lanzen durchbohrt, noch von Leben entbrannt . . »
„Euer Lieutenant harrt blutend Eurer im waldl"
Da faßts die Dragoner mit neuer Gewalt:
„So gicbts keine CZual und kein Sterben mehr,
Führt uns zurück zu ihm und zum Heerl"
Nun liegen die Dreis vereint auf Stroh.
Ihre Augen flammen so morgcnfrohl
Drei wunde Helden lächeln in Glück,
Und — fahren in Leben und Kampf zurück . . .

Baden-Baden. Alberta von puttkamer.

Herausgeber und »erantwortlichcr Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Sarleo <S. m. b. ß, in Berlin.

t
Kennen iv
ttoppegsrten
V. , , , "'
Lommek'- lVlseting
Siebentel' l'ag
8onnwg, l!sn 20. luni, naokmittags 3 UKp
7 Kennen;
UK. 14— I
. 12,-
, 10.-'
6,—
, 8,- ,
4,—
. 4,- ^
. I,- j
Lirr I^ogeoplst? I, RsiKs
cio. II. „
I, ?IstZ tteiren .
cj«. Osrri"ri
Liil Lilttelplsl? IIe>r> >i
clo. Osm,
Lsttolpl^ Herren . .
cio, Oärrierr .
Lill älilter ?1äts . .
üii>6e,k!lr>eri ....

ie Zukunft. —
5».
vs^IinisoKe Sailen » LissellsvKstt.
vilsnk per ult. ve^emder I?I4

5 l!7U 4 1^
2 «03 <>U >
IS», -ttll -
Ist 20 i -
^ 570^,«
> 0, 0M0
? I 57 > 54
3073 419 «t
570 2M
5!«7 151 9«
2 3»« 238 ^3
l
1
,5«UUü7 «9
51.
100000
1 000 00«
150 000
237 297
487 297
—
IS 77g
23
13 383 SM
I«3 340
,5 050 >.,_'<
>
1)«0,'1..
»>»« I>ivi.I«»I'> »nk>l.l««>'.- ^K,I«.K!>!.!I,,I . , , ,
10 ovo —!
4 IM
1V «,«,2^
«ii5492»
«.', ' 4«! IS
101 571 71
10.00 —
!<>,'>-! R>
1S3341i!«6
527 20l!sll
pk
44 953^2«
482 24^ 22
527 2^1^0
««r,!,,, ,,„ .Xlär? 1915,
I I^S? r^« > k?s^ r!s^ r^« l^», r^sz?»

Verlin, den 26. Juni 1915.
Patriotismus.
Sommers Anfang.
H^!?er Patriotismus verdirbt die Geschichte. Wie wenig enthält
.„Ä^ auch die ausführlichste Geschichte einesVolkes, wenn man
sie dem Leben dieses Volkes vergleicht! Und von dem Wenigen:
wie wenig ist wahr! Und ist von dem Wahren irgendetwas über
allen Zweifel hinaus? Nicht Alles, was uns als Geschichte dar»
geboten wird, ist wirklich geschehen; was wirklich geschehen ist, Das
ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird; und was so geschehen
ist, Das ist nur ein ^Geringes von dem überhaupt Geschehenen.
Sir Walter Raleigh warf das Manuskript seiner Geschichte ins
Seuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den
andere Augenzeugen, von einander abweichend, auch ganz anders
erzählten, als er selbst ihn wahrgenommen hatte.Da trat ihm der
bedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die
Seelezund sogleichfaßte er inseinemUnmuth den Entschluß, nicht
ferner zur Erhaltung und Verbreitung des Truges mitzuwirken.
Wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und
falschesBildvonderfrüherenWelt.WasderHistorikerfürWahr»
heit hält, ist es nur für ihn. Jeder hat nur seine eigene Wahrheit.
Die mathematische Wahrheit aber ist für Alle die selbe. Ein großer
Theil der Geschichte ist nichts weiter als ein Klatsch. Mir scheint,
daßFaustRecht habe: ,Was man den Geist derZeiten heißt, Das
öst im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich be»

spiegeln/ Juden, Griechen, Römer haben ihre und der anderere
Völker Geschichte nicht unparteiisch vorgetragen, also verdorben.
Das thun auch die Deutschen. Der Patriotismus verdirbt die Ge»
schichte. DemVaterlandkönnennichtAlleaufgleiche Weisedienen»
Jeder thue seinBestes, je nachdem Gott es ihm gegeben! Ich habe
es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen»
Ich kann sagen, daß ich in den Dingen, die mir die Natur zum Tag-
werk bestimmt hatte, Tag und Nacht mir keine Ruhe gelassen und
keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und>
gethanhabe.so gut undso viel ich konnte. Wenn Jeder von sich das
Selbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen. Während der
Befreiungskriegeging ich inmeinemWesen fort und suchte zu er-
halten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatz zu dem Lauf der
Welt. Auch nach außen fuchte ich diezu Haus gebliebenen (nicht ins
Feld gezogenen) Freunde der Wissenschaft und Kunst aufzufor-
dern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation
so nöthig haben werde, erhalten mögen, und wäre es auch nur
unter derAsche. In dem Gerede über meinetzaltung in jener Zeit
fühle ich eine neueForm des altentzasses, mit dem man mich seit
Iahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich bin
Vielen einDorn im Auge, sie wären mich, Alle, sehr gern loszund
da man nun an mein Talent nicht rühren kann, so will man an
meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein,bald egoistisch, bald voll,
Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald-
ohne Christenthum; und nun endlich gar ohne Gefühl für mein
Vaterland und meine lieben Deutschen. Ein deutscher Schrift»
steller.-eindeutscherMärtyrer l Und wenn noch die bornirte Masse
höhere Menschen verfolgte! Nein: ein Begabter und ein Talent
verfolgt das andere.Jeder sucht denAnderenschlechtundverhaßt
zu machen: da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken
die Welt groß und weit genug istund Jeder schon an seinem eigenen
Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffenmacht. Mit
dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen
der Kultur werden Sie ihn immer am Stärksten und Heftigsten
finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet unb
wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder
Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen
begegnet. Diefe Kulturstufe war meiner Natur gemäß und ich hatte

mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht
hatte. Alle Pfuscherei hasse ich wie die Sünde; besonders die
Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und
Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Was heißt denn: sein
Vaterland lieben und patriotisch wirken? Wenn ein Dichter sein
Leben lang bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, eng-
herzige Ansichten zu befeitigen, den Geist seines Volkes aufzu-
klären,, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung- und
Denkweise zu veredeln: was soll er Besseres thun und wie soll er
patriotischer wirken?" Also spricht Goethe. Noch verglüht die
Sonne, unter der, auf deutscher Erde, Lessing den Patriotismus
eine heroische Schwachheit genannt und Herder gezürnt hat:
»Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich und schädlich." Schon aber
hat, zehn Jahre vorBonapartes Einbruch inDeutschland, ehe im
Thal, in der Niederung der »bornirten Masse", die nationale
Stimmung, Gefühlsfpannung entstand, der treffliche Jüngling,
den Goethe bedeutsam Hermann heißt, in die tzeimath gerufen:
„Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes
Wohl sich
Und um des Baterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Ja, mir hat es der Geist gesagt und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Baterlande zu leben
Und zu sterben und Anderen ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen IugenS beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
. . . Von hier aus
Geh' ich gerad in die Stadt und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen . . .
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, sür Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und ^gegen den Feind zusammenstehend erlagen."
Iünglingsüberschwang? Noch spricht von der Lippe der in
West erwachsenen Menschen stolzes Volksbewußtsein lauter als
von deutscher. Burke: «Aus demtzeimathboden quillt uns Süße,
die keines Dichters Kunst uns vorzuzaubern vermag. Hinter der
Kindesliebe zu den Eltern, dem stärkstenNaturtrieb und Sittlich-
teitinstinkt, kommt sogleich die Liebe zum Vaterland. Jedes Wesen

liebt seineBrut,das von ihm und aus ihm Geschaffene, jedes aber
auch denOrt,wo es geboren, dastzeim, worin es gehaust hat,die
Weide, auf der es graste, dieWildniß, durch die es streifte.Dieser
Trieb ist unausrodbar, er haftet tief im Gedächtniß, löst sich nie
ganz aus ihmundbindet das Geschöpf fest an das Land seiner Ge-
burt." Canning: »Stärker als alles Streben nach Besserung des
politischen Zustandes, so stark wie irgendein anderer Naturtrieb
ist die Liebe zum Vaterland. Ob wirs loben oder tadeln:- es ist.
And wir dürfen wohl nicht darüber klagen, daß überall, wo Er»
oberer einbrachen, die erste Erwägung derUeberfallenennicht war,
ob die Verfassung ihres Landes gut oder schlecht sei, sondern, ob
der Altar, an dem sie gebetet, das Haus, in dem sie gewohnt, die
Gruft, in die sie ihre Eltern bestattet haben, entweiht und fremder
Gewalt unterthan werden solle." Rousseau: »Die Gewohnheit,
die aus nationalen Einrichtungen und Sitten entstehtund ein Volk
von jedem anderenunterscheidet,ist nicht zu entwurzeln; undaus
ihr sproßt die Vaterlandliebe, die jeden Volkstheil inderFremde,
auch unter Genüssen, die ihm die Heimath nie bieten konnte, von
Heimweh siech werden läßt."Lamartine: »DenVölkern ist die in»
nere Freiheit nicht so wichtig wie die Wahrung der Nationalität.
Die Freiheit ihrer Staatseinrichtung werden sie eher opfern als
Namen und Scholle." Rückerts Weisem ist nur der Himmel das
Vaterland. Fichte ruft, vor seinem Tag vonDamaskus: »Mögen
die Erdgeborenen, welche in der Scholle, dem Fluß, dem Berg ihr
Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Vaterlandes blei»
den: sie behalten, was sie wollenund was sie beglückt; dersonnen»
verwandte Geist wird unwiderstehlich dahin gezogen werden und
sich wenden, wo Licht und Recht ist. Und in diesem Weltbürger»
sinn können wir dann über die Handlungen und Schicksale der
Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbstundfürunsere
Nachkommen, bis an das Ende der Tage." Aus denReden (des
von Bonaparte und von Censorseifer Empörten) an die deutsche
Nation pocht ein schnellerer Puls; schmettert ein Lerchenlied.
In der berliner Akademie der Wissenschaften hat, einHalb»
jahrhundert nach Goethes Tod, EmilDuBois-Reymond gesagt:
»Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die
Reihen der Wirbellosen, finden wir etwas dem Stammgefühl
Aehnliches, wenn es auch nurim Zusammenhalten derIndividuen

der selben Gesellschaft und in Feindsättgkeit gegen nicht dazu gc°
hörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner
schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven großzuziehen, welche ihnen
die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen lieb»
kosend ihre lange abwesenden Genossen und fallen wüthend über
die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel
anders geht es bei rohen Völkerschaften zu. Wer könnte danndie
Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenfchcn»
Häuptlings beim Kampf seiner Horde um einen Iagdgrund oder
eineAusternbank und denenRostoptschins, als erMoskau bren»
nen sah?Niederen Ursprunges, wie viel des Höchsten in uns, wird
in dem sich selber steigernden Entwickelungprozeß derMenschheit
das Nationalgefühl zu einer der mächtigstenTriebfedern unserer
Handlungen. Das römische Nationalgefühl ist die Karikatur des
hellenischen. Von seinem erstenAuftreten an sehen wir dasRömer»
Volk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es
zu Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an
derArbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist
sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine
Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern,
aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten
Sinnes unserer Knaben, die wir, sonderbarer Weise, inBewun»
derung des Römerthumes erziehen, daß, wie Schulmänner be»
merkten, stets ihrtzerz mitHannibal und den Töchtern Karthagos
ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kamps abschnei»
den. Wie viel Achtung in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit auch
die Politik einflöße, welche Karthago schleift, wie sehrauch die aus
so vielen anderen hingewürgten Nationalitäten errichtete Römer»
größe blende, endlich, welche Dienste auch die Römer nebenher
und, man kann sagen, unwillkürlich derMenschheit leisteten: das
,?u regere imperio populos, Romane, memento' ist aus jenem ZUM
Wahn verkehrten Nationalgefühl gesprochen, wie es die Geschichte
unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt
hat. Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier, inBerlin, Fried>
richs Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen
Maupertuis, später den Piemontesen Lagrange; in Paris, eine
literarische Rolle spielend, dieDeutschentzolbach und Grimm, den
Neapolitaner Galiani. Philanthropie ward die Losung der Zeit.

Der Kosmopolitismus, zur Lehre erhoben, öffnete allen Vö'kern
die Arme. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie poli»
tisch gleichgiltig; und diedeutscheLiteratur der klassischen Periode
ist gerade einzig dadurch, daß sie allen Völkerstimmen gelauscht,
in allen Tönen sich versucht, in hellenischem Schönheitsthau sich
gesund gebadet und mit Shakespeares Genius Ilmgang gepflogen
hat. ‚Ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke'; und nichts verfehl»
ter und widerwärtiger zugleich als das Bestreben ungebildeter
Agitatoren, Schiller zu sich ins Parteigewühl herabzuzerren und
ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegan-
genen Schlagwörter im ‚Tell', denen eine Menge anders klin-
gender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinn des Wor»
tes aufzubauschen. Nationaler Dichter war er, ja: aber sosern
Weltbürgerthum das echte deutsche Nationalgefühl ist. Während
Deutschlandsich inkosmopolitischenTräumen wiegte, bereitetesich
jenseits des Rheines der Umschwung vor, der das Nationalge»
fühl auf langeZeitzum wichtigsten Hebel derWeltgeschichte machen
sollte. Reberall in dem vom ersten Napoleon zertretenen Europa
erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten National»
gefühles. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die
Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, An»
garn, Italien und das neue Deutsche Reich als nationale Staa»
ten hervorgingen. Ein Gefühl, das solche Thaten vollbringen hilft,
ist sicher eine der höchsten menschlichenRegungen.Dieses Gefühl
hat das Große, daß es zu opferfreudiger Hingabe bis in den Tod
spornt; es hat das Schöne, daß vom Palast bis zur Hütte jeder
nicht ganz verwirrte Sinn sich zu ihm bekennt; es hat das Edle, daß
es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht.Wie
derAhnenstolz,kannderNationalstolzin lächerliche Aufgeblasen»
heit ausartenzdenn mit fremdenFedernsich schmücken.ist albern.
Aber gleich dem Ahnenstolz richtet auch der Nationalstolz an die
Einzelnen die Forderung, hinzugehen und Derer sich würdig zu
zeigen, mit deren Verdienst sie prangen. Fraglich ist aber, ob die
erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einenTheildes
Volkes ausübt, nicht durch den Schaden überwogen wird, den es
stiftet, indem es zurUeberschätzung der eigenen, zur Iwterschätzung
der fremden Vorzüge verleitet;unddie neuste Geschichte lehrt hin»
reichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die

Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, daß er seine
Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine
Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk ein gefährlicher Zustand,
demNarcissus ähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Prak-
tisch wie ethisch war dem heutigen Zustand der Deutschen der Zu«
stand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Anter»
legenheit zu bekennen pflegten. Gerade, weil sie die Vorzüge an»
derer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang ihnen in man»
chen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch ge»
wissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie,
wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des
Menschengeistes in allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig
<in. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden
möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehrzu lernen haben,
leistet ihnen einen schlechten Dienst. Der Zustand Europas, in
welchem die Nationalitäten einander gereizt gegenüberstehen, ist
einfach barbarisch; ihn herbeigeführt zu haben, ist eine der ver»
derblichsten Thaten der Napoleoniden. Einen aus der menschlt»
chen Natur fließenden zwingenden Grund für die Spaltung der
KulturmenschheitinlauterfeindfäligenBlickes einander messende
Nationalitäten giebt es nicht. Leider ist viel leichter, zu entzweien,
«ls zu versöhnen, viel schwerer, die guten als die schlechten Seiten
der menschlichen Natur aufzuregen. Nnd so lange die Völker den
Kampf ums Dasein, statt mit geistigen, mit leiblichen Waffen füh»
ren, wird das Nationalgefühl der Massen dem Staat, für den es
eintritt, eine furchtbare Kriegsmaschine bleiben. Eine Nation ohne
Nattonalgefühl wäre, wie ein, nach dem Evangelium, den anderen
Backen darbietender Christ, zu gut für diese beste der möglichen
Welten. Schlagen andere Völker an den Schild ihrer Nationalität,
so wollen auchwirlaut an den der unseren schlagen.Aber bleibenwir
uns bewußtDessen,was wir thun.Suchenwir uns schwebend über
dem Kampf zu erhalten,zu dem wir, unsererNatur nach,nur un»
gern uns herbeilassen.Diese Stellung allein erscheint würdig der
deutschen Nation, ihres idealen Sinnes, ihrer Mäßigung und
Anparteilichkeit,ihres angeborenen Weltbürgerthumes.Das Na»
t^onalgefühl der Griechen war unbewußter Kosmopoiitismus,
Weilseine Ziele einerlei waren mitderMenschheit höchsten Zielen.
Das Nationalgesühl der Deutschen ist bewußter Kosmopolitis»

mus, weil die Deutschen von der geistigen Höhe, auf der sie zu leben,
gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen."
So durfte, an einem Feiertag der sichtbarsten deutschenAkade-
mie,in dertzauvtstadt dessiebenjährigenReiches einKelte sprechen^
der amzwanzigstenIuli1870,amMorgen nachFrankreich sKriegs-
erklärung, seine Vorlesung mit dem Satz begonnen hatte: »Ver»
gessenSie.daß ich einen französischen Namen trage, und lassen Sie^
uns an dieArbeit gehen/ DerBlick des Naturforschers und An»
thropologen sah den Quell des Gefühles (das, in neuerFärbung,
dem nicht politisch Empfindenden jung scheinen mußte) in der Zeit»
daRousseau den Parisern die Römertugend pries, die Gracchen
und Scipionenwieder in die Mode kamen, dieMänner des revo-
lutionären Schreckens 1792 ein Volksheer (levee en mässe)ausder
Erde stampften und Bonaparte von dieser Empfindensströmung
den Gang seines Glücksschiffes schleunigen ließ. DieMitwirkung,
des Wehrstandswandels, Dessen, was Feindschaft heute «MM»
tarismus" schilt und als deutschen Bodens Gewächs ächten will^
hatDuBois kaum nach Gebühr ermessen. Gewiß ist, daß Deutsch-
land nicht die tzeimath dieses Wandels war. Danton hatte, zum
ersten Mal, die Nation zu den Waffen gerufen. »Handelt, Bür-
ger! Das Heil der Republik fordert That. nicht Rede. Wir müssen
den Feind schlagen; dann ist Zeit, den Meinungstreit derBürger
auszufechten. Die uns vernichten wollten, werden die National-
schuld zu tilgen haben. Antergang dem Feind! Wer zurRettung
des gefährdeten Vaterlandes seinenDienst weigert, ist ein erbärm»
licher Verräther." Der Ton war neu: wie der Versuch, alle Kräfte
der Bolkheit dem Kampf zu verpflichten, der sonst Söldnersache
gewesen war. And er mußte da Widerhall wecken, wo von dew
selben Kräften ein anderes Volksthum gewürgt, vor der Pforte
seines Schicksals, feiner Einheitzukunft in Ohnmacht hingeworfen
werden sollte. Nach Napoleons Sieg beschwert Blücher den jün»
geren Scharnhorst, »für eine Nationalarmee zu forgen; Niemand
auf der Welt muß eximirt sein!" Paragraph Eins in Scharnhorsts
Entwurf zurBildungeinesReserveheereslautetdennauch:»Alle
Bewohner des Staatsgebietes sind dessen geborene Vertheidi»
ger." DerOstpreutze,Kantschüler,Organisator undDichterBoyen
mahnt: »Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem
Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu vertheidigen Thron und»

tzerd!" Der selbe stille Held führt, als der Korse nach Elba, ins
erste Verließ.geschickt worden ist und die Möglichkeiten eines Deut-
schen Bundes geprüft werden, die wichtige Fehde gegen die Ab»
ficht auf eine Wehrverfassung, der, einem Gemisch austzeeresein»
richtungen Oesterreichs, Hannovers und der Rheinbundesmächte,
Preußen ererbtesunderworbenesGutopfernfolle.»Preußenkann
seinen Standpunkt in Europa nur behaupten, wenn es die größere
Itebereinstimmung seiner Einwohner, die bessere Bildung seines
Adels und Bürgerstandes auf das Kräftigste zu einem eigenen
Krtegssystem benutzt. Werdiese nationalen Vorzüge eineraugen»
blicklichen philanthropischen Idee aufopfern wollte, wäre nicht
allein ein Feind Preußens, sondern er würde auch die Willens»
kraft vernichten, durch die sich Preußen seit dem Großen Kurfür»
sten in Europa hielt." Boyen ist jetzt Kriegsminister. Grolmann»
auch Einer aus Scharnhorsts engem Kreis, schafft dem General»
stab die Verfassung, die denihmAngehörigen den gesundenWech»
sel vonTheorie und Praxis, den Eintritt indieLinie unddieRück-
kehr in die Strategenwerkstatt ermöglicht. Blücher kann jauchzen»
in Preußen trenne keine Grenze mehr denBürger» vom Krieger»
stand. Tiefer langt, bis an die Wurzel der Gewalt, die heute durch
den Erdtheil braust, Gneisenaus Wort: »Der dreifache Primat
der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, der
uns zwischen den mächtigeren Nachbarn ausrecht erhalten kann."
Das Wehrgesetz, das Friedrich Wilhelm der Dritte im Septem»
ber 1814 unterzeichnet, verpflichtet, fast mit den selben Worten,
die Scharnhorsts Genius an die Spitze des Entwurfes von 1807
gestellt hat, jeden Eingeborenen zur Vertheidigung des Vater»
landes. Jeder Wehrfähige muß neunzehn Jahre lang zum Waf-
fendienstbereitsein und wird erst an der Schwelle der Vierzig aus
dem Zweiten Landwehraufgebot entlassen; dem Landsturm Pflich-
tigist alles irgendwie Tauglichezwischen Siebenzehn undFünfzig.
IstdieLast allzu schwer?InseinemBuch »Vom Kriege« hat Oberst
Rühle von Lilienstern gefordert, daß gerade in einem freienStaat
jederBlutstropfenEtwasvomEisengehaltdesKriegeshabe;nicht
ein totesWerkzeug.das man erstin derNothstunde aus demWinkel
hole.dürfedastzeersein, sondern dergewasfneteArmdes Staates,
eindesseninneremLebenfesteingefügtesGlieddesGemeinwesens;
nur,wenn alle Staatsinstitutionen, alle Wissenschaft und Gesin»

nung zugleich von den guten Geistern des Friedens und desKrie»
gesdurchdrungensind.bleibendie erhaltenden Kräfte, Muth, Ge»
Hörsum,Ehrgefühl,demVolksleben völlig gewahrt. AlseineAuf»
gäbe des jungen Jahrhunderts erkennt er diese: «Die Heere zu
nationalisiren und die Völker zu militarifiren." Die Folge des
Trachtens, an dessen Ziel die Bewältigung dieser Aufgabe lag,
mußte eine Steigerung (auch in der Tonstärke) des Patriotismus
sein. Aus jeder Volksnoth reckt sich, je nach dem Klima in ver»
schiedenem Kleid, Dantons, Scharnhorsts, Rühles Gedanke ins
Morgenlicht. In Preußen schnarrt er wohl manchmal lauter, als
nöthig wäre; verzerrt sich fast nie aber in Ruhmprahlerei, deren
Abbild imRom desPlautus.MileL Bonosus», imFrankreich der
Orleans und des dritten Napoleon (nach dem Rekruten auf den
Lithographien Charlets) «dKauvm« heißt. Als der letzte Bona»
parte vom Thron gestolpert, sein Heer gefangen, verblutet oder
noch inFestungen eingepfercht ist, ruft Gambetta alle brauchbaren
Männer guten Willens zu den Waffen. Schon von diesem Auf»
rus, wähnt er, wankt Deutschlands Zuversicht; »der Born seiner
Wehrkraft ist beinahe erschöpft und erschreckt sieht es, wie unser
überrumpeltes, schutzloses Land im Lauf von vier Monaten acht»
hunderttaufend Mann auf die Beine gestellt hat: währt dieser
Willensaufwand fort, dann schlägt unserer (bis an dieLoire von
deutschen Truppen besetzten) Republik dieStunde der Befreiung."
Das ist die Redensart von gestern, von heute. «Kanonen! Mu»
nition!": Senator Humbert. »Die Fahne der Republik aufs Fa»
brikdach!": Senator Berenger. »EineSintfluth von Granaten!":
Minister Lloyd George. Das ganze Volk, das ganze Land soll,
nicht mehr eine dazu vorgedrillteKaste, die Kriegführung sichern.
Und damit es zu solcher Hingabe, Jeder zum Opfer von Gut und
Blut willig werde, muß es sich als Sonderheit empfinden lernen,
in Meereswirbeln als eineInsel, die anders ist als alles andere
Eiland und von keiner Küste, nahen oder fernen, Lebensrettung
zu hoffen hat. In das Vaterland, dem Jeder den letzten Hauch
hingeben muß,schlägt die Flamme mit einer Brunstgewalt, die alte
Welten nicht kannten. Ihr Flackerschein stiebt weithin über die
Grenzen und winkt alles Verwandte, Zweige und Schößlinge, in
die Schutzgemeinschaft. Volk, Stamm, Rasse: was zusammenge»
hört, soll in unlösbare Einheit zusammenwachsen. Das Vater»

Zand, unter dessen Schirm verschiedene Völker geschaart sind, welkt
zum Begriff. IederStamm ersehnt, daß sein Wipfel Hoheitlichen
und tzeimathdom sei. Patriotismus wird Nationalismus.

Sieben Schläfer.

In der Zeit, da Decius Kaiser im Römerreich war, wurden
allüberall die Christen geächtet. Im Land Effrast that es der Kaiser
selbst. Sein Gebot zerstörte die Gotteshäuser und hieß die Chri»
sten martern oder rasch töten. Nun waren in Ephesus sieben Män»
ner, Malchus, Maximinianus, Serapion, Marimon, Konstan»
tinus, Dionysius und Johannes, die den Tod so sehr fürchteten,
daß sie all ihre Habe verkauften und mit dem Geld aus der Stadt
in den Berg Celon zogen. Von dort schickten sie, wenn Nothdurft
sich regte, je Einen nach Speife. Weil sie von solchem Zubringer
eines Tages vernommen hatten, die Christenverfolgung wüthe
fort und suche bis in den dunkelsten Winkel die Opfer, beschlossen
sie.ihren Schmerz, ihre Angst einzuschläfern.Bettetensich ausFels»
stein und entschlummerten dem Furchtgefühl. Doch Angeber hat»
ten dem Kaiser gemeldet, in welchen Berg diese Sieben geflüchtet
seien. Jach fuhr er auf; befahl zornig, daß man den Berg ver»
mauere, damit die Ketzer Hungers stürben; und ritt danach gen
Rom zurück. Als er gestorben war, kehrte sein Geschlecht sich, ein
Fürstenherz nach dem anderen, in den neuen Glauben. Und kam
der liebe Herr Theodosius, des Namens der Zweite, und waltete
nicht unmilder denn der srömmste Christ. Den Berg und die Höhle
der Sieben aber hatte Einer erworben, derTalus hieß. Ein Haus
dran gelehnt und, weil er Vieh hielt und Ställe brauchte, die auf
den Wink des Decius gemörtelte Mauer niedergerissen. Da er»
wachten, von Gottes Ruf, die Flüchtlinge aus dreihundertjähri»
Hem Schlaf. Schüttelten die steifen Glieder; spürten des Hun»
gersKratzsinger;undsandtendenMalchus nachSpeise. Vordem
Höhlenloch liegen Steine. Welchen Feindes Hand wälzte die
wohl vors Lager? Scheu schleicht er sich in die Stadt ein. Findet
ein Ephesus, das er nie sah; und hört auf offenem Markt des
Christengottes Allmacht preisen. Seit wann ist Solches erlaubt?
Vor den Bäckereitisch tritt er, wählt Brotc und zählt seine Heller
aufs Brett. Spricht der Bäck: »So wunderlich alte Münze, die
kein Lebender noch kennt, handelt Dir nirgends hierWaare ein."

Wie denn?Was gestern galt, ist heute entwerthet? UmMalchus, den seltsamen Vogel, wird Gedräng; und er bebt von Angst, vor Decius geschleppt und grauserPein überliefert zu werden. Kommt aber zum Verhör vor den Erzbischof und den Oberrichter Antipater. «Woher die alte Münze? Hast einen Schatz ergraben? S» zeige ihn uns. Vom Vater hältst Du das Geld? Ein Zwanzigjähriger Heller mit dem Bilde des Kaisers Decius? Selbst erweisest Du Dich als einen Trüger. Denn seit dem Tode des Decius gingen zweihundertundsiebenzig JahreErzbischof, Richter und Volk geleiten den staunenden Malchus in den Bauch des Berges Celon. Die sechs Gesellen sind wohlauf; und bestätigen die Meldung des siebenten. Die Kunde lockt den guten Kaiser Theodosius herbei. Der schaut dieMönner an, grüßt sie kniend als Heilige undpflückt von ihrer Lippe viel alte Wissenschaft. Nagt nun noch irgendein Zweifel an Urstandswahrheit? Juden und Ketzern künden, aus des Kaisers demüthig Ersuchen, die Sieben, daß derMenschvom Tod auferstehen und, jeder, vor Gottes Richterstuhl muß. Wer, droht Theodosius, fürder zweifelt, ist des Todes. Davor verkriecht der ärgste Ketzer sich gern in den Fels des befohlenen Glaubens. Noch berichten die Sieben, daß Petrus und Paulus in Rom be» graben seien, allwo der Caesar sie finden könne. Dann beugt ihr Haupt sich vor ihm; und lasset des Lebens Odem verströmen. Theo» dosius weint um sie. Befiehlt,die kaltenLeiber inPurpur zu kleiden und aus edlem Stoff den höchsten, breitesten, köstlichstenSarg zu wölben, der je erblickt ward. Darin ruhen die Sieben.
Deren Vaterland warnicht das Römerreich: warIesus.Die entrannten dem Vordrang feindfäliger Macht, regten, widersiezu kämpfen, nicht einen Finger: und stiegen aus Menschenfurcht in Heiligkeit. Ohne Willensanstrengung; im Schlaf. Nach demPsalm Salomonis: »Wonicht derHerrdasHausbauet,daist alles Bauwerk vergebens. Wo nicht der Herr die Stadt behütet, da wachet der Wächter ohne Nutz. Fruchtlos bleibt, daß Ihr früh aufstehet» lange sitzet und mit dem Salz der Sorge Euer Brot esset. Denn: auch wenn sie schlafen, giebt der Herr es den Seinen." And sein sind, die dasAebel dulden oderfliehen.nicht dawider ringen,das tägliche Brot von Himmels Huld, nicht von Arbeit, erhoffen und sorgenlos, ohne Dach und Wächter, entschlummern? Die erwachen erst, wenn die Stunde der Wunscheserfüllung schlug, ihr Glaube

aus EInjochung sich in Herrschaft bäumte, Decius gestorben und
Theodofius auf den Thron gelangt ist. Sie wolltennicht handeln;
nicht einmal wollen. Patrioten waren sie nicht; konnten aber Hei»
lige werden. Wer, blind und taub.schlafend vertraut, wirdgekrönt.
Vom Kirchthurm läuten die Glocken. Ihr eherner, in Iubelund
Klage gleicher Ton ruft in Erinnerung an die Urzeit, die Wehen»
nacht des Christenmythos. Glück und Leid ist Gottes Fügung?
Beider Ursache vom Menschenauge unerforschlich; Beider Ver»
hängniß wird deshalb von der selben Tonschwingung begrüßt.
Nicht zu erstreiten ist Glück, Leid nicht durch Willensgewalt ab»
zuwenden; Geduld und Gebet nur ziemt Frommen. Und was
spricht draußen die Glocke? Welche frohe oder leidige Botschaft
hing sich an den Strang und scheucht, an der Schwelle der elften
Äbendstunde,MüdeausdenKissen?Lembergistwiedertzabsburgs
Ostkronlandeshauptstadt. Heißt nicht mehr Lwow und gehorcht
fortan nicht dem Gubernator Grafen Bobrinskij, der die Fahne
des Russenislams über die Karpathen tragen wollte. „Ein Keil
in die letzte Vertheidigerstellung vor Lemberg getrieben. Reiche
Beute der deutschen Truppen und des in ihrer Mitte kämpfenden
austro°ungarischenCorps. Eine breit klaffendeLücke in derFront
derRussen; deren Widerstand zäh und bewundernswerth tapfer,
gegen die ungeheure Wirkung unserer Geschütze aber nicht länger
zu halten war." Das klingtnichtwieHeilandsEvangelium;mäch»
tig, nicht gelind. Auf der Schwinge des ersten Tones eilt Dank
zu unseren Kriegern, denen in Hitze undDürre wieder soGroßes
gelang wie in Eis und Schneeschlamm. «Bei Euren Tha ten, Euren
Sieqen, mnrfsos. beschämt, hsit n^ein Kesanli geschwiegen^und
Manche, die msch darum lckmlten, hätten auck bMer.tzeI.Mund
MsMu.' NMSLdLn höhnte Mzttitzs ernstcs Patriotengefühl
so die Schwätzer. Wer möchte jetzt schweigen? Wer gar, dem ein
Gott Rednergabe lieh, nicht sagen, daß die Heeresleistung dieser
elf Monate ohne Vorgang in aller Kriegsgeschichte ist? Lemberg
zurückerobert. Der Tag, nach dem Maß der Menschenvernunft,
nah, an dem auch auf Oesterreichs, auf Ungarns Erde nirgends
«in ungefesselterFeindsteht.Der Zustand wiedergekehrt, der unter
dem ersten Kriegsmond war, als ihm Jupiters Stern nahte. Ist,
wie hienieden allzu oft, der Ertrag geringer als die Leistung: auch
ihm gebührt andächtiger Dank. Manchen Oesterreicher, der Ost»

galtzien fast schon verloren gab, schmeichelt die Vorstellung irr
Trunkenheit; in denRausch.aus demHamerlings.desktrchbergcr
^Landsmannes, süßer Prophetenwahn einst gelallt hat:
„Durch das Euch verhüllte Dunkel totenschwangerer ferner Zeiten
Sch' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o zwanzigstes seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einst Dich nennen das germanische Fahrhundert!
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor Dir im Staub erzittern,
Denn Gericht wirst Du bald halten mit den Feinden, in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird Dein starker Fuß zerstampfen,
Ueberall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen.
Und den thönernen Giganten Rußland stürzest Du zerborsten;
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Oesterreich, Du totgeglaubtes, eh die zwanzig Fahr vergehen,
Wirst Du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen
Und sie werden Dich, erzitternd, beugend sich vor Deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaiserthum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen; .
Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraine glänzen.
O geliebtes Volk, ich höre stimmen schsn die Zymbeln, Geigen
Und die Pauken uud Trompeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue Dich der Heldenzeiten; das Geschick ist Dir verbündet.
Fürchte nichts von Deinen Feinden! Wahrheit hab'ichDrr verkündet."
Wird der Traum Eines, dem in einer gebildeten Sprache
mancherVers(nichtjeder,freilich,inWimmelmcnge)gelang,sofrüh
greifbareWirklichkeit? Nicht durch Geduld undGebet. Draußen
schweigt die Zunge christlicher Tugend. Deutschlands Menschheit,
die zuvor schon müde, die von froher Errc gtheit matte, schlästnun in
neuen Morgen. Baut sie das Haus ihrer Hoffnung auf die Gnade
des Herrn? Auf die Schwertwucht deutscher Krieger? Vermauert'
sie denFels ihres Glaubens der Sorge? Schlummert, bis Hunger
sie weckt? Wer, blind und taub, schlafend vertraut, wird gekrönt.
Mit dem Ehrentitel des Patrioten. Den weigert der Gemein»
dechorIedem,zu dem Sorge durchs Schlüsselloch schlich. Hundert
Jahre seit der Geburt derWehrverfassung, die das Nationalgefühl
tiefer einwurzelte, derLiebe zumVaterland, Kinderland, dem Wil»
len zu trotzigerWahrung derVolkssonderheit einenstärkerenFit-
tich schuf: und noch immer mutz, wer eine vom Massenempfinden
(dem, bedenket, derMasseeingedrillten) auch nur,imGeringsten,in
sachter Kurve, abweichende Meinung hegt und nicht hehlt, seinen
Patriotismus erweisen. Noch immer. Als wärs Verdicnst, nicht

natürlicherunddrumselbstsüchtigerDrang,desVaterlandesGlück
und Aufstieg in hellerenGlanz zu wünschen. Ihn zu fördern, kann
Opfer kosten. Ihn laut zu wünschen, ist mühlose Lungenarbeit, die
nicht Zins bringen dürfte. Eigennutz bände die kältesten Herzen
ans Schicksal der Heimath; ihr Blühenund Welken, ihr Reichthum
und Mangel ist uns,Allen undIedem,Verhängniß. Da ein nicht
völlig von Vernunft Geflohener niemals zaudern kann, ob er das
Vaterland lieben, kühl, als ein gleichgilligesNebending,betrach»
ten, hassen, angeifern solle: warum steht jeder nicht in alle Oesen
OeffentlicherMeinungVerhakterfeinLebenlanguntereinemPaß-
zwang,unterdem Gebot,vorZugbrückeundSchlagbaum,ehesie sich
ihm öffnen, den Beweis zu liefern, daß seine Patriotenpapiere in
Ordnung und an der zuständigen Stelle gestempelt sind? »Bis-
marcksSchuld! Der hat ganzenParteien dasNationalgefühl abge»
sprachen und rechtschaffene Männer, weil sie anders wollten als
sein Eigensinn, Reichsfeinde gescholten. Dieser Mißbrauch wirkt
fort und zeugt aus dem Schoß neuer Zeit neues Anheil." Bismarck
war ein fehlbarer Mensch und, mit stämmigem Wesensumfang
und dünner, von unzarter Hand leicht verletzlicher Rinde, der
Nachbarschaft durchaus nicht bequem. Der Schuldspruch müßte
dennoch von ihm abtropfen wie Wasser vom Entenflügel. In jun»
ger Eichenfchonungwar erFörster; Hüter, auch Schöpfer und Ver»
antwortungträger in einem neuen Reich, das anders geworden
war, als Viele erträumt oder erstrebt hatten. »Anfangs hatte man
eine gewisse Weihnachtfreude daran; aber was man hat, verliert
bald anWerth; man wills nicht mehr und zieht vor, was man nicht
hat.-Windthorst,Richter,Bebel wollten nicht anders als derKanz»
^er, sondern: Anderes; vonder giltigen scharf unterschiedene Ver»
theilung der Macht und der Rechte; ein Reich, in dem der Wel»
fenstaat auserstand, die Parlamentsmehrheit die Amtszinne be»
setzte; eine Republik, die das Einzeleigenthum der Gesammtheit
gab und Selbstsucht nicht als Sporn, nicht als Zünder zuließ.
Seines Reiches Feinde dünkten sie ihn, nicht jedes kräftigen Deut-
schenreiches. Seine Rüge hatte härtere Borsten, als für die Strie»
gelpflicht nothwendig war: weil er Jahrzehnte lang die selben
Gestalten als lebendige Hemmnisse vor sich sah, gegen sie, auf
der Höhe und in finsterer Tiese, sich mühsam durchsetzen, immer
wieder durchpauken mußte, wider ihre Weissagung im Helden^

bezirk des Gedankens siegte; und weil ihn wurmte, daß sie un»
freundliches Ausland in die Vorstellung überreden konnten,
des unineideten Reiches Anker schleife an rostender Kette durch
schwanken Grund. Der rechte Patriotismus war ihm selbst, von
rechts und von. links, so oft, noch, als er im höchsten Preußen»
amt saß, sammt dem EKrenrecht des auten Büraech? aberkannt
w^^n, daß er vor solcher Vehmung anderen Meinens zögern
mußte. »Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof
als Bonavartisten bezeichnet. Im Jahr 1850 wurde ich von un»
seren Gegnern verrätherischertzinneigungzuOesterreichangellagt
und man nannte uns die Wiener in Berlin. Später fand man, daß
wir nach Juchten röchen, und nannte uns Spreekosaken. Ich habe
auf dieFrage, ob ich russisch oder westmächtlich sei,stets geantwortet:
Ich bin preußisch; undmeinIdeal für auswärtige Politiker ist die
Freiheit von Vorurtheil, die Unabhängigkeit derEntschlüsse von
den Eindrücken derAbneigung oder der Vorliebe für fremde Staa-
ten oder derenRegenten." Preuße; aber bereit,von sorgenderLiebe
und feinhäutigem Gewissen sogar verpflichtet, Alles, was ihm an
Preußens Politik, drinnenund draußen,mißfällt, schroffzutadeln.
Um Ozeansbreite weitab von dem Vertrauen, das Altenglands
Staatsrechtssprache „theologisch" nannte. Dennoch, scheint uns
heute, ein Patriot geradenWuchses und strammen Ganges. Nicht
von Denen, die sich vor Gefahr verkriechen und als Heilige in eine
gelüftete, wohnlicheWelt erwachen.DerMißbrauchwarvorBis-
marcks Machtzeit; hat sie, hat ihn (dem man denGeist, nicht das
Räuspern und Spucken abgucken müßte) überlebt. Wann lernen
Deutsche, daß Patriotismus, wie Sittlichkeitempfinden, bis nach
gelungenem Gegenbeweis vorausgesetzt werden muß?
Den Bürgern älterer Staaten ist er die Konstante, die injeder
Rechnung unwandelbar bleibt. Weil Mr. Smith mit den Mi»
nistern Seiner Huldvollen Majestät, mit der Finanzirung, in»
dustriellen Vorbereitung, dem Gang des Krieges nicht ganz zu»
frieden ist.soller kein Patriot sein? Unsinn. Ermöchte ja nur.daß
Alles noch besser werde. Wenn er in der Alberthalle behaupten
wollte, dieDeutschen seien weder bis an den Hals imUnrechtnoch
im Feld Barbaren, ihre Kriegführung sei hohen Lobes würdigund
ihr Sieg wahlscheinlich, Mannschaft und Geräth tauglicher als
ihrer Feinde: durch Verbot würde er nicht gehemmt; von den .

Hörern vielleicht ausgehöhnt und sicher in die Narrenzunft ein»
gereiht, doch nicht bestritten, daß er auf seine Art, auftä vvifch blöde,
Muth gezeigt habe und dem Vaterland mit bitteremTranknützen
wolle. In Presse und Parlament wird ohne Zimperlichkeit be»
mäkelt und angegriffen. Niemals darf die civile Gewalt der mili»
tärischen untergeordnet, nie der freie Bürger in Wehrdienst ge»
zwungen werden; lieber schnellenRetchstod als preußische Fron.
Die Bundesgenossen schlucken zu viel Geld; just in Noth istIohn
Bull sich selbst derNöchste. Der erste Plan zur Dardanellenforci»
rung war Eselswerk; eine Schande, daß solche Stümper fürBri»
tanien handeln dürfen. Der Kriegsminister hat unwirksame Ge»
schösse bestellt; wäre überhaupt an der Front nützlicher als imVer»
walterhaus. Sogehtsin jederSitzung; oft noch schlimmer. Trotz»
dem die Flügelmänner der Fraktionen die Regirung bilden; die
alsoauchleise,imFreundschaftkämmerchenderParteiverbände,zu
mahnen, zu rüffeln wären. Niemand denkt daran, denNörglern
Patriolismus abzusprechen. Deren Söhne fechten und bluten;
schwache oder muthlose schanzen draußen oder schwitzen daheim
fürs Heer. Der Väter Schicksal klebt an Englands. Wird das Ver»
«inigte Königreich morsch oder sinkt es in Schutt, dann verar»
men, verelenden sie mit ihm. And sollten, was sie nährt und vor
Fremden ansehnlich macht, nicht lieben? Aus seinen Augen
zu sehen, zu schielen, ist Menschenrecht. Vierzig Millionen Hirne
unter einem Hut: Knabentraum: und kein schöner. Optimismus
ist, wie Zungenruhe, nichtBürgeipflicht, sondern wird als Gefahr
empfunden. Schreit die Presse, Alles stehe herrlich, dann meldet
sich kaum noch ein Häuflein dem Drillmeister, dieWaffenbeschaff»
ung fchläft ein und den tzaupthähnen der Trade-Nnions schwillt
der Kamm. Im Unterhaus trillert Einer: »Kein Grund, bang zu
werden. Wir haben vier Millionen Soldaten, vier Millionen
Arbeiter für Kriegsindustrie und die selbe Ziffer für den Bedarf
unserer Ausfuhrgewerbe." Von solchem Geprahl furcht sich dem
Schatzkanzler Mac Kenna die Stirn; er steht auf und spricht: »In
so rosigem Licht kann ich den Zustand, der ist, durchaus nicht er»
blicken. Wir haben weder ein so großes Heer noch solche Schaar
bereiter und fähigerMaschinendiener. Unsere Lage ist unbequem;
unsere Ausfuhr um hohe Milliardenbeträge geschmälert; unsere
Handelsbilanz vor wirrsicrUnordnung. Nur aus dem Entschluß

zu äußerstem Kraftaufwand und zu strengster Sparsamkeit kann
Rettung kommen." Nicht die geringsteAngst, die Stimmung des
Hauses zu trüben, denMann auf der Straße in Schreck zu jagen,
im Ausland den Glauben der Freunde und Feinde an britische
Macht zu erschüttern. Die sind, sämmtlich, nickt von gestern; und
wissen, daß nur der Starke sich gestatten darf, so hüllenlos auf ficht»
bare Walstatt zu treten. DerTeufel hole die Lords und Gentlemen,
die unter demKelterderVolksnothnoch an Eindrucks ränder und
Stimmungmache denken! Aus Gewordenem und Werdendem das
Beste zu gewinnen, was ernste Menschenkunst vermag: nur darauf
kommts an. Und weil solcher Gewinn erst möglich wird, wennAllen
klar ist, was fehlt, und AllerTrachten sich zu dem ErzWillen ballt,
jeden Mangel schleunig zu enden: deshalb mußte» auch Wenns
den Eindruck häßlich verschrammte, ohne Rückhalt geredet werden.
Wir sträuben uns gegen die Einbürgerung solchen Brauches:
und könnten seine tzeilsamkeit doch aus nüchterner Nachprüfung
erkennen lernen. Würde im Reichs- oder Landtag verstiegeneHoff-
nung geduckt ? Von einem Minister oder Staatssekretär das Feuer
des Redners gedämpft, das mit Flackern und Rauch nackte Wirk-
lichkeit einschleiert? Nicht leicht entschlösse sich Einer, den festlich
besonnten Film eines Schwärmerwahnes aus dem Kontakt zu
schalten. Die dreifach in Bedingniß geklammerte Erwähnung der
Möglichkeit, daß denFeinden derSieg leuchte, wird, in einerRede>
deren Kopf und Mittelstück von Zuversicht glitzert, von allen der
Mode gefälligen Opiaten trieft, in Wuthrufe (»Das jiebts nicht!
Ausjeschlossen!")verscharrt. Nicht um einenFahrenheitstrich soll
der Einzelne unter den Wärmegrad des Gesammtempfindens sin-
ken. Siebenzig Millionen, bis ins Winzigste, eines Sinnes und
Nrtheils: istDas glaubhaft möglich? Könnte der Schein auch nur
Nutzen stiften? Er ließe auf Mechanisirung schließen; und aus
OrganisirungkamPreußens,kommtDeutschlandsStärke.Ie hasti-
ger wir uns um Einmuth und Einstimmung bemühen, desto weiter
hallt die Feindeslosung: »Alles von hoher Obrigkeit befoblenund
eingetrichtert!" Im „Temps« wurde, noch in der zweiten Juni»
Woche, gesagt: »DieOeffentlicheMeinung desDeutschenReiches
hat den Rhythmus, der oben gewünscht wird. Die Regirung lenkt
und stimmt sie nach einer aus langer Erfahrung gewonnenenZucht-
regel, deren Durchführung der dem Volk eingeborene Gehorsam
erleichtert. Wer etwa wähnt, dieses Volk werde, wenn durch die

künstlich gewebte Meinung die Wahrheit schimmert, sich im Zorn
empören, verkennt dessen Geistesbeschaffenheit. Eitelkeit wird das
Geständnitz der Täuschung, des Truges hemmen und Zorn hoch»
stens von Denen Rechenschaft fordern, deren Unzulänglichkeit
dem auserwählten Volk nicht den von der Vorsehung ihm ver»
heißenenTriumphbereitet hat. InDeutschlandistAlles Maschine
und derMechaniker achtet auf jedes Rädchen. Höret: Jeder ver-
heirathete Soldat wird, ohne Antrag, auf eine Woche nach Haus
geschickt. Dienstliche Angelegenheit: Vorarbeit für denRekruten»
jahrgang von 1933. In diesem Land ist Allen der Platz und die
Aufgabe zugewiesen." Auch mir wird, von einerFluth fälschender
und schimpfender Artikel, eine »Rolle" fürs große Volksspektakel
angeschwemmt. Ich soll zwar den Unabhängigen gespielt und
Mächtige rauh getadelt, insgeheim aber zuerst im Dienst Bis»
marcks gestanden haben und längst nundemRegirungtroßeinge»
gliedert sein. (Der Akademiker und Professor Welschinge?, ders
neulich wieder andeutete, hat wohl nie eine von mir geschriebene
Zeile gelesen; sonst könnte er mir, der Frankreichs Genius immer
bewundert, die Vermählung seiner Flamme mit Deutschlands
frommerWuchterwünscht hat, nicht, außerandererThorheit,nach-
sagen, ich hasse seine Heimath ingrimmig und lechze nach ihrer Ver-
nichtung.) Was wir reden und thun: Widerhall und Wirkung der
Befehle, denen auf dem Fleck gehorcht werden muß. Solche Vor»
stellung ist Aberwitz; doch, leider, auch Folge des Strebens in
Kriegsuniform, in Gleichheit aller Denkform und Gefühlsfarbe.
Weh uns, wenn Patriotismus je ein Feind der Persönlichkeit
würde! Keines Sieges Gewicht wöge die Seelenlast auf. Deutsch-
lands edelster Besitz schwände und die Enkel sähen und hörten
Kempelens Androiden werkeln, wo aus Männergeist, Männer»
willen einst einer Gottheit lebendiges Kleid gewirkt worden war.
Nicht von rüder Schmähung, die Selbständigen nachheult,
will ich reden. Den Schmutz, der aus ihremGegröhl spritzt,wischt
derSaubere vom Stiefel; und schreitet auf seinemWeg vorwärts.
Nur von »guter Meinung", die sich nicht in die Einsicht beschei-
det, daß sie niemals aus Wissensgrund erblühle, nie aus Nach-
denkenstiefe schoß, also nur als das Seifenbläschen einer Laune,
nicht als haltbare Meinung, zu nehmen ist. Einem ward das Haut-
hemd der Zellen so fadenscheinig, daß jedes aus Feindesland her-
klingende Lebensgeräusch ihn bis ins Mark ärgert. Ists patrio»

Usch, fragt er, »Lüge und Schimpfrede derFeinde in unserOhr zu leiten?" Ja, denn der Patriot, der rechte, will und muß wissen, was ist;Windstärke und Wolkenzug kennen; kosten, was im tzöl» lenkessel des verriegelten Jenseits gekocht wurde; will und muß auch einmal lachen, (I^e Platin: , In der Kathedrale von Reims wollte Wilhelm sich zum Weltkaiser,seinen Sohn EitelFriedrich zum König vonFrankreichkrönenlassen.DasMißlingendes Planes rächen die Brandzünder, die auf unsere ehrwürdigeKirche prasseln." Da hat ers.) Gar so unwichtig dünkt mich die Wägung Dessen nicht, was dem Franzosen heute die Zeitung bieten darf. O,t war aus der Wasserpest breiterTeicheBeträchtlichereszu angeln. Ein Schweizer giebt sich als unbefangenen Augenzeugen deutscher Gräuelwirthschaft in der Stadt Loewen; rüstet zu einer Rednerrundfahrt; droht mit einem Bilderbuch über den Graus; und schreit schließlich überdieWälle der Erdfestung hin, die beut» sche Regirung habe sich, vergebens natürlich, eifernd bemüht, ihm feine Zeugenurkunden und Augenblicksphotographien um hohen Preis abzukaufen. Kein Feind: ein Neutraler; aus dem Gau redlicher Eidgenossen. Ists nicht nützlich, vor solchem Aeber» fall in Bereitschaft zu sein? Hunderttausend suchen ein Mittel, dasAmerikas Waffenlieferung an BelgierundBriten,Franzosen und Russen hindern könnte. Das gefährlichste, ruft Senatortzumbcrt (in I^e)«urnä>), ist ja schon als ohnmächtig erwiesen worden. «Deutschland wollte durch seine Agenten die Mehrheit der amerikanischen Stahlwerkaktien erwerben. Das teuflisch verschmitztellnternehmensollte uns undunserenFreundenStahl,Waffen,Munition entziehen. Die Bethlehem Steel Corporation, eine Riefengesellschaft, deren Leistungfähigkeit an Krupps heranreicht, wurde umbuhlt und ihremBeherrscher undtzauptaktionär, tzerrnCharles M.Schwab.für seine Antheile eine halbe Milliarde geboten. Der aber gab sie nicht heraus; berief sich auf Verträge, die er nicht brechen dürfe. Die Nachricht hat die Presse der ganzen Erde bis in ihre Tiefen erregt. Warum hatten wir, Frankreich, England, Rußland, uns nicht Kiefen Kraftquell gesichert? Vor den Deutschen dachte ich daran. Als Berichterstatter des Generalausschusses hatte ich dem Senat mehrmals gesagt, welche Bedeutung Waffen und Munition in künftigen Kriegen haben, daß an ihrer Massenbereitschaft eben so festwieamOberbefehl das Schicksal desFeld» zuges hängen werde. Nach der Kriegserklärung eilte ich übers

Meer. Gegen uns ist Krupp: also muß die Bethlehem Steel Cor»
poration mit uns sein. Ich sah die Fabriken, die Mörser, Haubitzen,
Granaten; und wurde der Freund Schwabs. Am dreiundzwan»
zigsten September 1914 schrieb er mir: .Aufrichtig würde ich mich
freuen, wenn wirAmerikaner, die Frankreich lieben und bewun-
dern, diesem edlen Reich irgendwie helfen könnten. Unsere zwei
großenRepubliken müssen neben einander bleiben. Die Herzens»
regung für Ihre Heimath bestimmt mich, Ihnen auszusprechen,
daß die Bethlehem»Gesellschaft und jede andere, in der ich Macht
habe, stets bereit sein wird, all ihre Kräfte der Sache Frankreichs
dienstbar zu machen. Ich bin in eine Lebensstunde gelangt, wo
Geschäftsbedenken höher zielenden Wünschen weichen; und deren
Erfüllung fände ich in der Gelegenheit, Ihnen und Ihrem Vater»
land zu nützen. Ich hoffe, Sie, lieber Herr Hauptmann, bald wie»
derzusehen und aus Ihrem Mund den Bericht über die reiche
Siegerernte zu hören, die Frankreich inzwischen eingeheimst hat.'
Schwabs Angebot blieb ohne Folgen. Aber Frankreich darf ruhig
sein. DieFreundschaft, die ihm damals an getragen wurde, ist stark,
ohne Schlackeund Makel wie Bethlehems Stahl." Solche Metall»
fäden einmal gefühlt zu haben und fortan zu wissen, daß derWeg
in dieses Bethlehem uns verrammelt ist, kann nur nützen. Und
welche feindsälige Rede oder Preßstimme schaden? Spricht sie
Lüge: legis zudenübrigen; schmerzhafte Wahrheit: bittereArze»
nei brachtemanchmalStärkung.Wer in diesem KriegnichtAugen»
furcht und Ohrenekel verlernt hat, ist seiner Helden unwürdig.
Die sind hart,ernst, klar; und wollen nicht in jederGefechts»
paufe nur Hurra und Eiapopeia hören. Auch nicht, daß sie auf
jedem Feld nur Memmen, Wortgauner, Strolche bekämpfen, be»
siegen. Denen gilt aleick. ob EinerHerrnSabriele o'Annunzio(in
dessen Maireden, funkelnden Musterstücken romanischen Ora»
torenpompes,ich noch keine Silbe gegen deutscheMenschheit und
Macht fand) für einen bestochenen Wicht oder von Inbrunst sürs
Vaterland glühendenRömer,füreinenWortkünstlerungemeinen
Ranges und Rausches oder für einen hirnlosen Stammler hält.
Einerlei. In Urtheilsrecht werden sie, freilich, nur Den zulassen,
der das Werk des zuRichtenden in sich aufgenommen und in dem
Redner von Quarts und Rom die Flämmchen aus ..l^uoco» und
«Klave« gefühlt hat. Was frommt unserer Sache die Vermuthung,
daß der Gral, aus dem der Irredenta Heil fließen soll, das i.n

reine Gefäß erpantschten Trankes wurde? Die Krieger leiden
des Krieges Noth und schauen des Krieges Ziel. Die Vernunft
ihrer Seele empfindet, wie wohlfeil der Lungenaufwand, Tinten»
stürm Derer ist, die neun Zehntel des Weltalls in Staub beugen
und (zutzaus) nicht rasten wollen, ehe jedes HerzenssehnenGer»
maniens gesättigt ist. Das vermag der Dreikäsehoch so leicht
wie der lange Lümmel tzans Fürchtegott Anabkömmlich. Bei»
denklatscht die verleitete Menge (leider nicht aufs Fell) und
Beide räkeln sich heroisch, wenn «schlappe Kerls" nicht alles Er-
hoffte der deutschenScholle verwurzeln konnten. Der Krieger siegt,
noch der letzte Mann in der hintersten Linie, durch gebändigte
Persönlichkeit. Die möchte er nicht aus der wachsenden tzeimath
roden. Fernher zürnt leise drum seine Stimme: „Werdet geduldig
und duldsam! Gesinnungschnüffelei lebe fortan nur als Kinder»
krankheit des Reiches noch, als Schreckbild, im Gedächtniß Künfti-
ger. SchliefetIhr unter elfMonden, verlüdertet ihren Segen aus
der Erinnerung, spültet den Gram durch die Gurgel und möch»
tet nun weiter schlafen, bis Theodosius krönt,wasDecius gemar»
tert hat, und den vontzunger aus derFurchthöhle GelocktenHei»
ligkeit winkt?Stolz sind wir der schwersten Arbeit unterthanzKa»
meraden, die dem Herrn, nicht dem Schein der Herrlichkeit, gern
gehorchen. Stolz aber und im Innersten frei wollen wir auch das
Volk fühlen, dessen Geist und Wirthschaft uns das Schwert ge»
schmiedet hat und vor Scharten bewahrt. Nicht als einen Schwärm
fuchtelnder oder schläfriger,heute berauschter oder morgenschlot»
ternder Seelenrümpfe, aus denen keintzaupt sich himmelan hebt.
Ans dieQual, Euch das Geprahl:folcheTheilung taugt nicht. An»
erbittlich, auf Begehrensgletschern, unter dem Stachelpanzer die
Wikingerlosung «Alles oder nichts": wir würden durch That ent»
schuldigt, wenn wir so wären; sind aber nicht. Euch schüfe solches
Gebühren Spott. Pflanzet die Wollensgemeinschaft, in die wir
einst, die dann nochUeberlebenden,zu ernsterFreude heimkehren
können. Deutschlands Würde und erlangbares Glück:im Trach-
ten nach diesem Kriegsziel sind Alle einig. Kleinkram mag Zeder
betrachten, wägen, ermessen und werthen, wie seines Wesens Son-
derart heischt. Sonderheit ist die uns nöthigste Friedensmunition;
Eigensinn die Zier, der Orden thätig wirkender Deutschen. Die
streicheln zwar der Nation nicht, um Gunst zu erkitzeln, die Bäck»
chen; düngen ihr aber, Pflügen, durchschürfen das Land der Vä»
ter. Mäkelt Ihr, Müßige, an ihnen: sie grüßt des Kriegers Dank.

Selbstanzeigen.

Deutsche Rriegerbiblisthek. Frauenverlag in Jena. Preis des
Bandes 70 Pfennige.

Die Bitte um Lesestoff, so sagt man uns von allen Seiten, sei fast in jedem Feldpostbrief enthalten. Da tritt die Frage in den Vorder« grund: Was schicken wir unseren Soldaten? Bücher, die von Kriegs» ereignissen handeln, sind dazu nicht geeignet. Denn unsere Leute da draußen wollen in ihrer Freizeit, die dem Leib und dem Geist Erholung bringen soll, am Liebsten gar nichts vom Kriegswesen hören. Sie wollen abgelenkt, auf andere Gedanken gebracht werden. Dar» um sollen wir keine Kriegslieder oder Erzählungen von Angriffen, Schützengräben, Fliegerlieutenants und Verlobungen mit angeschossenen Helden, wie sie jetzt das in der Heiinath gebliebene Volk des Innenlandes interessiren, hinausschicken. Wir würden unseren Zweck, Freude zu bereiten, damit nicht erreichen. Wohlverstanden: Freude zu bereiten. Das heißt nicht etwa: „Nm jeden Preis lustig machen." Denn Das wollen wir nicht; und Das wollen Die draußen nicht. Der große wirkliche Ernst der Zeit, in der sie leben, so nah dem Tod leben, hat auch den Durchschnittsmenschen etwas vertieft. Die selben Leute, die in satter Friedenszeit nur schnodderige Redensarten kannten, sind anders geworden. Man sehe sich die Gesichter unserer heimkehrenden Soldaten an: keins ist mehr inhaltlos. Diesen Menschen dürfen wir nicht alberne Schwänke und schlechte, übertriebene „Humoresken" zumuthen, von denen unsere Literatur nur allzu viel bietet. Ich glaube, daß die besten Werke guter deutscher Dichter ins Feld taugen Deshalb wählte ich für die „Deutsche Kriegerbibliothek" (kleine hübsche Bände mit leserlichem Druck) den Faust, Elchendorffs Taugenichts, ein paar Prachtstücke von Fritz Reuter und Mörike, Hoffmanns „Fräulein von Scuderi". Der sechste Band ist von mir unter dem Titel „Heimath' und Liebeslieder" zusammengestellt worden; er enthält alte und neue Verse und Lieder. Ein paar ganz alte, die ein Wenig zerbröckelt wa» ren, habe ich sorgsam wieder zusammengefügt. Ich habe das Volksliedhafte und Einfache ausgesuchtmndsahmitFrcude, wie viele schöne Lieder dealten und neuen Dichter in unserer Muttersprache geschrieben haben.

Jena. Toni Schwabe.

Die Jukunft des deutschen Volkes und der Rrieg. Emil Felder
in Berlin' ^wri." "-

Den Lesern der „Zukunft" ist mein politisches Programm be° kannt. Dieses kleine Buch enthält seine ausführliche Begründung, zeigt, welche Aussichten auf seine Verwirklichung der Krieg eröffnet und wie er die Öffentliche Meinung, iu einigen wesentlichen Punkten wenigstens, meiner Auffassung günstig gestimmt hat,

jNeisse. ^«AL^^ZäZ^S-

X
Emil Rathenau.
^er die Schwelle des biblischen Alters überschritten hat, soll
denBlicknicht emporrichten zu denHöhen,dieerinderIu»
gendkraft erstürmen zu müssen gemeint hat und die sich jetzt in un»
erreichbarer Ferne vor ihm ausbreiten. Wie ein Wanderer muh
er rückwärts den langen Weg überschauen, den er zurückgelegt
hat. Dieser Weg führt oft über anmuthiges Gelände; manchmal
ai'ch an Abgründen entlang zu dem Punkt, an dem Erlebnisse von
fast dreiVierteljahrhunderten wie ein Panorama vorüberziehen.
Als ich die Lebensreise antrat, gab es in unserer Vaterstadt
ein interessantes Erlebniß: die Vollendung der ersten preußischen
Eisenbahn. Die Berliner sollen in hellen Haufen begeistert zum
Potsdamer Thor hinausgepilgert sein, um den Zug nach Steglitz
abfahren zu sehen. Viel zu langsam (nach heutigen Begriffen) be»
wegte er sich vorwärts, ohne Schlaf» und ohne Speisewagen; und
doch war die Eisenbahn ein gewaltigerFortschritt gegendiePost»
kutsche, in der mein Vater aus der Nkermark als Jüngling, meine
Mutter als Kind mit ihren Eltern hierher übersiedelten.
Als ich noch nicht zehn Jahre alt war, vernahm ichNnter den
Linden, an der Stelle, wo heute das Denkmal des Alten Fritzen
steht, den Generalmarsch, der dieRevolution von 1848 einleitete,
und über Barrikaden hinweg erreichte ich das elterliche Haus, von
dessen Fenstern ich dann dem Kampf zusah. Er endete mit dem
Rückzug derTruppen durch den Monbijougarten überdieSpree.
Ein Jahr vorher hatte ich die Schrecknisse einer Hungersnot!) im
Kartoffelkrieg miterlebt.
Da weder Terpsichore noch andere Musen an meinerWiege
gestanden zu haben schienen, reiste ich auch ohne ihr Geleit in die
Lehre nach Schlesien.
Meine lieben Cousinen werden bezeugen, wie beschämt ich
in der blauenBlouse und mit denzerschundenenHänden mittags
mich an der Terrasse vorbeischlich, auf der sie mit ihren Freun»
binnen an dieser Verlegenheit sich ergötzten. Aber übel haben sie
es nicht mit mir gemeint; denn sie schmückten mein Heim mit zart»
licher Fürsorge und machten es für die langen Winterabende
wohnlich. Auch reichten sie mir an den Tischen ihrer Eltern stets
die bcsten Bissen.

Aus denArmen des Proletariates befreite mich des Königs
Ruf zu den Waffen. Ich eilte fchleunignach Berlin; aberamTage
nach der Gestellung wurde derFriede von Villafranca geschlossen,
der Befehl zur Mobilmachung aufgehoben. Die Aussicht auf den
erträumten Kriegsruhm war geschwunden.
Statt nach Schlesien fuhr ich in die wölfische Hauptstadt, um
die Theorie einer praktischen Bethätigung zu ergründen, die mich
viereinhalb Jahre lang festgehalten hatte. Auch dorthin folgte mir
das Verhängniß. Der Kampf der Polytechniker um die akade«
mischeFreiheit führte nicht zumSiegz und mit einigen Freunden
rettete ich mich in die freie Schweiz.
Mit dem Diplom eines Ingenieurs nahm mich Borstg, der
Sohn des Begründers, in seine Lokomotivfabrik auf; und nach
dreimonati ger Thätigkeit überreichte er mir als Weihnachtgeschenk
eine Rolle harter Thaler, mit denen ich damals ein Königreich
mir kaufen zu können einbildete.
Ueber meinen Aufenthalt in England will ich hiernursagen,
daß ich in einer berühmten Schiffsmaschinenfabrik mein Glück
versuchte. Trotz .schmaler Kost und wenig Geld' bleibt mir dieser
Aufenthaltunvergeßlich; und meinen Eltern wurde es nicht leicht,
mich zur Rühkehr in die Heimath zu überreden. Hier kaufte ich
eine kleine Maschinenfabrik mit einem großen Garten und asso?<
ziirte mich meinem Jugendfreund.« ^
SüT,.d« Miste, die, im Dezember 1908, se^n fMenzigsten
Geburtstag feierten, hat Emil Rathenau diesen Grundriß seiner
"Erlebensanfänge aufgezeichnet. EinBischenWirthschaft: die erste
Eisenhahn; tzungersnoth inBerlin;EnglandinallerTechnik dem
DeutschendasunerreichlicheMuster. Ein Bischen Politik: März»
stürm, der den Willen des kranken Königs aus den Angeln hebt
und den Rückzug derTruppen vordemAufruhrerwirkt;elfIahre
danach Preußens frucht lose Stimmung für und gegen den zwischen
Frankreich-Sardinien und Oesterreich entstandenen Krieg. Ein
Familienbildchen aus Israels ostdeutscher Provinz: sproliauer
Basen, die den langen Vetter aus Berlin gern bespötteln, doch
lieber hätscheln und vergessen lehren, daß er bis indieStunde des
gemeinsamen Mahles den Kittel des Maschinenbauers trug. Kein
Wort über die Leistung des Gereiften. Der entwirft und gestaltet
den Plan zu einer Maschine, durch deren Bewegung tausend

Pferdekräfte nutzbar werden. Der stiftet den Bund technis^ cr
Physik mit dem Maschinenbau, verdingt derPraxis die Theorie,
die Erfahrung derWissenschaft und erwirbt so die behutsame Kunst,
die der Pfleger des jungen Zärtlings Elektrotechnik braucht. Aus
Philadelphia, wo derAussteUungbesucher sich der Rückständigkeit
heimischen Grohgewerbes schämt, und aus Edisons Werkstatt
bringt er dasTelephon nachBerlin.Will es einführen, darf aber
nicht: weil solcher Einbruch in ein Regal nicht erlaubt werden kann.
Bietet den Gedanken dem Reichspostsekretär Stephan an: und
hört von ihm, aus dieser Sache sei nichts zu machen; „was für
Amerika; in Berlin kriegen Sie kaum zwei Dutzend Leute, die für
einen Telephonanschluß das Portemonnaie austhun." Später be-
sinnt sich der Grundgescheite, räumt dem IngenieurRathenau im
Reichspostamt ein Bureau ein und läßt von ihm die erste Telephon-
centrale schaffen. Noch ist Frankreich das Experimentirland der
Geschichte; auch des Geschehens, das die Wirthschaft umwandelt.
Von dort holtRathenau die Glühlampe (Edisons) und speist die
Leipziger Straße mit Elektrischem Licht. Er erzieht den Maschinen»
bau für die Riesenleistung, die ihm nächstens abverlangt werden
muß. Aus kleinen Blockstationen, in denen schnellePonies, winzige
Kraftsammelmaschinen, laut stampfen und keuchen, werden weite,
hohe, helle Centralen,aus denen,fastohneGeräusch,LichtundKraft
in hunderttausendtzeimeundWerkstättenverbreitetwird.Ausder
Deutschen Edison»GeseUschast wird die Allgemeine Elektrizität»
Gesellschaft, die, unter demBuchstabenbild AEG, vonMoskau bis
nach Kapstadt bekannt ist, in den wichtigsten Zonen Kinder gebärt
und ihr Aktienkapital auf die Höhe von zweihundert Millionen
Markschichtet. DieNernst°Lampe,derDrehstrommotor,dieDyna»
moturbine,dieUeberlandcentralen, die Elektrifizirung der Eisen»
bahnen: zuAller Gelingen hatRathenau mitgewirkt; schöpferisch,
nicht nur als Berather und Geldspender. Nicht den Kindern des
eigenen Geistes nur, auch fremden, wenn die Aufziehung ihn loh»
nend dünkte, gab er, ohne zu knausern, ein Stück seines Wesens.
Ebenbürtig stand er, von Genies Gnade, neben Werner Siemens.
Und die Schöpfung des Gefährten undFolgers wurde größer, weil
er infruchtbarereZeit gestellt und obendrein mit einer Finanzirer»
kunst begabtwar.die genügt hätte.ihn zu einem der reichsten Män»
ner Deutschlands zu machen, die er nie aber gieriger Selbstsucht,

stets nur demWerk seinesWollens verpflichtet hat.DiesesWol°
lens Absicht war, Industrie (nicht als Geschäft, sondern) als die
einer bestimmten Stunde des Volkserlebnisses nothwendige Kul-
turform mit allen heute, morgen, übermorgen erlangbaren Mit-
teln (nur niemals mit alten, verbrauchten, abgewetzten) für künf-
tiges Bedürfniß auszugestalten. Dem Lande, den Mächtigen und
den Karrenfchiebern in der tzeimath und im letzten Schluß der
ganzenMenschheit zum Heil. So große Worte liebte er nicht. Und
hat den zur Feier des SiebenzigersVerfammelten von Alledem
nichts gesagt. Auch vielleicht für sich selbst nie aus der Alltags»
arbeit den Gesammtertrag seiner Leistung abstrahirt. Er war kein
Mann derAbstraktion; brauchte dieReibung.dieWärme derThat;
unter dem Polarhimmel kalter Begriffsgestirne hätte er gefroren.
Ein Schöpfer; der des Zeugervermögens sich immer wieder
bewußt werden wollte. Noch als Greis; noch im Wirbel desKrie»
ges, der tzaupttheile der unter seinem wachsamen Blick von ge°
wandten Helfern eingerichteten Weltorganisation zertrümmert
hatte. Aus der Schneedecke blühte sein Hoffen in ewigem Lenz.
Dabeineigte ernichtetwaineitleSelbstzufriedenheit,blindeSelbst-
täuschung, äffische Narrheit, die sich entzückt am Schauspiel des
Geschaffenen weidet. Optimist (so nennts jetzt ja die Gasse) war
er nicht. War nie Einer, der Verantwortung auf der Seele trug,
Schwierigkeit von morgen undFährniß vonübermorgenvoraus-
sah und von hartem Erleben gewöhnt war, immer mit der Mög»
lichkeit düsteren Wetters, eines Orkans oder Erdbebens gar zu
rechnen. Optimist im heute modischen Wortsinn ist, wer aus dem
zwanzigsten Stock eines Wolkenkratzers gestürzt ist und auf hal-
ben! Luftweg in die Tiefe, neben denFenstern der Zehnten Etgge,
den Gedanken sMMt: „Na also: bist ja noch unheschä.digt.-(Das
Beispiel ist auch für Wesens-und Völkerstimmungen im Krieg an-
wendbar.) Emil Rathenau wurde, wie Bismarck, stets zu den
Schwar^ehern,gezäh.lt. Den Staatsmann quälte der cauckemar
6es co-Mions; Deutschlands stärkstenIndustriekapitän dieSorge,
daß seine Gesellschaften von dertzöhe gleiten könnten, dieihrGe»
deihen sichert. Beide Männer leisteten selbst so viel, daß sie mit der
ArbeitAnderer selten ganz zufrieden waren und den Durchschnitt
unzulänglich fanden. Dem Geheimen Baurath undGeneraldirek-
torRathenau, Ehrendoktor derPhilosophie und der Technik, brei-

tcte jeder Mangel sich in Lebensgefahr, schwoll jeder nicht von Nutzen schon trächtigeAufwand im Kleinsten zu lasterhafter Verschwendung. Die Landschaft, die er den Aktionären zeigte, war kaum jemals in den blauen Dust wonniger Hoffnung geschleiert; irgendwo stand, fern oder nah, ein Gewitter, gegen das Vorsicht Regenmantel, Schirm.Gummischuhe bereithalten mußte.Börsenknirpse, die von derAktie derAEG mindestens einen fürs Sonntagsvergnügen reichenden Kursgewinn ersehnten, pflegten vor der Generalversammlung, vor Rathenaus Bericht über den Geschäftsstand einander ängstlich insOhr zu flüstern: »Wenn er nur nicht wieder .Aber' sagt!" Gewissen und Temperament zwangen ihn in die Schranken des dem Jobber fürchterlichen Wortes. Hastige Kurssteigerung dünkte ihn Gräuel, dessen Folge noch jäherer Absturz sein mußte. Auch vor den Mitarbeitern hat er die nahe Zukunft des Unternehmens nie in rosiges Licht gebadet. „ Das sieht ja, Alles, wunderschön aus; aber Sie werden erleben, daß an einem Tag mehr verloren wird, als die ganze Geschichte in Iahren eingebracht hat.Und ich weiß noch immer nicht, obs nicht klüger gewesen wäre.bei der Fabrikation zu bleiben, die mit aller Kraft zu verbessern undaufdiekostspieligeAusdehnung instzim» melweite zu verzichten." Das war Erwägung eigenen Unternehmens. Doch lenzlich sproßte noch aus dem Dunkel die Zuversicht auf die Gesundheit deutscher Volkswirthschaft und auf dieFrucht ihres frühenBundesmitWissenschaft und Technik. Noch im Greisenhirn kreißt eine Welt. Mit jedem Jahr muß der Menschheithunger nach Elektizitätkraft zunehmen. Automobil undAeroplan, Hausgeräth aller Art,Schreib° undDruckmaschinen.Fernsprecher, Fernseher: Anfänge nur. Das ganze Eisenbahnnetz muß elektri» fizirt und die dem Staat gehörende Bahn dann wieder Privaten verpachtet werden, die sie flinker neuem Verkehrsbedarf anpassen, ^snkinev ausnützen können als der von Wesensnatur aus schwerfällige Fiskus. Jeder Wasserstrom, jede Wärmemenge, die aus einemFabrikschornstein qualmt, muß demVolkshort Zinsen. Elektrizität erneut dieIugendkraft des müdgewordenenBodens und gewährt dem Kleingewerbe, was noch der Vortheil des Großbetriebes ist. Hinaus aufs Ackerland, hinein in die Werkstatt des Zunftmeisters? Damit der Bauer, Handwerker, Einzelfabrikbesitzer, damit Genossenschaft und Gemeinde, Stadt und Staat nicht

aus Geldmangel länger noch aufdie Summe dieser Portheile, auf
Kraftspeicherung und leuchtende Kanäle verzichten müssen, leihe
die Industrie selbst ihnen das zuAnlage und Verwaltung nöthige
Kapital. (Ein Ziel der Elektro»Treuhand»Aktiengesellschast, die
Rathenau schuf.) Ob mit der Ausführung solchenPlanens sofort
ein»Geschäft gemacht",ob bis zum nächstenDonnerstagdadurch
ein Profit gesäckelt werden kann: einerlei. Industrie wäre nichts,
wenn ihrSommer nicht den Menschen, an diesie,über engeGren-
zen hinaus, gelangen kann, das Leben zu erhalten.zu läutern und
schönenvermöchte.WennausihremErtragnichtGemeingutwürde.
Doch solcheZiele hat Rathenau vielleicht seltener bedacht als
sich derBewegung gefreut, indie fein Dämon ihn zwang. Fleißig?
Sein Blick staunt durch den Kneifer. Der Erste, der Letzte auf der
Arbeitstatt;mitDreiundsiebenzig, nach dem Verlust einesFußes,
n och in allen Fabriken, wo er jeden Maschinenteil, jedes Rädchen
kannte und nie zweifelte, ob ein Ofen besser genützt, mit feinerem
Werkzeug irgendwo mehr geleistet werden könne. Das verdient
doch nicht Lob. Versteht sich von selbst. Arbeit ist ihm Inhalt und
Lust des Daseins. Treibt ihn der Arzt in Erholungurlaub: alles
Wichtigekommtnach; und aufeinemSpazirgang(derklügsteBank-
taktiker sieht es, wie das Walten großer Naturkraft, mit bewun»
derndem Sinn) knetet, durchmeißelt, vollendet Rathenaus Hirn
Finanzpläne, über denen der pfiffigste FachmenschWochen lang
brüten müßte. Konstruktion und Abwickelung hat er am Schnür-
chen, wenn er sich zur Mahlzeit setzt. Maschinenbauer, der im
blauen Kittel noch heute seinen Mann stünde; Techniker mit der
Voraussicht des von innerer Vision Erleuchteten? Geldstratege,
den die Gilde alsMeister ehrt. So muß es sein. Taugte ersonst auf
so hohen Sitz? «Oft habe ich überlegt, ob es nicht unvernünftig
sei, die ganze Kraft des Geistes und Körpers an neue Riesen»
Unternehmungen hinzugeben; oballdieseMühe ihren Lohn finde.
Ich habe mich aus Sonnenbrand und Plage in Schatten, Ruhe,
Bequemlichkeit gesehnt. Aber in jedem Menschen lebt der Trieb,
seinen Weg bis ans Ende zu gehen und Begonnenes zu vollen»
den." Diese Sätze tzarrimans, des Weisesten aus der Kaufmanns»
Welt der VereinigtenStaaten,lehrenuns,weshalbRathenaunicht
müßig fein mochte. Zu der Lebensart des Genießers war kein
Blutstropfen in ihm. NM aMshMerWhÄUchMeM Hm AM:

I Maitrank in einerMassenmagenschwemme, ein derb gezimmertes
j Theaterstück (gar zu fein, dunkel, mit Räthseln gespickt durfte es
^ nicht fein), harmloser Flirt und die Akrobatik des Schauhauses.
^ Dann wurde der im Dienst seiner Sache harte und, wenn sie es
l forderte, grausame Mann dem gesunden Kind ähnlich. Fand, von
^ den Hammelrippen für anderthalb Mark bis zu den Künsten des
! Bauchredners, des Trottelkomikers mit dem Klebepapier, demGe-
'hops schlankerMädchen, derSelbstverknäuelung des Schlangen-
^ menschen, Alles höchsterBewunderung Werth und in solcher Voll-
> kommenheit, zu so billigem Einstandspreis, schier unfaßlich. Ver-
, wöhntewunderten sich,weil einAltersoAlltäglichesbestaune. Sie
; empfanden nicht, daß ein von eigenem Willen Gefangener feiner
? Zelle entschlüpft und vor bunte Bilder gesetzt war, die seinAuge
!i mit dem Reiz der Neuheit labten; und hatten nie s5nen gelernt, ^
k daß der Visionär im Persönlichsten stets Kind bleibe Doch Ge^'
nutz, groben oder erlauchten, als Lebensinhalt? Lieber den Tod.'
Ein Schöpfer. Mit Bewußtsein in einen Lebenskreis be»
grenzt. In ihm so durchglänzt von Geisteswürde, daß Jeder ihn»
der Selbstgefälligste noch, ohne Hemmung Herrn nannte. Nie von
dem Wunsch, gebildet, vielseitig, mit allenWassern gewaschen zu
scheinen, aus den Grenzen seiner Wahrnehmungfähigkeit ge»
drängt. Einer der mählich selten Gewordenen,aus denen muthi-
gesSelbstgefühlspricht:„Davonverstehe ich nichts.«Und diewil-
lig dem aus Erfahrung und Wissenschaft Schöpfenden ihrDenk-
gefäß Hinhalten. Ein gewachsener, nicht aus Stücken gekitteter,
drum starker und schlichter Mensch; ein (nach Goethes unersetz-
barem Wort) baumcis^tcMSer.Der sich nieM°WAMFuckerrang
blW^in^in seliner'Stille, der Heimath doch reichere Ernten aus
dieTenne legt als einSchock emsiger Minister undlauterSchwa-
dronirer. In Ncbclfcrne hinter Deutschlands dorrt Britaniens
Technik und Maschinenbau, die der junge Emil Rathenau in
Greenwich wie unvergleichliche Wunder schaute. Vornan half er
demReichinel«sWirthschaftmacht, dereinstweilen nundieMög«
lichkeit der Auswirkung ins Weite gesperrt ist. Mit seiner Epoche
hat er geendet. Anvergreist; das Hirn voll von neuem Planen.
An einem Sonntag stockte der Herzschlag des behaglich Rasten»
den. Haus und Arbeitstätte waren bestellt.Nnd seine Sonne seg»
nete ihn noch einmal mit seinem Werkstoff, mitLicht undWärme.

Herausgeber und verantmortticher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pasz 6 Garleb G, m, b, H. in Berlin.

2«. Zmii 1!)1S.
— Die Zukunft. —
Ar. S».
SIIsni psr SI. Hsrembsi» 1S<4.
"^^«»udsträgs von Kr. 49SS0V0 . .' , , ,^ , . , ^, . ,
«Or«6it ?si,roliker", lZs^sIIsoKskt ?ur ^örasrnv^ Sor Lllt-
LsswnS^^»»Id^^,nä ?erU^kabriK^eii, 2»!>5 0S2,91
d) ». <Z, deutsok. !>liusrg,Iü>r»kllllsrisri, s. S.Nsni>nK>KriKmi,
vsulse^is öaurgeLs»LoKäkt tür Lröül Li, m, b, S,, Lerli,,, Voll
Iva?s°?^^° ,^ , . , . ^, Zck. 4759158,9«
ö 033 457
2 021.2«
12» 120
4 453 235
1085 891
1 2SL 4S5
205 MV
2S79S3!?
125000
200M
18« SSI
20000
1 WS WO
1 415 70»
174 15«
57« W4
4S2 128
S Mb 348 11
22110« «2
,5
1^
IS S29 2«7 54
2 452 5S5 48
2 198 38«!
2
2
4SSS757
41S1S94
5 SS2 ISS
3 179 82«
9S
«5
13
15
7 018 191
8 483253
3 714 7W «3
,833 882,94
197 30° 12
IS
4»
3S749
500 000
1
7 SV«
K5 31«
^,>7
IS «81 »S01
öS 74V VL494
^1.
Iii.
50 445 782
14 475
^Vvl^Is . 5,1, 4',59 158.90
123 4S3
Krs<Z!torei, 1
Z 5S0 834
VorsLQioäons....
«018 547
9 SU9 382
«2
Söll 982
IN
«4
SS 74« «84
.CK«.,
30 750 0«0i —
9 51I0U« —
7 492 000,20
1230 223!«
1 281 SS»1S2
32 50« —
14« S97 5g
5l,1I5 7^,^

Nr.
Pik Zuliunsl.
2«, Juni 181».
Kl,
939 «48
513«
260816
545 155
850 96«
85 401
35 187
6 541982
5?
IS
9 2Sü b««
Ick,
1 5i2 264
5 2S5 163
1239 182
12 64«!
I 144 43«,
9 S63 «6«
31
IZ,s Mr Sll« S°scKsNdiadr^1914 M^nnser« ^Kl,sn ^ , ^ ^, ,^ ^ ^
Hireciion oer 0lsv0 lo resellsckslt, Ssr»n V, 8,
«. Sleicll^öllsi', Sellin W, S.
vrxsgne^ Ss, Ii, Ssrttn V, 56,
KsIionsilisnK lii^ DeuiseKisnll, Lsrlin V. 8,
l.supsnml,N>sn S Lo,, Ssrlm 7,
4
Z . ,,
«5. 2 „ .
Mit », 120,
, dvlll—13 «0
„ ,3011-!0S00
„ 2050I-3K7S«
v«5 Vc>r,t»nll.

Julius pintsck NKtiengesellseKskt.
Kl,
9«
2 222 41«
64
2
4
S«7l7
97
243 SS«
7,!
14 729
«
1öS 9S1
36 «Ol
25
^v^I-Xonten . Kl, 1 88« 1SS,—
3 333, «9
81
S 85« 95«
29
944 «>«
1« 2«9 U9Z
47
^.vil^icanlon °Kl,°l 88« lS3.—
lisingsv! l9l4 Kl, 1482 765,71
»us"l9l?. . 119 474,98
31 >>19
KI,
18 0«U«W
180« «00
9««U»0
5 842«««
'209«
50« NM
2b« «00
25««««
125 M0
—
225«««
13S?
1551985
SS
1602 24«
«g
31 «IS ö«5
9^
k>k
N«b«n.
KI.
?r
VsrvilNgs,- ll, llanlllgs-IInli,

2 7 l? 598
.3
7 685 289
27
2"9 4IS
3 252
27
397 923
:!«
46 985
SS
160 9,
8l684
Verwsl ll„! Lll«Ktev . . . ,
4 823
127 125
72
88 77«
9^
U»7«
285 39«
1 9l8 4«>
SI
S9, 883
I 4« 7S5
7,
7 91 > 337
77°
7 I
Ü8
<Ipr I>j»ru»t».««««Il8r>>»st in U«rl!u mil A. 8«,— prn «tück van inorgsn ^ur ^usuaKIuns»
s°r,m, 6v» 15 ,iu„j uu5, Julius rinlsek tlillevgesellsetikll.